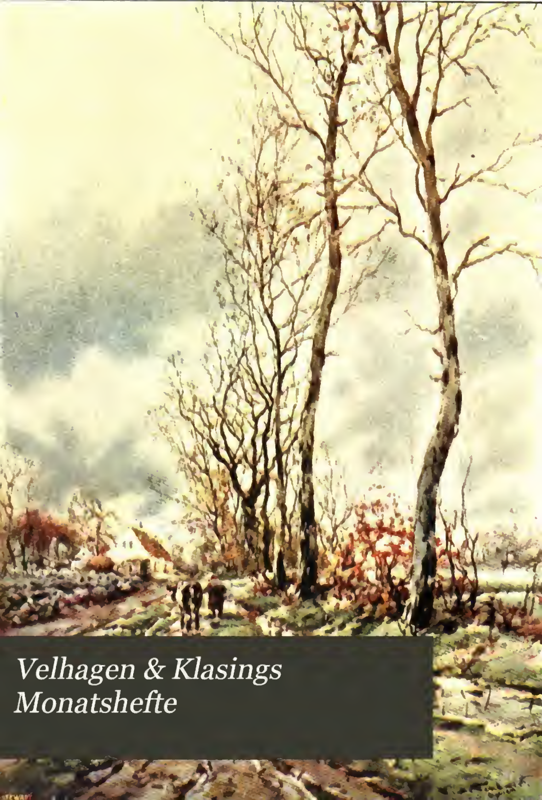
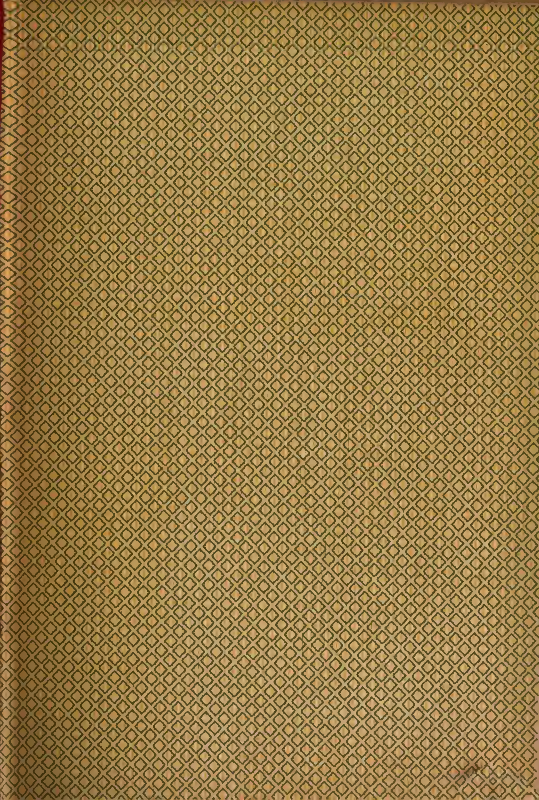

Velhagen & Klasings
Monatshefte



Velhagen & Klasings

Monatshefte.



Jahrgang 1897/98.

II. Band.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.



Inhaltsverzeichnis.

XII. Jahrgang 1897/98. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. VIII. Band, Nr. 7 bis 12:

Schröder, C.: Sonnenblume. Roman. Seite 193—360.





Märzenschauer. Nach dem Aquarell von Richard Fehdmer.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 7, März 1898.

Victor Tilgner.

Von
Adolf Rosenberg.

Mit zwei Einschaltbildern und zehn Textillustrationen.

Das Leben des österreichischen Bildhauers, den der Tod in einem seiner häufigen Anfälle von bitterer Ironie gerade am Vorabend seines höchsten Triumphes, kurz vor der Enthüllung des Wiener Mozartdenkmals, am 16. April 1896 an sich gerissen hat, ist keineswegs reich an Lichtblicken gewesen.

Sein Vater war Hauptmann in der österreichischen Armee, der in Preßburg in Garnison stand, als dort sein Sohn Victor Oskar am 25. Oktober 1844 geboren wurde. Nach zwei Jahren wurde sein Vater nach Wien versetzt. Wer die Verhältnisse unbemittelter österreichischer Offiziersfamilien kennt, der weiß auch, daß auf die Erziehung der Kinder nicht viel Geld verwendet werden kann. So wurde auch dem kleinen Victor an Bildungsstoff nur so viel geboten, als eine Wiener Volksschule leisten konnte, und als der Knabe aus dem Groben herausgekommen war und sich sein künstlerischer Drang zu regen begann, mußte er sich selbst weiterhelfen. Seiner schon frühzeitig entwickelten Energie gelang es auch, schon mit fünfzehn Jahren auf der Wiener Kunstakademie Aufnahme zu finden, wo er zuerst die Vorbereitungsstadien bei Professor Bauer durchmachte und dann in Professor Joseph Gasser von Valhorn einen Lehrer erhielt, der ihn in die hohe Kunst einführte und bald seine besondere Freude an dem lernbegierigen, begabten Schüler hatte. Joseph Gasser pflegte ausschließlich die kirchliche Kunst.



Abb. 1. Victor Tilgner.

Sein Zögling hat sich auf diesem Gebiete später nicht berühmt gemacht. Er war im Gegenteil mehr auf weltlichen Schmuck und Prunk gestimmt. Aber in seinen Grabdenkmälern, aus denen eine starke religiöse Empfindung, eine ehrliche Andacht herausklingt, hat er doch seinem Lehrer Ehre gemacht, und nicht minder in einigen pompösen Büsten von Kirchenfürsten und Prälaten, die er in seinen späteren Jahren, als er bereits auf der Höhe seiner Erfolge stand, geschaffen hat.

Auf der Akademie regte sich übrigens noch nichts von jenem Feuergeist, der nachmals der Wiener Plastik neue Bahnen eröffnen sollte. Tilgner ging ruhig den geraden Weg der akademischen Studien, die im Gegensatz zu dem allgemeinen Glauben keineswegs seine individuelle Entwickelung gehemmt oder gar seine geniale Begabung untergraben haben. Er wurde sogar ein Musterschüler, der nach und nach die Fügersche Medaille, einen Hofpreis und zuletzt ein Stipendium errang. Im Februar 1871 verließ Tilgner die Akademie, mit allem ausgerüstet, was ihm der akademische Lehrgang bieten konnte, namentlich aber im Besitze einer gründlichen technischen Ausbildung. Leider konnte er mit ihr zunächst nicht viel anfangen, da er viele Monate keine Gelegenheit fand, sie an irgend einem Auftrage von Bedeutung zu bethätigen. Noch waren die Kunstverhältnisse Österreichs, insbesondere Wiens, sehr kärglich zugeschnitten, noch regte sich nicht viel von dem blühenden Kunstleben, das sich bald darauf, zunächst im Gefolge des plötzlichen, leider aus unsolider Grundlage entsprossenen, wirtschaftlichen Aufschwungs, dann unter dem Einfluß der Weltausstellung von 1873 und später unter dem der stolzen Monumentalbauten an der Ringstraße entwickeln sollte. Wenn man es nicht von zuverlässigen Zeugen erführe, würde man es nicht einmal glauben, daß selbst die Porträtplastik, die doch sonst die Bildhauer in schweren Zeitkrisen über Wasser zu halten pflegt, damals eine untergeordnete Rolle spielte. Das feinere, intimere Genre der Porträtplastik, das um jene Zeit in Paris in höchster Blüte und Schätzung stand, war nur wenigen Kunstfreunden Wiens bekannt, und an Vorbildern, nach denen die heranwachsenden Künstler hätten studieren können, fehlte es in den öffentlichen Museen so gut wie ganz.


Abb. 2. Charlotte Wolter.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Um so rätselhafter ist es, daß der junge Tilgner Ende 1871 ganz von selbst, ohne äußere Anregung, auf den Gedanken kam, sein Glück in der Porträtplastik mit starker Betonung der psychologischen Seite zu versuchen. Mit der üblichen Büstenschablone konnte er dabei nicht auskommen. Eine starke seelische Erregung, eine Steigerung aller geistigen Kräfte zu dem für eine ausgiebige Charakteristik fruchtbarsten Moment findet ihr Echo auch in einer



Abb. 3. Kronprinz Rudolf. Im Besitz der Stadt Wien. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

körperlichen Bewegung, und darum sollten Tilgners Büsten den Eindruck machen, als seien sie plötzlich aus dem Leben gerissen und als zucke in ihnen noch der Reflex des wirklichen Lebens. Es ist möglich, daß er die Formensprache, die ihm zum Ausdruck dieser Absichten als die vollkommenste erschien, aus dem Studium der plastischen Bildwerke des Barockstils gelernt hat, an denen Wien außerordentlich reich ist; von einer unmittelbaren Anlehnung an ein bekanntes Kunstwerk findet sich aber in den ersten Arbeiten Tilgners keine deutliche Spur. Es ist vielmehr anzunehmen, daß einzig und allein das Studium der Natur ihn auf jene formale Ausdrucksfülle geführt hat, die für die Barockkunst bezeichnend ist. Wenn man von Tilgner und seiner Kunst spricht, taucht auch immer das Bild des ihm geistes- und stilverwandten Reinhold Begas vor unseren Augen auf, und von diesem wissen wir es genau, daß ihn erst das Studium der Natur zur Schätzung und richtigen Würdigung der Künstler der Barock- und Rokokozeit geführt hat, die in den fünfziger und sechziger Jahren, ja noch bis tief in die siebziger Jahre hinein allgemein in geringer Achtung standen.

Auch Tilgners erste Porträtbüsten fanden nur in den intimen Zirkeln ganz besonders feinfühliger Kunstfreunde Anerkennung, bis er sie zunächst auf der Frühjahrsausstellung von 1872 im Wiener Künstlerhause und dann auf der Weltausstellung des folgenden Jahres weiteren Kreisen vorführte. Damals sahen wir zuerst von ihm eine Büste in Gips und zwei in Terrakotta. Die letzteren wirkten schon durch das für die damalige Zeit ungewöhnliche Material, das nicht wenig zur Erhöhung der malerischen Wirkung beitrug, die fortan Tilgners Hauptaugenmerk blieb. Wer an der etwas wilden, nach den Begriffen jener Zeit die Grenzen der Plastik weit überschreitenden Formengebung Anstoß nahm — und es gab nicht wenige solcher strengen Kritiker —, der sah sich wenigstens durch den Reiz der dargestellten Persönlichkeiten gefesselt. Zwei von ihnen erfreuten sich damals in Wien einer unbe-



Abb. 4. Johann Strauß.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Individualität anzupassen, die er jedesmal mit seinem in die Tiefe dringenden, die geheimsten Falten der Seele ausspähenden Scharfblick in ihrem ganzen Wesen zu erfassen wußte. Für junge Mädchen, die sich eben aus zarter Knospe zu jungfräulicher Blüte entfaltet hatten, wählte er jene keusche, scheu zurückhaltende Formensprache, die wir an den Bildwerken der florentinischen Meister des XV. Jahrhunderts bewundern. Bei der Darstellung schöner Frauen schloß er sich, je nach ihrer Körperhaltung, ihrem Temperament und ihrer geistigen Natur, bald an die üppig blühende Fülle des Barockstils, bald an die heitere Anmut und die spielende Koketterie des Rokoko an. Weit entfernt aber, sich mit der Rolle des Schmeichlers schöner Frauen zu begnügen, traf er auch ebenso glücklich den heroischen Accent, wenn es galt, mächtige Herrscher und tapfere Offiziere darzustellen. Ein Zeugnis davon legen die Büsten des Kaisers Franz Josef und des Kronprinzen Rudolf ab, den Tilgner zwei Jahre vor seinem tragischen

grenzten Popularität: Charlotte Wolter, die berühmte Tragödin des Burgtheaters, und Heinrich Laube, der um jene Zeit mit der Übernahme der Leitung des Stadttheaters eben den Wettkampf mit jener ehrwürdigen Pflegestätte der Schauspielkunst aufgenommen hatte. Die später in Marmor ausgeführte Büste der Wolter (Abb. 2) wurde der Grundstein zu Tilgners Ruhm, zugleich aber auch das schönste und edelste Denkmal, das die bildende Kunst der großen Darstellerin menschlicher Leidenschaften gesetzt hat. Damit war auch das materielle Glück Tilgners gemacht, und wenn auch nach der schweren Finanzkatastrophe, die nach 1873 über Wien hereinbrach, zeitweilig ein Rückschlag eintrat, so blieb Tilgner doch bis an sein Lebensende der gesuchteste Porträtbildner Wiens. Über vierhundert Büsten sind aus seinen fleißigen Händen hervorgegangen; aber trotz dieser erstaunlichen Produktivität wußte er stets die Formengebung im einzelnen wie die allgemeine Anordnung, das Arrangement der

Ende modelliert hat (Abb. 3). Diese Büste, bei der auch die eigenartige Gestaltung und Belebung des Büstenfußes durch Kinderfigürchen, die zugleich eine tragende Funktion zu erfüllen scheinen, für Tilgners unerschöpfliche Erfindungsgabe charakteristisch sind, bezeichnet bereits den Höhepunkt seiner Kunst. Daß er aber auch schon um die Mitte der siebziger Jahre, als ihm die jugendliche Brust von berechtigtem Stolze auf seine Erfolge schwoll, diesen eigentümlich malerischen Stil vollkommen beherrschte, beweisen die damals entstandenen Büsten des Walzerkönigs (Abb. 4) und Hans Makarts (Abb. 5), mit denen Tilgner in inniger Freundschaft verbunden war. Enge Fäden spannen sich zwischen diesen drei Künstlern zusammen. Makart sowohl wie Tilgner haben einen stark musikalischen oder doch rhythmischen Zug in ihrer Kunst, und es ist sicher kein Zufall gewesen, daß Tilgner zweimal Gelegenheit fand, Meistern der Tonkunst seine Huldigung in monumentaler Form darzubringen.

Das geschah aber erst in späteren Jahren. Nach den glücklichen Erfolgen, die ihm die Wiener Weltausstellung gebracht hatte, unternahm er im folgenden Jahre (1874) mit seinem Freunde Makart die erste Reise nach Italien. Die Eindrücke, die er dort empfing, bestärkten ihn zunächst in seiner malerischen Richtung, lenkten aber doch auch seinen Blick auf die herben Reize der italienischen, besonders der florentinischen Plastik des XV. Jahrhunderts, und auch ihre Ausdrucksweise wurde ihm bald so geläufig, daß er sie anwenden konnte, wo es das Motiv oder der Ernst der herrschenden Stimmung verlangte. Unter diesen Eindrücken entstanden das Grabmal seiner Eltern (Abb. zw. Seite 8 u. 9), das der Familie Faltis in Trautenau, das an die lieblichsten Schöpfungen eines Luca della Robbia erinnert, eine Gruppe des den Drachen tötenden St. Georg (Abb. 6), die Figur eines römischen Gladiators, der über einen besiegten, zu seinen Füßen niedergeworfenen Gegner triumphiert, u. a. m. Die letztere Gruppe war als Bekrönung eines Brunnens gedacht, und diese Art von Brunnenplastik war für Tilgner ein volles Jahrzehnt hindurch das einzige Mittel, seine Kräfte einmal im Großen zu regen. Bei einem Besuche seiner Werkstatt sah Kaiser Franz Josef das Modell zu einer solchen Brunnengruppe, das einen Triton darstellte, der ein sich sträubendes Weib mit nervigen Armen umfangen hält. Es lag in diesem Entwurf ein so tüchtiges Stück ergreifender Naturpoesie und dramatischer Gewalt, daß der Kaiser die Ausführung des Brunnens befahl, der, in Bronzeguß ausgeführt, seinen Platz im Wiener Volksgarten fand. Seitdem erhielt er noch mehrere Aufträge des Kaisers zu ähnlichen, noch weiter ausgedehnten monumentalen Brunnenanlagen, und er hat für die kaiserlichen Jagd- und Lustschlösser im Tiergarten und in Ischl Werke geschaffen, die sich an Kühnheit der Erfindung mit den berühmtesten Schöpfungen der italienischen Barockkünstler messen können, sie aber in der Feinheit der Durchführung im einzelnen und in der tief innerlichen Charakteristik der fabelhaften Meeresbewohner und der um sie herumspielenden Kinder, die die Brunnenschalen beleben, weit übertreffen.

An der Bildung anmutiger Kindergestalten hat der Künstler sein Lebenlang seine helle Freude gehabt. Wenn er seinen Brunnengruppen oder seinen Denkmälern einen lyrischen Ton, ein idyllisches Element beigeben wollte, wählte er geflügelte und ungeflügelte Kinderfiguren, die „Putten" der italienischen Renaissance, zu Trägern solcher Stimmungen. Einen ernsten, melancholischen oder gar greisenhaft-nachdenk-



Abb. 5. Hans Makart.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.



Abb. 6. St. Georg. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

lichen Zug, wie er bei den italienischen Bildhauern des XV. Jahrhunderts vorkommt und wie ihn auch Makart seinen traurig und stumpf dreinblickenden Kindergenien aufgeprägt hat, finden wir aber bei Tilgner niemals. Bei ihm strahlt diese junge Welt immer in der fröhlichsten Unbefangenheit, die das Vorrecht der Kinder ist. Den Zauber, mit dem solch' liebliches Gaukelspiel auch ernste Erinnerungsdenkmäler umspielen kann, hat er zuerst an dem Denkmal entfaltet, dessen Ausführung ihm seine Vaterstadt Preßburg auftrug, als man dort beschloß, das Gedächtnis des in Preßburg geborenen Komponisten Johann Nepomuk Hummel zu ehren (Abb. 7).

Es war auch eine Lieblingsbeschäftigung Victor Tilgners, gleichsam eine Erholung von seinen großen dekorativen Arbeiten, humoristische Einzelfiguren und Gruppen von Kindern mit und ohne Kostüm in kleinem Maßstabe zu bilden, die, in Terrakotta, Majolika oder Bronzeguß vervielfältigt, zahlreiche Liebhaber fanden. Ein als Mars verkleideter Amor und ein in jugendlichem Übermut lustig vorwärts stürmendes Kindertrio (Abb. zw. Seite 12 u. 13) sind besonders populär geworden. Es ist echtes Wiener Blut, das diese drei Figürchen vom Wirbel bis zur Zehe durchzuckt, und die hier verkörperte, sozusagen musikalische Grazie mag zu allen übrigen Verdiensten Tilgners beigetragen haben, daß ihm nach schweren Konkurrenzkämpfen schließlich doch die Ausführung des Mozartdenkmals für Wien, an dem seine ganze Seele hing, übertragen wurde.

Monumentale Vorstudien dazu hatte er

genug gemacht. Nach seinem Erfolge mit dem monumentalen Brunnen für den Volksgarten zog man ihn auch zu dekorativen Bildwerken für die großen Neubauten an der Ringstraße heran. Nachdem er schon vorher eine Statue von Rubens für das Wiener Künstlerhaus und die Standbilder von Raffael und Rembrandt für das Museum der Stadt Savannah in Nordamerika geschaffen, wurde ihm nach und nach die Ausführung von mehreren Bildwerken für das neue Parlamentsgebäude, für die beiden Hofmuseen und das Hofburgtheater übertragen. Für das Haus der Gesetzgeber schuf er die Statuen von Homer und Phidias, Marcus Terentius Varro und Archimedes, für das kunsthistorische Museum die von Cornelius, Führich, Schwind und Rauch, für das naturhistorische Museum die von A. von Humboldt, L. von Buch, Newton und Linné. Allen wußte er etwas Charakteristisches mit auf den Weg zu geben, wenn auch einige dieser Künstler und gelehrten Herren seinem eignen Wesen ziemlich fern standen; ganz in seinem Element fühlte er sich dagegen, als er für das Burgtheater den alten Wiener Hanswurst und die klassische Gestalt des Ritters Falstaff zu verkörpern begann. In diesen beiden Figuren hat er Typen hingestellt, die kaum noch überboten werden können. Daß ihm aber auch der Einblick in die Tiefen einer schmerzzerrissenen Seele, die, von der Allmacht der Liebe erschüttert, zwischen Pflicht und Verbrechen schwankt, nicht verschlossen war, bewies er zugleich in der Statue einer Phädra für das Burgtheater, das er außerdem noch mit den Büsten zahlreicher Dichter geschmückt hat.

Nach solchen Vorarbeiten durfte Tilgner mit voller Zuversicht auf Erfolg an der Konkurrenz um das Mozartdenkmal teilnehmen, das die Stadt Wien dem großen Meister der Töne an bevorzugter Stelle errichten wollte. Tilgner war damals unbestritten der erste Porträtbildner Wiens und mit dem künstlerischen Stile der Zeit, in der Mozart gelebt und geschaffen hatte, so innig vertraut wie kein anderer. Aber der Sieg ist ihm trotz alledem nicht leicht geworden. Er



Abb. 7. Denkmal Joh. Nep. Hummels in Preßburg.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.



Abb. 8. Mozartdenkmal in Wien.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

verdankt ihn eigentlich nur seiner Kunst als Porträtbildner. Da es von Mozart wirklich beglaubigte Bildnisse nur in Profil gibt, war es eine äußerst schwierige Aufgabe, aus diesen Profilbildnissen ein körperliches Bild herzustellen, das auch vor den Augen der strengsten Mozartkenner — und deren gibt es in Wien nicht wenige — bestehen konnte. Tilgner hat diese Probe bestanden, und obwohl der erste Preis von der Jury in der letzten Konkurrenz einem anderen Bildhauer zugesprochen wurde, hielt das Komitee dennoch an Tilgner fest. Sowohl damals, als die Skizzen zur Ausstellung kamen, die als Grundlage für die Ausführung



Grabmal der Eltern Victor Tilgners.
(Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.)

dienen sollten, als nach der Enthüllung des Denkmals, die am 21. April 1896, fünf Tage nach Tilgners Tode, stattfand, wurden viele Stimmen laut, die dies und jenes zu tadeln hatten. Jeder hatte sich eben seinen Mozart anders gedacht. Und ist jemals schon ein Denkmal eingeweiht worden, an dem die Nörgel- und Tadelsucht, ein häßlicher Grundfehler unserer Zeit, nicht ihren scharfen Zahn versucht hat? Man hat die „Tanzmeisterstellung" Mozarts, das schwellende Übermaß der an den Sockelseiten hinaufkletternden Kinderfiguren, die Anhäufung von Musikinstrumenten an der Vorderseite bemängelt und darüber die Schönheiten des Denkmals fast völlig übersehen. Trotz seiner Lage im Mittelpunkte der Stadt ist der Denkmalsplatz höchst ungünstig, und es darf nicht verschwiegen werden, daß Tilgner die Unruhe des Platzes, der nicht einmal einen passenden architektonischen Hintergrund gewährt, noch durch die Anhäufung der aufwärts strebenden Sockelfiguren vermehrt hat. Wenn man das Denkmal von vorn betrachtet (Abb. 8), wirkt diese Fülle von Genien verwirrend und störend. Dafür gelangt aber die Gestalt des Meisters zu voller Wirkung. Es ist, als ob der Meister wirklich am Dirigentenpult steht und die Töne, die aus seiner Phantasie gen Himmel steigen, in den Kinderfiguren lebendig werden, die langsam zu ihm hinaufklettern, als ob sie sagen wollten: Hier sind wir! Wir machen lustige und ernste Musik, wenn du befiehlst, und wir enthüllen sogar die tragische Maske, wenn dich dein Genius zu einem „Requiem" drängt! Sieht man diese aus blendend weißem Laaser Marmor herausgearbeiteten Gruppen jede allein von der Seite an (Abb. 9), so wird man bekennen müssen, daß die Erhebung des



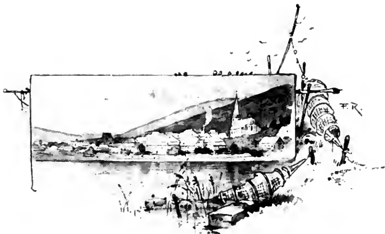
Abb. 9. Sockelpartie vom Mozartdenkmal. (Rechte Seite.) Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.



Abb. 10. Sockelfigur vom Werndl-Denkmal in Steyr.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Gemüts, die wie lang verhaltener Jubel nach jedem Genuß einer Mozartschen Tonschöpfung aus den Herzen der Menschen aufsteigt, noch niemals durch die bildende Kunst faßlicher dargestellt worden ist, als an diesem Denkmal.

Man hat Tilgner, der das „Wiener Blut“ in der Wiener Plastik ebenso stark zu lebendigem Aufwallen gebracht hat, wie Makart in der Wiener Malerei, die Fähigkeit abgesprochen, etwas herb Männliches oder Heroisches zu gestalten. Er hat, wie vieles andere, auch diese falsche Meinung in seinen letzten Lebensjahren widerlegt, sowohl in dem 1894 in Steyr in Oberösterreich enthüllten Denkmal für den dort geborenen Ingenieur Werndl, den Erfinder des nach ihm genannten Gewehrs, von dem wir eine Sockelfigur, die mit unheimlicher Wahrheit aus dem Leben gegriffene Gestalt eines hämmernden Schlossers, wiedergeben (Abb. 10), als in seiner letzten Arbeit, einem Kriegerdenkmal in Königgrätz, das einen Infanteriesoldaten darstellt, der in schmerzlichem Verzicht auf seine Büchse gestützt, an einem Sarkophage Wache hält. So knüpft das Ende an den Anfang an: noch kurz vor seinem Tode hat Tilgner dem Soldatenblut Ehre gemacht, das er von dem Vater ererbt hatte.



Dilettanten des Lebens.

Roman von

Clara Viebig.

(Abdruck verboten.)

„Ich bin nicht überflüssig hier, du kannst mich brauchen," sagte Lena langsam, „das beruhigt mich!" Sie hob das bräunliche Gesicht und sah den Bruder sinnend an. „Was du für Falten auf der Stirn hast, Fritz!" Sie fuhr leicht mit der Hand über seine Stirn. „Mein Bruder, sind es Sorgenfalten um mich? Bist du nicht glücklich?"

„Glücklich?" Er lächelte, aber es war ein etwas bitteres Lächeln. „Natürlich, ich habe ja alles, was das Herz begehrt. Ich mache mir nur oft Sorge um dich. Noch haben wir unsere gute Mutter; aber wie lange?! Ich kann dich mir nicht allein in der Welt vorstellen, du bist nicht die Person dazu. Es wäre mir direkt unangenehm, dich in Pensionen und dergleichen zu wissen — hm —" Er räusperte sich. „Sage doch nicht, Lena, daß du nicht mehr an einen Mann denken willst; das ist Unsinn! Einmal gemachte bittere Erfahrungen mahnen nur zur Vorsicht, aber sie brauchen nicht für immer abzuschrecken!"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich graue mich vor der Liebe, Fritz, ich mag nicht mehr. Die Freude ist so kurz, und dann all die Thränen!" Ihr Gesicht wurde bleich. „Hab' ich den — den —" sie stockte und zögerte den Namen auszusprechen, „den — ach, du weißt schon! — nicht geliebt, schien er mich nicht zu lieben? Und doch war's nichts, wieder nichts! Er hat sich mit der Reichen verlobt, jetzt heiraten sie bald." Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte. „Jetzt promeniert er mit ihr über die Linden, oder sie schlendern durch den Tiergarten. Es ist nicht darum, aber" — sie schluchzte heftig auf, „es ist die Enttäuschung, ich kann keine mehr ertragen. Paß auf, noch eine, und ich sterbe dran. Ich will dann auch sterben!"

„Lena, Lena, du bist kindisch heftig!" Sein schon ergrauender Kopf schmiegte sich an ihren dunklen Scheitel. „Kleine Schwester, soll ich dich mal wieder trösten, wie ich dich so oft als Kind getröstet habe? Weißt du noch, wie du heultest, wenn du nachsitzen mußtest oder einen Tadel bekommen hattest oder ein schlechtes Zeugnis?"

Sie schluchzte noch immer.

„Nur singen konntest du gut, da bekamst du immer Nummer eins. Weißt

du noch, wie ich dich auf den Schoß nahm, wenn du untröstlich warst? Hier auf diesem linken Knie hast du oft gesessen, immer auf dem linken, deinen zerzausten Kopf stecktest du unter meinen Rock —"

„Ja," sie hob rasch das Gesicht vom Tisch, „ich konnte fühlen, wie dein Herz schlug — ja, und dann mußtest du den Rock ganz über meinen Kopf ziehen; ich dachte, dann könnte mir gar nichts Schlimmes passieren!"

„Und dann steckte ich dir einen Groschen in die Hand und sagte: Lauf, hol' dir Bonbons!"

„Ach," sie lachte auf, „die sogenannten Klümpchens! Von der alten Frau in dem kleinen Lädchen. Puh, war die schmutzig! Aber sie schmeckten, so gut hat mir nie mehr was geschmeckt. Die roten aß ich besonders gern."

„Ja, und ich Unglücklicher" — er lachte gutmütig — „bekam dann auch eins in den Mund gesteckt, eins, das du schon tüchtig vorher beleckt hattest; du trenntest dich so ungern davon. Ja, ja, so war's, Lena!"

Sie lachten beide, und dann blickte das Mädchen um sich, wie aus einem Traum erwachend.

Sie saßen im Garten hinter dem Haus; über ihnen eine Esche. Die zum Schirm gezogenen schlanken Zweige hingen fast nieder auf das runde Tischchen. Die untergehende, schon bläßliche Herbstsonne lugte schräg durchs Blätterwerk und zog helle Streifen über die Tischplatte. Sie gab auch dem braunen Lockengekräusel über der Mädchenstirn einen goldenen Schimmer.

„Lena!" sagte der Bruder plötzlich und griff nach ihrer Hand. Er sagte nicht: ‚wie hübsch du bist!' aber er dachte es.

Sie sah ihn zärtlich an, und dann schweiften ihre Augen über den Garten, über die Mauer nach den Bergen, die sich dort, gebadet in Glanz, erhoben. Rosige Abendwolken standen hinter denen. Man hatte eine schöne Aussicht von der kleinen Erhöhung an der Gartenmauer. Die blaue Mosel sah man nicht, die lag zu tief, aber jenseits die Berge mit ihren roten Felswänden, ihrem dunklem Grün und den angeklexten weißen Häuschen.

„Komm hin!" sagte Lena.

Sie standen beide auf, Hand in Hand gingen sie über den berasten Weg, die paar Stufen hinan. Nun lehnten sie an der bröckligen Mauer und starrten schweigend in den farbenglühenden Himmel. Sie ließen sich nicht los, sie standen noch immer Hand in Hand. Ein Lüftchen kam und wehte dem Mann die seidenen Mädchenhaare ums Gesicht. Er zog die Schwester noch enger an sich. Jetzt sah man's erst, wie sie sich glichen; dieselben Augen, dieselben Nasen, auch den gleichen volllippigen Mund mit tiefen, eigensinnigen Winkeln. Selbst die Gestalten waren von einer Größe, der Mann kaum einen Fingerbreit höher als das schlanke Mädchen.

„Wie schön die Berge sind und der Himmel — ah, das thut gut!" Der Luftzug war stärker geworden. Mit einem Seufzer lehnte Lena den Kopf an die Schulter des Bruders. „Wenn ich hier so mit dir stehe, begreife ich nicht, daß ich wieder fort muß, wieder fort will — nein, ich hielt's doch nicht aus in der kleinen Stadt, immer mit denselben Menschen und immer das gleiche Gerede! Freilich, wenn der Sommer kommt und man in der großen Stadt so eingesperrt ist, dann mag ich da auch nicht sein. Dann begreife ich nicht, wie man in Berlin leben kann," setzte sie kleinlaut hinzu. „Fritz, warum ich nur immer so unruhig in mir bin? Da ist immer ein Sehnen und wieder ein Sehnen, ein Auf und Nieder — hätt' ich doch endlich Ruh'! Verstehst du mich?"

Er sah besorgt auf sie nieder, dann zog's wie Ärger über sein Gesicht. „Du bist aus den sentimentalen Backfischjahren mit ihren eingebildeten Empfindungen längst heraus, Lena. Nimm dich ein bißchen zusammen, dann vergehen die Duseleien. Ich habe dich wahrhaftig lieb, aber schon als du noch Kind warst, mochte ich das an dir nicht leiden; du schwankst umher, du irrst von einem zum anderen. Man spricht von ‚Künstlernaturen', — ich wünsche dir gewiß, daß du eine Künstlerin wirst, aber die betreffende Natur wünschte ich dir nicht dazu."

„Ich mir auch nicht," sagte sie leise.

„Meiner Ansicht nach kann ein wahrer Künstler auch gar nicht solche Natur gebrauchen. Da gibt's kein Schwanken, kein Auf und Nieder von Stimmungen; unentwegt auf ein Ziel los, nur so kann er etwas erreichen."

„Mei—nst du?" Sie zog das ‚Meinst du' ganz lang und schüttelte den Kopf. „Du verstehst mich nicht." Ihre Stimme klang traurig. „Du weißt nicht, wie das hier drinnen zugeht," sie klopfte sich mit der geballten Hand auf die Brust, „man möchte, und man kann nicht. Man fühlt, daß man auffliegen könnte und doch kriegt man immer wieder einen Schlag auf den Kopf. Man tappt überall herum und sucht Hilfe."

„Und verliebt sich darum so leicht," warf er halb neckend, halb vorwurfsvoll ein. „Lena, Lena, wie froh würden die Mutter und ich sein, dich in einem ruhigen Geleise zu sehen. Mir wär's ja am liebsten, dich einmal später für immer bei mir im Haus zu haben, aber — "

„Nein, nein, nein!" Ein Schauder ging ihr über den Leib und dann — als fürchtete sie, ihn beleidigt zu haben — schnellte sie von seiner Schulter auf und warf ihm beide Arme um den Hals. „Mein lieber Bruder!"

„Ich weiß," murmelte er, „du und Amalie, ihr seid zu verschiedene Naturen, ihr versteht euch nicht."

„Sei nicht böse! Mein Bruder!" Sie hielt ihm den Mund entgegen.

„Meine Schwester!" Er küßte sie auf die Lippen und dann flüsterte er, kaum seinen Mund von dem ihren hebend: „Weißt du noch, Lena, ich sagte immer zu dir ‚mein Biederweibchen?' Du warst noch so klein, du konntest nur mühselig Schritt halten, aber du liefst tapfer neben mir her!"

„Ja, ich ließ deine Hand nicht los, ich war so stolz, wenn du statt mit deinen großen Herren und Damen mit mir gingst. Weißt du noch unsere Spaziergänge an meinen schulfreien Nachmittagen? Wir suchten Blumen und Beeren, du machtest mir einen Kranz und küßtest mich. Du sagtest: mein Biederweibchen. Da war ich so selig, daß ich ordentlich fühlte, wie mir das Herz gegen die Rippen schlug." Lena war rot geworden, die Thränen schossen ihr in die Augen. „Sag's noch einmal: ‚mein Biederweibchen!' Bitte!"

Er lächelte, aber es klang gerührt: „Mein Biederweibchen!"

Die Geschwister standen wie ein Liebespaar. Ihre Gestalten waren jetzt ganz von Sonnengold umflossen; die warmen Lichter glitten an dem hellen Kleid des Mädchens auf und nieder. Beide nah zu einander geneigten Gesichter hatten denselben rötlichen Schimmer; plötzlich vertiefte sich der, sie fuhren auseinander.

Vom Haus her klang eine Frauenstimme: „Fritz, Fritz!"

„Amalie ruft," sagte der Mann und ließ den Arm sinken, der die Taille der Schwester umschlungen hatte. „Ja, wir kommen schon, Amalie!"

„Dachte ich's doch! Ihr seid hier? Ich will das zärtliche tête à tête nicht stören!"

Die große Frau, die mit langen Schritten über den berasten Gartenweg daherkam, hob kaum die Zähne voneinander, jedes Wort schien ihr zu viel. Ihre Stimme war merkwürdig klanglos. Sie beachtete die Schwägerin gar nicht und wandte sich nur an ihren Mann. „Es ist eben eine Einladung von Weiherhofs gekommen für morgen, große Partie auf den Godelsberg. Ich habe zwar nachmittags erst Visitation der Kleinkinderschule, dann muß ich einen Augenblick zu den Diakonissen; aber dann komme ich sofort nach Haus, ziehe mich um, du gehst dann einfach mit mir nach. Wir werden uns eventuell einen Wagen nehmen; gar kein Gegenstand."

„Und Lena? Soll sie mit den anderen gehn oder auf uns warten?" fragte der Mann.

„Lena —?" Die große Frau öffnete die kalten klarblauen Augen weiter. „Lena ist gar nicht miteingeladen!"

„So — dann verzichte ich."

„Was — du willst deswegen nicht annehmen?" Das blasse Gesicht der Frau wurde dunkelrot, man sah, wie ihr das Blut zu Kopf schoß. „Einfach lächerlich! Lena wollte ja keine Besuche machen," setzte sie mürrisch hinzu.

„Ich? Du hast mich gar nicht dazu aufgefordert!" Des Mädchens Augen funkelten. „Übrigens" — ihr Blick streifte rasch das verfinsterte Gesicht des Bruders — „ich mache mir nichts aus Einladungen, ich bleibe lieber zu Haus."

„Das dachte ich mir auch," sagte die Schwägerin rasch. „Lena macht sich nichts aus unseren kleinstädtischen Verhältnissen, und dann" — sie hob die schmale Lippe spöttisch — „in unseren Kreisen findet sie wenig Nahrung für ihre extravaganten

Ideen. Bei ihrer sogenannten Künstlergesellschaft in Berlin mag sie besser am Platz sein; ich muß gestehen, ich käme um in solcher Luft. Komm, Mann," sie nahm seinen Arm, „das Abendessen ist fertig. Die Kinder warten noch auf dich mit dem Beten!" Sie zwang ihn, seinen Schritt ihrem eignen, weit ausholenden anzupassen.

Ihr seidenes Kleid raschelte. Frau Amalie Langen trug meist seidene Kleider — auch im Hause. Prall spannte sich der schmiegsame Stoff über ihre volle Büste, ihr stattlicher Körper bot eine vorteilhafte Auslage; der Vater, der reiche Seidenfabrikant im Wupperthal, wußte das, er schickte der Tochter immer die neuesten Muster.

Langsam schlenderte Lena hinter dem Ehepaar drein. Da war das Beet mit den Georginen, ringsum von abgezirkeltem Buchsbaum eingefaßt. Sie waren der einzige Blumenschmuck im Garten. Frau Langen war nicht für Überflüssiges, nur diese steifen farbenstrotzenden Dinger liebte sie; jetzt blühten sie in voller Pracht.

Nachdenklich blieb Lena am Beet stehen und hob eine der dickköpfigen Blüten an ihre Nase; kein Duft, kein Honiggeruch, wie ihn selbst die wildeste Feldblume entwickelt, ordentlich kalt berührten die glatten Blätter ihr Gesicht. Warum sie dabei nur immer an ihre Schwägerin denken mußte? Ein Seufzer hob ihre Brust: „Mein armer Bruder!"

„Lena, wo bleibst du?" Mit eiligen Schritten kam Langen zurück, die Stufen der Veranda herunter; er faßte nach der Hand der Schwester. „Bist du böse, Lena? Beleidigt?" Er seufzte. „Du mußt das nicht so auffassen, Amalie hat eben eine, eine" — er stockte und suchte nach dem Ausdruck — „eine etwas andere Art; aber sie ist ein vortrefflicher Charakter. Man muß sie nur zu nehmen wissen."

„Und verstehst du das?" Lena hob die Augen; sie leuchteten klug aus dem bräunlichen Gesicht.

Langen biß sich auf die Lippen. „Sie liebt mich," sagte er ausweichend.

„Wer sollte dich nicht lieb haben?" Sie lächelte ihn zärtlich an. „Du guter Mensch!" Sie rieb die weiche Wange an seiner Schulter, immer auf und nieder, wie ein junges Fohlen sich an der Mutter reibt. „Komm, wir wollen Amalie nicht warten lassen, sie liebt das nicht."

Die Geschwister gingen miteinander ins Haus. In der Veranda war der Tisch gedeckt; im verdunkelten Zimmer dahinter hoben sich schwer geschnitzte Möbel undeutlich von den Wänden, alles solide, wie für die Ewigkeit gemacht. Jedes Stück kostete eine Summe, das sah man auf den ersten Blick. Auf dem Boden kein Teppich, der brachte nur Staub; ungehindert glitt man über spiegelblankes Parkett. Frau Amalie Langen war berühmt wegen ihres Parketts und ihrer Einrichtung; sie hielt auch etwas darauf.

Es war eigentlich gar keine Einrichtung für einen Beamten mit bescheidenem Gehalt; Landgerichtsrat Langen hätte sich aus eignen Mitteln das auch nicht leisten können. Beamtensohn ohne Vermögen — da gibt's nur ein Achselzucken.

Die Welt fand, er hatte sehr klug gethan, daß er als Amtsrichter in dem kleinen Nest im Bergischen zu den Gesellschaften und Juristenbällen nach Elberfeld hinüberfuhr. Die schöne Amalie Barminghaus hatte sich unrettbar in ihn verliebt, soweit das bei ihr überhaupt möglich war. Jedenfalls vertieften sich ihre hellen, kühlen Augen, wenn er in den Saal trat; ihre Blicke spähten umher, verfolgten ihn von Dame zu Dame, bis er endlich vor ihr stand. Ihre große, weiße Hand umspannte dann den kostbaren Fächer fester, ihr makelloser blendender Hals hob und senkte sich unter lebhafteren Atemzügen.

Papa Barminghaus war nicht für Bälle, seine Tochter bis dato auch nicht. — Jetzt fand Fräulein Amalie auf einmal Geschmack daran.

Wenn sie nur das Haar nicht so glatt aus dem Gesicht gestrichen hätte! „Wie ein Dienstmädchen," dachte Amtsrichter Langen, und beim Cotillon sagte er ihr, wie reizend er ungezwungene lockige Frisuren fände. „Sie sollten meine kleine Schwester sehen, Fräulein Barminghaus, sie ist noch ein Schulmädel, fünfzehn Jahre jünger wie ich; es gibt nichts Entzückenderes, als diesen braunen Struwelkopf!"

Sie verzog die Lippen, ohne zu antworten; aber als er am nächsten Sonntag zum Diner die Villa ihres Vaters betrat, kam sie ihm entgegen, das blonde Haar

in Locken gebauscht und tief in die zu hohe Stirn frisiert. Da sah er erst, daß sie schön war.

Es war furchtbar viel Verwandtschaft da; die Frauen seidenrauschend, die Männer mit dicken Uhrketten, brillantberingt und schwerste Cigarren rauchend. Das Gespräch drehte sich um Seide und Sammet und Eisenindustrie. Bekannte Firmennamen schwirrten, man spielte Fangball mit Riesensummen, der Mammon saß oben am Tisch und nickte langsam mit dem Kopf.

Der junge Amtsrichter war etwas verblüfft, die Großartigkeit der geschäftlichen Transaktionen imponierte ihm; Tausende waren gar nichts und andere Weltgegenden nur so nebenan. Noch mehr aber langweilte er sich; innerlich gähnte er, er blickte seine Nachbarin, die Tochter des Hauses, von der Seite an; hatte sie's auch nicht gemerkt? Gottlob, ihre Nasenflügel zitterten, sie verbarg auch heimlich ein Gähnen.

Nach dem Kaffee promenierte man durch den Garten. Es war nahendes Frühjahr, die Wupper ging hochgeschwellt, ihr Wasser tintenschwarz gefärbt von den Abflüssen der Fabrik. An anderen Villengärten mochten die Wellen grün, rot, blau vorüberfließen — hier die eine tote Trauerfarbe; Vater Barminghaus fabrizierte vorzugsweise schwarze Seide. Die scheue Märzsonne vergoldete das mattblonde Haar der jungen Dame; außerordentlich vorteilhaft hob sich ihr regelmäßiges Gesicht mit dem reinen Teint von dem dunklen Pelzwerk ab. Der große Sealkragen verdeckte das ermüdend gestreifte schwarzweiße Seidenkleid mit dem Besatz von echten Points; die ganze massive Gestalt bekam etwas Weiches, Schmiegsames.

Selbst ihre Stimme klang weicher als sonst, als sie nun sagte: „Die Fastenzeit ist vor der Thür, wir besuchen jetzt selbstverständlich keine Gesellschaften mehr, Herr Amtsrichter — aber es thut mir leid!"

Er hätte fragen sollen: „Warum thut's Ihnen leid?" Aber er traute sich nicht, er wußte, sie würde sagen: „Weil wir uns dann nicht mehr treffen" — oder war sie zu wohlerzogen, um so etwas zu verraten?

Als sie Seite an Seite über die sauber geharkten, kiesbestreuten Wege schritten, an deren Rändern unterm Buchsbaum sich noch schmale Schneestreifchen versteckten, fröstelte es ihn; und doch leckte die Sonne alles blank und rein. Die Strahlen waren scharf, aber sie wärmten noch nicht.

Nach einer Pause, in der nichts zu hören war, als das Rauschen des schweren Seidenstoffs, sagte er: „Ich werde mir erlauben, mich zuweilen persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein Barminghaus!"

Sie wurde über und über rot; es war ein Vergnügen, unter ihrer klaren Haut das Pulsen des Blutes zu beobachten. An der Thür des Gartensaals küßte er ihr die Hand, dies Rotwerden schmeichelte ihm. Sie war doch ein schönes, stolzes Mädchen — und dazu dieser Reichtum!

Nicht, daß Amtsrichter Langen auf Geld Jagd gemacht hätte, das lag ihm fern, aber es war schön, sich zu sagen: „Du kannst dann gleich für deine Mutter sorgen, die, schon so lange Witwe, doppelt auf ihren einzigen Sohn angewiesen ist." Und Lena —? Vor ihn, auf die Schwelle des Gartensaals, trat plötzlich das kindliche bräunliche Mädchen, schüttelte die zerzausten Locken und sah ihn aus runden, glänzenden Kinderaugen bittend an. Sie war so musikalisch, sie wollte gern Musik studieren; er war ihr Vater und Bruder zugleich — mußte er nicht etwas für sie thun? Und hier an der Wupper lag er förmlich in der Luft, dieser Wunsch nach gutem Auskommen und gesicherter Position; es roch nach Geld.

Er gab sich einen Ruck: „Fräulein Barminghaus, ich hoffe, es ist Ihnen nicht unangenehm, wenn ich komme?"

Sie lächelte nur, blickte rasch auf und schlug ebenso rasch die Lider nieder.

Dann traten sie in den Saal zu der seidenrauschenden, brillantberingten Verwandtschaft; die Atmosphäre satten Wohlbehagens und absoluter Wohlanständigkeit nahm sie auf.

Im Sommer verlobten sie sich. — —

„Fritz, fall nicht," sagte Lena und faßte nach der Hand des Bruders; er war im Halbdunkel gegen eine prachtvolle metallbeschlagene Truhe gerannt. „O, hast du dir weh gethan? Du warst wohl in Gedanken?"

„Fritz, kommst du endlich?" tönte Frau Amaliens Stimme ziemlich scharf aus dem Nebenzimmer.

Sie traten ein; es war das Schlafzimmer der Kinder, mit einer ungeheuren

Sauberkeit und Akkuratesse eingerichtet. Die Spielsachen regelrecht auf dem Tischchen in der Ecke aufgeschichtet; kein Höschen, kein Röckchen, kein Strümpfchen umhergestreut, alles glattgestrichen und zusammengelegt. Blütenweiß die beiden Betten, und in den Kissen die zwei Kinder in ihren langen weißen Nachtkitteln knieend, die Hände wie anbetende Engel gefaltet.

Zwischen den Betten kniete Amalie; sie wandte nur einen Augenblick den Kopf, als die Geschwister leise hereinkamen. Sie betete vor, viel zu hohe, unverständliche Worte. Aber die Kinder falteten die Hände wie die Mutter, sie bewegten die Lippen wie die Mutter; der Junge war ganz bei der Sache, das kleine Mädchen jedoch drehte blitzschnell den Kopf, als die Thür knarrte: „Papa, Papa!"

„Lora, bete," klang die strenge Stimme der Mutter.

Sie beteten weiter, nun waren sie am Schluß.

„So — nun seid ihr gute Kinder! Gute Nacht!"

Ein leichter Kuß auf die beiden reinen Stirnen, dann wandte sich Frau Langen zu ihrem Manne: „Du hättest wohl auch eher —"

Der helle Kinderjubel schnitt ihr das Wort ab: „Papa, Papa!" Der Junge machte Miene, aus dem Bett zu springen, und Lora richtete sich kerzengerade in den Kissen auf. Jetzt glitt ein seliges Lächeln über ihr süßes Gesicht, sie hatte Lena erblickt, die im Halbdunkel an der Thür lehnte. „Tante Lena," jauchzte sie und streckte die Arme aus.

„Ruhe," gebot die Mutter; ihre große Gestalt schob sich wie eine Wand vor die Betten. „Fritz, ich wünsche nicht, daß die Kinder abends nach ihrem Gebet noch aufgeregt werden. Ich liebe die Tollerei nicht; du hättest eher kommen sollen. Gut' Nacht, seid still!"

Ohne Wort verließ Langen hinter seiner Frau die Stube. Zögernd sah sich Lena an der Thür noch einmal um; Walter hatte den Kopf ins Kissen gedrückt, aber Lora saß aufrecht.

Der Laden vorm Fenster war angelehnt, durch den Spalt fiel ein matter Schimmer scheidenden Tageslichts mitten auf das schöne Kindergesicht. Die Augen waren groß, mit einem merkwürdig sehnsüchtigen Ausdruck emporgerichtet.

Es durchschauerte Lena eigentümlich; sie lief rasch auf das Bett zu und schlang, niederknieend, die Arme um den zarten Körper. Ihr Kopf ruhte an der warmen kleinen Brust, sie flüsterte: „Hast du Tante Lena lieb, Lora? Und den Papa auch? Sehr lieb, ja?"

Das Kind nickte mehrmals hintereinander, dann lehnte es sich zurück in die Kissen und sagte schläfrig: „Tante Lena, singen!

Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein —"

Lena schüttelte verneinend den Kopf: „Nicht das Lied, Lora!" Ihr wurde bange vor den großen, sehnsüchtigen Kinderaugen. „Ich will dir etwas singen vom ‚Marienkäfer' oder vom ‚Sandmann', von dem ‚schwarzen und dem weißen Schaf'."

„Nein!" Lora stieß mit den Beinen die Decke tiefer herunter.

„Zwei Englein! Zwei Englein!"

„Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!"

Lena sang, weich klangen die halblauten Töne durch das stille Zimmer.

Da — auf der Veranda heftiges Stuhlrücken, man hörte es bis hierher. — Das Mädchen sprang hastig auf — jetzt drang auch die Stimme der Schwägerin durch, sie klang erregt! Nun gedämpfte Worte des Mannes, und nun die Frauenstimme noch einmal, noch erregter!

Lena huschte zur Schlafzimmerthür heraus, nebenan im Dunklen stieß sie auf den Bruder.

„Komm," flüsterte er, „Amalie wartet nicht gern!"

Sie traten in die Veranda. Am gedeckten Tisch, obenan, saß Frau Langen, den Rücken nach dem Garten gekehrt. Die Gasampel brannte schon, ihr grelles Licht kämpfte mit der weichen Dämmerung draußen. Das Silber blinkte auf dem steif gestärkten Tischtuch, die Schüsseln dampften.

„Barben mit frischer Butter und Petersilienkartoffeln. Iß, Fritz!" Amalie reichte ihrem Mann die Schüsseln. Lena, die ihr gegenübersaß, schien sie nicht zu bemerken;



Das lustige Trio. Gruppe von Victor Tilgner.
(Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.)

als sei da leere Luft, so blickte die Frau drüber weg.

„Hier, Lena, nimm du auch," sagte Langen und hielt der Schwester die Schüssel.

Schweigend langte Lena zu; sie hätte lieber nichts gegessen, die Art und Weise der Schwägerin schnürte ihr die Kehle zu.

Draußen hatte sich der Nachtwind aufgemacht und wisperte in den Bäumen; eine der Glasscheiben war geöffnet, ein wunderbar erquickender Duft nach Grün und nächtlicher Frische kam herein. Ein Falter, vom Lampenlicht gelockt, taumelte über den Tisch und verfing sich in Amaliens blondem Haar.

„Ä, das garstige Thier!" Sie riß ihn herab und trat ihn auf dem Boden tot. „Pfui, was gibt das für einen ekligen Fleck — Fritz, mach das Fenster zu, es zieht unerträglich!"

In dem geschlossenen Glaskasten entwickelte sich eine drückende Luft, das Gas summte und strahlte erhitzend nieder. Das Dienstmädchen kam und brachte eine dampfende Mehlspeise.

„So iß doch, Fritz! Ich denke dein Lieblingsgericht — was, du willst nicht? So!" Frau Amalie kniff die Lippen zusammen und saß mit hochrotem Gesicht da.

„Ich danke," sagte Langen ruhig, „ich habe keinen Appetit mehr; aber willst du nicht Lena davon anbieten?"

„Da!" Die Frau schob, ohne hinzusehen, die Schüssel über den Tisch. Lena rührte sich nicht, sie streckte die Hand nicht aus.

Jetzt eine Pause. Draußen geht der Nachtwind lauter, die Zweige des Nußbaumes, dicht am Haus, werden gebeugt und wischen über das Verandadach. Ein Vogel stößt an die geschlossenen Scheiben. Und jetzt —

Amalie springt plötzlich auf, so heftig, daß der Stuhl hinter ihr zu Boden poltert; mit einem Krachen bricht ein Stück der geschnitzten Lehne ab.

„Ich verbitte mir solches Benehmen in meinem Haus! Wenn ich jemandem etwas anbiete, hat er zu nehmen; wenn ich etwas nicht wünsche, hat er sich danach zu richten. Hört ihr's? Ich will das, ich will das!" Sie stampfte mit dem Fuß.

Langen war totenbleich geworden. Er faßte den Arm seiner Frau: „Amalie, ich bitte dich, was hast du?"

„Geh nur, du!" Sie schüttelte zornig seine Hand ab. „Meinetwegen . . ., meinetwegen kannst du mit ihr thun, wie du willst! Schade, daß sie deine Schwester ist, daß du sie nicht heiraten kannst — ich kann ja gehen, ich bin doch überflüssig — deine Liebe wird mir gestohlen, die Liebe meiner Kinder — mein Gott, mein Gott!" In konvulsivisches Schluchzen ausbrechend, die Hände hoch erhoben, stürzte sie davon; man hörte sie polternd im anstoßenden dunklen Raum, dann klappte die Thür zum Schlafzimmer der Kinder. Es war still.

Lena bebte am ganzen Leib; sie wagte nicht aufzusehen. Ihr Herz pochte rasend, sie fühlte seine Schläge bis hinauf in den Hals; sie wollte sprechen und konnte nicht. Ihre zitternden Atemzüge wehten über den Tisch, andere zitternde Atemzüge antworteten. Draußen rauschte es — sonst nichts.

Und jetzt, Geklapper! Lena schaute auf, da saß er, hatte Teller und Besteck weit von sich geschoben, die Arme auf den Tisch gestemmt und das Gesicht in den Händen vergraben. Die Thränen kamen ihr, das Entsetzen wich, und grenzenloses Mitleid trat an die Stelle. Sie wagte nichts zu sagen, aber sie stand leise auf, kauerte neben dem Bruder nieder und schmiegte den Kopf an seine Schulter.

Minuten vergingen, eine Viertelstunde, sie rührten sich nicht; nur enger umschlangen ihn ihre Arme, sie fühlte sein Herz schlagen und dem ihren antworten — da, ein greller Ton der elektrischen Klingel! Lang, anhaltend wie ein vibrierender Hilferuf gellte er durchs Haus. Sie fuhren auf und horchten — das kam aus dem Zimmer der Kinder! Jetzt hastiges Laufen, ein unterdrückter Schrei!

„Laß mich — Amalie!" Langen sprang auf und stürzte fort.

Lena blieb allein zurück, verwirrt sah sie um sich. Da waren der umgestürzte Stuhl, das verschobene Tischtuch, die halbgeleerten Schüsseln; da der Teller und die Gabel darauf, wie Amalie sie hatte aus der Hand fallen lassen! Und über dem allen das grelle Gaslicht, grausam klar die Disharmonie bescheinend.

Horch, draußen der Wind in den Bäumen! Es wisperte, es klopfte an den Scheiben. Und so allein! Lena fühlte, wie es ihr über den Rücken lief in der beklom-

menen Stille. Kam denn niemand? Nein, kein Mensch; sie war vergessen. Wo blieben sie, was ging vor?

Zögernd, Schritt vor Schritt setzend, tappte sie nebenan durch die Stube; nun stand sie vor der Schlafzimmerthür, die Hand auf der Klinke. Sollte sie eintreten? Unschlüssig stand sie. Da — drinnen Schluchzen, krampfhaftes, wildes Schluchzen, nun Stöhnen! Um Gottes willen, was war das?!

Lena trat ein. Auf dem Boden lag Amalie; ihr Kopf mit den fest geschlossenen Augen ruhte im Schoß des Dienstmädchens, das neugierig und erschrocken zugleich dreinsah. Sie schien Krämpfe zu haben, sie zuckte an allen Gliedern — bald wurde sie hoch emporgeschleudert — bald wieder das gräßliche unerträgliche Stöhnen.

Ihr Mann kniete neben ihr, rieb ihre Hände und beugte sein sorgenvolles bleiches Gesicht tief auf das ihre: „Amalie, liebe Frau, um Gottes willen, beruhige dich! Amalie, geliebte Amalie!“

Sie öffnete die Augen nicht, sie gab kein Zeichen des Erkennens.

In den Betten knieten die Kinder, jäh aus dem Schlaf geschreckt; mit weit aufgerissenen Augen starrten sie drein, Loras Gesichtchen trug den Ausdruck angstvollsten Entsetzens. „Mama, Mama!“

„Amalie, geliebte Amalie!“

Die geschlossenen Lider der Frau preßten sich noch fester zusammen; kein Hören, kein Sehen.

„Mama, Mama!“ Die Kinder weinten laut, Lora war ganz außer sich.

Lena umfaßte das Kind und drückte dessen zitternden Körper fest an sich: „Lora, mein Liebling, mein Goldkind, ich bin ja bei dir, ich“ — Sie kam nicht weiter.

„Fort — sie soll fort!“ Die am Boden Liegende war plötzlich aufgesprungen. Jetzt stand sie schon am Bett — jetzt schob sie Lena zur Seite. „Mein Kind, mein Kind, — niemand soll es mir stehlen —“ Frau Langen fiel über das Bett und weinte herzbrechend.

Die Magd hatte in natürlichem Schicklichkeitsgefühl das Zimmer verlassen.

Langen versuchte seine Frau aufzurichten; sie klammerte sich an den Kissen fest und überströmte das Kind mit ihren Thränen. „Amalie,“ sagte er, „geliebte Amalie!“ Und nun in weichem Ton: „Amalie!“ Mit zitternder Hand strich er ihr übers Haar.

„Fritz!“ Sie ließ die Kissen fahren und warf sich ihm an den Hals. „Ich liebe dich, ich liebe dich,“ schluchzte sie — „ich will nicht teilen — fort, fort!“ Es war, als sollte der Paroxysmus zurückkehren.

Lena drückte sich zum Zimmer hinaus, sie konnte es nicht mehr mit ansehen; ein ohnmächtiger Zorn war in ihr, der ihr dunkel vor den Augen machte und ihr Blut wallen ließ. Sie hörte noch draußen das geschluchzte „Ich liebe dich“ und das gütige Zureden des Bruders. Sie fühlte es: sie mußte fort, hier war ihres Bleibens nicht länger. Wie gepeitscht jagte sie die Treppe hinan auf ihr Stübchen; erst als sie die Thür hinter sich verschloß, fühlte sie sich sicher.

Ihr graute vor Amaliens Augen, diesen klarblauen Augen, die immer kalt und gleichgültig blickten und doch so aufflammen konnten. In besinnungsloser Hast riß sie ihre Kleider aus dem Schrank und stopfte sie in den Koffer; nur fort, fort! Ein großer Jammer war in ihr, sie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut zu weinen — er hatte sie nicht schützend in die Arme gezogen, er hatte Amalie nicht das Wort verboten! Er fürchtete sich vor seiner Frau!

„O!“ Lena kauerte sich in die Ecke des kleinen Sofas zusammen, zog die Füße herauf und drückte den schmerzenden Kopf gegen die Lehne. Sie konnte nichts mehr denken, nichts überlegen, nur das eine: „fort, fort!“ Morgen in aller Frühe ging der Expreßzug über Köln nach Berlin; um elf Uhr abends konnte sie dort sein, zu Hause, bei der Mutter! Und doch überfiel sie ein Grauen vor dem heißen, staubigen Berlin.

Fort, fort! Draußen rauschte der Nachtwind in den Bäumen; wie spät es sein mochte, wußte sie nicht. Es war ganz dunkel um sie, nur durch die lichter sich abhebende Öffnung des Fensters sah sie die Moselberge in finsteren Umrissen. Im Haus war es still, die Mägde nebenan in ihrer Kammer waren längst zu Bett gegangen; sie hatten nicht gelacht wie sonst allabendlich, sie waren auch bedrückt. Welche Blamage vor den Dienstboten! Lena fühlte, wie ihr das Blut immer heißer aufwallte

und zu Kopf stieg, in ihren Ohren summte es — halt, das hörte sie doch, ein Rascheln draußen vor der Thür!

Eine Hand drückte auf die Klinke, nun ein Pochen: „Lena!"

Sie horchte, aber sie rührte sich nicht. Es war des Bruders Stimme.

„Liebe Lena! Lena, hörst du mich nicht?"

„Was willst du?"

„Lena, es thut mir so leid, es ist mir so unangenehm, ich bitte dich" —

„Weiß Amalie, daß du hier bist?" unterbrach sie ihn rasch.

„N—ein!" Das ‚Nein' klang zögernd.

„So geh!" Der Trotz stieg ihr zu Kopf. „Wenn du nicht den Mut hast, offen zu mir zu halten, vor allen, dann" —

„Lena, Lena, sei doch verständig! Wir haben Kinder — sie liebt mich — ich lebe mit ihr — ich — du weißt nicht, was die Ehe ist!"

„Dann — dann danke ich! Ich reise morgen ab." Tonlos klang's und doch deutlich vernehmbar. Lena hielt sich die Ohren zu, sie mochte nicht hören, was der draußen sagen würde. Heiße Thränen liefen ihr über die Backen.

Alles still. Ob er noch vor der Thür stand? Sie nahm die Hände von den Ohren — ja, er flüsterte: „Lena, was wird die Mutter sagen? Amalie wird sich besinnen. Lena, Lena, thu mir's zuliebe, reise nicht so Knall und Fall ab! Bleibe — mir zuliebe!"

Wie schmerzlich das ‚mir zuliebe' klang!

„Nein!" Lena preßte wieder die Hände an die Ohren und den Kopf zwischen Sofakissen und Lehne. Sie konnte es aber nicht verhindern, daß sie draußen immer noch das Flüstern und Pochen hörte — oder war's ihr nur so?

Sie horchte. Nichts, gar nichts mehr! Er war gegangen.

II.

Der Morgen kam herauf. In dem kleinen Zimmer mit dem zerwühlten Bett und dem geöffneten Koffer war fahle Frühbeleuchtung.

Lena trat hin und her, schon in Hut und Mantel; jetzt sah sie sich um. In dem nüchternen Licht erschien ihr alles anders wie gestern; im Dunkel der Nacht war sie sich wie eine Märtyrerin vorgekommen, Hirngespinste, Träume hatten sie umwoben — und jetzt —?! Was würde die Mutter sagen? Zu Tode erschrecken mußte sie über ihre plötzliche Heimkehr. Und Fritz?! „Bleibe mir zuliebe," hatte der gesagt. Er würde böse sein. Sinnend blieb Lena stehen. Aber Amalie?

„Nein, ich reise ab!" Der eigensinnige Zug um Lenas Mundwinkel trat deutlicher hervor, mit einem Ruck warf sie den Kofferdeckel zu und setzte sich darauf; das Schloß schnappte ein.

Nebenan in der Mägdekammer rührte sich's, jetzt klappte die Thür. Lena öffnete rasch die ihre: „Marie, hören Sie! Wenn der Herr fragt, sagen Sie, ich wäre abgereist. Ich muß abreisen; sofort!" Sie vermied den Blick der Magd. „Ich will niemanden stören. Vom Bahnhof schicke ich einen Dienstmann, geben Sie ihm meinen Koffer. Adieu!" Schon war sie die Treppe herunter, und Marie sah ihr kopfschüttelnd nach; allzu verwundert war die Marie nicht.

Draußen war's noch menschenleer; in der Allee, zwischen den Villen und Gärten, begegnete der Eilenden niemand. Überall waren die grünen Jalousien geschlossen, hinter den Eisengittern die Blumen taubesprengt. Und drüben, jenseits der Mosel, die Berge in wunderbarem Duft, um die Spitze der Mariensäule das erste Gleißen der hervorbrechenden Sonne.

Lena sah nicht hin, sie rannte wie auf der Flucht; jetzt mäßigte sie ihren Schritt — die ersten Menschen! Durchs alte römische Stadtthor, in die innere Stadt herein, zogen die Marktleute, Wagen knarrten, Hunde bellten; Lena empfand das Quietschen der Räder schneidend bis ins Mark. Sie fröstelte; sie war überwacht, die Augen brannten, der Kopf schmerzte.

Jetzt war sie am Bahnhof. Wenige Kofferträger lungerten umher; einen derselben schickte sie ab, und dann setzte sie sich in den Wartesaal. Es war so lange Zeit, über eine Stunde noch. Sie bestellte sich Kaffee und mochte ihn doch nicht trinken, ein übles Gefühl saß ihr in der Kehle, es war ihr alles zuwider. Sie fühlte sich grenzenlos elend; verstört schweifte ihr Blick an den schablonenhaften Bahnhofswänden auf und nieder. Da die Bilder einiger Potentaten, in Reih und Glied aufgehängt,

in der Mitte die Büste des Kaisers; sie war neugegipst, der Eichenkranz saß schief; — und da das Buffet mit der unvermeidlichen dicken Mamsell, dem verschlafenen Kellner und den vertrockneten Brötchen unter Glasglocken.

Ab und zu klappte die Thür; übermodern gekleidete Handlungsreisende mit Musterkoffern stürmten herein und riefen gähnend nach einer Tasse Kaffee. Endlos dehnten sich die Minuten. Lena stützte den schmerzenden Kopf in die Hand. Nie im Leben glaubte sie unglücklicher gewesen zu sein, nie unglücklicher sein zu können; der öde Bahnhof, die herbe Morgenfrühe, hier ihr einsamer Winkel, die nüchterne Leere in ihrem eignen Innern, alles stimmte zu einander. Kein Mensch kümmerte sich um sie! Und er ließ sie ungehindert aus seinem Hause gehen. Wie eine, die etwas verbrochen, hatte sie fliehen müssen!

Sie stöhnte und biß sich dann auf die Lippen; sie hätte in heiße Thränen ausbrechen mögen, aber nein, nicht weinen, der Stolz verbot es ihr. Sie versuchte nun doch den Kaffee, langsam, Löffelchen um Löffelchen, und dazwischen blickte sie nach der Thür, ob der Kofferträger bald kam? Auf der Uhr dort über dem Buffet rückten die Zeiger allmählich vor.

Da — sie ließ den Löffel aus der Hand fallen, daß er auf die Untertasse klirrte. Die Thür hatte sich geöffnet, vor dem Dienstmann her drängte sich eine wohlbekannte Gestalt. Der Überzieher nicht zugeknöpft, der Schlips ungebunden, lose herunterhängend.

Lena sah's in einem Augenblick und mußte lächeln in aller Betrübnis — ihr ordentlicher Bruder, dem konnte das passieren? Ja, er liebte sie doch!

„Lena, Lena!" Landgerichtsrat Langen trat atemlos an den Tisch. „Was thust du mir an? Marie sagte mir eben, du seist fort, und gerade kommt auch der Dienstmann und will deinen Koffer holen, — ich bitte dich, Lena, mach' keinen Eklat! Bleibe, Lena!" Er suchte ihren Blick.

Eine heimliche Freude durchzuckte sie, aber sie bezwang sich. „Haben Sie den Koffer?" fragte sie den Träger.

„Jawohl, Madam!"

„Kommen Sie mit an den Schalter, ich habe noch kein Billet." Und sich flüchtig zum Bruder wendend: „Ich bin gleich wieder hier."

„Lena, Lena!"

Sie zögerte. Sein Ton durchschauerte sie; blaß und rot flog es über ihr Gesicht, unschlüssig senkte sie den Kopf.

„Lena, wenn ich dich nun bitte?! Amalie hat mir versprochen, liebenswürdig zu sein, sie läßt dich grüßen und bittet dich, zurückzukommen, sie — zucke nicht so mit dem Mund! — sie ist wirklich verständiger als du!"

„So?" Lena zuckte zusammen, es traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. „Ich — ich — Kommen Sie," sagte sie hart zu dem Dienstmann.

„Lena, du bist eigensinnig, trotzig!"

Sie hörte ihn nicht mehr, sie war schon hinaus. O, dieses Mädchen! Unwirsch, mit raschen Schritten, ging Langen vor dem Tisch hin und her. Er kannte diese Falte zwischen ihren Brauen, diesen Zug um den aufgeworfenen Mund. Eine tiefe Bekümmernis stieg in seiner Seele auf; wie würde sie im Leben noch anrennen! Die Mutter war viel zu schwach, er selbst konnte nicht immer bei ihr sein — und wenn auch, folgte sie denn? Sie war liebevoll und schmiegsam, aber nur bis zu einer gewissen Grenze; da stand ihr eigner Wille, machte sich breit und ließ nichts anderes passieren. Nach wieviel Kämpfen hatte sie's durchgesetzt, Musik zu studieren. Sängerin werden! Sie hatten's ihr alle gesagt, ihr Körper sei nicht stark, ihre Stimme schwach — vergebens! Die Mutter mußte nach Berlin ziehen, pekuniäre Opfer wurden gebracht, seit Jahren wurde nun studiert; sie mußte eben mit dem Kopf durch die Wand.

Ärgerlich riß Langen an seinem Schnurrbart. Eben trat sie wieder in den Saal, schlank und schmächtig im langen Reisemantel, den Schleier zurückgeschlagen von dem blassen aufgeregten Gesicht; ihre großen Augen blickten trüb. Nein, er konnte ihr nicht böse sein, eine große Zärtlichkeit wallte in ihm auf.

„Lena," sagte er weich, „meine Schwester!"

Sie war auf einen anderen Ton gefaßt gewesen; überrascht sah sie ihn an. Es war, als wollte sie sich an ihn schmiegen; sie ergriff seine Hand. „Es ist nett

von dir, daß du noch gekommen bist; ich danke dir!"

„Böses Mädchen!" Er versuchte zu lächeln, aber es war ihm nicht danach. „Was wird die Mutter sagen? Und was du für einen harten Kopf hast!"

„Krause Haare, krauser Sinn!" Sie lachte wirklich, hellauf.

Es berührte ihn fast unangenehm; wie konnte sie nur? „Lena, gestern sagtest du noch, du wüßtest, ich brauchte dich — heut' gehst du von mir, und es thut dir gar nicht leid?"

Aus unserer Bildermappe:



Die Lautenschlägerin.
Nach dem Gemälde von Carl Becker.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„O doch, o doch!" Ihr Lachen war verschwunden, sie preßte seine Finger in ihren beiden Händen und dann, rasch sich umblickend, ob auch niemand herschaue, drückte sie ihren Mund auf seine Hand. „Grüß' Lora und auch Walter. Du mußt mir nicht böse sein. Ich kann, ich kann nicht anders! Sie hat mich beleidigt, ich kann nicht vergessen!"

„Aber vergeben!" Er sah sie ernsthaft an. „Du wirst es lernen müssen im Leben."

„Vergeben?" murmelte sie, „nein, ich" — sie stockte, der Portier riß die Thür auf.

„Einsteigen, in der Richtung nach Gerolstein, Enskirchen, Köln!"

„Du mußt umsteigen in Köln," sagte Langen hastig, „du hast anderthalb Stunden Aufenthalt dort; schreib mir eine Karte vom Bahnhof, wie es dir geht."

„Ja, ja!" Ihre Stimme klang gepreßt, eine unnennbare Angst vor der langen einsamen Reise überfiel sie; und heute, gerade heute, hatte sie so das Bedürfnis, sich anzulehnen. Im Hinausgehen preßte sie des Bruders Arm: „Fritz, lieber Fritz!" Sie schluchzte.

„Meine Schwester!" Er half ihr in das Coupé, kein anderer Reisender stieg ein, und dann schwang er sich noch einmal zu ihr hinauf. „Leb wohl, Lena!"

Sie schluchzte laut und preßte ihren Kopf an seine Schulter.

„Lena, was machst du uns für Kummer, dir und mir! Ich bin traurig."

Es wallte in ihr auf, trotzig wollte sie erwidern: „Ich? Nicht ich, deine Frau macht dir Kummer," aber sie sah sein Gesicht. „Du hast ja Lora," sagte sie aus einer merkwürdigen Ideenverbindung heraus.

Er nickte. „Sie ist mein einziges — mein größtes Glück," verbesserte er sich rasch.

„Fertig!" Der Schaffner warf die Thüren zu.

„Leb' wohl, Lena, komm gut nach Haus!"

Noch ein hastiger Kuß; er sprang auf den Perron. Ihr blasses verweintes Gesicht nickte zum Fenster heraus.

* * *

Station auf Station. Die Eifelberge guckten rechts und links ins Fenster. Lena sah nicht hinaus. Den wüsten Kopf an das Seitenpolster gedrückt, saß sie mit geschlossenen Augen. Sie fuhr wie aus einem Traum auf, wenn der Zug an einer Station hielt; dann duselte sie weiter. Der Wagen wurde hin und her geworfen, immer das gleiche Rrrrrr—, das eintönige Rattern der Räder. So saß ihr ein Rad im Kopf, das drehte sich unaufhörlich um die gleiche knarrende Achse.

Gekränkt! Eine andere vorgezogen! So war's beim Bruder gegangen, er hatte sie

lieb und hielt doch zu der anderen; so war's bei dem gegangen, um dessentwillen sie aus Berlin geflohen war! Wie hatte er ihr die Cour gemacht im vergangenen Winter! Sie hatten sich oft bei einer befreundeten Familie getroffen, zu oft, er hatte ihren Gesang bewundert, ihr glühend die Hand geküßt, dann kam das Frühjahr — aus! Er hatte auch eine andere vorgezogen.

Hatte sie ihn geliebt? Lena preßte die Augen fester zu, eine Röte stieg ihr jäh ins Gesicht; wenn sie das nur wüßte! Sie hatte schon oft zu lieben geglaubt; immer war aus den Trümmern einer alten Liebe das Morgenrot einer neuen gestiegen. „Das muß so sein," sagte der berühmte Gesangsprofessor, „immer verliebt! Wo soll denn eine sonst den Ausdruck herkriegen?"

Aber nun glaubte Lena nicht mehr an eine neue Liebe. Die rechte würde doch nicht kommen, nie, nie! Alles ging unter in dem Gefühl der erlittenen Kränkung, in dem neuen großen Unglücklichsein. Sie wollte nun nichts mehr von den Menschen, nein, nur die Kunst, die Kunst! Sich an die mit allen Fasern klammern, immer ihr nach, ohne nach rechts und links zu blicken! Eine stürmische Sehnsucht faßte plötzlich Lenas Herz; ein unwiderstehlicher Drang trieb ihr Thränen in die Augen, ihre Wangen glühten.

„Gerolstein!"

Sie fuhr hoch auf; sie war erschrocken. Draußen Laufen auf dem Perron, Schlagen von Thüren, Rufen — jetzt wurde ihr Coupé aufgerissen.

„Steigen Sie ein, Herr, hier is Platz," sagte die rauhe Stimme des Schaffners.

Wie unangenehm! Lena zog sich ganz in ihre Ecke zurück, sie hatte jetzt nicht Lust nach Gesellschaft; sie schämte sich der Thränen, die noch verräterisch in ihren Augen glänzten, und ihrer heißen Backen.

„Sie gestatten," sagte der Fremde und faßte an den Hut, brachte sein Gepäck unter — Lena sah Malutensilien, Farbkasten, Staffelei, Leinwandschirm, Feldstuhl — und warf sich dann auf den Sitz, die Beine weit von sich streckend.

Der Zug rasselte weiter.

Eine halbe Stunde war vergangen, nach und nach wurde die Landschaft draußen flacher; die pittoresken Formen der Eifelberge verschwanden, die schwermütig nackten Kuppen mit ihrer kahlen Einsamkeit machten sanften Abdachungen, Äckern und Dörfern Platz. Schon tauchten Fabrikschornsteine auf.

Lena fröstelte, die ganze Poesie war hin; und dabei mußte sie gähnen, eine schreckliche Leere war ihr im Magen. Sie hatte Hunger. Sie schämte sich vor sich selber; wie konnte man so unglücklich sein und doch Hunger haben?! Bis Köln würde sie's noch aushalten müssen; unruhig glitt ihr Blick umher.

Der da gegenüber zog jetzt ein weißes Papierpacketchen aus der Handtasche, ein paar appetitliche Butterbrote waren drin, und zwischen Blättern auch Früchte. Das Wasser lief ihr im Mund zusammen, sie neigte sich vor und machte große Augen.

Als ob er's geahnt hätte, so sah er jetzt auf; ihre Blicke begegneten sich, sie wurde über und über rot wie ein ertapptes Kind. Ein leichtes Lächeln hob seine Oberlippe, man sah die schönen weißen Zähne; auf der flachen Hand hielt er ihr das Papier hin. „Darf ich Ihnen etwas Obst anbieten? Auf den primitiven Bahnhöfen, die wir passieren, gibt's nichts Genießbares. Verzeihen Sie, ich wollte nicht unbescheiden sein!"

Lena hatte sich auf die Lippen gebissen und war in ihre Ecke zurückgefahren — was dem einfiel?! Es wurmte sie, aber gleich darauf kam ihr alles so komisch vor, sie mußte lachen. „Sehe ich so hungrig aus?" Und dann streckte sie die Hand aus und nahm eine Frucht und dann, zögernd, ein Butterbrot. „Ich bin auch hungrig! Es ist gewiß komisch, daß ich —" sie brach verlegen ab.

„O gar nicht!" Er hatte eine famose Art, ihr über die Befangenheit wegzuhelfen. „Reisegefährten sind ja für eine Weile Lebensgefährten — warum also nicht?" Er langte wieder in die Tasche und entkorkte eine Flasche. „Da, bitte trinken Sie!" Er hielt ihr einen Becher mit Wein hin.

Ohne Zögern that sie einen tiefen Zug, und noch einen. Der Wein war stark, die Schatten unter ihren Augen verschwanden, ihre Lippen wurden feucht und rot. „Ich fühle mich jetzt ganz anders," mur-

melte sie, „so viel frischer, ich danke sehr!“ Ihre Augen glänzten.

Er fand sie hübsch, viel hübscher, als er anfänglich gedacht hatte. Diese schmale Stirn mit den Lockenringeln, der eigentlich zu große Mund mit der charakteristischen kurzen Oberlippe waren pikant. Ein Mund, der viel Amüsanies plaudern konnte, den es dann lockend war zuzuküssen.

„Mein Fräulein?“ Es klang wie eine Frage; sie nickte. „Also, mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Bredenhofer, Richard Bredenhofer, Dilettant in allen Künsten, und sonst nichts!“

„O!“ Sie schielte nach den Malergerätschaften, die oben im Netz schaukelten.

„Nein, nein,“ er lachte halb spöttisch, halb leichtsinnig, „wirklich nur ein Dilettant, auch hierin. Aber man gibt die Hoffnung im Leben nicht auf. Einmal muß es doch kommen, das, nach dem man Durst hat, das“ — er schloß die Hand und öffnete sie wieder — „das — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll!“

„Ach,“ sie wurde zutraulich, „geht's Ihnen so wie mir? Ich hatte nicht bloß Hunger auf Ihr Butterbrot. Sind Sie auch nie satt? Ich meine geistig. Einen Tag ist man so voll und könnte die Welt stürmen, und den anderen ist man dann wieder so erbärmlich und klein und hat gar keine Courage zu was. Es ist greulich!“ Sie legte die Hände ineinander und sah wehmütig drein. „Ob große Leute, wie Schiller und Goethe und Beethoven und Mozart, auch so gefühlt haben?“

„Diese führenden Geister? Sie greifen gleich sehr hoch!“

„Hoch oder gar nicht!“ Sie warf den Kopf hintenüber.

„Das sage ich auch!“ Seine Augen blitzten. „Wer will es uns wehren, nach den Sternen zu greifen? Hallo!“ Er sprang auf, die Früchte rollten ihm unbeachtet vom Schoß auf den staubigen Coupéboden. „Sie sind Künstlerin, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte gern.“ Ein banger Ausdruck trat in ihr Gesicht. „Wenn's mir nur gelingt! Aber es muß.“

„Es wird, es wird!“ Er sah sie an; sie blickte gradeaus, ihre Augen waren tief geworden, ihr schmales weiches Gesicht erschien bedeutender.

„Ich muß etwas erreichen“ sagte sie wie für sich. „Ja“ — sie sagte es mit Vehemenz, alle ihre Enttäuschungen, besonders der letzte Kummer fielen ihr wieder ein — „alles andre ist doch nichts! Ich muß eine große Sängerin werden. Wissen Sie“ — nun klang ihr Ton gemäßigter — „wir hatten in unserem Garten in der kleinen Stadt, wo mein Vater Landrat war, einen Birnbaum, einen sehr großen Birnbaum; unten hingen immer Birnen genug, die mochte ich aber nicht. Oben an den Ästen, die, auf welche die Sonne prall schien, die der Wind schaukelte, die wollte ich. Xmal bin ich als Kind hinaufgeklettert, oft heruntergefallen, und wenn ich nicht hinan konnte, weinte ich. Es geht mir immer noch so.“

„So?“ Er fuhr sich mit gespreizten Fingern durch die Haare, und dann sagte er zerstreut nochmals: „So, so.“ Jetzt lachte er kurz auf und strich sich wieder durch die Haare mit der gleichen nervösen Bewegung. „Ja, die Früchte, die sitzen verdammt hoch, aber man muß nur den Glauben an sich selbst nicht verlieren — ä!“ Er zuckte die Schultern und griff dann mit rascher Bewegung nach dem Becher. Er füllte ihn aufs neue. „Prost, gnädiges Fräulein, prost! Es lebe die Kunst!“

Sie nickte ihm zu. Das Fenster war geöffnet, ein rascher Wind fächelte herein und hob spielend die braunen Lockenringel auf der Mädchenstirn. Lena fühlte keinen Kopfschmerz mehr, sie dachte augenblicklich herzlich wenig an den letzten schweren Kummer. Es plauderte sich gut mit dem Reisegefährten. Er war hübsch; was er sagte, schien klug. Er hatte etwas — wie sollte man's nennen? — etwas Nachlässiges im Reden, leichtlebig Freies, und doch zuweilen einen schwermütigen Augenaufschlag. Er war ein Künstler.

Der Zug raste dahin, die Zeit verging rasch. Lena hatte eine unangenehme Empfindung im Herzen, als es hieß: Köln. Nun mußte man sich trennen — schade!

Aber nein, er fragte: „Reisen Sie auch weiter nach Berlin?“

„Natürlich!“ Sie lachte fröhlich auf, sie war auf einmal so vergnügt. Also aus derselben Stadt — wie konnte es auch anders sein?! Sie waren plötzlich wie alte Bekannte.

Auf dem weiten Perron, vor dem in einer Art von maurischem Stil gehaltenen Bahnhofsgebäude, wogten die Reisenden hin und her. Es war ein sehr internationales Publikum mit Wagenladungen ungeheurer Koffer; schon auf zehn Schritt roch man das Chypper der Engländerinnen und das Patschuli der Französinnen.

Die Kölner Gepäckträger mit ihrer breiten faulen Sprache machten sich Platz: „Aufjepaͤ—a—aßt!"

„Kelnische Zei—i—tung! Kladderrrra—a—dattsch!" Ein Zeitungsjunge schrie mit gellender Stimme.

„Fatal!" Bredenhofer fuhr sich mit beiden Händen an die Ohren. „Ä, ich kann den Lärm nicht ertragen; gräßlich! Wir haben Zeit genug, gehen wir in den Dom!" —

Und nun standen sie auf dem Domplatz; ungeheuer, wie ein steinerner Berg, dessen Spitzen in den Himmel ragen, hob sich der Dom vor ihnen. Die Kreuzblumen der Türme von blauem Äther umflossen; goldener Sonnenschein verklärte den grauen Koloß.

Lena kannte Köln, sie kannte den Dom, so schön wie heute war er ihr noch nie erschienen; das lebhafte Entzücken ihres Begleiters steckte sie an.

Bredenhofer war ganz aufgeregt. Mit allen möglichen technischen Ausdrücken erklärte er ihr dieses und jenes — sie war erstaunt, was er alles wußte — und wo ihm ein Ausdruck mangelte, half er sich durch einen Witz. Mit einem aus Heiterkeit und Andacht gemischten Gefühl trat sie ins Portal.

Drinnen heiligste Dämmerung, durchschossen vom wunderbar mystischen Licht der bunten Glasfenster. Unterm Kreuzgewölbe eine schwebende Luft von Weihrauch und geschmolzenem Wachs; vor den Seitenaltären flackernde Kerzen und steife Heiligengestalten, die gekrümmten Finger segnend ausgestreckt. Es zwang einen zum Flüstern; wer hätte hier ein lautes Wort gewagt?

Lena war blaß geworden; die kühle Dämmerung durchschauerte sie und daneben eine scheue Ahnung der großen hohen Poesie. Ihre Brust hob und senkte sich, ihr Atem zitterte, verstohlen sah sie ihren Begleiter an; der hatte den Hut abgenommen, seine Stirn leuchtete merkwürdig weiß, wie die eines Mädchens; er starrte geradeaus und bewegte die Lippen.

Nun fühlte er ihren Blick, er faßte nach ihrer Hand und hielt sie mit leisem Druck;

Aus unserer Studienmappe:



Bildnis. Nach der Radierung von Wilhelm Rohr.

sie wagte nicht, ihre Finger wegzuziehen. Auf den Zehenspitzen schlichen sie an den geschnitzten Beichtstühlen entlang; wie schön mußte es sein, sich hinter den grünseidenen, sanftrauschenden Gardinchen all seiner Kümmernisse zu entledigen! Lena fühlte ihr Herz klopfen, sie bedauerte fast, daß sie nicht katholisch war.

Jetzt waren sie in der Seitennische, vor dem kleinen Altar des wunderthätigen Marienbildes; das Triptychon war geöffnet, das süße Madonnenantlitz mit dem sich anschmiegenden heiligen Kinde lächelte vom Goldgrund auf sie nieder. Unwiderstehlich fühlte sich Lena niedergezogen — es war Bredenhofers Hand, die sie zwang, auf dem schmalen roten Bänkchen zu knieen, sein warmer Atem streifte ihre Wange.

Halb gesungen, halb geflüstert klang es ihr ins Ohr:

„Im Dom, da steht ein Bildnis,
Auf goldenem Grunde gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingestrahlt —"

— — — — — — — — —

Er hielt noch immer ihre Hand, jetzt — jetzt — der Druck! Sie erschrak bis ins innerste Herz.

„Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau!"

Sie war gemeint, sie fühlte es und sie errötete über und über. Sie hob die Lider nicht.

Jetzt gab er ihre Finger frei. Ohne Wort, stumm nebeneinander herwandelnd, durchschritten sie die andere Seite der Kirche — jetzt kam das Portal; sie waren wieder draußen.

Aus unserer Studienmappe:



Bildnis. Nach der Radierung von Wilhelm Rohr.

Das laute Gewühl des Marktes schlug ihnen entgegen, Droschken jagten zum nahen Bahnhof, Lastfuhrwerke ratterten hinunter zur Schiffbrücke — es war wieder Tag, nüchterner Tag, greller Sonnenschein schien aufs Pflaster. Lena blinzelte, sie schloß für einen Augenblick die Augen.

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte Bredenhofer, und sie that's ohne Ziererei. Arm in Arm schlenderten sie an den Läden der Hochstraße entlang. Wer kannte sie beide hier in der fremden Stadt? Menschen im Geschäftsschritt hasteten vorüber, bunt gekleidete Kölnerinnen mit auffallenden Hüten machten ihre Einkäufe in den Läden, die beiden wanderten zwischen allen durch, aus einer ganz anderen Welt kommend, sich gegenseitig fremd und doch einander so merkwürdig nahe. Es fiel Lena gar nicht ein, daß sie Unschickliches that; harmlos

vergnügt hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und den weiten Mantel aufgeknöpft, man sah ihre schmale, zarte Gestalt und die angedeuteten Grübchen in ihren Wangen.

Sie traten in ein Restaurant und saßen auf dem tellergroßen Plätzchen vor der Thür, hinter der verstaubten Epheuwand. Münchener Bier schäumte in den gelblichen Steingutseideln; Lena trank, und dann hörte sie wie aus weiter Ferne, wie im Traum den Lärm der Gasse. Sie war so weit weg.

„Was für ein liebes Gesicht,“ dachte Bredenhofer. Er saß ihr gegenüber. Eine dreiste Fliege mit dickem blauem Leib und blitzenden Flügeln kam und schwirrte um die kleine gerade Mädchennase, die zierlichen Nüstern blähten sich und zitterten; jetzt kam das Insekt und flog auf das Seidel des Mannes und tunkte den winzigen Saugrüssel in die braune Flüssigkeit. Jetzt schwirrte es berauscht davon.

Aus einem nahen Fenster kam dünnes Klavierspiel — Bachsche Fugen oder so etwas — aber man merkte es den klimpernden Fingern an, sie waren mehr zu einem Walzer oder einem schwänkenden Rheinländer disponiert. Jetzt klang ein scharfer Mißton.

„Ceß, ceß“ — der junge Mann fuhr aus seinem Sinnen auf — „Moll, Moll, doch nicht Dur! Heiliger Sebastian Bach“ — er riß die Uhr heraus — „es ist die höchste Zeit, wir müssen fort!“

Im Sturmschritt durchquerten sie den Domplatz; die Uhr über dem Bahnhofsportal wies nur noch wenige Minuten bis zum Abgang des Zuges, aber Bredenhofer fand doch noch Zeit; er kaufte dem blassen, spillrigen Ding mit den dreisten Augen, dort am Eingang, einen Strauß duftiger Herbstveilchen ab und preßte sie Lena in den Gürtel.

„Viel Pläsir auf die Hochzeitsreis'!“ schrie das Mädel hinter ihnen drein.

Sie stürmten die hohe Steintreppe hinan, lachend, atemlos — nun saßen sie im Coupé; o weh, noch vier Personen darin! Zwei rundliche Holländerinnen mit Teint wie Milch und Blut, und Augen, die nicht von lauter Butter und Käse so blinkten; ein dicker Phlegmatikus schien der Ehemann der einen. Neben ihm blinzelte ein Geschäftsreisender — man erkannte ihn am Schlips letzter Mode und am Siegelring — nach der anderen Schönen.

„Aaa—chtung!“ Karren rasselten, Thüren klappten.

„Kelnische Zei—i—tung! Kladderrrrra—a—datsch!“

„Bier gefällig?! Bi—er! Bi—er!“

„Kladderrrrra—a—datsch!“

„Noch glaubt man mit einem Fuß in der Poesie zu stehen, und schon ist man mitten in der Prosa! O weh“ — seufzte Bredenhofer und fuhr sich mit der ihm eigentümlich nervösen Handbewegung durch das Haar.

Der Zug setzte sich in Fahrt. Bald lag Köln fern; Dom nnd Hochstraße, alles der flüchtige Traum einer sonnigen Mittagsstunde.

* * *

Sie hatten viel geplaudert, halblaut, die Köpfe nah zusammengeneigt. Es hatte einen eigentümlichen Reiz gehabt, so verstohlen miteinander zu sprechen, unverstanden von den übrigen. Dies Flüstern brachte sie sich gegenseitig näher, es richtete eine Mauer um sie auf, über die kein neugieriges Auge schauen konnte.

Es war längst Abend. Draußen vor den Coupéfenstern undurchdringliche Dunkelheit, nur ab und zu huschte eine schwach erleuchtete Station vorüber. Immer weiter von der sonnigen Mittagsstunde fort, immer näher, näher dem großen Berlin, in dem man untersinkt in Menschenwogen und sich nie mehr begegnet.

Lena hatte geschlafen; sie wachte verwirrt auf. Oben an der Decke, vom blauen Gardinchen verhüllt, der umflorte Schein der Lampe; jenseits das Fenster geöffnet, trotzdem eine warme matte Luft im Coupé. Lena faßte sich an den Kopf und strich sich die wirren Haare aus den Schläfen; sie hatte geträumt, sie wußte nicht recht, wo sie war — bei Fritz oben im kleinen Stübchen, im großen Kölner Dom oder zu Hause, drei Treppen hoch, in Berlin?

Verwundert machte sie die Augen weit auf; sie war in der Eisenbahn, aber die Sitze leer, das viele Gepäck verschwunden. Wo waren die dicken Holländerinnen mit dem phlegmatischen Ehemann, wo der Geschäftsreisende? Alle weg; nur ihr gegen-

über in der Ecke saß Bredenhofer und sah sie unverwandt an.

„Wo — wo — wo sind sie?"

„Alle ausgestiegen, in Braunschweig, Magdeburg, was weiß ich!" Er lächelte. „Sie haben lange geschlafen, süß geschlafen; Sie haben nichts gemerkt."

„O!" Sie zog ihre lässig ausgestreckten Füße unter sich und richtete sich stramm auf. Sein unausgesetzter Blick verwirrte sie. „Wie lang dauert's noch bis Berlin?"

Er zog die Uhr. „Eine Viertelstunde!"

Ein Schreck durchfuhr sie, so plötzlich, so jäh, daß sie über diesen Schreck nun wieder auf's neue erschrak. Warum fürchtete sie sich, wovor? Das Blut stieg ihr zu Kopf, es wirbelte ihr vor den Augen.

„Es thut mir leid," hörte sie seine weiche Stimme sagen, „sehr leid; ich wünschte, es wären noch Stunden bis Berlin. Es ist merkwürdig, wie man sich mit jemandem in einer kurzen Spanne Zeit so anfreunden kann! Das macht: gleiches Denken, gleiches Empfinden und der Gott, der uns in der Brust wohnt! Schlagen Sie ein" — er hielt ihr die Hand hin — „sagen Sie mir, daß Sie dem Reisegefährten ein freundliches Andenken bewahren werden; ja?"

„Wenn Sie das Gleiche thun," antwortete sie zögernd.

„Mein Gott!" Er lachte, dann sang er mit einer sehr angenehmen Tenorstimme:

„Andre Städtchen kommen freilich,
Andre Mädchen zu Gesicht;
Ach, wohl sind es andre Mädchen,
Doch die eine ist es nicht!

„Die eine ist es nicht," wiederholte er mit zärtlichem Tonfall.

„Sie sind ja auch musikalisch" sagte sie ausweichend. „Sie können doch alles!"

Er hielt ihr noch immer die ausgestreckte Hand hin. „Bitte, sagen Sie mir doch, daß Sie mich nicht ganz vergessen werden! Bitte, Fräulein Langen!"

Sie wagte nicht, ihn anzusehen. „O nein," brachte sie gepreßt hervor. Sie sprang auf und griff nach ihren Sachen, ungeschickt faßte sie immer das Unrechte. Er half ihr. Er hielt ihr den Mantel, beim Hineinschlüpfen fühlte sie, wie er sanft ihren Arm preßte; sie bekam ein eigentümliches Beben in den Knieen. Und dann drückte sie sich den Hut aufs Haar, zog die Handschuhe an und saß ganz still mit zusammengelegten Fingern.

Er stand am Fenster. „Da — da," sagte er plötzlich, „schon das lange Rangiergeleise und die vielen Lichter!"

Rot, blau, grün glitt es vorüber, der Zug fuhr langsamer.

„Jetzt — jetzt sind wir gleich da!" Kritsch, kratsch! Das Quietschen der Räder ging durch alle Nerven.

Lena sprach nichts, sie saß da und senkte den Kopf auf die Brust und schielte doch von unten herauf immer nach den vorübergleitenden Lichtern und fühlte, daß ihr das Herz schlug bis zum Hals. Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, das Fenster lief an unter seinem Hauch; es war so warm, so beklommen im Coupé und so still.

„Da —," sagte er noch einmal, „wir sind da!"

Der Zug donnerte in die Bahnhofshalle, es wurde blendend, betäubend hell.

„Leben Sie wohl!"

Sie fühlte eine Hand unter ihrem gesenkten Kinn, warme Lippen legten sich auf die ihren — einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde — — —

Sie stieß ihn nicht zurück, sie konnte nicht dafür, ihr Mund zuckte unter dem seinen, einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde, dann —

„Berlin! Alles aussteigen!" Die Thür wurde aufgerissen.

Gewirr, Geschrei, Gewoge. Lena sah alles und sah doch auch wieder nichts — ein hastig geflüstertes, scheues Adieu — jetzt stand er schon unten auf dem Perron — jetzt rollte sich ein dunkler Knäuel der Ausgangstreppe zu, darunter war er — ah, jetzt war er ganz weg!

Lena folgte mechanisch dem Gepäckträger; sie fühlte auf einmal wieder ihren ganzen Kummer. —

Sie würde ihn nie wiedersehen! —

III.

„Höher, höher, singen Sie doch höher! Ich begreife nicht, wie man das nicht thun kann!" Der berühmte Gesangsprofessor Dämel fuhr sich an die Ohren. „Herr Gott nochmal, singen Sie gleich höher, es ist nicht zum Aushalten — höher, höher, ich werde rasend!" Er schrie; die Schülerin,

ein junges dickliches Ding von robuster Gesundheit mit dummen aufgerissenen Augen, brach in Thränen aus.

„Weiter, weiter" — der Professor zog die Uhr und trommelte nervös auf dem Rücken des Begleiters — „spielen Sie dieselbe Leier noch mal. Fräulein Langen, Sie jetzt! Aber ich bitte hoch genug; es ist zum Verrücktwerden!"

Das überschlanke Mädchen trat neben den Flügel. Lena Langen hatte sich wenig verändert seit dem Herbst, die scharfe Winterluft draußen hatte das blaßbräunliche Gesicht nicht frischer gefärbt; jetzt brannte ihr das Rot der Erregung auf den Backen, gerade unter den Augen, sie sah ängstlich drein.

Der Begleiter schlug die einleitenden Akkorde an, es war die große Arie aus der Schöpfung: Auf stolzem Fittich schwinget sich der Adler ꝛc. Das Recitativ glückte; aber nun — „Mehr Kraft, Kraft," brüllte der Professor. „Halt! Denken Sie, mit solchem Gepiepe schwingt sich ein Adler? Höchstens eine Gans."

„Ha ha, ha ha ha!" Allgemeines Gelächter. Professor Dämel sah sich schmunzelnd, den langen glänzenden Bart streichend, um. Er liebte es, Witze zu machen, und wenn sie auch hinkten, was schadete das? Aus berühmtem Munde macht sich dergleichen immer geistreich.

Sämtliche Schülerinnen der Ensemblestunde wollten vergehen vor Lachen — nein, war das amüsant, witzig! Kein Adler, eine Gans, ha ha ha! Sie hielten die Taschentücher vors Gesicht und prusteten.

Der Professor konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Noch ein Schmunzeln, dann mit plötzlicher Amtsmiene, aber in gemäßigterem Ton: „Bitte, noch einmal, Fräulein Langen, mehr Kraft! Tief Atempumpen, hier, hier" — er hielt sich den Bauch — „Stimmritze weit offen! Also!"

Die Arie begann von neuem. Lena strengte sich übermäßig an, die Sehnen an ihrem Hals schwollen, sie holte Atem, daß man glaubte, die Brust müsse ihr zerspringen, das Notenblatt in der Hand bebte. Nun war sie zu Ende. Ein Kitzel kam ihr in die überanstrengte Kehle, sie quälte sich mit einem kurzen Gehüstel.

„Leidlich, leidlich," sagte der Professor. „Musikalische Auffassung ganz gut, auch die Intonation — hm, hm — aber Sie können das Musikstück nicht zur Geltung bringen, Ihnen fehlen eben die Stimmmittel. Nicht alle Mittel, bewahre," setzte er nach einem raschen Blick in das Gesicht der Schülerin hinzu, „aber — hm — der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!" Wieder ein Witz! Nein, heute jagte einer den anderen!

„Die Folgende!"

Ein elegantes Kleid rauschte, mit Wohlgefallen sah der berühmte Mann auf die üppige Gestalt. Fräulein Krotoschinska war aus Ostpreußen — „Astpreißen," sagte sie — wollte zur Bühne gehen und ließ sich jetzt, das letzte halbe Jahr auf dem Konservatorium, eigentlich nur noch herab, die Stunden zu besuchen. Pünktlich war sie nie gewesen, aber desto talentierter. Sie konnte zwei Töne nebeneinander treffen, sogar zuweilen die Terz; sie hielt sich einen Begleiter, sogenannten Einpauker, und hatte der zwanzigmal eine Sache mit ihr durchgearbeitet, wickelte sie sie ab wie auf der Drehorgel. Aber wenn Fräulein Krotoschinska so dastand, die volle Brust herausgedrückt, die großen Augen umherfeuernd, ihre mächtigen Töne herausschleudernd, dann mußte jeder eingestehen: „Ah, dieses Talent!"

Professor Dämel strich immer häufiger den glänzenden Bart, er war sehr befriedigt. Das stark „Astpreißische" störte ihn nicht, ebenso wenig das Tremolo bei diesem Material! Er schätzte letzteres besonderes, weil es ihm noch nicht gelungen war, dasselbe zu ruinieren. Und dann die Erscheinung! „Sehr gut, liebes Kind, sehr gut! Setzen Sie sich. Ich bin von Ihrer Zukunft überzeugt. Famos, ganz famos! Schonen Sie sich nur um Gotteswillen! Recht vorsichtig, vorsichtig! Sie sind es der Kunst schuldig!"

Die große Person mit dem breiten Brustkasten und den ausladenden Hüften setzte sich stolz. Sie war etwas müde, sie hatte die Nacht durch getanzt, und heute stand noch viel Amüsement bevor. Beim Lob des Professors verzog sie die Lippen zu ihrem stereotypen, ruhigen Lächeln — wie der gute Mann sich anstrengte! Er war wirklich sehr nett zu ihr, kniff sie gern in die Backen und tätschelte ihr die Schulter, wenn sie allein waren. Fräulein Krotoschinska hatte nichts dagegen, er war ja

Aus unserer Studienmappe:



Aus Wilhelm Lindenschmits Skizzenbuch.

ein alter Mann, wenigstens aus den Jahren, die bei ihr in Betracht kamen. Sie schloß die Augen halb und hörte nicht im entferntesten auf die Klänge des Klaviers und die ewigschönen Meisterweisen; in ihren Ohren war nichts wie Tanzgeklimper und Kleiderrauschen und Schlittenklingeln und Pfropfenknallen — ja, solch ein Talent! Die Brillantboutons in ihren Ohren funkelten. ‚Sie seien nicht echt,‘ meinten die Neidischen; aber sie waren es doch. Fräulein Krotoschinska sagte nicht, von wem sie sie kürzlich bekommen hatte, selbst Lena Langen wußte nicht darum, und die war doch entschieden die bevorzugte, die saß neben der Krotoschinska und bekam allerhand in die Ohren getuschelt. Sie that ja auch der schönen „Astpreißin“ in keiner Beziehung Eintrag.

Die Stunde ging weiter. „Der Gerechte muß viel leiden,“ seufzte der berühmte Mann dem Begleiter ins Ohr. Und

dann laut: „Wir haben nun den Adler genug sich aufschwingen lassen“ — er sah mit einem heimlichen Gähnen nach der Uhr — „ah, erst dreiviertel zwei!“ Ein zweites intensiveres Gähnen. „Schön, sehr schön, wir haben noch eine weitere Viertelstunde für unsere Kunst. Fräulein Langen, säuseln Sie uns mal ein Schumannsches Lied, das ist mehr Ihr Fall. Na, na, voran! Schnell, schnell, Zeit ist Geld!“

Widerwillig hatte sich Lena erhoben. Ihr war die Lust vergangen. Die fatalen Witze des Professors, der Gesang der Krotoschinska, ihr eignes Singen ekelten sie an. Eine tiefe Niedergeschlagenheit war in ihrer Seele. „Ihnen fehlen die Stimmmittel“ — schwer, lastend waren diese Worte auf sie niedergefallen. Oh, wer Töne in der Kehle hätte, mächtig wie das Brausen der Orgel, voll und groß, wie jene da im eleganten Kleid sie besaß! Fast wie Neid wollte es sie beschleichen — die brauchte nur den Mund aufzumachen und den Ton vorquellen zu lassen, der Professor war entzückt. Aber nein — mit einem Ruck stand Lena kerzengerade — nicht wie die Krotoschinska, es gab eine andere, eine heiligere Musik, die gefühlt sein wollte bis in die Fingerspitzen und bis in jede tiefste Faser des Innern.

Die Augen leuchteten dem Mädchen auf, frei stand sie da, kein Heft in den Händen; ihren Schumann kannte sie. Der Klavierspieler begann die weiche Begleitung, leise setzte sie ein. Sie hatte einen leicht gedeckten Hauch auf der Stimme, zu dieser Musik paßte er. Verträumt, mit wehmütiger Innigkeit kamen ihr die Töne von den Lippen; mit einem entrückten Ausdruck in den Augen schien sie in eine schöne Ferne zu blicken, sie sah nicht die weißgestrichenen Wände des Musiksaals, nicht das breite Fenster, durch das jetzt ein Strahl bleicher Wintersonne auf ihre Stirn fiel. Die Hände lose ineinander gelegt, veränderte sie ihre Stellung nicht während des Gesangs, nur bei besonders tief empfundenen Stellen preßte sie die Finger fester ineinander, und ein hohes Rot stieg ihr in die Wangen.

„Gut, sehr gut!“ Der Professor klappte leicht die Hände zusammen. „Sie haben Ausdrucksvermögen, wie man zu sagen pflegt, Sie singen passioniert — ja, ja, Schumann haben Sie weg! Ihr Herz und Ihre Stimme verstehen sich da sehr gut. Haha!“ Der berühmte Mann sammelte bewundernde Blicke ein für diese seine Bemerkung, dann klopfte er sich auf den Magen: „Der da wird rebellisch; ein gutes Mittagessen ist nicht zu verachten, auch ein Genuß, ebenso wie Beethovens Neunte und Schumanns Dichterliebe. Schluß, meine Damen! Und Sie, Fräulein Krotoschinska, Vorsicht, Vorsicht! Denken Sie an Ihr kostbares Material!“

Der Begleiter klappte den Flügel zu und reckte sich, er war ganz steif geworden von aller Kunst. Räuspern, Füßescharren, dann plötzlich, wie losbrechend, allgemeines Geschwätz.

Würdevoll mit dem Kopf nickend verließ der berühmte Mann den Musiksaal, an der Thür stieß er mit Lena Langen zusammen. Sie wollte an ihm vorüber huschen, sein Blick traf gerade noch ihr zierliches Ohr, den schlanken Hals und die darauf sich kräuselnden widerspenstigen Haare. Er faßte nach ihrem Arm.

Unwillig sah sie ihn an, sie war ihm böse, zornig auf jedes und jeden, dabei hätte sie bitterlich weinen mögen; unterdrückte Thränen funkelten in ihren Augen.

„Fräulein Langen, was ich Ihnen sagen wollte,“ — der Professor in seinem kostbaren Pelz beugte die lange Gestalt näher — „Sie sollten nur Schumann singen. Sie haben darin so etwas — etwas —“ ein cynisches Lächeln flog flüchtig über sein Gesicht, er legte für einen Augenblick den Zeigefinger unter das zarte Kinn des Mädchens. „Sie haben sehr viel Temperament, Fräulein Langen!“

Sie wurde blutrot und warf den Kopf zurück.

„Keine Schande, mein liebes Kind, im Gegenteil!“ Professor Dämel wurde ganz väterlich, er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Keine Künstlerin ohne Passion, Blut, warmes Blut gehört zum Beruf; nicht bloß zur Bühnensängerin, auch für den Konzertsaal, für den Konzertsaal! Wer in die Öffentlichkeit tritt, etwas erreichen will, der —“ Er lächelte wieder, das gleiche unangenehme Lächeln wie vorher, und dabei nahm er jetzt ihre Hand und tätschelte sie. „Hören Sie, mein Kind, und wenn Sie etwa diesen Winter in einem

größeren Konzert singen wollen, ich arrangiere Ihnen das. Wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich, ich bin Ihr bester Freund!"

Wieder das Täfscheln, dann zog er den hohen Hut und ging; das Mädchen sah ihm nach mit zusammengezogenen Brauen und einem bitteren Zug um den Mund. Sie hätte ihn fortstoßen mögen, diesen Mann mit den platten Witzen und der schleichenden Liebenswürdigkeit; sie hatte oft erzählen hören, daß Schülerinnen, die vom Professor besonders protegiert wurden, nicht immer am besten sangen. Heute hatte auch sie ihm gefallen, er hatte sie hübsch gefunden — nicht ihr Gesang interessierte ihn und ihr Bemühen, ihr heißes Streben — einzig und allein das andere.

Heftig trat sie auf den Boden — er sollte sich irren. Ihre Hand ballte sich in den Falten des Kleides zur Faust. Nein, nur um der Kunst willen, der reinen hohen Kunst willen, wollte sie aus dem Gros hervorgezogen werden und dastehen und den staunenden Zuhörern ans Herz legen, was unvergängliche Meister an Poesie und Empfindung in himmlische Melodien gegossen. O wie schön mußte es sein, in andächtige, bewundernde, thränenfeuchte Augen zu sehen, sich eins zu fühlen mit dem großen Komponisten, sein Mund zu sein, seine Gefährtin im Dienst der göttlichen Musik!

Lena fühlte sich begeistert, erhoben. Ein Strom von Empfindungen wallte in ihrer Seele hin und her, sie fühlte sich augenblicklich ganz besonders berufen und auserwählt. Eine heilige Freude erfüllte sie, ein Gehobensein über die ganze Welt — da — sie zuckte zusammen, eine beringte Hand tupfte sie auf den Arm.

„Na, Langenchen, Kindchen, was stehn sie da? Das Mannchen war heut ganz niedlich, hat sich auch bei Ihnen 'rangeschmuggelt, was? Glauben Sie mir, Kindchen, das ist das Bafte, das Bafte; mit der Kunst ist das so 'ne Sache!" Die schöne „Altpreißin" steckte zwei Finger in den Mund und pfiff darauf.

„Lassen Sie mich in Ruh'," sagte Lena herb und stieß sie zurück.

Wo war die heilige Freude, wo das Gehobensein? Weg, ganz weg; statt ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine kleinmütige Trübseligkeit sondergleichen. Den Kopf tief gesenkt, schritt sie übers Trottoir, die belebte Potsdamerstraße hinunter. Draußen in einer der neuen Straßen, nicht weit vom Matthäikirchhof wohnten sie; da war es anständig und doch verhältnismäßig billig.

Sie fühlte sich müde, an allen Gliedern zerschlagen, im Hals saß ihr ein Kitzel und in der Brust ein Brennen. Was wollte sie eigentlich mit der ganzen Singerei, dem in die Stunden laufen, dem Solfeggieren, dem Arienkollern? Aus ihr wurde doch zeitlebens nichts, gar nichts; lange Zeit zum Warten, zum Werden lag auch nicht mehr vor ihr, sie war schon fünfundzwanzig, und wenn auch die überschlanke Figur sie sehr jungmädchenhaft erscheinen ließ, der Spiegel zeigte ihr oft müde Augen und auf den Wangen eine gewisse herbstliche Bläſſe. Wie lange noch und sie war alt, zu alt für eine Anfängerin auf der Bahn des Gesangesruhms.

Langsam stolperte Lena voran. In ihrem Kopf nichts wie trübe Gedanken. Alles ging ihr auch fehl im Leben, worauf sie sich freute, das wurde zu Wasser, was sie liebte, das wurde ihr genommen. Sie dachte an all die Courmachereien und das Getändel, aus dem nichts Ernstes geworden, von dem nichts haften geblieben war als eine kleine beschämende Erinnerung. Und doch hatte sie immer Herz gegeben, viel Herz. Und dann dachte sie an ihren Bruder, und der niedergeschlagene Ausdruck ihres Gesichts vertiefte sich noch. Er schrieb so selten, so spärlich. Seit ihrer plötzlichen Abreise aus seinem Hause im Herbst war etwas zwischen sie getreten; was, konnte man nicht recht bestimmen, aber es war doch da. In jedem seiner Briefe schrieb er von Amalie, viel; sonst hatte er das nie gethan. Er nannte sie verständig, tüchtig, alles Angenehme suchte er auf sie zurückzuführen. Er hatte nicht Glück damit, weder bei der Mutter noch bei der Schwester.

„Sie hat ihn gut unterm Pantoffel," sagte Lena und kräuselte verächtlich die Lippen. Den Brief, den sie bald nach ihrer Rückkehr nach Berlin von der Schwägerin bekommen, hatte sie in kleine und immer kleinere Stückchen zerrissen und der Magd in den Kehricht geworfen. „Die Schein-

heilige, da schreibt sie mir, alles soll vergessen sein. ‚Wir sind beide heftig gewesen. Ich vergebe Dir von Herzen, liebe Lena.‘ — O die!“

„Ja, sie thut wirklich so, als seist du allein schuld,“ seufzte die Mutter. „Es ist unerhört!“ Frau Langen fand viel an ihrer Lena zu tadeln, aber wenn andere der Tochter zu nahe traten, das vertrug sie nicht. „So ein armes Ding,“ pflegte sie zu sagen, „was hat das denn in der Welt? Und wenn ich einmal nicht mehr bin — ach! Meine Lena soll wenigstens nur mit Liebe an mich zurückdenken.“ Frau Langen war böse auf ihren Sohn und ihre Schwiegertochter, und wenn es ihr auch schwer wurde und sie heimlich Thränen vergoß, sie zwang sich, kühl zu schreiben.

So standen die Sachen. Ein Mißton hatte sich eingeschlichen in die schöne Harmonie der Geschwister. Lena durfte gar nicht daran denken, dann fühlte sie ihr Herz pochen und Thränen in ihren Augen aufquellen. Heute besonders nicht; heute war alles ohnehin grau in grau, ein Flor deckte das ganze Leben.

Schwer, als hätte sie Gewichte an den Füßen, stieg Lena die sogenannten zwei Treppen zur Wohnung hinan; eigentlich waren es drei. Auf jeder Stufe zögerte sie; warum eilen? Sie kam noch früh genug, von Freude wartete nichts auf sie, die Mutter würde deprimiert sein wie sie selbst.

Die Stimmungen der Tochter waren der Barometer für die Laune der Mutter; ließ Lena den Kopf hängen, schlich auch diese betrübt umher, seufzte über ihr Geschick, Witwe zu sein, eine unversorgte Tochter zu haben und über das Los der Frauen im allgemeinen. War Lena vergnügt, dann färbte auch ein zartes Rot Frau Langens schmales Gesicht, sie wurde lebhaft wie ein junges Mädchen, gesprächig, baute Zukunftsschlösser in rosigem Licht; sie war dann sehr liebenswürdig.

„Ist Mutter zu Haus?“ fragte Lena müde, als das Dienstmädchen öffnete. Sie fragte es nur aus Gewohnheit, sie hatte heute keine Eile, so gar nichts Freudiges brachte sie mit; es that ihr leid, die Mutter mit hineinzuziehen in das Grau ihrer Gedanken, und doch konnte sie's nicht über sich gewinnen, ihre Mißstimmung zu verbergen.

Zögernd öffnete sie die leise knarrende Thür zum Eßzimmer — da war der Nähtisch der Mutter am Fenster, sie selbst saß davor. Frau Langen war beschäftigt. Neben ihr stand ein Stuhl, über dessen Lehne sorgfältig ein weißes Kleid gespreizt hing; sie nähte daran. Sie war so eifrig, daß sie das Knarren der Thür überhört hatte; ganz versunken schien sie in ihre Arbeit, nur bemüht, dieselbe recht schön zu machen. Nun hob sie das weiße Kleid mit einem Arm, hielt es von sich ab, legte den Kopf auf die Seite und betrachtete es bewundernd. Ein zartes Rot trat auf ihre Wangen und ein zärtliches Licht in ihre Augen — sie dachte sich schon die Tochter darin.

„Mutter!“ Lena war mit einem Satz am Nähtisch und stieß den Stuhl mit dem Kleid zur Seite. In plötzlichem Impuls warf sie sich vor der Mutter nieder und legte den Kopf in deren Schoß. „Gute Mutter!“ Wie eine jähe Erkenntnis war's ihr gekommen, ihr heiß durch die Seele geschossen — die da lebte doch nur eigentlich für sie. Sie schlang beide Arme um die Taille der Mutter und wühlte den lockigen Kopf tiefer in deren Kleiderfalten. Sie hatte eine unbezwingliche Lust zu weinen — das Leben war doch zu schwer — und schon strömten die Thränen.

„Lena, was hast du?“ Frau Langen war erschrocken, sie war aus ihrer stillen Beschaulichkeit zu plötzlich aufgejagt. Das Rot ihrer Backen vertiefte sich, sie sah aus, wie jemand, dem schon viel im Leben schief gegangen ist und der nun noch einen härteren Schlag erwartet. „Lena, sag' doch, ist dir was passiert?“ Ihre Stimme zitterte, sie streichelte mit bebender Hand den Scheitel der Tochter. „Was hast du, Lena?“

„Nichts, gar nichts, Mutter! Ich muß nur so weinen, ich — ich — es ist alles so gräßlich, ich bin so unglücklich! Nie, nie wird was aus mir, der Professor sagt: mir fehlen die Stimmmittel. Und dann hat er mich getätschelt — ich hätte Temperament, er würde mich im Konzert singen lassen — ah!“

„Aber, Lena, das ist doch alles sehr gut, ich begreife dich gar nicht!“

„Ach, Mutter!“ Hastig sprang das Mädchen auf und ballte die Hände. „Was du weißt! Er denkt, ich bin so eine —



Straße in Amsterdam. Radirung von Hans Herrmann, herausgegeben vom Verein für Original-Radirung zu Berlin. Verlag von Paul Bette in Berlin.

so eine —!" Sie stampfte mit dem Fuß. „Meiner Kunst wegen will ich vorgezogen sein. Warum streb' ich denn, warum lern' ich denn, warum ring' ich denn?! Mein Herz könnte zerspringen. Aus mir wird nichts" — sie kreuzte die Hände ineinander und biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu schluchzen — „mir geht alles fehl im Leben! Warum denn gerade mir? Und ich fühl's doch, ich habe was in mir — etwas — einen Funken — ach, Mutter, ich bin zu unglücklich!" Sie warf sich wieder nieder und versteckte den Kopf.

Frau Langen sah sich mit einem ratlosen Blick um, ihr Gesicht zog sich in die Länge. „Mein Gott," sagte sie kleinlaut, „wie du immer gleich bist! Woher du nur diese Aufgeregtheit hast, von mir doch wahrhaftig nicht! Aber es ist auch schrecklich, ganz schrecklich, einzelne Frauen haben es zu schwer, und wer von ihnen etwas erreichen will, der erst recht." Ein nervöses Zucken, als ob sie weinen wollte, arbeitete in ihren Zügen. „Es ist schrecklich! Zu traurig! Du armes Kind!" Sie streichelte immerfort den braunen Kopf in ihrem Schoß. „Weine nicht — ach Gott!" — Die Thränen kamen ihr nun auch, ihre Stimme klang sehr erregt. „Alles geht uns fehl im Leben! Warum gerade uns?" Lena weinte immerfort, sie hob den Kopf nicht.

Frau Langen sagte auch nichts mehr; schweren Herzens, mit kummervoller Miene sah sie auf ihr Kind nieder, ihre Finger zupften und glätteten an Lenas wirren Haaren. Die Uhr tickte schwer, nun holte sie dumpf zum Schlag aus.

„Drei!" Die Mutter rüttelte sich seufzend. „Und gerade heute hatte ich mich so auf dein Nachhausekommen gefreut! Es ist eine Einladung für dich gekommen zu Dr. Reuter; nicht der gewöhnliche jour fixe, bewahre! Es ist eine Hoheit da, ein Großherzog oder Erbprinz, denke! Reuter hat selbst geschrieben, du sollst ja kommen und etwas Hübsches singen. Ich dachte, es wäre eine große Auszeichnung für dich!"

„Und das sagst du mir erst jetzt? Aber Mutter?!" Lena war blitzgeschwind auf den Füßen.

„Ja, ich konnte doch nicht! Dein Kleid hab' ich schon angefangen, zurecht zu machen."

„Aber Mutter, warum hast du mir das nicht eher gesagt?!" Noch blinkten die Thränen auf Lenas Wangen, aber schon strahlten ihre Augen auf. Mit einem Ruck schwang sie sich auf den Eßtisch und pendelte mit den Füßen hin und her. Sie schlug die Arme unter. „So, Mutter, nun erzähl' mal, zeig' mal den Brief!"

„Hier ist er." Frau Langen holte ein Billet aus der Tasche; beide Frauenköpfe neigten sich darüber.

„Wahrhaftig" — Lena pendelte immer lebhafter — „das ist famos! Ach, wie angenehm für mich! Denk' mal, was da alles für Berühmtheiten sein werden! Wie nett von Dr. Reuter, daß er mich singen läßt, gerade mich, es sind so viele, die sich darum reißen. Mutter" — das Mädchen sprang vom Tisch herunter und lief mit elastischen Schritten in der Stube auf und nieder — „Mutter, weißt du, es gibt doch viele Menschen, die mir wohl wollen!"

„Das weiß ich ja," sagte stolz lächelnd Frau Langen.

„Und, Mutter" — Lena sah hübsch aus mit dem erhitzten Gesicht und dem zerzausten Lockengeringel über der Stirn — „ich werde gut singen, sehr gut singen, ich fühle das. Ich brauche nur Glück, wirklich nur ein bißchen Glück." — Sie hob die gefalteten Hände bittend wie ein Kind gegen die Brust. „Wenn ich nur ein bißchen Glück hätte, dann würd' ich eine große Sängerin. Glaubst du, Mutter? Nicht wahr, du glaubst's?" Sie wartete keine Antwort ab, sie rannte auf und nieder, jetzt blieb sie stehen und drehte sich wirbelnd auf einem Absatz. „Sieh nur, Mutter, wie die Sonne zum Fenster hereinscheint, sonst ist's um die Zeit im November schon dunkel. Sieh nur, sieh nur! Ist's nicht wie Frühling?!" Sie trällerte hoch und hell:

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden!"

Mit einer Inbrunst ohnegleichen sang sie das „alles, alles", dabei warf sie die Locken zurück, legte den Kopf hintenüber und blinzelte mit halbgeschlossenen, schwimmenden Augen durchs Fenster hinaus in die fahle Novemberluft, die ein einziger verlorener Sonnenstreif flüchtig durchzittert hatte.

„Es ist wie Frühling! Nur ein bißchen, ein bißchen Glück," sagte sie träumerisch.

IV.

Dr. Leopold Reuter machte ein Haus, ein großes sogar. An den bestimmten Winterabenden findet sich „tout Berlin“ dort ein. Eintägige Berühmtheiten und die Berühmtheiten einer Saison werden dem erstaunten Publikum nebst ausgezeichnetem Thee und vorzüglicher kalter Küche serviert. Alles, was Geist hat oder doch den Hauch eines Geistes in sich verspürt, glaubt sich verpflichtet, diesen da auch leuchten zu lassen. Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Musiker bilden das Hauptelement, und die Männer der Börse mischen sich dazwischen und schwimmen oben wie Öl auf dem Wasser. Das wogt und geht auf und nieder in den nicht großen, aber mit fein künstlerischem Geschmack ausgestatteten Räumen — die Damen der Bühne lassen ihre blendenden Hälse bewundern, und die Frauen, die nichts bewundern lassen können, ärgern sich darüber. Wer Orden hat, zeigt sie und zugleich auch die dazu gehörige Verachtung solcher Äußerlichkeiten; ein „Sichgarnichtsdrausmachen“ ist hier am Platz, in diesem Dunstkreis von Dichtern und Denkern, wo die Freiheit des geistigen Horizontes menschliche Eitelkeiten nicht aufkommen läßt.

Wer keine Orden hat, zeigt sie — nicht, versteht aber das „Sichgarnichtsdrausmachen“ noch besser zur Anschauung zu bringen.

Die Damen der Börse rauschen in prachtvollen Schleppen, die Künstlerfrauen zeigen phantastische Gewänder; andere kommen in einfachen Alltagswollenen, und dazwischen huschen kleine Mädchen in weißen Kleidern, wie frühe Blüten am Kirschbaum. Alles ist vertreten.

Dummheit sitzt neben Klugheit, Esprit neben Phlegma. Prickelndes Lachen und schwerfälliges „Hm hm“ — goldstrotzende Börsen und schwindsüchtige Beutelchen — Schönheit und Schönseinwollen — Vornehmheit und Demimonde — Ritter vom Geiste und solche, die weder Ritter, noch vom Geiste sind — verschminkte Züge und Rosengesichter — tout Berlin!

Und über dem schwebt das Genie von Dr. Leopold Reuter, alle die Elemente unter einen Hut zu bringen. Und er bringt sie. Elastisch wie ein Jüngling gleitet der schlanke alte Mann durch die Räume; seine weißen Haare, die die Glatze umstehen, sind gelockt, und in den dunklen Augen hat er Jugend. Er sagt viel Verbindliches, aber er lügt nie, er meint es wirklich so; es ist die unzerstörbare gute Laune seines Herzens, die ihm alles im rosigsten Lichte zeigt. Wo Talent ist, sieht er Genie, wo kein Talent ist, sieht er wenigstens Begabung; alte Frauen scheinen ihm „schön gewesen“, und die jungen sind ihm alle reizend. Passable Gemälde sind ihm Meisterwerke und öde Farbenversuche immer noch Stimmungsbilder. Er ist zum Kunstmäcen geschaffen; immer enthusiasmiert; begeisterungsfreudig, selbst froh, zu leben und andere leben zu lassen.

Heute schwirrte und wirrte es in Dr. Reuters künstlerischen Räumen mehr denn je.

„Die Hoheit — die Hoheit!“

„Haben Sie die Hoheit schon gesehen?“

„Sind Sie schon vorgestellt?“

„Hoheit — Hoheit“ — — — —

Die Damen neigten sich wie ein buntes Tulpenbeet, durch das der Wind streicht — Hoheit gingen vorüber.

Hoheit hatten den Hausherrn unter den Arm gefaßt, beide waren wie zwei gute Freunde miteinander; der Hoheit noch ziemlich jugendliches, ziemlich einfaches Gesicht trug einen sehr freundlichen Ausdruck, und Dr. Leopold Reuter strahlte in all seiner Herzensliebenswürdigkeit. Er hatte heute eine kindliche Freude.

Sie machten jetzt Halt an einer Portière, eine junge Dame hatte sich hinter dieselbe gedrückt und sah mit glänzenden Augen vor.

„Ah —!“ Reuter faßte sie an der Hand und zog sie näher. „Geruhen Hoheit! Fräulein Magdalene Langen, eine junge Künstlerin, mein ganz besonderer Schützling! Süße Stimme, ganz exquisite Art des Vortrags. Da Hoheit selbst hervorragender Künstler sind, werden Hoheit selbst am besten urteilen können. Fräulein Langen ist meiner Ansicht nach die beste Schumannsängerin unserer Zeit — hohe Poesie, intimer Liebreiz!“

Lena war tief errötet, sie kannte zwar Reuters Enthusiasmus und seine Art, im Superlativ zu sprechen, und doch dünkten ihr seine Worte jetzt so wahr, sichere

Bürgen; sie sah mit strahlendem Ausdruck der Hoheit ins Gesicht.

Diese lächelte. „Ah — sehr erfreut, das Fräulein gleich zu hören! Schumann, Schumann — ah, Schumann ist mein ganz besonderer Protégé! Sagen Sie, lieber Reuter" — Hoheit drehten den Kopf interessiert zurück in das andere Zimmer — „wer ist jene Dame? Die dort, in der rosa Robe! Blendend schön! Dieser Nacken, klassische Arme! Bitte, stellen Sie mir dieselbe vor!"

Noch ein huldvolles Lächeln, ein freundliches Zublinzeln von Reuter — sie gingen.

Also das war die Hoheit, und nun sollte sie der gleich vorsingen! Lena fühlte auf einmal gar keine Lust mehr. Sie hatte sich so unendlich auf den heutigen Abend gefreut, konnte die Zeit nicht erwarten, war ungeduldig im Zimmer umhergetreten und hatte lächelnd ihrem Spiegelbild zugenickt. Die Mutter war geschäftig um sie herumgegangen, hatte sich an der Tochter gefreut und noch oben von der Treppe gerufen: „Amüsiere dich gut, sehr gut! Hast du auch den Hausschlüssel? Die Entreethür mache ich dir selbst auf, ich warte auf dich. Singe sehr schön — viel Vergnügen!"

Vergnügen —?! Lena warf die Lippen auf und zog sich ganz hinter ihre Portière zurück; am liebsten hätte sie sich verkrochen. Sie mochte hier nicht singen, sie konnte hier nicht singen, sie fühlte, wie sich ihr langsam die Kehle zuschnürte und wie ihr Herz zu klopfen begann. O, wenn sie nur fortlaufen könnte! Was machte sich die Hoheit aus ihrem Gesang? Gar nichts, gar nichts, Hoheit rannten ein paar nackten Schultern nach und reckten den Hals nach ein paar weißen Armen! Erbärmlich! Ah, wie traurig stand es um die Kunst! Lenas Fußspitze klopfte nervös den Boden. Vor ihren Ohren wirrte und schwirrte es, und da, in all den Lärm hinein, sollte sie singen? Eine jähe Angst überkam sie. Wenn all die teilnamlosen Augen sie gleichgültig anstarrten, wenn man sich ganz nah, ganz nah, aber nur aus lauter Neugier, um den Flügel drängte, was dann? Man würde sie mustern, seine Glossen machen, sie hatte ja keine blendenden Schultern und keine klassischen Arme; die Hoheit würde gähnen und verstohlen nach Besserem ausschauen.

Ein bitteres Gefühl jagte Lena das Blut aus den Wangen und machte sie bleich. In ihren Knieen begann ein Beben, hastig atmete sie mehrmals hintereinander und schluckte, der Hals war ihr ganz ausgetrocknet. Sie preßte die Handflächen zusammen, sie waren feucht und kalt. Es war eine Qual, hier zu sein.

Das Geschwirr ließ plötzlich nach; eine auffällige Stille war eingetreten. In der Nähe flüsterte es: „Ruhe — Musik — es wird Musik gemacht!" Und nun hörte Lena eine kichernde Mädchenstimme: „Wie schade, nun muß man still sein, kann nicht einmal plaudern!" Und der Herr antwortete verdrießlich: „Unerhört geschmacklos, einem so den Mund zu verbieten! Wenn nur die Musiziererei bald losginge; je eher, desto rascher ist's überstanden. Hoffentlich ist der Schmerz kurz!"

Lena zitterte am ganzen Leibe — ja, es war unerhört geschmacklos, hier zu singen! Entschlossen schob sie die Portière zurück; sie wollte gehen, fort von hier, singen konnte sie nicht. Zu spät!

Vor ihr stand Reuter und bot ihr galant den Arm. „Also, Kindchen, en avant! Erlauben Sie, meine Herrschaften! Bitte, bitte — so, danke schön, nun können wir schon durch!" Mit liebenswürdigem Lächeln schob sich der Hausherr weiter, er zog Lena am Arm nach sich. Vor der Thür des Musikzimmers staute sich's — die Hoheit war drinnen.

„Bitte, bitte — ah, erlauben Sie — gnädige Frau, ein klein bißchen rücken!" Reuter dienerte vor einer umfangreichen, brillantenbesetzten Taille — von Gesicht nichts zu sehen, alles versank hinter der mächtigen Fülle dieses Brustkastens. „Danke sehr, gnädige Frau — ah, unendlich liebenswürdig, meiner kleinen Nachtigall Platz zu schaffen!" Er küßte den Arm, der aus der brillantenbesetzten Taille hervorquoll: „Charmant, wie immer ganz charmant! Ueben Sie Gnade bei diesem schüchternen Vögelchen, meine Allergnädigste. Die Sonne duldet ja auch andere Gestirne neben sich, sie müssen freilich erbleichen vor Ihrer Glorie!" Wieder eine Verbeugung und ein zweiter Kuß auf den vorquellenden Arm. Die Brillantenbesetzte knisterte und wogte.

„So" — Reuter zog Lena über die

Schwelle des Musikzimmers. „Eine hochberühmte Sängerin," flüsterte er ihr ins Ohr, „jetzt Gattin des Bankiers Goldammer — famose Diners — höchst sympathische Frau, ganz charmant!"

Lena fühlte noch den kalten, starren Blick der hochberühmten Sängerin auf sich ruhen, sie sah den brillantenbesetzten Busen wogen. „Ich kann nicht singen," sagte sie leise, „wirklich, ich kann nicht!" Sie versuchte ihren Arm aus dem seinen zu ziehen: „O, lassen Sie mich!"

„Fahnenflüchtig? Hoho, nichts da, nichts da!" Reuter drückte ihren Arm noch fester. „Nur nicht ängstlich, Kindchen! Nun freut man sich, daß man der kleinen Nachtigall mal Gelegenheit geben kann, sich hören zu lassen, und sie will davonfliegen? Oho, nichts da! — Bitte, meine Herrschaften — pst, pst — einen Augenblick Gehör! Fräulein Magdalene Langen wird die Güte haben, uns einige Schumannsche Lieder zu singen — pst — pst!"

Vor Lenas Augen tanzten rote Funken, und dann wurde es schwarze Nacht. Mechanisch, ohne zu sehen, that sie ein paar Schritte gegen den Flügel. „Soll ich mich selbst begleiten," fragte sie stockend, „oder —"

„Nein, bitte." Dr. Reuter klopfte ihr

Aus unserer Studienmappe:



Sizilianischer Blumenverkäufer.
Nach einer Photographie von W. von Gloeden-Taormina.

beruhigend die Hand. „Es sind so viel musikalische Leute hier, jemand wird gewiß die Güte haben.“ Er sah sich suchend um. „Ach, sieh da, lieber Bredenhofer — ganz charmant — Sie wollen begleiten — schön, wunderschön! Sie verstehen ja Schumann aus dem ff, Sie Hans in allen Ecken!“ Er legte dem schlanken, jungen Mann, der sich eben durchgedrängt hatte, die Hand auf die Schulter. „Noch ganz außer Atem? Dacht ich's doch, natürlich noch in X anderen Gesellschaften gewesen! Also bitte, lieber Bredenhofer, darf ich vorstellen: Fräulein Magdalene Langen — Herr Richard Br — ah, Sie kennen sich schon, charmant, ganz charmant!“

Vor Lenas Augen war es noch dunkler geworden und jetzt plötzlich hell, blendend hell; schwankend lehnte sie sich an den Flügel. Ein eiskalter Strom lief ihr über den Leib, und dann schlug ihr eine glühende Hitze ins Gesicht. Da stand er vor ihr, dem sie nie mehr zu begegnen geglaubt hatte — er! Die Gesichter ringsum wurden zu weißen, tanzenden Flecken, die Lichter in den Kandelabern streckten feurige, ellenlange Zungen aus, es war ein Getöse, ein Rattern, ein Rasseln — — — —

„Wollen wir nicht anfangen, gnädiges Fräulein?“

Sie fühlte sich an der Hand gefaßt, warme Finger umspannten mit leisem Druck die ihren.

„Welches Glück, Sie wiederzusehen, Fräulein Langen!“

Sie hob den Blick; jetzt sah sie wieder. Da waren Menschen, eine ganze Menge Menschen, die nach ihr hinschauten, darunter in der vordersten Reihe auf einem Sammetfauteuil die lächelnde Hoheit, dahinter das gütig nickende Gesicht Dr. Reuters.

Sie lächelte, sie nickte wieder. — „Welches Glück, Sie wiederzusehen“ — wie Musik klang das! Einer war doch da, einer, der sich freute, sie zu sehen, der fühlte, wie sie fühlte, wie sie mit Andacht vor die heilige Kunst trat; vor dem lohnte es sich zu singen.

„Fangen wir an,“ sagte sie. Sie fühlte Mut, seine Augen sahen sie strahlend und zuversichtlich an. Sie mußte gut singen.

Er stellte das Notenheft auf: „Was?“ Und dann blätterten sie beide, bis sie, wie von dem einen Impuls getrieben, den Finger auf die Seite legten. Sie sagten beide: „Hier!“

„Pst, pst!“ Dr. Reuter klatschte in die Hände. Es wurde ganz still, nur ein Knistern ging durch die Roben und Fräcke.

Bredenhofer präludierte zur Einleitung, sehr weich und hübsch; wie Sammet glitten seine Finger über die Tasten. Jeder Ton war Lena eine Offenbarung — er freute sich, sie wiederzusehen — was mochte er von ihr denken —?! Fast hätte sie den Anfang versäumt, aber nun setzte sie ein, so kräftig sie konnte, mit einer gewissen Siegesfreudigkeit schleuderte sie die Töne heraus.

„Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große heilige Köln.“

Wie Schelmerei glitt's um ihre Lippen. Sie hatte den Flügel und den Begleiter im Rücken, nun wendete sie den Kopf ein klein wenig nach hinten. Bredenhofer sah ihre zarte Wange und den Ansatz zum Grübchen drin, er sah die braunen Haarringel um das zierliche Ohr zittern.

„Es schweben Blumen und Englein
Um unsre liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.“

Schumann mochte sich den Schluß des Liedes anders gedacht haben, mehr wie ein zartes Erinnern in sanft dahingleitender Melodie. Lena machte ein jubelndes, freudvolles Wiedererkennen daraus, sie drängte vorwärts, um voll und frohbewegt zu schließen. Sie hatte das Lied früher nie so gesungen, es war ihr selbst eben neu geworden.

„Bravo — charmant — bravo — ganz charmant!“ Mitten im Klatschen hörte sie Dr. Reuters Stimme heraus. Ihr alter Freund hatte sich über die Hoheit gebeugt und nickte, eifrig sprechend; diese nickte auch und nickte dann Lena zu, die Hände huldreichst zusammenschlagend. Sie konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Eine seltene Freudigkeit, der Wunsch, mehr zu gefallen, jenem da am Klavier vor allem zu gefallen, überkam sie; sie ließ sich nicht bitten, Lied folgte auf Lied, mit jedem sang sie besser.

Ihr war, als könne ihre Kehle nie

müde werden, der Kitzel, der sie sonst so leicht quälte, kam ihr gar nicht; singen, singen ohn' Unterlaß, die Nacht durch bis zum frühen Morgen, das hätte sie gekonnt. Mit dem heißen Rot auf den Wangen, mit den feuchten, tiefgefärbten Lippen und den groß aufgeschlagenen, glänzenden Augen war sie sehr hübsch. Sie war ganz bei der Sache, sie sah jetzt nicht mehr die vielen Augen in den gleichgültigen Gesichtern; an die dachte sie gar nicht, aber sie dachte auch nicht mehr an Bredenhofer. Nur wie eine wohlthuende Berührung empfand sie dunkel und unbewußt sein weiches Klavierspiel. Sie dachte jetzt nur in der Musik, ihre Seele wiegte sich auf den Klängen, sie war dem allen hier weit, weit entrückt, sie flog höher und höher.

„Wie macht sie hübsch den Mund auf! Was hat sie für reizende Zähnchen!" sagte ganz in der Nähe jemand unvorsichtig laut.

Lena hatte es hören müssen und zuckte zusammen; wie einen schmerzhaften Stich hatte sie es empfunden. Als ob sie jemand am Kleid packe und aus der reinen Höhe herunterrisse, so war's ihr.

Das Lied war beendet. „Wir wollen aufhören," sagte sie zu Bredenhofer.

„Schon? O —! Thun Sie mir noch einen Gefallen, singen Sie mein Lieblingslied ‚Wer machte dich so krank'? Hier" — er blätterte hastig — „Sie kennen es doch? Es ist so schön!" Seine Finger tasteten wie liebkosend über die Klaviatur — ein paar unbestimmte Accorde — er murmelte:

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?"

Sie erschrak über den schwermütigen Ausdruck, der sein eben noch so heiteres Gesicht beschattete.

„Bitte, singen Sie es, Fräulein Langen, es paßt zu Ihrer Stimme.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn.

Noch das Lied!" Er sah sie bittend und sehnsüchtig an mit einem seltsam verwirrenden Blick.

„Ich kann es nicht!" Sie senkte den Kopf auf die Brust. „Ich bin heute zu glücklich!"

* * *

Den ganzen Abend über hatten sie zusammengehalten. Jetzt war es schon spät. Draußen stand der Mond wie eine mattglänzende Scheibe am Himmel. Ein leichter Frost hatte die Erde gestreift, die Pfützen waren eingetrocknet, und doch war es nicht kalt.

Bredenhofer schlug Lena den Kragen des Abendmantels in die Höhe, als sie miteinander vor die Thür traten. Sie erschauerte leicht. Drinnen war's warm gewesen — das viele Licht, all die Menschen, und — und — Lena wußte selbst kaum, wie ihr zu Mute war. Glücklich auf jeden Fall, aber es war eine seltsame Unruhe, ein Vorwärtsdrängen, eine fieberhafte Erregtheit in diesem Glück.

Man hatte ihr sehr viel Schmeichelhaftes gesagt, die Hoheit ihr des längeren und breiteren von Poesie gesprochen und der begeisterte Freund und Kunstmäcen ihr enthusiastisch die Hände geküßt: „Kindchen, Kindchen, aus Ihnen wird noch was, ich hab's ja immer gesagt — ganz charmant — und wie Sie aussehen!" Er küßte sich entzückt die Fingerspitzen.

Er hatte recht — ein Blick im Vorüberstreifen in den Spiegel — sie sah's auch, so hübsch war sie selten. „Nur ein bißchen Glück," murmelte sie unhörbar, und dann lächelte sie und legte die schlanken Hände an die glühenden Wangen. Ihre Augen waren glänzend, brennend, ihr Mund plauderte und scherzte; sie sagte, was sie sonst nie gesagt haben würde, sprudelnd witzig, und mitten drin biß sie sich mit den weißen Zähnen auf die tiefrote Unterlippe — nur nicht zu lustig!

Der ganze Tisch amüsierte sich über sie, sie fühlte die freundlichen, ja bewundernden Blicke, sie hörte die Komplimente, und nahm sie mit naiver Freude hin. Alle waren gut, sehr gut zu ihr, und Bredenhofer vor allen; er wich nicht von ihrer Seite.

Sie plauderten dann mitten im Schwarm halblaut miteinander wie damals im Eisenbahncoupé, es gab ihnen so eine eigne Art von Vertrautsein. Manchmal in früheren Nächten hatte Lena, nicht des Reisegefährten, wohl aber des Kusses bei der Ankunft in Berlin gedacht; sie war dann unter die Decke gerutscht und hatte den Mund halb in Lächeln, halb in Verlegenheit verzogen,

sie mochte sich selber nicht gern daran erinnern. Jetzt schämte sie sich kein bißchen mehr; sie wußte, er dachte doch gut von ihr, das sprach aus seinen Augen, aus seiner Stimme, aus seinem ganzen Wesen. Und nun war ihr, als hätte sie immer, immer an den Reisegefährten gedacht, als wäre ihr die ganze Zeit über nichts anderes in den Sinn gekommen.

Als das Fest sich zu Ende neigte, hatte Bredenhofer gebeten, sie nach Hause bringen zu dürfen. „Es ist ein so märchenhaftes Glück, das mich mit Ihnen hier wieder zusammengeführt hat, lassen Sie mich's auskosten, Fräulein Langen — lassen Sie mich!"

Und nun gingen sie. Hohl hallten ihre Schritte auf der einsamen Straße. Vor ihnen das Trottoir glänzte wie Silber, mit einem leichten Gespinst von Reif überzogen. Am Himmel unzählige Sterne und mitten darin der Mond, ruhig im blaugrauen Äther schwimmend.

Bredenhofer, das elegante Stöckchen unter den Arm geklemmt, den kostbaren Pelzkragen seines Mantels halb geöffnet, schritt dicht neben Lena. Sein Gesicht schimmerte bleich im Mondlicht, etwas übernächtig, aber seine Augen blitzten; immer wieder glitt sein Blick auf das Mädchen an seiner Seite. Von ihrem zarten Gesicht war kaum etwas zu sehen. Es verschwand ganz unter der großen rosa Wollkapuze; die Mutter hatte die selbst gehäkelt.

Sie gingen schweigend eine ganze Weile. Trapp, trapp hallten ihre Schritte, und der Nachtwind kam und trieb die Löckchen unter der rosa Kapuze vor und zerrte sie in lange, seidige Strähnen. Bredenhofer hüstelte, faßte dann nach seinem Mantel und knöpfte ihn fest zu.

„Sind Sie erkältet?" fragte Lena. Sie war froh, etwas sagen zu können. Und dann, ohne eine Antwort abzuwarten: „Es ist doch zu wunderbar, daß ich Sie früher nie bei Dr. Reuter getroffen habe! Ich war auch im vorigen Winter oft da."

„Aber ich nicht!" Er faßte wieder nach seinem Mantel und fingerte alle Knöpfe ab. „Den vorigen Winter war ich im Süden, eine leichte Lungenentzündung machte die Nachkur nötig. Aber nun bin ich gesund, ganz gesund!" Er lachte hell, daß es die Straße herunterklang.

Wie liebenswürdig, wie sorglos das Lachen klang! Mußten nicht die Schläfer da hinter den geschlossenen Jalousien alle aufwachen? Lena fühlte, wie ihr was im Herzen aufsprang; eine thörichte, köstliche Jugendfröhlichkeit, die gar keinen Grund hat und auch gar nicht fragt: weshalb? übermannte sie. Sie machte einen kleinen Satz auf dem Trottoir und dann noch einen.

„Frieren Sie auch nicht?" fragte er.

„Frieren? Haha!" Seine Frage bei der herrlichen Luft, dem klaren Mondschein, bei der Wärme, die sie tief innen spürte, machte sie lachen. Und nun klang auch ihr Lachen hell und fröhlich die Straße hinab.

Sie lachten beide.

„Pst! Wir werden wegen nächtlicher Ruhestörung verhaftet!" Er drückte sich noch näher an ihre Seite. „Wann sehen wir uns wieder, Fräulein Langen?" Der Atem ging ihm rasch, seine hübschen Augen hingen flehend an ihr, er faßte nach ihrer Hand. „Ich habe so oft an meine liebenswürdige Reisegefährtin gedacht; nun habe ich sie kaum wiedergefunden und soll sie schon wieder lassen?"

Lena wurde verlegen, es schwebte ihr auf den Lippen, zu sagen: „Kommen Sie doch zu uns!" Sie glaubte die Bitte darum deutlich aus seinen Worten herauszuhören, aber sie dachte an ihre Mutter, was die wohl sagen würde, wenn sie ihr einen fremden Herrn auf den Hals lüde. Sie wurde noch verlegener. „Ich — ich würde Sie gern auffordern — zu uns zu — aber —"

„Nein, nein," unterbrach er sie, „nur Sie will ich sehen — muß ich sehen! Ah" — er ließ ihre Hand los und fuhr sich mit der nervösen Bewegung über die Stirn — „ich bin ein Feind von Formalitäten. Für freie Naturen sind sie der Tod." Er sah ihr tief in die Augen, seinen Schritt hemmend und vor ihr stehen bleibend. „Fräulein Langen, wir müssen uns zuweilen sehen, sagen Sie mir, wann und wo Ihre Stunden sind, ich werde Sie dann dort abholen oder hinbringen."

Sie schrak leicht zusammen. „Ich —

ich — o —!" Sie schüttelte verneinend den Kopf.

Er lachte plötzlich bitter auf, maß sie von Kopf bis zu Füßen und lachte noch einmal bitterer. „Ah, natürlich! Wie die anderen Mädchen auch, prüde, ängstlich! Und ich dachte, Sie, gerade Sie, könnten sich über das Alltägliche erheben, Sie könnten einem Mann, der umhertappt und sehnsüchtig das Ideal sucht, das Ideal sein!" Er packte ihren Arm und preßte ihn derb in seiner Erregung. „Ah, Fräulein Langen, Sie wissen nicht, was das heißt, als junger Mann haltlos im Leben taumeln! Das viele, das viele bringt einen um! Ich wünschte, ich wär' ein Schuster oder Schneider und hätte gar kein Talent und gar kein Streben, dann wär' mir wohler. Ich hätte wenigstens Ruh'. Aber so!" Er faßte nach seinem Schnurrbart und klemmte ihn zwischen die Zähne. „Äh!"

„Ach!" Lena war blutrot geworden. „Es thut mir sehr leid," sagte sie leise.

„Ja" — mit einem gewissen schwermütigen Behagen fuhr er fort — „man hat erst Ruhe, wenn man im Grabe liegt. Verstehen und bedauern wird einen dann zwar auch noch keiner. ‚Der hat's zu nichts gebracht', sagen sie und zucken mit den Achseln. Es ist zum Verzweifeln!" Er beschleunigte seinen Schritt und riß Lena mit sich.

Sie waren jetzt schon in der Potsdamerstraße, bald waren sie am Ziel; Lena fühlte das dringende Bedürfnis, ihm etwas Liebes zu sagen. Sie tastete nach seiner Hand und drückte sie.

„Ich glaube, es ist wohl jedem Talent so zu Mute!"

„Das Talent, das Talent! Das ist's ja eben!" Er fuhr sich wieder über die Stirn. „Fräulein Langen" — in einer plötzlichen Begeisterung hielt er ihre Hand fest — „ein mächtiges Fluidum strömt von Ihnen zu mir, von mir zu Ihnen! Der gleiche Funke von oben hat knisternd unser Haar berührt. O!"

Er rannte vorwärts mit langen Schritten, sie hatte Mühe, Tritt zu halten; keuchend lief sie nebenher.

Er sah traurig und finster aus, die Stirn in viele Falten gezogen; im gegenseitig sich bekämpfenden Mond- und Laternenlicht waren sie doch deutlich genug zu erkennen, die tiefen Runen, wie in einem alten Männergesicht. „Und Sie wollen nicht?" sagte er hastig. „Sie könnten mir so viel Gutes thun, wir könnten so schön alles miteinander besprechen! Ich bin kein schlimmer Kerl" — er sah ihr offen ins Gesicht mit einem treuherzigen Lächeln, das ihn sehr verschönte und seinen Zügen einen fast knabenhaften Reiz lieh — „Sie brauchen keine Sorge zu haben, ich mein's ganz ehrlich!"

Seine Stimme klang warm, gewissermaßen zärtlich; so spricht man zu einem Kinde: „Fürchte dich nicht."

Lena sah in seine Augen, deren Weiß im ungewissen Licht in seltsam feuchtem Schimmer schwamm; sie schlug die ihren rasch nieder. „Ich will ja — ich will ja," sagte sie ängstlich stockend und doch mit einer gewissen Freudigkeit.

„Dank!"

Und dann sprachen sie beide nichts. Es war eine lange Pause, in der nur ihre Tritte hallten und in der Ferne ein Echo fanden. Da gingen auch Menschen, aber so weit, so weit!

Die Sterne blinzelten und zuckten am Himmel. Ein Lufthauch kam durch die stille Nacht und säuselte in den kahlen Bäumen am Trottoirrand.

„Wie im Frühling," flüsterte Lena.

„Es ist auch Frühling — bei mir," sagte er ebenso leise.

Sie bogen in die letzte Querstraße ein, sie hielten vor einem hochstöckigen Haus. „Ich danke Ihnen vielmals; nun bin ich zu Haus!" Lena zog den Schlüssel heraus.

Er nahm ihn ihr ab und steckte ihn zögernd ins Schloß. „Fräulein Langen" — er beugte sein Gesicht ganz nahe an das ihre — „nun sagen Sie mir, wann, wann darf ich Sie wiedersehen? Morgen, übermorgen, bitte!"

„Übermorgen!" Es klang wie ein Hauch. Dann hastig: „Bitte, schließen Sie auf, bitte, ich muß rasch hinauf!"

Er drehte langsam den Schlüssel. „Und ich darf Sie hier erwarten, hier vor der Thür? Um welche Stunde? Bitte!"

„Um zehn!" Sie mußte plötzlich lachen, als sie sein Gesicht sah. „Es ist sehr früh für Sie, nicht wahr?"

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von Wilhelm Sohn.

Ihr liebes Gesicht blinzelte ihn schelmisch an — was sie für Augen hatte, kinderrund und blank und doch abgrundtief!

„Ich — ich — Fräulein Langen — Lena —!" Er war wie betrunken, er faßte, gleichsam einen Halt suchend, nach dem Mädchen. Seine Rechte schmiegte sich unter das rosige, kühlglatte Kinn, mit der Linken zog er sie an der widerspenstigen Haarlocke über der Stirn sacht näher und näher. Ihr Kopf lag an seiner Brust; die rote Kapuze hing ihr im Nacken.

„Lieb — so lieb!" flüsterte er auf den braunen Scheitel herunter.

Sie nickte stumm.

War's ein Kuß, den sie da oben auf ihrem Haar fühlte, eine liebkosende Hand in ihrem Nacken?

„Gute Nacht!" Sie riß sich los. Und nun noch einmal mit Lächeln: „Gute Nacht!" Die Thür sprang auf — jetzt war sie geschlossen.

V.

Doktor Allenstein und Frau Susanne, geborene Bredenhofer, wohnten Kanonierstraße, in einem der dort noch seltenen eleganten Häuser. Ringsherum, gegenüber, rechts und links, mehr oder weniger recht provinzialstädtisch aussehende, langweilige Bauten; die Straße etwas düster, dazu ewiges Pferdebahngeklingel. Aber die Lage war gut, überallhin leicht zu kommen, die Theater und Konzerte bequem zu erreichen; nebenbei ist es für einen Arzt erwünscht, in der Mitte der Stadt zu wohnen.

‚Specialist für Nasen- und Ohrenkrankheiten' stand auf dem Schild unten am Haus. Allenstein hatte eine große Praxis; in den vor- und nachmittäglichen Sprechstunden wurden die teppichbelegten Treppen ordentlich abgelaufen, die elektrische Klingel an der Entreethür vibrierte in einem fort, bis sich's Frau Susanne energisch verbeten hatte. „Ich werde bald zu deinen Patienten gehören," klagte sie ihrem Mann, „meine Nerven sind zum Reißen angespannt — ach, schrecklich —" sie hielt sich die Ohren zu — „schon wieder! Ich glaube, mein Trommelfell springt!"

Seit der Zeit stand der Diener hinter der halb offenen Entreethür und komplimentierte die Leute herein und hinaus; geklingelt wurde nicht mehr. Und waren die Patienten alle fort, dann machte man einen Höllendurchzug und sprengte mit wohlriechenden Essenzen. Die gnädige Frau war so überaus empfindlich, der Geruch von Krankheit und Medikamenten machte sie krank; sie roch schon etwas, wo ein anderer Mensch noch gar nichts ahnte: dann zitterten ihre feinen Nasenflügel, sie nahm eine Eau de Cologne-Douche und verkroch sich in ihr Schlafzimmer, ganz ans Ende der großen Wohnung. Dort lag sie auf dem Ruhebett, den angegriffenen Kopf in das seidene Kissen gedrückt.

Susanne Allenstein war als Fräulein Bredenhofer ein hübsches Mädchen gewesen, einen nervösen Zug in dem blassen, interessanten Gesicht, um die dunklen Augen hatte sie immer gehabt; jetzt trat der sehr stark hervor. Sie hatte die gleiche Angewohnheit wie ihr Bruder Richard, mit der Hand über die Stirn zu scheuchen.

Doktor Allenstein nahm viel Geld ein, man brauchte es aber auch. Gesellschaften geben, in Gesellschaften gehen, Toiletten, die Theaterpremieren, Konzerte — Frau Susanne hatte das entschiedene Bedürfnis, sich zu zerstreuen, einen Heißhunger nach bunter Abwechselung, und er, der Doktor, wünschte, daß ein besonders guter Tisch geführt würde. Dazu im Frühjahr eine Kur in Franzensbad für sie, später im Sommer, wenn es dem Doktor gelang, sich loszumachen, ein gemeinschaftlicher Aufenthalt in Pontresina oder Sylt; man traf stets nette Menschen dort und machte angenehme neue Bekanntschaften. Man war nie allein, man hatte immer Unterhaltung.

Frau Susanne dachte gerade daran, wieviel Einladungen sie in diesem Winter doch schon wieder mehr erhalten, wie im vorigen, als sie auf der Chaiselongue im Schlafzimmer lag. Die dichten Stores waren zugezogen; beschäftigen konnte man sich in dem halbdunklen Zimmer nicht, nur das Feuer im Kamin warf lange Lichter über den Teppich.

Der große Tannenbaum war zerhackt worden; jeden Vormittag, wenn Frau Doktor ruhte, kam das Stubenmädchen herein und warf einen ganzen Arm voll dürrer Zweige in den Kamin. Das prasselte und knackte so hübsch und roch nach lauter Wald und Poesie; dabei ließ sich gut träumen.

Die schlanken, nahezu mageren Glieder lang gestreckt, die Arme zu beiden Seiten des Ruhebetts schlaff herunterhängend, lag Susanne. Um die Augen hatte sie viele kleine Fältchen und einen scharfen Zug unter der Nase. Sie war heute besonders angegriffen; erst in der Morgenfrühe von einem Ball nach Haus gekommen, um neun war Karl schon herausgepoltert — wie rücksichtslos! — und eben war das Mädchen dort am Kamin gegen den Stuhl gerannt, daß man vor Schreck einen Nervenchoc bekommen konnte.

Die Zweige im Kamin prasselten, jetzt ein lautes Knacken — die Ruhende schreckte zusammen und fuhr hoch auf. — „Ha!" Mit unruhigen Fingern zupfte sie die Schleifen an ihrem spitzenbesetzten mattlila Morgenrock zurecht. „Habe ich mich erschreckt — ha —!" Sie strich sich die Haare aus der Stirn und hielt sich den Kopf. „Wie alles an mir zuckt — wer ist da? Herein!" Sie sagte es ziemlich scharf; sie wollte doch nicht gestört sein, die Ruhe that ihr so not.

Eine angenehme Stimme rief draußen: „Gut Freund!" und gleich darauf schob sich Richard Bredenhofers elegante Gestalt in die verdunkelte Stube.

„Ach du — Richard!" Susannes Gesicht klärte sich auf, sie streckte dem Bruder die Arme entgegen.

Lachend setzte er sich auf den Rand des Ruhebetts und küßte ihr beiden Hände. „Nun, wie geht's, Susi, wieder sehr angegriffen? O!"

Sie sah ihm zärtlich ins Gesicht und streichelte ihm die Wange. Man hätte ihrem harten, spröden Organ kaum die Modulation zugetraut, mit der sie jetzt sagte: „Ist es auch recht, daß du bei solchem Nordost ausgehst, du Leichtfuß! Wenn du dir nun wieder deinen Husten holst!" Sie gab ihm einen leichten Klaps.

„Ach was!" Er haschte nach ihrer Hand. „Nur nicht am Gängelband führen wie ein kleines Kind! Was wollt ihr?" Er reckte sich. „Ich bin ja jetzt kerngesund!"

„Warum warst du denn gestern nicht bei Veltens? Ich dachte, du scheutest das Tanzen."

„I bewahre!"

„Dann war es recht ungezogen von dir, wegzubleiben — und unklug," setzte sie bedeutungsvoll hinzu. „Irene Reichenbach war da und umschwärmt wie keine. Du weißt, daß du Chancen hast. Das Mädchen ist reizend und so bescheiden für ihre Millionen. Die Reichenbachs sind in der zweiten oder dritten Generation getauft, der Vater ist hochangesehen; warum fackelst du eigentlich?"

„Ich mag nicht," sagte er verdrossen.

„Aber Richard!" Sie wurde rot vor Schreck. „Was für Launen! Anfang Winters machtest du ihr sehr die Kur — und nun auf einmal keine Lust! Ich war schon so froh, ich sah dich in Gedanken angenehm situiert; eine hübsche, reiche Frau, du kannst ganz deinen Liebhabereien leben! Die Reichenbach betet dich an, und der Alte würde dich gern als Schwiegersohn nehmen. Lieber Gott" — sie streichelte ihm wieder die Backe und sah ihn mit Genugthuung an — „ich bin ja auch stolz auf dich! So viel Talente wie du hast! Richard, ich werde dich nächstens mit Irene Reichenbach zusammen einladen, ganz allein, da hast du die beste Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen."

„Thu' das nicht, ich mag sie nicht!" Er sah finster vor sich hin und kaute an seinem Schnurrbart.

„Was fällt dir ein?" Sie richtete sich in vollem Entsetzen auf und schlug die bebenden Hände zusammen. „Jetzt, nachdem ich die Sache so schön eingeleitet habe und so viel dafür gethan? Du bist ein schrecklicher Mensch, von einem kindischen Eigensinn! Sei doch nicht so thöricht, du lebst und lebst in den Tag hinein und zehrst von deinem mütterlichen Erbteil —"

„Das ist bald alle," lachte er.

„Was dann?" Fieberisches Rot der Erregung trat ihr auf die Wangen. „Du weißt gar nicht, was zum Leben gehört! Erst haben die Eltern für dich gesorgt, und seit deinem neunzehnten Jahr, seitdem wir sie verloren haben, sorge ich für dich." Die Thränen kamen ihr in die Stimme. „Ich habe, weiß Gott, alles aus größter Liebe gethan, keiner wacht ängstlicher und eifersüchtiger über dein Genie, aber — aber —"

„Sei nur nicht so! Susi! Ja, du bist sehr gut, ich bin dir auch sehr dankbar!" Er küßte sie. „Aber sieh mal, ich will

mich doch nicht ewig bevormunden lassen, ich will doch nun auch einmal thun, wie ich will!"

Sie sah ihn mit erstaunt aufgerissenen Augen an. „Wenn man sich sein ganzes Leben lang hat leiten lassen und immer unselbständig war — und nun auf einmal —!"

Ungeduldig sprang er auf. „Dann hat man's eben einmal satt! Ich mag nicht, ich will nicht immer euer Spielzeug sein, die Marionette, die du hin- und herschiebst, wie's dir beliebt. Ich danke! Ich nehme die Reichenbach nicht, ich mache, was ich will — und nun laß mich in Ruhe!" Mit erregten Schritten ging er auf und nieder.

„Richard, nicht so laut! Richard, meine Nerven — au, du machst mich ganz kaput!"

„Ah so, entschuldige! Ich habe auch Nerven," sagte er gezwungen ruhig und setzte sich wieder hin, aber auf einen Stuhl, nicht auf das Ruhebett.

„Du hast dich wohl anderweitig engagiert?" Die Schwester stützte sich auf den Ellenbogen und sah den Bruder mit halb zugekniffenen Augen forschend an. „Richard, Richard, hast du dich wieder verplempert? Es ist schrecklich!" Sie zog ihr Taschentuch und fing an nervös zu weinen.

Er rührte sich nicht, er saß da wie angenagelt. Minuten vergingen. Endlich murmelte er: „Ich liebe sie nicht. Ich will aus Liebe heiraten!"

Sie lachte auf, mitten in ihren Thränen; es war ein recht greller Klang in dem Lachen. „Liebe —?! Mein Schatz, Karl und ich haben uns auch aus Liebe geheiratet! So was gibt sich in der Ehe, die ewigen Emotionen halten nicht vor. Du bist wie ein Kind, Richard — Liebe?!" Sie zuckte die Achseln und knäuelte ihr Taschentuch zusammen. „Natürlich, wir haben uns ja noch lieb, Karl und ich — selbstverständlich — aber wie du dir das so denkst, das ist die Ehe nicht. Künstlerlaunen! Unpraktische Geniegedanken! Die Hauptsache ist, daß man nachher sein gutes Auskommen hat und sich den erwünschten Komfort gewähren kann. Denke mal, was hast du, wenn du eine Frau noch so liebst und sie nachher nicht ernähren kannst?! Und dann kommen Kinder und alle möglichen Unannehmlichkeiten! Daß es dir so gehen sollte, das macht mich schaudern!"

Er war bleich geworden und senkte den Kopf auf die Brust. Jetzt hob er ihn aber wieder zuversichtlich. „Ich werde arbeiten! Mein Buch muß doch endlich fertig werden — und — und dann habe ich doch schon viele Skizzen verkauft, wenn ich fleißig bin, male ich im Jahr mehrere Ölgemälde. Klavierstunden à eine Mark brauche ich darum noch nicht zu geben!" Er lachte kurz und nervös und fuhr sich über die Stirn.

„Du bist ein Narr," rief sie ärgerlich und schnellte hastig die Füße vom Ruhebett. „Hoffentlich machst du keine Dummheiten. — — Ah, Karl, bitte, mache die Thür zu. Entweder herein oder hinaus, dein Stehen so auf dem Sprung, zwischen Thür und Angel, ist mir schrecklich. Ich bin ganz krank!"

„Ja, du scheinst sehr nervös zu sein heute!" Doktor Allenstein blieb ruhig auf der Schwelle stehen.

„Karl!" sagte sie sehr scharf.

„Ah — entschuldige, mein Engel" — er schloß geräuschvoll die Thür und kam näher — „ich habe nicht lange Zeit. Morgen, guten Morgen, vielmehr Mittag, lieber Schwager, wie geht's? Audienz gehabt?" Er lachte jovial, daß sich seine kräftige Gestalt schüttelte, und klopfte dann dem anderen, den er bedeutend überragte, auf die Schulter. „Du läßt dich ja gar nicht mehr bei uns sehen? So sehr selten! Beleidigt irgend was bei uns dein Künstlerauge? Ich etwa gar?" Er reckte sich und strich sich wohlgefällig den wundervollen blonden Bart.

„O nein" — Bredenhofer sah vor sich nieder — „ich bin eben beschäftigt, habe meine Gedanken und — und — abends seid ihr ja nie zu Hause," setzte er rasch hinzu, wie froh, eine Ausrede gefunden zu haben.

„Natürlich — ä, alter Junge" — Allenstein schlug ihn auf die Schulter und blinzelte mit den großen, auffallend blauen Augen — „als wenn du abends nicht auch was vorhättest! Mach' mich nicht dumm! Und am Tage — was? — da brütest du wohl über ungelegten Eiern?" Er lachte so herzlich und geräuschvoll, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

Aus unserer Studienmappe:



Studie von W. Leibl.

„Ich bitte dich, Karl — diese unzeitige Fröhlichkeit! Richard hat eben mit sich zu thun —“ sagte Susanne sehr gereizt. „Du hast gar kein Verständnis dafür. Wenn man so talentiert ist —“

„Talent hin, Talent her!“ Der Doktor trat an das Ruhebett und kniff seine Frau in die Wangen. „Sei man nicht so aigriert, alte Lotte! Ich trete doch, weiß Gott, deinem Herzensbruder nicht zu nah'! Weil er so'n famoser Kerl ist und ich ihn riesig gern mag, möchte ich ihn mehr hier haben. Aber der“ — er drückte pfiffig die Augen zusammen und that geheimnisvoll — „der ist jetzt sehr in Anspruch genommen.“

„Wieso?“ Auf des jungen Mannes Wangen zirkelten sich zwei rote Flecken ab. „Daß ich nicht wüßte!“

„Na, thu' man nicht so unschuldig!“ Allenstein mußte die Sache außerordentlich komisch finden; er musterte bald seinen Schwager, bald seine Frau. „Wer war denn das niedliche Mädchen, mit dem ich dich neulich gegen Abend in der Kurfürstenstraße sah? Ihr standet unter der Laterne und konntet euch gar nicht trennen. Ich

fuhr vorbei und hielt am Nebenhaus; bei Hauptmann Kurtz haben die Kinder Ohrenkatarrh infolge von Scharlach. Was Gewöhnliches war's nicht; entschieden eine Dame!"

Susanne horchte auf. „Wer war das, Richard?"

„O—o— eine Bekannte — sehr nettes Mädchen — über jeden Zweifel erhaben — ich begreife dich nicht, Karl!" Ein wütender Seitenblick Bredenhofers streifte den Indiskreten.

„Na, na!" In diesem ‚Na, na' lag eine ganze Welt von Zweifel.

Der junge Mann brauste auf: „Ich verbitte mir jede Bemerkung, Fräulein Langen ist ein ganz reizendes Mädchen, ein vorzügliches Mädchen; ein starkes geistiges Band verbindet uns. Daß du immer gleich solche — solche Idee haben mußt, Karl!"

Der Schwager antwortete nicht, sondern pfiff durch die Zähne und gab dann seiner Frau einen Kuß. „Adieu, alte Lotte, ärgere dich nicht, laß ihn nur! Sei so gut, bestelle mir zu Mittag etwas recht Leichtes, vielleicht Spargel mit Backhuhn. Heute abend bei Rienows gibt es entschieden Gänseleberpastete und anderes Getrüffeltes; ich muß mich schonen. Adieu, Schätzchen," er küßte sie schnalzend auf jede Wange. „Adieu, Schwager, viel Vergnügen — aber nicht verplempern!" Er drohte lachend mit dem Finger und verließ das Zimmer.

„Daß Karl immer so guter Laune ist," seufzte die Frau, „das macht eben, er hat keine Nerven. Richard," sie rückte sich zurecht und nahm die Miene an, als wolle sie einen Schuljungen abstrafen, „daher also dein Widerwille gegen eine Heirat! Wer ist das Mädchen, was hast du mit ihr vor?" fragte sie streng.

Das Blut schoß ihm zu Kopfe: „Ich liebe sie," sagte er trotzig, und dann noch einmal, weich: „Ich liebe sie!"

„Haha, hahaha!" Ihr Lachen hatte entschieden etwas Verletzendes, gleich darauf nahm sie eine gekränkte Miene an. „Es schmerzt mich tief, Richard, daß du so wenig Vertrauen zu mir hast! Ich bemühe mich für dich und bemühe mich und lege alles für dich zurecht, und du findest es nicht einmal der Mühe wert, mir ein Wort zu sagen? Wer ist sie, was ist sie, ist sie gut situiert?"

Er sah vor sich nieder. „Sie ist Sängerin," sagte er leise, „eine angehende, junge Künstlerin, aus guter Familie, die Mutter ist Witwe. Vermögen hat sie nicht."

„Und du willst sie heiraten?"

„Ich will sie heiraten."

„Bist du von Sinnen, ganz verrückt?" Sie sprang auf und packte ihn bei beiden Schultern. Sie rüttelte ihn. „Richard — heiraten; auf was?!"

„Du bist sehr klug, Susi," sagte er langsam und schob ihre Hände von seinen Schultern, „das habe ich mir auch alles gesagt. Aber ich heirate sie doch. Ich kann nicht leben ohne sie, sie ist reizend, entzückend" — ein schwärmerischer Ausdruck verklärte sein Gesicht — „sie ist die Poesie selbst. Laß nur" — er fuhr sich über die Stirn — „es wird schon ‚wie' werden!"

„Du Unglücksmensch — Richard!" Frau Susanne brach in krampfhaftes Schluchzen aus und warf sich auf die Chaiselongue. „Was wird Onkel Hermann sagen?! Und Tante Hannchen! Um Gotteswillen, um Gotteswillen, du verscherzt dir Onkels ganzes Wohlwollen, er war so sehr für die Reichenbach, und du weißt, wenn er sich auf etwas kapriziert hat — ach, Richard, dieser Kummer!"

Der junge Mann verzog finster die Stirn. „Es thut mir leid, furchtbar leid, um ihn, um dich, um — ja, um mich am Ende auch, es wäre besser, Lena und ich brauchten nicht mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen; aber," er seufzte — „es ist doch nun einmal nicht anders! Susi," er drückte sich neben die Schwester auf die Chaiselongue und ergriff deren Hände — „Susi, gute Schwester, du kannst viel beim Onkel, er hört auf dich, leg ein gutes Wort für mich ein! Er wird mich doch deswegen nicht enterben? Ha —" er lachte plötzlich auf und hielt dann inne, erschrocken über das eigne Lachen — „wegen solcher Lappalie! Nein — Unsinn!"

„Sei nicht zu sicher! Onkel Hermann hat einen eisernen Kopf, und in den hat er sich nun einmal die Reichenbach gesetzt. Er hat schon so viel für dich gethan — Kunstreisen, der Aufenthalt im Süden — er will dich nun auch nach seiner Façon selig machen. Er hat ein Recht dazu."

„Recht — Recht?!“ grollte er. „Er dünkt sich unfehlbar wie der Papst. Weil ich Wohlthaten von ihm empfing, soll ich zum Dank mein ganzes Lebensglück opfern?! Nein, nein! Ich pfeife auf seine Erbschaft, mag er sie behalten. Ich gehe!“ Er sprang auf, rückte sich den Rock zurecht und näherte sich der Stubenthür. Dort hielt er noch einmal inne und sah zurück.

Da lag seine Schwester auf dem Ruhebett, hielt die Hände vors Gesicht gedrückt und schluchzte, daß ihr Körper bebte. „Und nicht einmal so viel Vertrauen zu uns — kein Wort — alles hinter dem Rücken?!“

Es überkam ihn wie Reue. Schon war er bei ihr und versuchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„Laß mich — laß mich — du hast kein Vertrauen!“

„Hätte ich euch eher etwas gesagt, ihr hättet mir längst abgeredet, und wer weiß —“ mit einem gewissermaßen betroffenen Ausdruck starrte er vor sich hin — „ich hätte mir abreden lassen. Ich habe mich gefürchtet. Jetzt ist der Würfel gefallen.“

„So hast du schon mir ihr gesprochen?“ Sie lockerte die Hände ein wenig und lauerte hinter ihnen nach dem Bruder.

„Nein, noch nicht!“

„Ah!“ Susanne ließ die Hände vollends sinken, ein Hoffnungsstrahl glitt über ihr Gesicht.

„Aber sie liebt mich, liebt mich grenzenlos, ich bin meiner Sache sicher!“

„Und wenn sie erfährt: du hast nichts?!“ Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen der Frau.

„Sie wird mich lieben,“ sagte er einfach. „Wir werden uns lieben bis in alle Ewigkeit!“

Die Worte waren verklungen, sie schwiegen nun alle zwei. An den Fenstern rüttelte der Winterwind, im Kamin knisterten die verglühenden Zweige; es roch nach lauter Poesie.

„Susi,“ bat er endlich leise, „willst du sie dir nicht wenigstens einmal ansehen? Sie singt heute abend im Konzert, das von ihrem Professor veranstaltet ist; komm mit mir, sieh sie! Du wirst, du kannst ihr nicht widerstehen! Und sie singt!“

„Ich werde sie mir ansehen,“ sagte sie hart.

VI.

Vor der Philharmonie hielten viele Equipagen. Das Konzert des berühmten Mannes war gut besucht; er hatte Gönner und Freunde, und wer ihm nicht wohl wollte, der zeigte es nicht.

Professor Dämel führte seine auserlesenen Schüler dem Publikum vor; nebenbei hatte ein hervorragender Violinvirtuose seine Mitwirkung zugesagt.

Es war häßliches Wetter. Der Nordost war umgesprungen, Feuchtigkeit in der Luft; Regen und Schnee gingen vermischt nieder. Richard Bredenhofer hüstelte, als er mit seiner Schwester im Strom der Menschen dahinschob. Ringsherum nichts wie Abendmäntel und Kapuzen, männliche Wesen waren weniger vertreten; Professor Dämel machte mehr in Weiblichkeit.

Der große Saal, von den elektrischen Kugeln tageshell erleuchtet, sah unheimlich kritisch und anspruchsvoll aus. Hier war schon mancher Ton erklungen und hatte sich in den vielen Logen und Winkeln verfangen und war verflattert, ohne Nachhall und Ruhm. Es war kein glücklicher Gedanke für ein Vokalkonzert, diesen Raum zu wählen; aber Professor Dämel mußte das doch besser wissen, er war ja ein berühmter Mann.

Richard Bredenhofer war von einer fieberhaften Unruhe, das Programm in seinen Händen knisterte und knitterte; in einem fort blätterte er die ersten beiden Seiten um und blätterte sie wieder zurück. Da stand es: „Fräulein Magdalene Langen“ und hier: „Schumannsche Lieder.“ Alles andere interessierte ihn nicht.

Verstohlen sah er die Schwester an. Sie saß da wie ein Bild aus Stein, im hocheleganten Seidenkleid, kerzengerade; sie ging nachher noch in Gesellschaft zu Rienows, es war eine besondere Liebenswürdigkeit von ihr, hier zu sein.

Er sah sich um, waren denn alle Gesichter so steinern, kein einziges warm und entgegenkommend? Es legte sich ihm beklemmend aufs Herz, wie eine abkühlende Douche kam es ihm auf den Kopf. Da — ganz vorn in der ersten Reihe — das strahlend heitere jünglingsfrische Gesicht Dr. Reuters! Wie eine Erlösung wirkte sein Anblick auf den Verzagten, er klammerte sich mit den Blicken an diesem Gesicht fest. Und nun, nun ging's los!

„Sitz ruhig," sagte Frau Dr. Allenstein — „dein Hin- und Herrutschen macht mich nervös!" Es war das einzige, was sie bis jetzt geäußert hatte; auf dem Herweg stumm, seit dem Hiersein stumm.

Bredenhofer hörte nicht zu; was er dachte, er wußte es selbst nicht. Leere Klänge da vom Podium, in seiner Seele fand kein Ton einen Wiederhall. Wie fernes Brausen umrauschte ihn das Klatschen des Publikums — der hervorragende Geiger hatte gespielt; wie ein schwarzer Strich stand er oben auf dem Podium, dienerte und schwenkte den Bogen.

Was wollte der Mann da? Richards Gedanken wanderten fort aus dem hellen Saal, fort von den klatschenden Menschen — in dem kleinen Künstlerzimmer stand sie wohl jetzt, den Kopf gesenkt, horchte nach dem Beifallsbrausen und wartete auf ihre Nummer. Ob sie Angst hatte? Er hatte Angst. Er konnte nicht still sitzen, er reckte sich und streckte den Hals. Der hervorragende Geiger war fort; jetzt kam der berühmte Mann die Stufen von dem Seitenthürchen herunter, mit Würde führte er die Sängerin in rosa Seide vor. Fräulein Krotoschinska stand auf dem Zettel.

(Fortsetzung folgt.)

Genesung.



Es war ein heller, warmer Frühlingstag,
Durchs offne Fenster fiel ein Sonnenstrahl
Und streichelte die Hand, die blaß und schmal
Und ohne Kraft auf weißem Kissen lag.
Doch die blieb still. Da schmiegte sich der Schein
Der Kranken um das süße Angesicht.
Sie lächelte: „Mama, o siehst du nicht,
Der Frühling kommt! Nun nicht mehr traurig sein!
Der Frühling macht die Bäume wieder grün
Und mich gesund! Der Doktor sagt es auch.
Von Veilchenduft schon spür' ich einen Hauch,
Ob wohl im Garten schon die ersten blühn? —
Komm und sei froh! Und weißt du noch, Mama,
Wenn du dich sorgtest, sagt' ich da nicht stets:
Gieb acht! Im Frühling wieder besser geht's
Mit meiner Brust! Siehst du, nun ist er da!
Mir ist so leicht und frisch und froh zu Mut — —
Gewiß darf morgen ich schon mal vors Haus
Zu unsern Veilchen. — Einen kleinen Strauß
Holst du mir jetzt schon, gelt? Du bist so gut!" —
Die Mutter nickt: „Nicht so viel sprechen, Kind!
Noch bist du krank, mein liebes Mädchen du,
Drum sei nun still und mach' die Augen zu,
Indes ich seh' ob draußen Veilchen sind."
„Lieb Mütterchen! Mir thut ja nichts mehr weh,
Doch sei's." Sie schließt die Augen, und ein Traum
Umfängt die Schlummernde: ein Apfelbaum
Beschüttet sie mit seinem Blütenschnee . . .
Und zögernd schied der letzte Sonnenstrahl —
Ein fernes Läuten wellte durch die Luft —
Und süß durchs Fenster zog ein Veilchenduft —
Sie lag so still und wie das Linnen fahl —
Die Mutter kam. Doch sie ist nicht erwacht.
Ein selig Leuchten durch ihr Antlitz ging — —
Zum Abendhimmel flog ein Schmetterling —
— — Der Frühling hatte sie gesund gemacht. —



Wilhelm Langewiesche.



Rast. Nach dem Gemäld
(Photographieverlag der Photo



· von Jos. von Brandt.
graphischen Union in München.)

Renaissance-Spitzen.

Von

Marie Becker.

(Abdruck verboten.)

Wenngleich erste Anfänge der Spitzenkunst — die Herstellung eines durchsichtigen Grundes aus einer Zeichnung heraus oder im Zusammenhang mit dieser — schon in grauer Vorzeit zu finden sind, blieb doch die eigentliche Blüteperiode, ja das bewußte Erwachen dieser künstlerischen Flecht- und Nadelarbeit dem gewaltigen, formentrunkenen Schaffen der Renaissance vorbehalten. Was uns diese blühende Zeit, reich wie keine andere an genialem und zugleich idealem Schwelgen in der Veredelung des Kunstgewerbes, speciell in der Spitzentechnik, hinterlassen hat, steht gesondert von allem später und früher Geschaffenen da — eine durchaus eigenartige, auf schon vorhandenem Material üppig und selbständig emporgeblühte Kunst, die wert und fähig ist, bei dem Kenner wie bei dem Laien Verständnis und Bewunderung zu finden. Die folgenden Muster, aus dem reichen Schatze der Lipperheideschen Sammlung alter mustergültiger Stickereien und Spitzen uns von Herrn von Lipperheide gütigst zur Veröffentlichung überlassen, sind fast ausschließlich in jener Zeit geschaffen, und ihre schönen Entwürfe haben Jahrhunderte überdauert, um uns späten Geschlechtern Zeugnis zu sein von der hohen, künstlerischen Entwickelung, deren die weibliche Nadelarbeit einst fähig gewesen ist. — Wenngleich in Italien schon in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts die Spitzen an Bedeutung gewinnen, zuerst als dekorative Zierde der Kirche wie des Gemaches, so zeigen doch erst die historischen Bilder Carpaccios um 1500 in Venedig die Spitze als Schmuck des Frauengewandes. Mit der Renaissancekunst zugleich wurde die Spitzentechnik dann um die Mitte des XVI.



Abb. 1. Netzspitze, von geklöppeltee Passementrie begrenzt. Deutschland. XVI. Jahrhundert.



Abb. 2. Kragen in Reticellaspitze. Venedig. XVI. Jahrhundert.

Jahrhunderts international. In Deutschland begegnete die neue Arbeit vorerst noch dem symbolisierendem Stile der mittelalterlichen Goldschmiedekunst, der so eigenartige, köstliche Motive hervorbrachte, wie die Netzspitze, Abb. 1, äußerst charakteristisch wiedergibt. Natürlich sind diese ältesten Stücke durchaus noch keine Gewandspitzen gewesen, sondern lediglich ein dekorativer Schmuck des Hauses, der Altardecken und Grabgewänder, wie auch die Porträts von Dürer und Holbein und die der Niederländer des XVI. Jahrhunderts noch diesen graziösen Schmuck entbehren. Das herrliche Muster, mit Leinenfaden in den geklöppelten Netzgrund aus Aloefasern gestopft, zeigt neben den mittelalterlichen, aber prächtig stilisierten Delphinen nur bei den spätgotischen Blumen und dem Rollwerk Anklänge an die später betonten Ideale des Renaissancestils. Stärker treten diese in dem geklöppelten Spitzenabschluß, „den Zinnigen", um einen altdeutschen Namen zu gebrauchen, hervor, deren reiches Muster den Übergang von der geflochtenen Franze zur Klöppelspitze — die zur Entstehung erst notwendig der im XIII. Jahrhundert erfundenen Stecknadel bedurfte — charakterisiert. Die kleinen Quästchen am unteren Rande der gotischen Spitzenbogen sind noch so ganz das Zeichen eines unbewußten Tastens im fremden Gebiet, das so leicht ein krampfhaftes Festhalten des Bekannten zur Folge hat. Und Netzspitze und Franze waren alte, Jahrtausende hindurch bewährte Freunde. Entdecken wir doch die Franze auf den Alabasterreliefs von Ninive, Knüpfarbeiten und Netze bei den ältesten Gräberfunden!

Ein echtes Kind der kunstfreudigen Renaissance dagegen ist die Reticellaspitze, eigentlich auch Netz (rete, das Netz) genannt, zugleich die edelste und kunstvollste, wenn auch wohl nicht gerade die künstlichste Nadelspitze, deren Erfindung geradezu wir einzig dem köstlichen Schaffen der Lagunenstadt

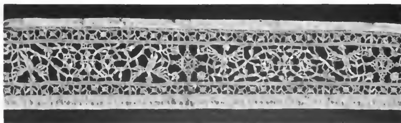


Abb. 3. Braut- und Karnevalspitze. Italien. Ende des XVI. Jahrhunderts.

verdanken. Hier entstand unter den prachtliebenden Dogen in den Palästen der Nobili, aus der Leinenstickerei die Durchbrucharbeit, point coupé, die, dem Orient längst bekannt, natürlich in der blühenden Handelsstadt bald Wurzel fassen konnte. Aus dieser erwuchs die Reticellaspitze, eine künstlerische Vollendung der Nadelarbeit im höchsten Sinne. An orientalischen Einfluß deuten wohl die Sternbildungen in den Fadengruppen noch hin, sonst jedoch zeigt — bei Abb. 2 besonders der Abschlußrand des Kragens wie die stilisierten Pflanzenmotive — die Arbeit einen durchaus italienischen Charakter. Der breite Kragen ruhte zurückgeschlagen auf dem schweren, dunkelen Gewandstoff und bildete eine prächtige Vermittelung zu dem lichten Fleischton des Halses. Und welch reicher ausgebildeter Formensinn bethätigt sich in dieser Spitzenstickerei, in der jeder einzige Stich ausschlaggebend für die Wirkung des feinen Musters ist! Wir können gern glauben, daß ein Lionardo da Vinci Freude daran fand, solche Spitzen zu entwerfen für die schönen, geschickten Hände, die befähigt waren, sie auszuführen. Denn die Spitzenkunst war damals hauptsächlich eine Arbeit der vornehmsten Frauen — widmet doch auch Nicolo d'Aristotile detto Zopino sein, 1529 herausgegebenes Musterbuch den „zarten Fräulein und Damen von Adel," und Cesare Vecellio (1597), ein Verwandter Tizians, gibt seinen Spitzenmustern den Titel „Krone der adligen und tugendhaften Frauen". So ist Venedig in der Spitzentechnik kühn vorangegangen, Genua, Mailand, Florenz, Neapel und Kastilien übernahmen erst die Gefolgschaft und versorgten mit ihren Erzeugnissen die europäischen Höfe, an die gewaltige Ballen von unschätzbarem Werte zu Schiffe gesandt und dabei freilich auch oft geraubt wurden.

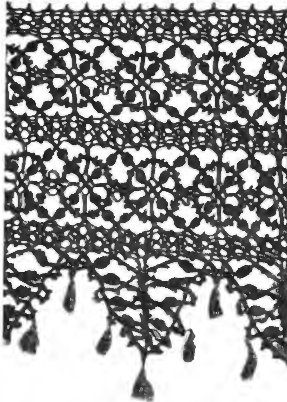


Abb. 4. Geflechtspitze, spanische Arbeit nach Genueser Muster Ende des XVI. Jahrhunderts.

Interessant ist es, im Hinblick auf die Geschichte dieser mächtigen Städte die Entwickelung der Spitze zu verfolgen. Während Venedig sich stets eine besonders feinsinnige, fast difficile Art der Muster und Ausführung bewahrte, huldigte man in Genua unter den prachtliebenden Doria wuchtigeren Formen und wählte das kostbarste Material. Und diese Genua guipure

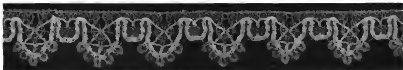


Abb. 5. Flämische oder brabanter Spitze. Altes Genueser Muster. XVII. Jahrhundert.

pflanzte sich bald nach Spanien fort, wo ja auch eine tyrannische Herrschermacht kolossale Mittel am Hofe und in Kirchen und Klöstern aufhäufte. Der hochsinnige Geist der kunstfrohen und feingebildeten Medicäer dagegen rief in Florenz wiederum eine so echt künstlerische, farben- und formenreine Behandlung des lieblichen Stoffes hervor, daß wir den hohen Ruhm der alten florentiner Spitze wohl verstehen können. Eine besondere Rolle spielten zu Ende des XVI. bis tief in das XVII. Jahrhundert hinein die Braut- und Karnevalspitzen, zu welchen Abb. 3 gerechnet werden darf. Auch sie war eine Reticellaspitze, eingeschürzt in den feinsten Leinengrund. Sie wurde eigens zum Hochzeitstage der Braut mit den Tieren und Blüten ihres Wappens — hier wohl der Adler — oft auch den vereinigten Insignien des Paares, im Muster verschmelzend, gearbeitet und an diesem Tage wie bei den darauf folgenden Festen und Maskeraden von dem bräutlichen Weibe getragen. Schon damals repräsentierten sie oft einen sehr hohen Wert, und die ersten Künstler entwarfen sie. Diese Spitzen, unter den mediceischen Fürstinnen, wie am spanischen Hofe Philipps II. und in England von der Königin Elisabeth sehr geschätzt, wurden später durch Hinzufügen der Porträts — en face — sehr um ihre Schönheit betrogen. Natürlich war die Spitzentechnik nicht imstande, malerische Effekte zu erzielen und mit dem punto en acre eine Zeichnung zu liefern, die dem lebensprühenden Original einigermaßen entsprach.



Abb. 6. Klöppelspitze in Gold und Silber. Point d'Espagne. XVII. Jahrhundert.

Ganz feine Aloefasern, mit dunkelblauer Seide übersponnen, dienten als Material für die breite Geflechtspitze Abb. 4. Diese Flechttechnik, von den Frauen in Ithaka bereits in alten Zeiten geübt, bildete sich in Genua wie in Spanien auf das reichste weiter. Das außerordentlich berühmte, zugleich auch sehr seltene Stück ist nach einem Genueser Muster in Spanien gefertigt, und doch möchte ich fast zweifeln an seinem italienischen Ursprung, — folgt doch seine köstliche Zeichnung so durchaus dem Stile der einem Spitzengewebe gleichenden, berühmten Linienführung der Alhambra.



Abb. 7. Reliefspitze. Spanien. XVII. Jahrhundert.

Auch das Muster der geklöppelten Passementerie Abb. 5 ist gleichen Ursprungs. Noch fußend in der geknüpften, schloß sich die erste Klöppelspitze möglichst an diese Technik an und griff erst zu Ende des Quattrocento nach freieren Kompositionen. Während dies Muster indessen in Lucca, Genua, Florenz und Mailand aus Goldfäden hergestellt wurde, fertigte man es in Spanien aus farbiger Seide, und diese Ausführung pflanzte sich von dort in den Jahren 1620—1660 in die Niederlande fort. Noch heute finden wir dort herrliche Reste in den kirchlichen Schätzen, teils als noch erhaltene Muster, teils als treue Kopien auf den Porträts, denn glücklicherweise setzten damals noch nicht die größten „Modernen" ihr Können darein, feinsinnige Einzelheiten zu verwischen, so daß die schönen, alten Bilder uns auf das Getreueste die herrlichen Spitzenmuster erhalten haben, die uns sonst unwiderbringlich verloren wären. Denn die Spitzenkunde ist eine noch junge Wissenschaft, und erst seit wenig mehr als dreißig Jahren werden alte Arbeiten von Forschern und Museen gesammelt und gesucht. Wieviel herrliches Material ist da verloren gegangen, wieviel alte Schätze sind vertragen, verloren, mißachtet worden von dem verständnis-



Abb. 8. Velum aus Leinen mit farbiger Spitze geziert.
Aus dem Regensburger Kirchenschatz XVII. Jahrhundert.

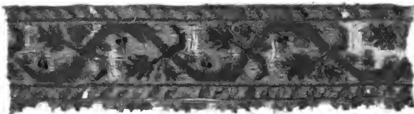


Abb. 9. Filet antique. Frankreich. XVII. Jahrhundert.

losen Besitzer. Doppelt dank darum jenen großen Meistern, deren Pinsel uns so gewisse Kunde brachte von der Pracht und Feinheit der ersten Gewandspitzen! — Einen breiten, aus starken und feinen Gold- und Silberfäden geklöppelten Einsatz spanischen Ursprungs gibt Abb. 6 wieder. Außerordentlich schön wirkt die Verbindung der beiden Metalle an einer Spitze — eine Besonderheit der echten Renaissancearbeit. Merkwürdigerweise haben spätere Zeiten beide feindlich gegenüber gestellt und so ein Zusammenwirken als unschön vermieden. Und doch löst gerade der weiche Silberton die Härte des Goldes auf und lichtet so die in reiner Goldspitze leicht sehr dunkel und scharf schimmernde Farbe freundlich leuchtend auf. Prächtig ist die Reliefspitze Abb. 7. Die Technik der in feinsten Spitzenstichen ausgeführten edlen Nadelspitze, deren Konturen durch überschürzte Schnur stark en relief hervortreten, ist eigentlich eine spezifisch venezianische Arbeit, vielfach auch Elfenbeinspitze oder nach den einfliegenden Rändern punto dei vermicelli, Würmchenspitze, genannt. Unser Muster zeigt nicht das köstliche venezianer Ornament, reich geziert mit dem aus der Zeichnung herausgearbeiteten punti a spina (Dörnchen), sondern die vollen, glatten spanischen Linien. Herrliche Arbeiten dieser Art — unter Fray Lorenzo di monserrate und Diego Rutimer nach Zeichnung von Tibaldi und anderen Künstlern in flottem Renaissancestil, aber reich an maurischen Reminiscenzen in den Klöstern gefertigt — finden sich heute noch wohlerhalten in der Kathedrale zu Toledo, in Burgos und Sevilla. Erst zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden diese Schätze bei dem napoleonischen Überfall an das Licht gezogen.

Deutschen Landen entstammt das Velum (Kelchtuch) Abb. 8. Der reiche, zum Teil prächtige Stücke enthaltende Regensburger Kirchenschatz, vor mehreren Jahren der Lipperheideschen Sammlung einverleibt, enthielt auch dies schöne Original. In das feine, weiße Leinen — sicherlich von der frommen Stifterin selbst gesponnen — sind die Einsätze aus geklöppeltem, rotseidenem Filetgrund gefügt. Die Mitte zeigt das J H S, mit Goldfaden in Bilderstich ein-



Abb. 10. Leinen-Applikation auf Spitzengrund, umrandet von goldener und silberner Nadelspitze. Italien und Spanien. XVII. Jahrhundert.

gestickt. Silber, Gold und farbige Seide dienen als Material für die Ornamente der Borte, die einen strengen, fast schweren Renaissance-Charakter tragen. Sehr reizvoll, leichter und selbständiger in der Komposition ist der Passementerieabschluß, dessen feine Linien die Farben mit leichten Zacken verschlingen. Auch Abb. 9 zeigt eine Filetspitze, auf dunkelrotem, seidenem Filetkanevas, jedenfalls einst als Rand einer alt-rosa Decke verwendet, an der unteren Kante von einer Ösengimpe begrenzt. Durch die trotz ihrer geschichtlichen Bösartigkeit sehr kunstsinnige und auch selbst sehr geschickte Katharina von Medici, die auch den Venezianer Federigo de Vinciolo zur Herausgabe eines Spitzenmusterbuches veranlaßt hat, war die künstlerische Art der bunten Spitzenstickerei nach Frankreich gebracht und dort von dem farbenfreudigen gallischen Kunstgenie zu neuer Blüte erweckt worden. Unser altes Stück gibt in seiner verblichenen Schönheit nur einen schwächeren Abglanz verwehter Pracht. Gobelin- und Zopfstich aus dichter, offener Seide, die noch heute eine prächtige Leuchtkraft besitzt, bilden das Muster in dem feinen, geklöppelten Netzgrunde. Zu dem schweren, romanischen Ornament gesellt sich die fleur de lis des französischen Königwappens. Interessant ist die sehr alte kleine Ösengimpe aus farbiger Seide, die den Randabschluß bildet. Dieselbe ist eine Handweberei und findet sich sehr zahlreich bei Decken und Behängen, auch bei den Kirchengewändern jener Zeit. Sehr, sehr selten, aber von prachtvoller Wirkung sind die Ausnäharbeiten auf dunklem, weichem, dichtem Filetkanevas, die in Italien, besonders auch in Spanien, der Heimat der Ausnäharbeiten, an der Grenze des XVI. Jahrhunderts gefertigt wurden. Ein solches Stück von unbeschreiblicher Schönheit gibt Abb. 10 wieder. Die mächtige Borte, mit dunkelblauer Seide unterlegt, diente als Besatzstück für grünen Brokat, wie die dem Rande noch anhaftenden Fetzen verraten. Zierstiche aus farbiger Seide umgrenzen die Ränder und zeichnen die Schatten in dem phantasievollen, kühn geschwungenen Ornament aus starkem, weißem Leinen, das trotz seiner reichen wundervollen Linien eine majestätische Ruhe betont. Die aufgenähten Randborten, à jour, also mit der Nadel aus Gold- und Silberfaden gestickt, sind noch heute von prächtigem Glanze — der übrigens ein beschämendes Licht auf die Erzeugnisse unserer heutigen Industrie wirft — und deuten auf den spanischen Ursprung des herrlichen Stückes hin. Allen bekannt mag das Goldspitzchen, Abb. 11, sein, die Kopie einer berühmten nach Reticella-Motiven entworfenen Klöppelspitze, deren Ursprung in Genua Séguin auf 1640 festsetzt (vergl. Séguin, La dentelle).

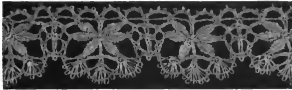


Abb. 11. Geklöppelte Goldspitze. Genua 1640. Kopie.

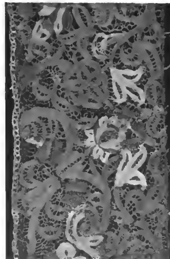


Abb. 12. Genähte Filigranspitze. Spanien. XVII. Jahrhundert.

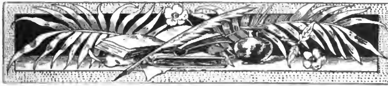


Abb. 13. Gestickter Filetgrund, mit Klöppelspitzen in Gold und Silber geziert. Nürnberg. Ende des XVII. Jahrhunderts.

Daß wir alle dies kleine Muster kennen und lieben, darf nur ein Beweis sein für seine große Schönheit und seinen eignen, einfachen, unvergänglichen Reiz.

Gold, Silber, Stahl, rotes und grünes Filigran in vielen, reichen Tönen vereinigten sich zu der herrlichen, außerordentlich seltenen Spitze Abb. 12, die wohl die Casula eines Priesters geziert haben dürfte. Die kostbare Arbeit, hier in schwungvollen, reichen Linien maurische und italienische Renaissancemotive verbindend, ist spanischen Ursprungs. Auch aus Süddeutschland begegnen uns noch einzelne seltene Stücke in dieser Technik, doch fehlen dort die Törnchen, welche sich hier zu einem goldigen Tüllgrund vereinigen. Und nun mit Abb. 13 noch ein schönes, seltenes Stück aus unserer deutschen Heimat! Das reizvolle, geflammte Muster gotischen Stiles ist mit offener Seide in den aus silbernen und leinenen Fäden geknoteten Netzgrund gestickt und mit weißer Seide unterlegt. Aus dieser eigentümlichen, sehr geistreichen Komposition erklärt sich das Schillern und Schimmern des Originals, das zu den effektvollsten unter den Renaissance-Spitzen gehört. Die prachtvolle Klöppelspitze aus Gold- und Silberfaden ist mit dem Einsatz, der sich über den Rand der Decke legt, zugleich gearbeitet und von außerordentlicher Schönheit. Diese eigenartige Spitzenstickerei, nur in Süddeutschland, hauptsächlich in Nürnberg und Augsburg im Laufe weniger Jahre geübt, mag für uns die Reihe der üppigen, dekorativen Renaissancespitzen abschließen.





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Die neueste Geschichtschreibung.

Von einem deutschen Historiker.

(Abdruck verboten.)

Wir leben ganz ersichtlich in einer Zeit, in der sich eine lebhafte Wiederannäherung zwischen der Geschichtswissenschaft und der gebildeten Lesewelt vollzieht. Wenn beide Teile sich einige Zeit hindurch nicht recht „verstanden", so lag die Schuld nicht am Publikum, auch nicht an der Geschichte selbst, sondern an der Vermittelung zwischen beiden.

Die Weltgeschichte wird immer das vornehmste Studium und die förderlichste Lektüre für jeden bleiben, der eine Vertiefung und Erweiterung seiner Anschauungen sucht. Die Kunstlitteratur mag mit lebhafterer Lockung — besonders auf die noch werdenden Naturen — durch den ästhetischen Reiz wirken, den sie mit der „schönen" Litteratur teilt, und so wenig wie diese dürfte sie jemals in ihrer den Geschmack formenden Wirkung beeinträchtigt werden; die Naturwissenschaft ist in der glücklichen Lage, einen unmittelbaren Trieb nach Belehrung und eine Art wertvoller Neugierde auf höchst konkrete und reichhaltige Weise zu befriedigen, man bringt von ihr sozusagen das meiste auf einmal mit heim. Aber der nachhaltigste und beste Gewinn der Lektüre, mag er auch weniger in Quantitäten nachweisbar, also imponderabler sein, wird doch immer davongetragen werden, wenn man sich, von kundiger Hand geleitet, in bedeutender Menschen Vollbringen und Geschicke und in die Bedingungen des Aufsteigens oder des Niederganges ganzer Völker vertieft. Wie jedem litterarischen Feinschmecker bekannt ist, ist keine Novelle, kein Roman so interessant, wie Briefwechsel und Memoiren, weil kein Erzähler und kein Psychologe so zuverlässig wahr, wie diese, sein kann, weil auch nichts so merkwürdig und dramatisch, ja selbst unwahrscheinlich ist, wie das Leben, und weil man für den Nutzen seiner eigenen Persönlichkeit nirgends so viel lernt, als aus der Wirklichkeit der menschlichen Geschicke. Das Gleiche ist eben auch, nur in höherem Stil und weiterem Umfange, mit der Geschichte der Fall, die nichts anderes ist, als das große Memoirenwerk der Menschheit. Ein unendlich vielgestaltiges Buch des Lebens, das schließlich alles mit umfängt, was je die Menschheit interessiert hat oder von ihr getrieben und erlebt worden ist: weit über die politischen Entwicklungen hinaus zugleich alle und jegliche Kultur; Technik und Bildung, Armut und Reichtum mit ihren Folgerungen, ihren Wirkungen, die ganze Skala von Sittlichkeit und Verirrung, und gewiß nicht zuletzt Litteratur und Kunst, Geschmack und Schönheitskult.

Das Publikum seinerseits hat das nie verkannt. Es gibt keine Periode ohne lebhaftes historisches Interesse. Wir kennen Jahrhunderte, wo die schöngeistige Litteratur ausgestorben scheint, aber keines, wo die Geschichtslektüre nachläßt und aussetzt. Das Verlangen nach historischer Kenntnis ist unter allen Wandlungen doch stets als dringendes Bedürfnis vorhanden geblieben, wofür ja übrigens schon die Zeitfragen der jedesmaligen Gegenwart sorgen mußten. Wir sprachen daher in den Eingangszeilen auch keineswegs von einer Wiederannäherung des Publikums und der Geschichte, sondern von der des ersteren und der Geschichts*wissenschaft*.

Es mußte weithin empfunden werden und wird jetzt noch nachempfunden, daß bis vor ganz kurzem die gebildete Leserwelt und die eigentlichen tüchtigen und maßgeblichen Historiker durch eine Art Mauer, und zwar in gewisser Beziehung geradezu durch eine chinesische Mauer, voneinander geschieden waren. Nur die ganz großen Historiker, die Ranke, Sybel, Treitschke, trifft dies nicht mit; *sie* schufen Werke, welche aus dem Vollen und Neuen heraus die Wissenschaft jedesmal ein bedeutendes Stück voranbrachten und dennoch auch demjenigen Leser, welcher nicht vom Fach war, in reichem Maße Erhebung, Genuß und Anregung brachten, die nicht erst vermittelt zu werden brauchten. Sie gaben der Nation auch in jener sonst etwas spröden Periode vollendete, harmonische und klare Meisterwerke der historischen Wissenschaft und ihrer feineren Darstellungskunst. Aber ziemlich unmittelbar hinter ihnen begann die Kaste, das Mandarinentum. Wohl war, so gut wie je und jetzt, das regste Leben, die größte Emsigkeit auf dem weiten Arbeitsfelde der Geschichte vorhanden. Aber wer sich als Laie der großen Centralwerkstätte näherte, die man einigermaßen zutreffend mit der Waitzschen Schule identifizieren kann, der vernahm allerdings mehr wie genug das eifrige mannigfaltige Klopfen, Kratzen und Schaben, sah das vielhändige Hin-

und Herreichen des Materials und all' das gewichtige, sorgfältige Hantieren daran, jedoch alles das, ohne daß er entsprechend viel wirklich fertig werden sah. Die Fabrik produzierte eben gar nicht für die Ausstattung schöner Läden und Schaufenster, sondern auf lange Sicht für ihre Lagerhäuser, oder, um das Bild etwas enger zu fassen, die Erzeugnisse der großen Lohgerberei wanderten direkt in die Bibliotheken. Es war im allgemeinen gegen das wissenschaftliche Strafgesetz, wenn jemand der Angestellten ein Stückchen des guten Materials mit hinausnahm und daraus liebevoll ein Geschenk für andere Leute zu formen suchte. Wir sagen: im allgemeinen. Der eine durfte es, der andere nicht; es kam auch hier, wie immer im Leben, darauf an, wie man sich mit den Visitatoren stellte und ob man ihnen gute Worte gab.

Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, warum das alles so war und bis zu einem gewissen Grade auch nicht anders sein konnte. Sachliches und sehr Menschliches wirkte (und wirkt noch heute) da zusammen, unanfechtbare, in der Lage und in den Zielen der historischen Fächer begründete Ursächlichkeit, ehrliche schöne Tiefgründigkeit, der entsagungsvolle Idealismus profundester Spezialgelehrsamkeit, aber andererseits auch viel Selbsterhaltungs- und Selbstbeförderungstrieb der einzelnen, man könnte sagen, eine Art wissenschaftliche Mimicry. Jedenfalls hatte man, so viel und Tüchtiges geschaffen wurde, für das Publikum zunächst leere Hände. Was hätte dieses bei allem regen historischen Interesse mit den wuchtigen Serienwerken, die dort entstanden, und mit den Hunderten mikroskopischer Untersuchungen, von denen sie begleitet wurden, anfangen sollen?

Immerhin gab es Leute genug, die dem Publikum ein gewisses Anrecht zugestanden: es fehlte auch in dieser Periode nicht an manchen und zum Teil guten, ja sehr guten Werken, welche nicht bloß im engen Kreise bewundert und im übrigen vielleicht einmal von drei bis vier nachkommenden „Forschern" benutzt, sondern welche auch gelesen werden wollten. Aber deren Verfasser zählten nicht zur Kaste, entweder überhaupt nicht oder doch innerlich nicht recht. Zu dieser Art Historiker gehörten z. B. ältere Staatsmänner, welche die Lesewelt mit schönen Darstellungen oder mit wichtigen Memoirenwerken beschenkten, oder auch hervorragendere Offiziere, feinsinnige Privatgelehrte und Schriftsteller, geistvolle Männer anderer Berufe und Fächer, die zu ihrer schöner Festtagsfreude Geschichte trieben. Kurz und gut, wir meinen jene kaum vergangene Zeit, da die Vermittelung zwischen der tüchtigen und feineren Historie und dem besseren Publikum sich im allgemeinen — immer von jenen vorhin erwähnten großen Führern der Geschichtswissenschaft abgesehen — auf den durch Namen leicht zu erweiternden Kreis der A. v. Reumont, Dav. Strauß (Hutten), K. Hillebrand, G. Freytag, Ferd. Gregorovius 2c. beschränkte.

Wenn wir nochmals hinzusetzen, daß, wie jeder, auch dieser Gesamtzustand seine Ausnahmen hatte, kann man uns der Übertreibung nicht beschuldigen. Allmählich aber verstärkten sich die Kräfte, die auf einen Umschwung hindrängten. Das neue deutsche Bewußtsein im Reiche verlangte immer lebhafter zugleich nach historischer Vertiefung und traf mit allgemeinen Geschmacksswandlungen zusammen. Hatte sich vor 1866 und 1870 der deutsche Einheitstraum in seinem Streben und Hassen an dem Bilde des großen mittelalterlichen Kaisertums gestärkt, so verlangte die neue „altdeutsche" Richtung die weitere kulturgeschichtliche Erschließung der reichen und farbigen deutschen Ritter- und Bürgerzeiten. Auch die wirtschaftlichen und socialen Probleme machten den verbreiteten Wunsch dringlich, das Denken und Meinen hierüber auf den Boden geschichtlicher Kenntnis stellen zu können. Man erhob, bald hier, bald da, seine Forderungen an die eigentlichen Fachhistoriker; man wollte von den berufenen Arbeitern im Weinberge nicht immer und endlos nur Winterarbeit thun sehen, sondern trug ungeduldiges Verlangen noch grünendem Laub und kommenden goldenen Trauben. Der drängende und ungeberdige Zeitgeist stellte überhaupt und gerade an die Universitäten und die Klausen der Gelehrsamkeit seine aus unabweisbaren modernen Bedürfnissen hervorgegangenen Forderungen.

So geht es denn neuerdings auf dem Gebiet der Geschichte in verschiedener Richtung etwas umstürzlerisch zu. Die Archive haben begonnen, sich allerorten aufzuthun, sie sind nicht mehr die geheimnisvollen, nur mit besonderem Passierschein und Ariadnefaden zu betretenden Labyrinthe von einst. Kecker wie je dringt die historische Arbeit an die Schwelle der Gegenwart vor, von der sie noch vor kurzem glaubte, auf bestimmte Distanzen gewissenhaft fern bleiben zu müssen. Mehr und mehr wieder geben die Autoren in der Form ihrer Darstellung dem Gefühl noch, daß sozusagen auch der Leser eine gewisse Rücksicht verdient. Sie beginnen Keime von Verständnis für Ausstattung und dergleichen Dinge aufzuweisen, sogar die Kritik spricht hiervon; ja, horribile dictu, man wird, es scheint fast so, nicht mehr ohne weiteres als schlechter Charakter angesehen, wenn man sein Buch durch ein paar geeignete Illustrationen erläutert. Ganz gewiß wird es auch dem Historiker nicht schaden, fortan verhältnismäßig mehr im Freilicht zu produzieren, als nur für die Atelierkreise der Fachgenossen, oder gar in den entlegenen Schlupfwinkeln der Specialität.

Man wird nicht falsch verstehen, als ob wir gegen die echte Quellenmäßigkeit reden wollten. Aber es kann speciell im Abdrucken zu viel des Guten geschehen. Gedruckte, geschickt angelegte Inventare und Repertorien bedeuten in der That oft mehr allgemeinen Nutzen, als allzu weitschichtige Wiedergabe von Materialien, die man ebensogut im ungedruckten Zustande zur Darstellung dessen, was sie enthalten, auspressen könnte. Denn in dieser Darstellung liegt doch bei ungefangener Betrachtung erst der Nutzen und erreichte Zweck.

Nun aber: wir haben auch bei uns schon einen Umschwung festgestellt, den wir nicht anstehen, hocherfreulich zu finden. Er kann und darf sich auch fernerhin vollziehen, ohne daß die

Deutschen darum aufzuhören brauchen, das auf dem Gebiete gründlicher und gediegener Geschichtswissenschaft führende Volk zu bleiben. —

Wenn wir nach dieser, manches nur andeutenden Expektoration nunmehr übergehen zu einigen ausgewählt erfreulichen und lesenswerten Erscheinungen der deutschen historischen Litteratur von 1897, so sei schon um seines Gegenstandes willen das Buch von Erich Marcks, Kaiser Wilhelm I. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1897), das sofort nach der ersten eine zweite Auflage gefunden hat, voran genannt.

Professor Dr. Marcks in Leipzig stammt aus pommerscher Familie, deren Mitglieder Generationen lang preußische Beamte waren. Seine Lehrjahre werden wesentlich durch die Namen Ranke, Treitschke, Baumgarten und Schmoller bezeichnet. Er steht im 36. Lebensjahre und ist ohne Zweifel einer unserer bedeutendsten und zukunftsreichsten Historiker, den eine rasche Laufbahn an die Stelle getragen hat, wo man ihn mit Vergnügen sich reich und kraftvoll entfalten sieht.

Bücher, wie sein Wilhelm I., dürfen nur gelesen und nicht durch zusammenfassende Referate und durch Auszüge halb und halb erledigt werden, was bei anderen wiederum durchaus erlaubt ist. Es ist ein ungemein aufrichtiges und wahrheitsliebendes Buch; man braucht nicht zu sagen freimütig, denn es gibt in dem Leben Kaiser Wilhelms, dem gerade diese Art Biographie innerlich so ganz entspricht, ohnehin nichts zu umnebeln und auf Andeutungen zu beschränken. Daß es trotzdem bei diesem Thema manche Fragen und Kontroversen, manche politischen Gegensätzlichkeiten zu berühren gab, die noch heute nicht abgethan sind und die fortfahren, die Gemüter zu erregen, liegt auf der Hand. Hinsichtlich alles dessen und überhaupt in dem ganzen Buche finden wir ehrlichste Aussprache, historische Kongenialität der Darstellung, scharfsinniges Eindringen, geläutertes Urteil. Wir möchten, um statt vieler Beispiele eines zu bezeichnen, auf die Marcksche Darstellung der Emser Vorgänge und der Kriegserklärung von 1870 hinweisen, ein Kapitel, das geradezu ein Ruhmesblatt des unbekümmerten und klärenden Berufs der objektiven Geschichtsschreibung genannt werden darf. Stets in taktvollster Weise, aber ohne Versteckspiel und ohne Redensart vertieft sich der Biograph in die menschliche und königliche Individualität seines Helden. In rasch voran schreitender, jedoch nirgends beengter oder allzu gedrängter Erzählung legt er die gewaltige Fülle der politischen und öffentlich-geistigen Wandlungen dar, die entweder auf dieses 90jährige Fürstenleben eingewirkt haben oder durch letzteres mitgestaltet worden sind, von den letzten Tagen Friedrich Wilhelms II., von Jena und Tilsit her den langen Weg und die immer neuen Phasen bis 1848/49, bis Olmütz, bis Königgrätz, bis Sedan und Versailles und darüber hinaus die Friedensjahre bis zu dem düsteren Abschiedstage im März von 1888. Abgesehen von der kundigen historisch-politischen Zergliederung dieses Inhalts liegt eine weitere ganz besondere Anziehungskraft des Buches in seinem Nachweis, wie Wilhelms I. Leben auch an eigentlich biographischem Reiz viel reicher ist, als die Einfachheit seiner Natur an sich erwarten läßt. „Immer wieder folgt in ihm auf scheinbaren Abschluß ein neues Beginnen, eine frische Entwickelung nicht nur des Wirkens, sondern auch der Persönlichkeit selbst." Die Charakteristiken des Prinzen und des Herrschers in diesen besonderen Anlässen und großen Tagen seines Lebens sind Meisterstücke der feinen Deutung seelischer Vorgänge; nicht minder bedeutsam ist, was Marcks über den „Gradunterschied" bei sonstiger Gemeinsamkeit zwischen dem König und Bismarck sagt. „Das Schöpferische," setzt er hinzu, begann erst in der Höhe Bismarcks. Allmählich erst wuchsen die Gedanken des Königs dieser zu." Wenn sie bis dahin gestiegen waren, dann kannte Bismarcks Wirkung einsetzen. So stehen diese beiden Vollender untrennbar aufeinander angewiesen da, der eine den anderen, ohne den nichts möglich gewesen wäre, emportragend, dieser dennoch über allem waltend. In einer Hoheit waltend, die keineswegs gemindert, sondern nur genauer bestimmt wird, wenn Marcks die Worte spricht: „Von der schlichten Echtheit seines Wesens fällt alles Fremde, alles Gesteigerte, das ihn erst schmücken soll, haltlos ab; die dämonisch hohe Größe, die seinen Tagen nicht mangelt, hat ihren Ausdruck nicht in ihm." Wohl aber, wie weiter citiert sei, hatten diesen Ausdruck in ihm jene Kräfte, die er in sich und um sich immer von neuem zum Durchbruch und zum Siege geführt hat, die ihn zum lebenden Symbole der besten Güter seines Volkes gemacht haben, die Kräfte der Einheit und der Zucht, der Weisheit und der Treue. Den Heldenmut, das nationale Ehrgefühl, die Hingebung, die Arbeitsamkeit, die Pflichttreue im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande: sie nannte Fürst Bismarck, als er, in seinen Tiefen erschüttert, dem Reichstage die Trauernachricht brachte, in seinem dahingeschiedenen Herrn verkörpert.

Es mag ausdrücklich hinzugesetzt sein, daß das Marcksche Buch keine Schrift zur Centenarfeier ist und mit dieser auch nicht nachträglich zusammenhängt. Das große Sammelwerk der Allgemeinen Deutschen Biographie war gerade bis zu dem Buchstaben W vorgerückt, und die glückliche Wahl für die Bearbeitung des Artikels Wilhelm I. fiel auf Marcks. Man muß es der Verlagshandlung aufrichtig danken, daß sie durch die Veranstaltung einer erweiterten Sonderausgabe den Genuß dieser Biographie nicht von dem Besitz aber der Zugänglichkeit jenes wichtigen, vielbändigen Werkes abhängig gemacht hat. —

Von Wilhelm I. und Bismarck zu einem Dritten, dessen Name uns nicht minder national und machtvoll erhebt, zu Luther! Auch über ihn hat uns das Jahr 1897 ein neues, sehr schönes Buch gebracht: Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte von Adolf Hausrath. (Berlin, Grote).

Das könnte vielleicht allzu „kirchengeschichtlich" (womit die Oberflächlichkeit einen gewissen Horror verbindet) oder „speciell" klingen, wenn der Verfasser eben nicht Professor Hausrath wäre. Der eine oder andere unserer Leser kennt den

Verfasser der „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" vielleicht nur als George Taylor, als Autor sein erzählter und vielgelesener historischer Romane, die der Heidelberger Gelehrte während eines arbeithemmenden Augenleidens zu ersinnen und zu diktieren begann, und von denen der erste, „Antinous", fast gleichzeitig mit der Bearbeitung desselben Stoffs durch Georg Ebers erschien, so daß durch diesen Zufall beide Namen in eine gewisse mechanische Parallelität gerieten.

Das neue Geschichtswerk Hausraths hat keine andere Aufgabe als die sachlichste historische Schilderung; aber eben in und mit dieser reinen Sachlichkeit richtet es sich gegen Johannes Janssen und den seitdem auf allen Landstraßen und Vicinalwegen der specifisch-katholischen Publicistik unausgesetzt weitergeführten Guerillakrieg, wovon Hausrath mit Recht sagt: „Wie viele einzelne Beschuldigungen man auch zurückweise, immer bleiben andere übrig nach Goethe's Wort: ‚Hundert Fliegen hatt' ich erschlagen, da weckte mich eine am frühen Tage.'" Polemik enthält das Buch nicht. Es will nur durch genaueste Schilderung, in diesem Falle des berühmten Reichstages von 1521, ganz getreu und eingehend erzählen und darstellen, wie es war. Denn eines Weiteren bedarf es für Luther nicht.

Auf diese Weise ist nun aber aus dem Stoff unter Hausraths Händen ein überaus reizvolles Buch entstanden, das sich seinem Buche über Luthers Romfahrt (1894) als eine noch bedeutendere und gewichtigere Gabe anreiht.

Gleich im Anfange steigt in ihrer patricischen Pracht, mit ihren Nibelungensagen und all ihrem alten und neuen Ruhm die Reichsstadt Worms vor uns empor, so wie sie zu Kaiser Maximilians und Luthers Zeiten war — ein kulturgeschichtliches Einzelbild, wie Gustav Freytag keines echter und feiner gezeichnet hat. Das Epische, das Historisch-Charakteristische, das fast immer aus den alten Quellen aufklingt, womit aber der strebsam nüchterne Historiker so oft nichts anzufangen weiß oder wagt, ist hier wie überhaupt dem ganzen Buche in ansprechendster Weise erhalten geblieben. Nirgends tritt es vor die Forschung oder an deren Stelle, aber von der prächtigen Scene der kulturgeschichtlichen Rekonstruktion heben sich die plastischen Gestalten der Personen jener großen Entscheidungstage ab, welche so spannend, so lebendig und anschaulich erzählt sind, wie nur je eine geistvolle „Erzählung" sein kann. Sie heben sich ab in tiefgründigen Charakteristiken, die aufs neue erweisen, daß Intuition und Schilderungskunst des Dichters, sowie die Gewöhnung scharfer Menschenbeobachtung der Objektivität des Historikers nicht nur nicht schaden, sondern ihr vielmehr erst die wahre Vertiefung und den rechten und bezeichnenden Ausdruck verleihen.

Da begegnet uns zuerst, etwas unlustig hineingeschneit in die fremde winterliche deutsche Stadt, der überfeinerte Norditaliener Aleander, des Papstes Nuntius, eine macchiavellistische, scharfgeprägte Erscheinung, ein rechter Vertreter des damaligen Italien und seiner alles Ethische scheinbar in Frage stellenden Renaissance: der Mann, den der einfacher formulierende Luther kurzweg unter die Teufel rechnet. Berechnend und rücksichtslos, rührig und absolut nicht wählerisch, kalt oder leidenschaftlich, je nachdem; ebenso, je nach Gelegenheit, voll Courtoisie oder gröblichster Bosheit, so hat er an Hausrath seinen behaglich-überlegenen Porträtisten und auf Schritt und Tritt seinen Meister gefunden, der ihm nichts schenkt. Als Luther frei davongehn kann und Aleander, der das Wild vergeblich dem Schicksal des Huß entgegenzujagen suchte, in seinem begierigen Umhertasten nach Hohn und Nachrede berichtet, der ehrwürdige Schurke sei nun gestern abgereist, nachdem er sich in Gegenwart vieler Personen viele Brotschnitte geröstet habe und manches Glas Malvasier getrunken, da setzt Hausrath mit seinem trockenen Sarkasmus hinzu: hätte Aleander es doch lieber gesehen, wenn Luther selbst geröstet worden wäre, dann hätte ihm sein eigener Malvasier besser geschmeckt. Gleich intim und genau studiert, wie der Legat, treten vor unseren Blick all die übrigen mitwirkenden Persönlichkeiten: Karl V., Friedrich der Weise, der sie alle schlug, indem er sich's nach seinem Lieblingswort je zuvor bedenken wollte, Erasmus von Rotterdam, der einstige Jugendgenosse des epikureischen Legaten, dann vor allem natürlich Luther selbst, ferner die Reformatoren und Zeitgenossen zweiter Klasse, und insbesondere noch, nebst einer Schilderung der unsernen Ebernburg, die sich als ritterhaftes Gegenstück neben das Bild der Reichsstadt stellt, das Freundespaar des Burgherrn Franz von Sickingen und seines Ulrich Hutten.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß die alte Untersuchung über die wortgemäße Echtheit von Luthers berühmtem Schlußwort hier klärend wieder aufgenommen ist. Hausrath fügt mit einem der guten Worte, deren das Buch so viele enthält, hinzu: „Ohnehin ist Luthers wahrer Ruhm nicht, daß er sprach: ‚Hie stehe ich,' sondern, daß er stand. Darüber aber waren Freund und Feind einig."

Aleanders Mission scheitert — fast vermag es uns nachträglich noch wieder zu überraschen. „Er hat sein Ohr an allen Thüren, seine Augen in allen Ecken, er besticht die Thürhüter mit Geld, die Kleriker mit Pfründen, die Bischöfe mit Aussicht auf Privilegien, Titel und rote Hüte, die Fürsten aber mit päpstlichen Handschreiben und politischen Angeboten. Seine Meinung ist, daß jeder Mensch seinen Preis habe, und ungehalten wird er in seinen Berichten nur, wenn sie in Rom sich sperren, diesen Preis zu zahlen, oder ihm vorwerfen, er übertreibe. Mit diesen Mitteln hat er so viel ausgerichtet, als sich mit ihnen ausrichten läßt, obwohl er von Rom aus schlecht unterstützt wurde und man dort mehr seine Schwächen und Fehlgriffe als seine Verdienste würdigte. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er den Bund der Kurie mit Karl aufrecht erhalten; die päpstlichen Bullen gegen Luther wurden publiziert, seine Bücher verbrannt, der Ketzer selbst von Kaiser und Reich geächtet. Was zu machen war, hatte Aleander gemacht. Es gab nur ein gewisses Etwas in der Welt, dem sich mit solchen Mitteln nicht beikommen ließ; die einen nannten es das Evangelium,

die anderen das Gewissen oder die Gerechtigkeit oder die Freiheit, und dieses unfaßbare, alberne, ihm unverständliche Etwas machte alle seine bewundernswerte Klugheit und Mühe zunichte." —

Daß die Geschichte und ihr Studium immer anziehender und fesselnder werden, je mehr auch das Detail in geistvoller und künstlerischer Weise wieder erweckt wird, das ist es, was — stets unter Vorbehalt der hohen Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der weiten universalhistorischen Überblicke nach Art Johannes von Müllers oder Leopold Rankes — wieder einmal das ausgezeichnete Hausrathsche Werk über die entscheidendsten Tage in Luthers Auftreten lehrt. Und dieser Wert oder Reiz der abgerundeten Monographie führt uns nun, bei allen sonstigen Verschiedenheiten, zu einer neuen historisch-litterarischen Erscheinung, die ebenfalls aus dem Jahre 1897 datiert, auf die „Monographien zur Weltgeschichte".

Sie erscheinen im gleichen Verlag wie diese Monatshefte, und da wir somit eine Art Selbstanzeige schreiben, steht es uns nur an, zu berichten, was angestrebt und gewollt wird. Die Hauptsache ist ja schon durch den ersten Teil dieses Aufsatzes angedeutet. Es handelt sich um die beabsichtigte unmittelbare Verbindung der feiner gebildeten Lesewelt, Männer wie Frauen, mit der guten und fachmäßigen, aber zugleich geschmackvollen Geschichtswissenschaft. Mit anderen Worten, um eine neue, gewissenhaft tüchtige, dabei aber von außen und inwendig möglichst schöne und anziehende Weltgeschichte. Das ist ihr Ziel.

Die Fehler, die bei früheren verwandten Publikationen deutlich geworden sind, vermag diese neue um so eher zu vermeiden. Während sie alles daran setzen will, das Beste und Schönste zu geben, will sie möglichst wenig fordern. Wir wollen hier nicht lange von der beispiellosen Niedrigkeit des Preises sprechen, sondern nur das betonen, daß von vornherein niemand gebunden werden soll. Der einzelne mag sich einen Band, der ihm besonders gefallen hat, in die Bücherborde stellen oder auch auf den Salontisch legen, mag eine ihn näher interessierende Gruppe, mag diesen Band und jenen Band oder schließlich das Ganze erwerben. Das Unternehmen sollte nicht bloß in den äußerlichen Bezugsbedingungen, sondern auch in seinem inneren Plan so eingerichtet sein, um dem Publikum diese unbeeinträchtigte Freiheit vorzubehalten.

Das Ganze wird freilich eine vollständige und zugleich eigenartige Weltgeschichte bilden. Eigenartig insofern, als sie bie für das Interesse scheinbar oder thatsächlich dürreren Partien der weltgeschichtlichen Entwicklung leichter überwindet. Diese sollen keineswegs übergangen und vernachlässigt werden, aber indem die einzelnen Bände je um die Hauptmomente und Hauptträger der Entwicklung monographisch gruppiert sind, gelangen die erwähnten „dürreren" Partien nur gerade unter demjenigen Gesichtspunkt zur Behandlung, unter dem auch sie wichtig sind: in ihrem vorbereitenden oder verursachenden Zusammenhang mit den wichtigsten und anziehendsten Phasen des geschichtlichen Werdens.

Mit anderen Worten: diese Monographien wollen nicht auch ihrerseits gähnende Leser einem gewissen Thatsächlichkeitskultus zum Opfer bringen. Sie würdigen durchaus den Wert jeglicher historischen Feststellung und der redlichen, überallhin dringenden Forschung. Fundament und Parterre sollen auch bei ihnen wohlbestellt sein. Aber sie behalten sich für ihre Ziele das höhere Stockwerk des freieren Ausblicks, der Unterscheidung zwischen dem mehr und dem minder Kennenswerten und eine dementsprechende Behandlung der Themata vor.

Eben hierdurch wird auch ermöglicht, das Werk nicht wieder zu einer Schraube ohne Ende werden zu lassen. In einer nicht allzu großen Zahl von Monographien wird alles beieinander und doch mit genügender Anschaulichkeit und Ausführlichkeit dargestellt sein. Wir dürfen für diese Absicht wohl auf das Beispiel des ersten Bandes verweisen, der das ganze große, für die Geistesgeschichte der neueren Zeit so unendlich vielbedeutende Thema der Frührenaissance, ihrer Kultur und Kunstbewegung, ihrer politischen Zeitgeschichte mit dem Mittelpunkte des führenden florentinischen Hauses und seines ganzen Kreises in ein Bild zu vereinigen unternommen hat. Die weiter erschienenen Bände und der Prospekt verbürgen das gleiche Bestreben und zugleich ein flottes Voranschreiten im Stoff.

Allerdings lag hier die organische Hauptschwierigkeit, welche zu überwinden war. Es gibt ja auch die Gefahr einer unfruchtbaren Kürze. Das Kompendiöse verliert seinen Wert, wenn es nicht gelingt, zugleich anschaulich zu sein und ohne viel Umständlichkeit dennoch vollkommen in das Verständnis, in den Geist, das Wesen und doch auch in die Einzelheiten des jeweils geschilderten Zeitabschnittes einzuführen. Es war also die große Frage, ob es gelingen werde, für jede Monographie die möglichst kundigen und geeigneten Bearbeiter zu gewinnen. Nur derjenige ist fähig und berufen, ein Zeitalter, eine große Persönlichkeit ohne großen Raumaufwand mit voller plastischer Deutlichkeit, mit sicherer und zugleich feiner Linienführung zu zeichnen, der diese Aufgabe von vornherein beherrscht, in ihr schon zu Hause ist, und der ferner überhaupt das nötige künstlerische Gestaltungstalent besitzt. Die Monographien waren also für ihre Mitarbeiterschaft auf einen immerhin nicht unbegrenzten Kreis unter den Fachleuten angewiesen.

Indessen erfüllten sich alle Hoffnungen. Fast noch erfreulicher wie die gern gegebenen Zusagen war die principielle Zustimmung für den Plan. Erst in dieser Zustimmung lag wieder die Gewährschaft für die einheitliche, systematische Durchführung.

Drei Bände liegen jetzt im ganzen vor. Von Erich Marcks die glänzende Schilderung der Königin Elisabeth und ihrer Zeit. Wie vieles drängt sich mit in dieses politisch, religiös und geistig gleich lebhaft bewegte Bild! Die großen Kontraste der europäischen Weltlage, die Stellung Habsburgs in Deutschland und Spanien, das Frankreich der späteren Valois,

dazwischen mit Schuld und Unglück Maria Stuart; dann die unüberwindliche Armada, Walter Raleigh und Francis Drake; Handel und Wandel, Litteratur und Kunst, Leben und Treiben in England, welches ja zu dieser Zeit noch das alte lustige, das merry old England war; deutsche Reisende mit ihren Schilderungen des engelländischen Wesens dazu — das Ganze ein überaus fesselndes Gesamtbild des Reiches und des Landes zu Elisabeths Zeit, in einer meisterhaften Charakteristik William Shakespeare's gipfelnd.

Ähnlich ist es Hans Schulz, der schon mehrere Untersuchungen aus diesem Gebiet publiziert hat und ein alter Universitätsschüler des Herausgebers der Monographien ist, gelungen, in seinem Wallenstein nicht bloß den biographischen Lebensgang mit all seiner politisch-psychologischen Verkettung wiederzugeben, sondern zugleich eine Schilderung des dreißigjährigen Krieges in ebenso gründtüchtiger wie anschaulicher Weise zu entrollen. Auch er versteht sich auf Stimmungsmalerei und Sprache; meint man doch bald, die gravitätischen Formen damaliger Diplomatie, bald die verdichtete Ausdrucksweise kaiserlicher und schwedischer Soldateska wieder ausklingen zu hören.

Der Herausgeber, Prof. Heyck, hat zu der Darstellung der italienischen Renaissance in den Mediceern die Biographie Kaiser Maximilians I. als Menschen und Politikers gefügt und ein Charakterbild dieser Zeit gegeben, welche ja zu den unruhigsten, an Plänen und Gestaltungen, Gegensätzen und Kräften reichsten Übergangsperioden gehört, und die in dem lebhaften, viel planenden, für alles Alte und Neue zugleich interessierten Kaiser ihren typischen Ausdruck findet. Die Aushängebogen dieser Monographie lagen uns bereits vor.

Von den demnächst erscheinenden Bänden wird die erste Monographie aus der Geschichte des Altertums, verfaßt von Prof. Steindorff in Leipzig, der Blüte des ägyptischen Pharaonenreiches gewidmet sein. Prof. Erdmannsdoerffer in Heidelberg wird Mirabeau und damit den Ursprung und die Entwicklung der großen weltumgestaltenden Revolution von 1789, Prof. Fournier in Wien das nicht bloß vom österreichisch-territorialen Standpunkt aus so anziehende und bedeutsame Zeitalter Maria Theresias behandeln. Prof. von Zwiedineck in Graz soll das glanzvolle Bild Venedigs auf der Höhe seiner Herrschaft über das Mittelmeer und als europäisch-orientalische Großmacht vor uns emporsteigen lassen, Prof. G. von Below in Marburg die Anfänge und die Blüte der deutschen Städte schildern und dadurch für unsere gegenwärtige Periode einer zweiten Blüte regsamen deutschen Städtelebens eine besonders erwünschte Gabe bieten. Prof. Pol de Mont in Antwerpen, der feinsinnige Poet und begeisterte, neuerdings auch in Deutschland viel genannte Führer der Vlamenbewegung, wird die große Zeit des Abfalls der Niederlande vom Romanismus und ihr Aufsteigen zur See- und Weltmacht in seinem Wilhelm von Oranien darstellen, Prof. Marcks seiner Elisabeth die dramatische Zeit der Stuarts und Oliver Cromwells nachfolgen lassen.

Individuell innerhalb der systematischen Einheitlichkeit des Ganzen ist, wie die Gestaltung der Texte, auch die Illustration der einzelnen Bände. Unmittelbarer, wie irgend etwas, spiegeln diese authentischen Bilder den Charakter der verschiedenen Zeitalter schon durch ihre Technik wieder. Wird Belows Städtewesen durch die Märkte und Plätze, die Rathäuser, Kaufhallen, die Fassaden, die Thore, die Rolandsäulen, die Höfe, Treppen, Säle, Erker uns eine vor allem architekturfrohe Zeit wieder erwecken, so schwelgen die „Mediceer" in der Fülle der Fresken und Gemälde, der Skulpturen, der Paläste, der künstlerisch gestalteten Landschaft, der schönen kunstgewerblichen Luxusgegenstände und ferner der vom Bildhauer oder Maler geschaffenen Bildnisse einer nach langer asketischen Verleugnung alles Persönlichkeitskults plötzlich wieder porträtfroh gewordenen Zeit. Bei Kaiser Maximilian umgibt uns außer der Blüte Burgunds die Kunst der großen deutschen Maler und Erzgießer, noch mehr aber die durch den popularitätseifrigen Herrscher vor allen anderen Künsten geförderte Holzschneidetechnik auf ihrem damaligen Höhepunkt. Ähnlich tritt im Wallenstein die Kunst van Dycks und anderer großer Bildnismaler immerhin zurück vor dem Grabstichel und der Nadel des Radierers. Die Stadtpläne, militärischen Handbücher und die Fortifikation, Waffen und Trophäen, dazu ein wenig Astrologie und Aberglaube des Kriegsmannes beherrschen diese Monographie, und ihre Genredarstellungen sind Söldner- und Lagerbilder oder Marketenderscenen. Und blättern wir in Heycks unter der Presse befindlichem Bismarck, so werden wir uns trotz aller unverkennbaren Absicht, an der Hand der Familien- und Jugendgeschichte des großen Kanzlers mit dem herangezogenen Bilderschmuck möglichst weitum zu greifen, dem bemerkenswerten Eindruck nicht entziehen: die Mitte des Jahrhunderts steht historisch-illustrativ unter dem Zeichen des politischen Porträts und der politischen Karikatur, das neue Deutsche Reich unter dem des Ceremoniengemäldes, und wiederum über dieses triumphiert die Momentphotographie.

Die Monographien gehen, wir dürfen es sagen, unter glücklichen Auspicien ihren Weg. Es thut dem Verdienst der Autoren keinen Abbruch, wenn wir hinzusetzen, daß diese freundliche Aufnahme nicht zum wenigsten durch die äußerliche Erscheinungsform mitherbeigeführt sein wird. Denn noch niemals sind so vornehm ausgestattete und gebundene, so reich und vollendet illustrierte Geschichtswerke zu so billigem Preise geboten worden, was freilich eben nur durch den gesicherten Erfolg, die Fortschritte der Technik und die großen Auflagen möglich gemacht wird. Das Vorgehen der Verlagshandlung auf diesem Gebiet, der von ihr eingeleitete segensreiche Umschwung im historischen Bücherverlag, welcher bisher ebenfalls nicht wenig unter der allgemeinen Misere des deutschen Buchhandels — zu hohe Preise und zu wenig Käufer — litt, wird gewiß mit ungeteilter und dankbarer Freude begrüßt werden.

Die Principessa.

Eine lustige Geschichte.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Abdruck verboten.)



1.

Die beiden Freunde gingen langsam den Weg zum Schlosse zurück. — Es war ein später Herbstnachmittag, milde und weich. Hinter den Bäumen glühte rot die Sonne und warf lange Strahlen schräg durch den Wald. Laub lag am Boden, gelb- und rotbraune Blätter, wie sie der Wind zusammengeweht.

Die Spaziergänger schwiegen in Gedanken versunken. Beide trugen den roten Rock des Jägers hinter den Hunden. Leise klirrten die Sporen bei jedem Schritt, und wenn der Wind sich erhob, trieb er das dürre Laub hinter ihrer Spur zusammen.

Endlich begann der kleine Leutnant Rosen:

„Es war eine selten schöne Jagd!"

„Du hast recht, Rosen, so was erlebt man nur hier. Ich habe auch anderwärts Jagden geritten, aber ich kann wohl sagen, so schön wie hier sind sie nirgends!" antwortete Leutnant von Errdingen, blond und größer, mit stärkerem Schnurrbart als der schwarze Rosen. Dann schob er seinen Arm in den des Freundes, und die Unterhaltung schwieg wieder.

So näherten sie sich dem Park. Die Bäume wurden regelmäßiger, der Wald lichter, der Weg breiter. Endlich kamen beschnittene Hecken zum Vorschein, gerade Sandwege, Nadelhölzer, zu den wunderlichsten Formen zugestutzt, und in der Mitte ein Wasserbecken, umgeben von grotesken Sandsteinfiguren. Hinter der ganzen Anlage erhob sich ein epheuüberwachsenes Schloß, ein verwitterter Zopfbau, den eine Laune hier hingestellt zu haben schien in den Wald. Nach vorn schob sich eine Terrasse vor mit steinernem Geländer, auf dem überall moosbewachsene Putten standen, zum Teil mit abgeschlagenen Gliedern oder ohne Kopf. Wilder Wein rankte sich, roterglühend im Blätterwelken, über die Terrasse. Aus einem Fenster blitzte schon Licht.

Die beiden Freunde spähten hinüber, aufmerksam die erleuchtete Scheibe betrachtend: „Es wird im Eßsaal sein!" meinte der kleine Leutnant, als müsse er sein Spähen begründen.

„Ja, im Eßsaal!" klang es zurück, und sie schritten schweigend weiter. Aber sie beschleunigten ein wenig ihren Gang, als müßten sie fürchten, nicht mehr Zeit genug zu haben, sich zu Tisch umzuziehen.

Von der Seitenfront des Schlosses that sich plötzlich ein doppelter Blick auf: zwei Gassen waren in den Wald geschlagen, in denen ein breiter Graben lief mit Wasserkunst, und ganz weit hinten, jetzt bei einbrechender Dunkelheit kaum noch zu erkennen, dehnte sich eine unabsehbare graue Fläche: die jagdfreie Heide.

Nach rückwärts lagen die Stallgebäude, einen geräumigen Hof umschließend. Dorthin gingen die beiden Offiziere und stiegen die Treppe hinauf zu einer Zimmerreihe über den Ställen, wo sich die Gastzimmer für die Junggesellen befanden.

Eine halbe Stunde darauf kamen sie wieder zum Vorschein, in Frack und weißer Binde, fertig zum Diner. Kaum schritten sie die Treppe hinab, als auch schon vom Schlosse drüben der chinesische Gong erdröhnte. Mittlerweile war es beinahe finster geworden. Das Licht zweier großer Laternen, die rechts und links den Hof erhellten, wies ihnen den Weg über die Stufen und die Steinplatten der Terrasse.

In der weiten Vorhalle, in der mächtige alte Schränke standen, nahmen die Diener Hut und Überzieher ab. Errdingen stellte sich noch einmal vor einen hohen

Pfeilerspiegel, um sich mit der Taschenbürste Haar und Schnurrbart zu streichen.

Dann wurden beide Thürflügel geöffnet. Blendendes Licht schien ihnen entgegen. Die Freunde traten ein.

Es war ein hoher Saal, fast so groß wie die Halle, aus der sie gekommen. Die Decke zeigte den blauen Himmel, ganz hell, beinahe wolkenklar. Rundum hatte der Künstler, um die Täuschung zu erhöhen, eine niedrige Marmorgalerie gemalt, an der nackte Knaben lehnten im Geschmacke jener Zeit. Und um die Unwahrscheinlichkeit des Kronleuchters zu vermeiden, der in dem Äther nur durch schwebende Figuren hätte gehalten werden können, fehlte er ganz. Die Beleuchtung geschah nur durch Lichter auf den zierlichen Rokokotischchen, die man im Raume herumgestellt hatte, und durch kleine Wandleuchter. Diese waren zwischen den Zopfbildern verteilt, die Schäferstücke, Gartenfeste, Tanzbilder, Jagden im roten Rock darstellten.

Die Herzogin kam den Fremden entgegen, groß, schlank, mit schneeweißem Haar, — die Kunst mochte, da es nun einmal ergraut, nachgeholfen haben, ihm den gleichen Ton zu verleihen:

„Sie haben sich wohl beeilt, meine Herren, wegen des Gong? Er erschreckt unsere Gäste und eigentlich sollten wir ihn abschaffen, aber mein Mann meint, er treibe den Säumigen zur Eile, und das könne nichts schaden." Dabei hatte sie den beiden jungen Offizieren die Hand gereicht und ließ sie küssen. Eine Antwort hätte der kleine Rosen nicht gefunden. Er war dunkelrot geworden. Doch eine Antwort wurde auch nicht erwartet, wäre nicht einmal möglich gewesen, denn die Herzogin wandte sich Neueingetretenen zu, um ihnen ein liebenswürdiges Wort zu sagen.

Ein paar Schritte neben ihr stand der Herzog, groß wie sie, schlank und sehnig, mit gebräuntem Gesicht, einem schmalen Kopf, trocken, knochig, ohne ein Gramm Fett, das ihm die Rasse genommen hätte. Sein Bart war weiß, kurz gehalten. Das Haar auf dem hohen Scheitel wuchs spärlich. Seine Augen blickten freundlich. Kurz und derb, mit starkem Händedruck, bewillkommnete er seine Gäste. Aber er redete nichts. Das Wort ging ihm schwer von der Zunge zu allgemeiner Artigkeit. Es war, als sollte sein Handschlag die Sprache ersetzen.

Die beiden jungen Offiziere zogen sich an die Wand zurück und warteten.

Allmählich hatte sich der Saal gefüllt: die Herren im roten oder schwarzen Frack, die Damen im Dinerkleide, helle Seiden, halber Ausschnitt. Man begrüßte sich und lachte, sprach über Jagderlebnisse, fragte, wie der Sturz bekommen, ob der Gaul lahm sei. Kein Orden war angelegt, das war im Schlosse „Herbstfrieden" nicht Sitte. Nur eine Auszeichnung durfte sich zeigen: wer beim Halali gewesen, trug im Knopfloch den grünen Eichenbruch. Auch bei den Damen fehlte er nicht. Die Herzogin selbst hatte ihn am Ausschnitt des Kleides festgesteckt. Hier ritt, hier jagte alles.

Da öffneten sich die Thüren zum Eßsaal, und in den hellen Raum fiel noch strahlenderes Licht, denn dort waren die Wände rundum mit hohen Spiegeln getäfelt, so daß sich die Kerzen des Venezianers an der Decke, der Armleuchter auf der Tafel und an der Wand hundertfach zurückgeworfen brachen.

Der Herzog gab Gräfin Bontorp den Arm, und die Gesellschaft folgte. Fast zum Schluß der alte General von Wyk mit der Herzogin. Hinterher die damenlosen Herren. Ganz zuletzt die beiden Freunde.

Sie traten beinahe zaghaft ein und freuten sich, als sie sich nebeneinander gesetzt fanden. Lautlos schoben die Diener die Stühle heran, und im selben Atem beinahe wurde die Suppe serviert. Zuerst war es still gewesen, nun begann allmählich das Gespräch, wuchs, ward allgemein. Die Laune stieg, und auch dem Herzog löste sich die Zunge. Wenn er über die Höflichkeiten des Empfanges hinaus war, wußte er zu fragen, zu erzählen. — Die beiden jungen Offiziere blickten sich erstaunt um, betrachteten das Silber, das auf der Tafel stand, die schweren Schüsseln, in denen angerichtet war. Ein Blumenflor war über das Tischtuch gebreitet, wie die Beiden in ihrer kleinen Garnison niemals Ähnliches gesehen.

Es glänzte alles, die Spiegel rundum funkelten und blitzten, und bei einem Blick zur Decke sah der kleine Rosen, daß auch dort alles Glas war, daß dort



Der Mann mit den Feldhühnern. Gemälde von Caspar Netscher.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E. und Paris.)

oben umgekehrt der ganze Tisch noch einmal saß. Auf kleinen Konsolen standen Ehrenpreise, die des Herzogs Pferde sich einmal geholt. In der Mitte der langen Wand Prunkgeräte und Spielereien, Trinkgefäße aus Edelmetall, Zeugen vergangener Zeiten, als noch die Voreltern, die Herzoge von Broick, sich hier zusammengefunden hatten zu fröhlichem Jagen.

Während nun die Unterhaltung allgemein geworden, tauschten die Freunde ihre Eindrücke aus. Wie ein Rätsel dünkte es ihnen, hier zu sein.

Am Morgen erst waren sie gekommen, nachdem der Herzog sie im Sommer eingeladen, als ihre Schwadron auf seinen Gütern im Quartier gelegen, ihn zu den Hetzjagden auf seinem Jagdschlosse „Herbstfrieden“ zu besuchen. Der Rittmeister stand seitdem als Major in Schleswig, der damalige Premierleutnant führte die Schwadron und wagte es nicht in seiner neuen Würde, sofort auf Urlaub zu gehen.

So waren die beiden Sekondleutnants allein erschienen.

Nur mit Herzklopfen hatten sie die Fahrt angetreten. Die Kosten waren nicht arg, denn Pferde stellte ihnen der Schloßherr, aber der rote Rock zur Jagd blieb unerläßlich, und der kleine Rosen besaß nicht einmal einen schwarzen Frack. Sie hätten gern rote getragen zum Jagddiner, aber die ließen sich dann nirgends mehr benutzen, und die beiden Leutnants mußten doch auch ein wenig aufs Praktische bedacht sein, denn sie standen in einem der billigsten Kavallerieregimenter, und ihre Zulage war nur klein.

Die Begrüßung des herzoglichen Paares heute morgen war so herzlich gewesen, daß ihnen dadurch die erste Beklommenheit von der Seele genommen wurde. Dann kam die Jagd auf der Heide, die meilenweit zum Schlosse gehörte. Der Herzog selbst war Master, sein Eigentum die Meute, sein Eigentum die Hälfte beinahe der Pferde. Denn seine Gäste machte er auch beritten. Nur die Nachbarn, die ein, zwei Stunden weit zur Jagd von ihren Sitzen und Heideschlössern herüberkamen, brachten die eignen Tiere mit oder hatten sie für die Dauer der Jagden in „Herbstfrieden“ eingestellt.

Der kleine Rosen ließ den Blick die Tafelrunde herunterschweifen, und plötzlich bekam er einen großen Schreck: er hatte eine Dame entdeckt, die er meinte bisher noch nicht gesehen zu haben. So hatte er also wohl auch verpaßt, sich ihr vorstellen zu lassen. Darauf hielt er sehr, damit er ja nicht etwas versäume. Er fragte sofort Errdingen mit gedämpfter Stimme, wer die Dame sei. Zeigen konnte er sie nicht, so beschrieb er sie genau: „Weißt du, das junge Mädchen mit dem langen, schmalen Gesicht und den schwarzen Augen.

„Brünett?“

„Nein, keine Spur. Schwarz ist sie, ganz schwarz. Sieh nur mal die langen, feinen Hände. Aber sie trägt keinen Ring. Ich glaube, sie hat einen ein klein wenig dunklen Teint.“

Der Freund hatte sie endlich gefunden, und er war im ersten Augenblick starr über ihre Erscheinung. Sie hatte etwas Fremdes, aber sie gefiel ihm sehr. Auch er kannte sie nicht.

Und die beiden kleinen Leutnants waren ein wenig beschämt, daß sie unartig gewesen. Sie hatten das Gefühl, als müßten sie hier doppelt alle Äußerlichkeiten wahren, obgleich ihnen doch der Herzog am Morgen mit größter Liebenswürdigkeit die Hausregel eingeschärft: „Hier thut jeder, was er will. Keiner kümmert sich um den anderen. Das muß auf dem Lande so sein.“

Nun wollten sie, um den einmal begangenen Fehler wieder gutzumachen, gern wissen, wer die junge Dame sei. Sie mußten also fragen. Errdingens Nachbar war der alte Graf Bontorp, der untenan saß, weil in „Herbstfrieden“ jeder an jedem Tage anders untergebracht ward, damit immer verschiedene Elemente zusammenkämen und neue Anknüpfungspunkte fänden. Nur der Herzog und die Herzogin behielten als Wirte ihren Sitz.

Der alte Graf Bontorp war beinahe siebzig Jahre alt und ritt seit über fünfzig Jahren jede Jagd mit in „Herbstfrieden“. Er war nie krank gewesen; nur einmal hatte er gelegen, als er, ein Sechziger schon, bei einem Sturze hinter den Hunden den rechten Unterarm gebrochen. „'s ist wenigstens nicht die Bügelfaust!“ Das war seine einzige Äußerung bei der Gelegenheit gewesen. Er war nicht gesprächig, nur wenn man ihn auf ein

Thema brachte, dann fing er an. Mit dem Alter hatte sein Gehör nachgelassen.

Als ihn Errdingen nach der jungen Dame fragte, wollte er sie zuerst nicht kennen: „Ich kenne hier zehn Meilen in der Runde jede Remise, wo Fasanen sind, jeden Graben, ob man ihn springen kann oder klettern muß. Ich will Ihnen sagen, mein junger Freund, wo die Enten einfallen und wie jedes Tier auf der Jagd geht, das mein alter Freund, der Herzog, in seinem Stalle hat, aber nach jungen Damen müssen Sie mich nicht fragen! Ihr jungen Kerls seid immer gleich hinter den Mädels her! Und ich interessiere mich nicht mehr dafür."

Der Offizier setzte ihm auseinander, weshalb er fragte, und da ließ sich denn der alte Graf die Dame noch einmal beschreiben. Als er sie entdeckt, fing er leise an zu lachen, ganz stillvergnügt und heimlich, wie jemand, der an etwas Lustiges gedacht hat. Leutnant von Errdingen wagte nicht, ihn nach dem Grunde zu fragen, denn der alte Herr sah so würdig aus mit seinem nach vorn gebürsteten grauen Haar und dem tadellosen, ein wenig engen Frack, in dessen Knopfloch der Eichenbruch prangte.

Endlich legte Graf Bontorp seine runzlige Hand dem jungen Offizier auf den Arm:

„Das ist die Principessa."

„Die Principessa?"

„Ja gewiß, die Nichte Ihrer Wirtin."

Und in diesem Augenblick blickte gerade das junge Mädchen mit dem langen, schmalen, etwas gelblichen Gesicht herüber. Der alte Graf hob sein Glas gegen sie und trank. Sie lächelte, daß man eine Reihe blendender Zähne sah, und nippte. Dann ließ sie flüchtig ihr Auge über die Leutnants schweifen, und der Ausdruck dabei schien zu fragen: ‚Wer seid Ihr? Ihr seid neue, unbekannte Gesichter für mich, und ich weiß nicht, wie Ihr eigentlich hierher kommt.'

Graf Bontorp spielte schweigend mit seinem Brote. Für heute hatte er genug gesprochen.

Die beiden Freunde hatten den Blick der „Principessa" bemerkt und flüsterten zusammen, wie unangenehm es wäre, daß sie gerade die Nichte des Herzogs übersehen hätten. Noch dazu eine solche Schönheit, denn sie fanden sie, wie sie einander mitteilten, „bildschön".

Da wurde der Champagner eingeschenkt. Die Gesellschaft schwieg.

Der Herzog neigte lächelnd sein Glas gegen seinen nächsten Gutsnachbarn, den jungen Baron Sending, dem heute beim Halali das „Ausheben" geglückt war. Man wartete, und der Herzog fragte: „Welche Dame, lieber Baron, sollen wir grüßen?"

Der junge Mann ward rot bis unter die Haarwurzeln, hob den Sektkelch in der Rechten, schien einen Augenblick zu schwanken, was er sagen sollte, verneigte sich dann gegen das andere Ende der Tafel und sprach:

„Da mir das Jägerrecht zusteht: Gräfin Gisela Bontorp!"

Und auch die Gräfin, ein schlankes, überblondes Mädchen, das gleichfalls den Eichenbruch trug, ward rot, als die Tafelrunde sich lächelnd gegen sie neigte.

Während man die Gläser leerte, war der Haushofmeister an ein halbgeöffnetes Fenster getreten und hatte in die Dunkelheit hinaus ein Zeichen gegeben, worauf von den Jagdhörner draußen hell der „Damengruß" klang. Dann nahm er ein silbernes Brett, auf dem der Hinterlauf des erlegten Tieres lag, in einen Strauß gelber Rosen gebunden, und präsentierte es dem jungen Mädchen, als Gabe des glücklichen Gewinners.

Der kleine Rosen wandte sich an seinen Nachbar, Baron Sending, und dieser, noch immer mit leicht gerötetem Gesicht, erklärte ihm den Brauch. Die Herzogin, eine geborene Prinzessin von Lacroix-Féray, aus einer jener französischen Familien, die sich mit den Montmorency, Taillerand, Larochefoucauld Vettern nannten, hatte die Sitte, wie sie ähnlich in Frankreich bestand, nach „Herbstfrieden" gebracht.

Jeder, der ausgehoben, hatte das Recht, wenn der Champagner eingeschenkt ward, die Dame zu bestimmen, deren Wohl man trank. In einem Blumenstrauß erhielt sie dann die Jagdtrophäe.

Leutnant von Errdingen hörte die Erklärung nur halb, er ließ sie sich von Rosen wiederholen. Und unwillkürlich wurden die beiden Freunde nachdenklich. Wenn ihnen nun einmal in den zwei Wochen, die sie auf dem Schloße zubringen würden, das Jägerglück lächelte, wen ließen sie von der Tafelrunde ‚grüßen'?

Der kleine Rosen hatte in der Befangenheit des ersten Tages sein Glas mehrmals geleert, so daß ihn eine große Sicherheit überkam. Die Frage drängte sich ihm immer auf: „Wen ließe er grüßen?“ Er sah den Tisch hinauf, hinab: manch' schöne Frau, manch' hübsches Mädchen saß an der Tafel, aber er hätte sich nicht zu entscheiden vermocht.

Da sagte ihm der Freund ganz heimlich, als gestände er ihm ein ganz Verborgenes: „Weißt du, Rosen, daß ich schon mal ausheben möchte?“

„Warum?“

„Ich — ich meine nur so!“

Aber dem kleinen Rosen kam jäh der Gedanke, der Kamerad habe eine Dame im Sinn, und als bedürfe es nur des Anstoßes, ihm selber Klarheit zu schaffen, fragte er, die Worte wiederholend, die ihm noch in den Ohren klangen: „Wenn der Herzog nun zu dir sagte: ‚Welche Dame, Herr von Errdingen, sollen wir grüßen‘?“

Errdingen flüsterte ihm zu, während sein Auge über den Tisch hinüberglitt:

„Dann würde ich sagen . . . wie waren doch die Worte . . . ‚da das Jagdrecht mir gehört . . . weil‘ . . .“

Der kleine Rosen hatte sich besser die übliche Formel gemerkt. Er half ein, schnell, ängstlich, als fürchte er, der Freund möchte ihm etwa zuvorkommen: „Da mir das Jägerrecht zusteht: die Principessa!“

„Ich auch!“ antwortete Errdingen fast erschrocken. Rosen hatte also den gleichen Gedanken gehabt. Das berührte ihn peinlich, er wußte nicht recht, warum. Aber auch der kleine Rosen empfand etwas Ähnliches, als habe er das Monopol auf die Principessa, die sie doch beide noch gar nicht kannten. Sie hatten sich ja nicht einmal vorstellen lassen. Jeder wollte der fremden Schönheit Ritter sein und fühlte des anderen Wunsch beinahe wie einen Einbruch in sein Gebiet.

Und sie betrachteten sich eine Sekunde mit mißtrauischem Blick. Dann dachten sie daran, daß sie ja beide hier fremd waren und sich noch unsicher fühlten auf diesem herzoglichen Boden, sie, die kleinen Leutnants, kaum ein paar Jahre über zwanzig, aus der kleinen billigen Garnison.

Sie hoben die Gläser gegeneinander, und von dem gleichen Gefühl beseelt, ehrlich in Trunk und Gesinnung zu sein gegen den Freund, leerten sie die Kelche bis auf den Grund, wie sie's beim Regiment gelernt hatten.

2.

Nach dem Diner blieb man in gemeinsamen Räumen. An den Saal, in dem der gemalte blaue Himmel herniederlachte, stieß ein anderer großer: das Zimmer der Herren, mit Jagdstücken geschmückt, mit Gehörn und Geweih. Um einen mächtigen Kamin, in dem ein Feuer lohte, standen eine Reihe schwerer Lederstühle. Dort saßen die Herren. Aber auch Damen zwischen ihnen. Und wiederum im Saal der Damen waren diese und jene Herren geblieben. Nur durfte man dort nicht rauchen. Wer das begehrte, blieb nebenan oder ging in das Billardzimmer hinüber, in dem vier französische alte Billards standen. Vom Herrenraume trat man auf die Terrasse hinaus. Die Thür war offen, und der Mond schien auf die Wasserkunst im zopfigen Garten.

Die beiden Freunde waren zuerst umhergeirrt, alles zu sehen, allen eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Sie kannten Säle und Zimmer nur bei Tageslicht, und Kerzenschein wie flackerndes Feuer gaben doch einen anderen Eindruck.

Der kleine Rosen dachte wieder an die Principessa. Sein erster Gedanke war zu spähen, ob nicht etwa Errdingen mit ihr spräche. Aber sie stand allein im Herrenzimmer, in der Nähe der offenen Thür und sah hinaus auf die Terrasse. Die Herren waren um den Herzog geschart, der ein monströses Gehörn von der Wand genommen hatte und erzählte, wie er es erbeutet. Das schien die Principessa zu langweilen.

Da ging gerade die Herzogin vorüber, und der kleine Leutnant, der nicht wußte wie er das junge Mädchen bezeichnen sollte, wandte sich schnell an sie mit der Bitte, ihn vorzustellen. Die Herzogin schien verwundert, dann sagte sie jedoch: „Ach richtig, ich habe ja vergessen, daß Pia heute nicht bei der Jagd war. Also kommen Sie her.“

Und die Principessa lächelte freundlich, indem sie dem Offizier ihre schmale Hand reichte. Sie legte die Finger nur hinein, weich, ohne Druck, und ließ sie herausgleiten, als wäre sie nicht mehr imstande, festzuhalten. Dann lächelte sie wieder.

Er wußte gar nicht, was er sagen sollte, und fragte im Bemühen, einen Anknüpfungspunkt zu finden, warum sie denn der heutigen Jagd ferngeblieben wäre? Erst schien es, als wolle sie eine Ausflucht ersinnen, dann aber lächelte sie wieder und sprach, während sich ihre matten Wangen mit einem Hauch von Farbe bekleideten:

„Mein Onkel hatte es mir verboten."

Ehrlich erstaunt starrte sie der kleine Rosen an. Er überlegte, ob es vielleicht drohen, wenn er seine Pflicht verletzte, aber ein Mädchen? Und noch dazu eine Principessa? Er wollte eine Frage thun, als sie ihm das Wort von den Lippen abschnitt: „Nun wundern Sie sich wieder. Ich kann wirklich nichts dafür. Was soll ich denn den Leuten sagen, wenn mich alle Welt fragt, warum ich nicht mitgeritten bin? Was soll ich da anderes machen, als die Wahrheit sagen? Aber warum, das erfahren Sie nicht. Dazu

Aus unserer Studienmappe:



Kohlestudie von H. Meyer-Cassel.

wegen ihrer Gesundheit wäre, denn sie sah wirklich sehr blaß aus. Doch die Principessa, die seine Zweifel merkte, wölbte beinahe verächtlich die Lippen, zuckte leicht mit den schlanken, wachsgelben Schultern, die aus dem weißen Kleide lugten wie Elfenbein, und meinte, gleich einem schmollenden Kinde: „Sie wundern sich? Sie wollen wissen, warum? Nun sehr einfach: ich sollte aus Strafe nicht mitreiten."

Darauf wußte der Leutnant nichts zu erwidern. Aus Strafe? Wie konnte das sein? Ihm mochte wohl Stubenarrest müßten wir uns länger kennen. Wenn Sie längere Zeit hier bleiben, dann sage ich's Ihnen vielleicht einmal!"

In diesem Augenblick trat Errdingen heran. Zuerst blieb er von weitem stehen, dann drehte er das Schnurrbärtchen, endlich raunte er dem Freunde zu, ihn doch bekannt zu machen.

Die Principessa lächelte, wie sie vorhin gelächelt, und reichte auch dem anderen Leutnant die Hand, weich, matt, müde, ohne Druck. Dann lächelte sie wieder. Aber das Gespräch wurde abgebrochen, denn

die Herzogin war mit einigen Damen gekommen und entführte ihre Nichte auf die Terrasse. Die anderen hatten sich mit Umhängen versehen, um in die Abendluft hinauszutreten. Nur die Principessa besaß nichts, ihre Schultern zu bedecken.

Das sah der kleine Rosen zuerst, und in dem leisen Gefühl, dem Freunde zuvorzukommen, fragte er, ob er keinen Shwal oder etwas dergleichen holen dürfe. Sie sah ihn dankbar für seine Aufmerksamkeit an und bezeichnete ihm die Stelle in der Halle, wo er ihren kleinen Hermelinkragen finden würde.

Aber Errdingen war ihm zuvorgekommen und brachte das Kleidungsstück, als Rosen erst die Halle betrat. Rosen sagte ärgerlich: „Ich sollte es holen!"

„Das ist doch ganz gleich, wer."

„Nein, bitte, mir hat sie es gesagt."

„Sie hat es im allgemeinen gesagt, und wer zuerst mahlt, mahlt am besten."

Rosen griff nach dem Kragen:

„Gut, meinetwegen. Aber du kannst ihn mir ruhig geben. Ich sollte ihn nun mal holen. Ich bin zuerst auf die Idee gekommen. Und ohne mich, glaube ich bestimmt, hätte sie gar nicht daran gedacht. Sie wäre wahrhaftig in bloßen Schultern hinausgelaufen. Das traue ich ihr zu."

Errdingen merkte auf:

„Woher willst du denn das wissen, Rosen? Du hast doch kaum mit ihr gesprochen!"

„Jedenfalls lange genug, daß sie mir gesagt hat, wie sie aus Strafe die heutige Jagd nicht mitreiten durfte!"

Er hatte ein überlegenes Gesicht gemacht, wie jemand, der im Besitze großer Geheimnisse ist, und sein Freund betrachtete ihn ein wenig neidisch von der Seite als der Unterlegene. Jetzt war er entschlossen, den Hermelinkragen keineswegs herzugeben. Er setzte sich in Bewegung, um zu gehen. Rosen wollte den Kragen festhalten, doch Errdingen, dem leicht die Zornesader schwoll, sprach scharf und beinahe drohend:

„Ich bitte dich, loszulassen!"

Da ließ Rosen los, und der andere ging, ohne sich umzublicken, nach der Terrasse.

Der kleine Rosen blieb noch ein paar Sekunden stehen und blickte in den Garten hinaus, in dem sich in unsicherem Mondenlicht Gestalten auf den Wegen hin und her bewegten, dann schaute er zurück in die Pracht der Säle, und sein kleines armes Leutnantsdasein begann ihn zu drücken. Er kam sich sehr winzig vor, sehr unbedeutend in dieser Grandseigneurherrlichkeit.

Doch vor allem schlich sich ihm ein bitteres Gefühl gegen den Freund in die Seele, als ob er ein größeres Recht als jener, ja überhaupt ein Anrecht auf die Principessa hätte. In all dem Neuen, das er diesen Tag gesehen, erschien sie ihm ganz von selbst als Mittelpunkt. Sie war ihm sofort aufgefallen, sie war die Schönste, die Eigenartigste in diesem ganzen Kreise.

Er entschloß sich ins Schloß zurückzugehen. Drinnen war alles im eifrigen Gespräch. Um den Kamin herum saßen die Herren und Damen, ein großer Kreis. Alle waren miteinander beschäftigt. Der junge Offizier wollte sich nicht zwischen sie drängen, von denen er noch keinen etwas näher kannte. So schlich er sich denn hinter den hohen Stuhllehnen vorbei, unschlüssig, wohin er sich wenden sollte. Dann schien es ihm schon am besten, in den Billardsaal zu gehen und dem Spiele zuzuschauen.

Auf allen vier Billards wurde gespielt, und an den Wänden auf erhöhten Divans saßen Zuschauer. Leutnant Rosen trat unsicher heran. Niemand achtete seiner. Er blieb stehen und sah dem Laufen und Anprallen der Bälle zu.

„Spielen Sie nicht?" fragte da jemand neben ihm, ein großer Mann mit rötlich blondem Vollbart, braun gebranntem Gesicht und roten Händen. Der Offizier verneinte. Er wußte nicht, mit wem er sprach, nur freute er sich, Unterhaltung gefunden zu haben. Sie tauschten ihre Meinung aus über die Jagd, die sie heute geritten, und der kleine Rosen merkte, daß der andere offenbar seit Jahren die Jagdzeit hier verlebte, so genau wußte er Bescheid. Als er sich nun aber erkundigte, ob es etwa in dem Zimmer, das die beiden Offiziere inne hatten, an etwas fehle, das er in diesem Falle sofort herbeischaffen lassen würde, ward sich Rosen klar, daß er mit dem herzoglichen Förster sprach, Herrn Winzer.

Der Herzog hatte ihm ganz die Verwaltung von „Herbstfrieden" übergeben, er war Reserveoffizier der Artillerie, ritt die

Jagden mit und erschien bei Tisch. Aber den kleinen Rosen berührte es peinlich in seiner Stimmung, daß nur der Förster mit ihm redete und kein anderer. Darum suchte er loszukommen. Er hörte noch geduldig Herrn Winzers Erklärung an, wie wegen Raummangels, da einige dreißig Gäste anwesend wären, die beiden Regimentskameraden sich mit einem gemeinsamen Raum begnügen müßten, dann trat er in das Herrenzimmer zurück. Und kaum war er darin, so erschien die Principessa von der Terrasse her. Hinter ihr ging Errdingen. Er nahm ihr das Hermelinmäntelchen ab, und sie lächelte ihn an, ihre schönen weißen Zähne zeigend. Ihr Lächeln war müde und schien zu sagen: Es ist nun mal Sitte, zu danken, aber eigentlich gehört sich solche Dienstleistung der Herren ganz von selbst. Dann wandte sich die Principessa an Rosen:

„Nun, Herr von Rosen, wo waren Sie denn geblieben?“

Die unrichtige Bezeichnung, das Adelsprädikat, das sie ihm gab, ärgerte ihn zuerst, aber er wollte sich den Vorteil nicht entgehen lassen, daß sie mit ihm sprach:

„Ich war beim Billard, Durchlaucht.“

„Spielen Sie?“

„Nein, leider nicht.“

„Oh, das ist aber schade, sonst hätten Sie mit mir morgen früh eine Partie spielen müssen!“

Die Principessa lächelte ihn an, neigte den Kopf zur Seite, und als Errdingen ihr erklärt, er spiele Billard, verabredete sie eine Partie mit ihm für den anderen Morgen. Dann brachte er den Hermelinkragen fort. Dem kleinen Rosen stieg mit jedem Herzschlage stärker das Blut ins Gesicht. Sie blickte ihn an, doch sie sagte nichts.

Er ärgerte sich wieder über den Freund, der ihm von neuem in den Weg getreten war, und im Gedanken daran fand er keine Anrede für die Principessa.

Währenddessen stand sie unbeweglich, fächelte sich leise, lehnte den schönen Kopf leicht zurück und ließ die Lippen ein wenig offen stehen. Es schien, als hätte sie gar nicht das Verlangen, unterhalten zu werden.

Endlich platzte der junge Offizier, in der Befürchtung, seinen Regimentskameraden gleich wiederkommen zu sehen, mit der Frage heraus:

„Durchlaucht wollten mir doch erzählen, weshalb Sie heute nicht mitgeritten sind?“

Da fing die Principessa an, ganz hell zu lachen:

„Herr von Rosen, ich sagte Ihnen doch, daß ich Sie erst besser kennen müßte. Und wir haben doch noch kaum miteinander gesprochen. Aber ich denke, Sie bleiben noch vierzehn Tage hier?“

„Ja . . . allerdings . . .“

„Nun, dann ist ja noch Zeit . . .“

Eine plötzliche Angst packte ihn. Er wollte sich wenigstens vergewissern, ob Errdingen vor ihm darin etwas voraus hätte: „Haben Durchlaucht es an Herrn von Errdingen gesagt?“

„Dem hatte ich es doch gar nicht versprochen!“

Das beruhigte ihn mit einem Male. Er fühlte sich entlastet und meinte nun der Rückkehr des Freundes ruhig entgegensehen zu können. Der kam jedoch noch nicht. Offenbar war er bei den Damen drüben aufgehalten worden. Dem kleinen Rosen aber erschien das ganze Erlebnis wie ein Wunder: wie er hier der schönen Principessa gegenüberstand, die er vor ein paar Stunden zum erstenmale gesehen, und wie sie ihm später einmal etwas mitteilen wollte, das sie den anderen offenbar nicht gesagt hätte.

Da meinte sie: „Morgen reite ich die Jagd mit. Das wird reizend. Ich freue mich so sehr, und ich bin sehr gespannt darauf, zu sehen, wie Sie reiten. Ich habe Sie heute fortreiten sehen.“

Die Eitelkeit trieb ihn zu fragen, wie er zu Pferde säße. Sie behauptete, er hätte zu lange Bügel gehabt, nnd das kränkte ihn ein wenig. Aber sie sagte es mit solch eignem Lachen, daß er nicht böse ward, um so mehr, da sie recht gehabt, denn er hatte sich erst beim Reiten die Steigriemen geschnallt. Während er ihr das erklärte, schlug die Uhr über dem Kamin zehn. Der Herzog erhob sich. Die Lederstühle rollten zurück, man sagte sich gute Nacht. Auch die Damen nebenan waren aufgestanden, die Billardspieler erschienen in der Thür, zum Aufbruche bereit. Schlag zehn Uhr hörte in „Herbstfrieden“ die Geselligkeit auf. Im Hofe warteten die Wagen

der Nachbarn, die noch auf ihre Güter zurückfahren mußten.

Der Herzog gab jedem einzelnen die Hand, stumm mit festem Druck, wie es seine Gewohnheit war. Die Herzogin sagte zum kleinen Rosen: „Das war also Ihr erster Tag in ‚Herbstfrieden'. Hoffentlich hat es Ihnen gefallen. Ich sehe eben, daß Sie mit den Damen gesprochen haben, und das freut mich, denn unsere jungen Herren bekommt man heute nach Tisch beinahe gar nicht mehr zu sehen. Das war früher anders, und es war besser."

Damit zog sie sich zurück und winkte der Principessa. Der junge Offizier hatte bei den ersten Worten einen Tadel gefürchtet, daß er sich zu lange und ausschließlich mit ihrer Nichte unterhalten. Nun war gerade das Gegenteil eingetreten. Darüber fühlte er sich sicherer und gehoben.

Als er aufblickte, stand Errdingen ein paar Schritte neben ihm. Die Principessa reichte beiden die Hand, immer mit ihrem Lächeln und dem sanften Neigen des Hauptes.

Dem kleinen Rosen sagte sie: „Gute Nacht, Herr von Rosen!"

Und zu Errdingen sprach sie:

„Gute Nacht, Herr von Errdingen!"

Der Ton war der gleiche, die Worte dieselben. Aber Rosen empfand das falsche „von" wie einen Stich, und er meinte ein leises spöttisches Zucken bei den drei Buchstaben um die Lippen des Freundes zu sehen. —

Die beiden Freunde gingen langsam den Weg zum Stallgebäude hinüber, zu ihrem gemeinsamen Zimmer. Sie hielten den Kopf gesenkt und redeten kein Wort. Als sie nun an die Treppe kamen, zögerten sie beide, den anderen voranzulassen, während sie sonst keine solchen Rücksichten gekannt. Hinter ihnen her kamen noch andere Gäste, deshalb eilten sie den langen Gang hinab und traten schnell ein.

Es war schon für alles gesorgt: zwei Lichter brannten. Das eine Bett stand nach der Thür, das andere nach dem Fenster zu. Sie hatten noch nicht gewählt und hätten sich jetzt entscheiden müssen, wer hier schlafen sollte und wer dort. Beide dachten daran. Beiden ward das erste Wort sauer.

Da entdeckte der kleine Rosen, daß ihre Koffer schon vollkommen ausgepackt waren, und die unsichtbar bedienende Hand, von der man hier im Schlosse nie etwas sah und die doch gleichwohl alles in Ordnung hielt, bereits die Wäsche und Kleidungsstücke verteilt und eingeräumt hatte. So war auch das Bett am Fenster für ihn bestimmt. Errdingen gewahrte dasselbe. Schweigend räumten sie ihre Habseligkeiten hin und her, schweigend zogen sie sich aus. Von Zeit zu Zeit nahm einmal dieser oder jener einen Anlauf, um etwas zu sagen, doch das kleinste Wort erstarb ihnen in der Kehle. Sie fühlten beide, wie lächerlich es war, aber sie mochten sich nicht überwinden.

Als sie nun schon im Bett lagen, fanden sie, der richtige Augenblick zur Aussprache sei doch einmal verpaßt. Ohne einander Gute Nacht zu sagen, löschten sie die Lichter.

Eine lange Zeit blieben sie schlaflos liegen. Endlich überwand sich Errdingen, der das Spiel mit dem Freunde anfing kindisch zu finden, und brummte: „Gute Nacht, Rosen. Ich bin müde!"

„Gute Nacht, Errdingen!" klang es zurück.

3.

Es wurde zeitig aufgestanden in „Herbstfrieden". Als die Freunde die Augen aufmachten, hörten sie schon den Lärm des Tages. Ein Wagen rollte über die Platten, und sie sahen den Herzog, der ausstieg mit dem General von Wyk, seinem Jugendfreunde. Die Herren kamen schon von der Pürsche zurück. Das gab den Leutnants den Anstoß, sich zu beeilen. Sie hatten sich Guten Morgen gesagt und die Hand geschüttelt wie gewöhnlich, als sei nichts geschehen am Abend vorher. Eigentlich war ihnen noch ganz verworren zu Mut, als ob sie gestern doch vielleicht ein Gläschen Sekt zu viel getrunken gehabt hätten.

Das Frühstück nahmen sie auf dem Zimmer ein. Erst zum „Lunch" fand man sich zusammen, nach dem man täglich in den Sattel stieg, um hinter den Hunden zu jagen.

Die Freunde tauschten ihre Eindrücke aus vom gestrigen Tage, nur über die Principessa redeten sie nicht. Daß sie mit Errdingen Billard spielen wollte, lag dem kleinen Rosen die ganze Zeit wie ein Stein auf dem Herzen. Aber er meinte in Ge-

danken, während er ein Stück Buttersemmel aß, dafür hatte sie ihm ihre Freude ausgesprochen, mit ihm zu reiten.

Leise beschlich ihn die Befürchtung, sie möchte auch mit Errdingen darüber geredet haben. Aber im Sattel glaubte er dem anderen überlegen zu sein. Wenigstens fand man beim Regiment, er ritte besser als der Freund.

Endlich waren sie angekleidet, hatten gefrühstückt und machten sich auf den Weg. Es war ein frischer Herbstmorgen. — Die Luft ganz still. Draußen über der Heide, die hinter dem Durchblicken des Parkes lag, schwebte leichter Dunst. Die Sonne schien über das Dach des Stalles, in dem die Pferde wieherten und ein paarmal die Meute anschlug.

„Gehen wir eigentlich in die Halle?" fragte der kleine Rosen, dem es unheimlich vorkam, daß man nirgends einen Menschen gewahrte. Errdingen blickte sich um und meinte unsicher: „Ich denke schon . . ."

Da trat die Herzogin aus dem Stall. Sie trug ein englisches Stoffkleid und einen weichen Herrenhut mit Spielhahnfeder. Die jungen Offiziere näherten sich zur Begrüßung, und die Schloßherrin fragte sofort, wie sie die erste Nacht in „Herbstfrieden" geschlafen. Dann ging sie mit einem älteren Herrn nach dem Parke davon.

Die Freunde blickten sich an mit der Frage, was sie nun thun sollten. Sie wußten — das hatte ihnen der Herzog gesagt — hier kümmerte man sich nicht umeinander bis zum Lunch. Wer sich zusammenfand, unternahm etwas Gemeinsames, ritt, jagte, fuhr Rad, ging spazieren. Oder man blieb im Billardsaal, um zu spielen oder die Zeitungen zu durchblättern, die auflagen. Dort fanden sie ein paar Herren, aber nicht die Principessa. Die Spieler richteten ein paar Worte an die jungen Offiziere, dann nahmen sie eifrig ihre Beschäftigung auf.

Errdingen blieb bei ihnen stehen. Er hoffte auf dem einen freien Billard einen Partner zu finden. Der kleine Rosen aber schlenderte langsam zur Terrasse hinaus.

Menschenleer lag der Park. Das Wasser spiegelte in den einzelnen Becken, aber unbewegt: am Morgen sprangen die Brunnen noch nicht. Rosen schritt die Stufen hinab und ging an den Sandsteinfiguren, die hier und da in Buchsbaumnischen standen, vorüber, immer weiter in die Anlagen hinaus. Endlich hörte er Stimmen und stand kurz darauf vor einer Waldblöße, die zu einem Tennisplatze umgewandelt war.

Dort spielte mit einem jungen Mädchen und einem älteren Herrn die Principessa.

„Ah, Herr von Rosen!" rief sie sofort. Die beiden anderen drehten sich um. Er kannte sie von gestern: Fräulein von Einbeck und Graf Waronski.

Der Letztere, ein hagerer, lang aufgeschossener Pole mit grau gewordenem Bart, am Kinne fast weiß, über den Lippen noch schwarz, schien keine Lust zu haben, das Spiel fortzusetzen, sondern meinte gelassen:

„Es ist zu warm zum Tennis."

Mit blitzenden Augen sah ihn die Principessa an: „Es macht Ihnen kein Vergnügen mehr, lieber Graf! Warum sagen Sie's nicht wenigstens ehrlich?"

Und plötzlich schien sie eine jähe Wut zu überfallen. Sie nahm ihr Raket, schlenderte es mit heftigem Schwung in die Büsche, faßte das erstaunt dreinschauende Fräulein von Einbeck unter den Arm und zog die halb Widerstrebende davon.

Die Zweige schlugen hinter den Damen zusammen. Die beiden Herren blickten sich an, und beide mußten lachen. Nur war Rosens Lachen mit Bewunderung gepaart. Er hatte die Principessa sehr reizend gefunden in ihrem Zorn. Der ältere Mann dagegen wirbelte sein Raket nervös in der Hand umher:

„Aber — immerhin — es ist doch wenigstens Rasse drin . . . in dem Balg!"

Von selbst kam es, daß sich Rosen dem Grafen anschloß, um den Heimweg anzutreten. Der junge Offizier war älteren Leuten gegenüber bescheiden, wie er es im Regiment sein mußte, so wagte er nicht zu fragen und hätte doch gern einmal Genaueres über die Principessa erfahren.

Es traf sich, daß Graf Waronski von selbst darüber sprach. Er erzählte, wie sie nun schon seit über zwei Stunden Tennis gespielt, wie es nicht einmal ein großes Vergnügen sei, ihr mit dem Raket gegenüber zu stehen, denn sie verfehle beinahe jeden Schlag.

Aus unserer Studienmappe:



Der Dorfschneider. Studie von Fritz Mackensen in Worpswede.

„Wer ist eigentlich die Principessa?“ fragte vorsichtig Leutnant Rosen.

„Nun sehr einfach, die Nichte der Herzogin.“

„Aber die Herzogin ist doch eine geborene Französin, Herr Graf?“

„Gewiß. Ebensogut wie sie einen deutschen Herzog geheiratet hat, hatte eine Schwester von ihr — eine viel jüngere Schwester — den italienischen Principe di Lacedelli geheiratet. In den großen Familien geht es ja international zu. Nun ist die Mutter der Principessa längst gestorben, und der Principe hat sich nie um das Kind gekümmert. Es ist immer bei den deutschen Verwandten gewesen. Dann ist er auch gestorben und hat seiner Tochter, wie man erzählt, nur einen verschuldeten Palazzo in Florenz hinterlassen. Kurzum, so heißt sie denn die Principessa.“

Er erzählte auch noch, daß die Principessa trotz ihres Namens wahrscheinlich nicht einmal richtig italienisch reden könnte. Woher sollte sie es haben? Das herzogliche Paar beherrschte die Sprache nicht, und man hatte dem Kinde und Mädchen immer nur französische und englische Bonnen und Gouvernanten gehalten.

Als dieses erwähnt wurde, kam dem jungen Offizier ein neuer Mangel zu Sinn:

englisch verstand er gar nicht, und französisch konnte er nur zur Not lesen. Was ihm fehlte, ward ihm sofort deutlich gemacht, als sie an ein paar Gartenarbeitern vorüberkamen und der Graf lachend meinte, damit es die Leute am Wege nicht verstehen sollten: „Cette petite princesse a le diable au corps. N'avez-vous pas vu à l'instant comme elle était furieuse?“

Er hatte nur im allgemeinen den Sinn erfaßt. Der Graf kam ins Schwatzen und sprach und sprach. Er erzählte, wie er seit über zwanzig Jahren Freund des Hauses sei und die Anfänge der Principessa mit erlebt habe. Sie standen auf der Terrasse.

Es war Zeit zum Umziehen, denn das Frühstück vor der Jagd fand schon im roten Rocke statt. Graf Waronski wohnte nicht im Stallgebäude, sondern im Schlosse selbst. So trennten sie sich.

Herr von Errdingen erschien erst, als Rosen bereits den Jagdrock trug. Er erzählte mit Eifer, daß er sich beim Billard versäumt, denn er habe mit einem reizenden älteren Herren eine Partie gespielt. Da konnte es sich Leutnant Rosen nicht versagen, hinzuwerfen, daß er die Principessa beim Tennis getroffen. Der Freund war sehr erstaunt, blickte ihn scharf an, aber antwortete nichts. Und der kleine Rosen tänzelte zur Thür, guter Laune, eine Cigarette in der Hand.

„Warte doch auf mich!“ rief Errdingen ärgerlich. Doch Rosen ging.

Er fand die Gesellschaft beinahe vollzählig versammelt. Diesmal kleiner als gestern abend, denn die Nachbarn ritten geradenwegs nach dem Stelldichein und kamen erst später zum Jagddiner nach dem Schlosse.

Die Principessa reichte ihm unbefangen die Hand. Sie sah reizend aus, schlank und zierlich im Reitkleide. Graf Waronski stand neben ihr, und sie meinte zum jungen Offizier gewendet, lächelnden Blickes den älteren Herren messend: „Wir haben uns wieder versöhnt! Nicht wahr, lieber Graf?“

„Gewiß! Das heißt, ich hatte nichts zu versöhnen, denn ich bin gar nicht böse gewesen. Herr von Rosen ist Zeuge.“

Wieder wollte der kleine Leutnant versichern, daß er nicht „Herr von“ sei, doch er kam gar nicht dazu, etwas zu sagen, denn die Principessa raunte ihm zu, wie einem guten Kameraden: „Zum Frühstück sitzen wir zusammen. Ich freue mich schon, einmal reden zu können, was ich will. Aber Sie müssen mich auch gut unterhalten, Herr von Rosen!“

Sie lächelte ihn an mit ihren sich halb öffnenden Lippen und dem geneigten schönen Kopf, daß er verlegen ward und nicht wußte, wohin er blicken sollte.

Errdingen kam ganz knapp, ehe es zum Frühstück ging. Er saß am anderen Ende des Tisches. Und es gewährte Rosen eine kleine Befriedigung, zu sehen, wie sein Freund erstaunt die beiden nebeneinander erblickte.

Die Principessa blieb zuerst stumm, und der junge Offizier streifte sie, wenn er glaubte, unbeobachtet zu sein, mit dem Auge. Er bewunderte ihre zarte, schmale und doch kräftige Hand und die spitz geschnittenen gebogenen Nägel, die ein wenig etwas Katzenartiges hatten. Er wollte gern etwas sagen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Es war doch ein eignes Gefühl, neben einer Prinzessin zu sitzen. Und sie war so nett gegen ihn, netter als gegen andere.

Er mußte ihr doch gefallen haben.

Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, aber er brachte ihn ganz um die Möglichkeit, das Gespräch zu beginnen. Auf seiner anderen Seite saß ein Major mit einem Einglas im Auge, der unausgesetzt Brotkrumen aß und sanft lächelte. Da er nicht sprach, so meinte der Leutnant auch nicht das Wort zuerst an ihn richten zu dürfen. Er dachte wieder an die Principessa, als sie sich zu ihm wendete und sehr ernst sagte: „Was Sie gesprächig sind, Herr von Rosen, das ist nicht zu glauben!“

Er kicherte erschrocken, während sie sich beklagte, ihre Hoffnung schwer getäuscht zu sehen, von ihm gut unterhalten zu werden:

„Es ist nämlich grausam langweilig hier in „Herbstfrieden“!“

Dabei stöhnte sie und schaute ganz traurig drein. Der kleine Leutnant konnte nur reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Er hatte ja nichts gesehen von der Welt, war im Kadettencorps erzogen und dann die kurzen Jahre, seitdem er Offizier geworden, nie vom Regiment fortgewesen. Er konnte nicht witzig, nicht geistreich sein. Sein Bestes war, sich herzlich und einfach als kleiner Leutnant zu geben, der er war. Aber jetzt empfand er das Bedürfnis, über

sich hinauszugehen, und antwortete mit dem ersten Gedanken, der ihm zu Sinnen kam:

„Hier soll doch auch ‚Frieden‘ sein in ‚Herbstfrieden.‘“

„Aber keine Schlafanstalt.“

Nun fing sie an sich zu unterhalten, sie lachte und erzählte mit gedämpfter Stimme, hier sei niemand, der einmal einen dummen Streich machen könne. Alles wäre genau abgezirkelt und vorgeschrieben, alles eingerichtet nach altem Herkommen. Die jungen Leute fehlten, denn auch die jungen Sendings oder Bontorps glichen beinahe den Alten:

„Sehen Sie mal, was würde geschehen, wenn ich irgend eine Dummheit machte?“

„Wieso?“ fragte der Rosen. Sie besann sich einen Augenblick. Plötzlich blitzten die Augen, die kleine Hand zitterte nervös und sie sagte dann wieder mit unerschütter lichem Ernst: „Wenn ich jetzt zum Beispiel mein Glas nähme und schüttete den Rotwein in großem Bogen auf den Tisch.“

Er war ganz erschrocken. Sie gab selbst die Antwort: „Shocking. Unglaublich. Unmöglich. Nicht wahr, Herr von Rosen? Sehen Sie, und ich möchte es um's Leben gern mal versuchen. Das heißt, das denke ich mir nur manchmal so. In Wirklichkeit thue ich es ja doch nicht. Aber wenn ich Mann wäre! Gott, was möchte ich gern in Ihrem Regimente stehen! Nach so einem Diner da möchte ich mal im Kasino sein.“

Nun war des kleinen Rosen Gebiet berührt und die Zunge ihm gelöst. Er gab Antwort auf alle ihre Fragen und erzählte ihr allerhand Einzelheiten und Kleinigkeiten aus dem Leutnantsleben in der Garnison. Sie hörte neugierig zu. Über alles lachte sie und freute sich, sprach mit ihrem Nachbar zur anderen Seite nicht ein Wort und schien sich königlich zu unterhalten.

Sie fragte, ob die Leutnants manchmal zuviel tränken, und wußte sich kaum zu lassen vor Freude, als Rosen es schüchtern bejahte. Sie wollte auch wissen, ob er schon einmal Stubenarrest gehabt und wie lange.

Er aber mochte diese Dinge nicht zu laut besprechen und schielte immerfort ängstlich zum Major mit dem Einglase neben ihm, der, ununterbrochen lächelnd, vielleicht wegen des Glases, das er mit den Muskeln der Wange halten mußte, seine Brotkrumen aß. Aber die Principessa tröstete ihn:

„Vor dem brauchen Sie keine Angst zu haben. Das ist ein fürchterliches Kamel.“

Nun lachten sie alle beide. Das junge Mädchen in ihrer eignen Art: nur wenig mit dem Munde, der halb geöffnet blieb. Mehr mit den Augen, um die es zuckte und wetterleuchtete. Der kleine Rosen aber ward kirschrot vor Freude, so daß Graf Woronski, ihnen gegenüber, neugierig fragte:

„Was ist denn geschehen?“

„O nichts weiter. Er hat sich verschluckt!“ entgegnete die Principessa mit unerschütterlichem Ernst. Sie konnte sich merkwürdig beherrschen, schaute ihren Nachbar scheinbar teilnahmsvoll wie einen Kranken an und winkte einen Diener, dem Leutnant Wasser einzugießen, damit er sich erholen sollte.

Als er seine gewöhnliche Gesichtsfarbe zurückgewonnen hatte, ließ sie ihm einen Augenblick Ruhe, dann neigte sie sich ein wenig zu ihm herüber und raunte ihm zu: „Haben wir das nicht gut gemacht? Kein Mensch hat es gemerkt.“

Und nun hatten sie ein riesengroßes Geheimnis miteinander.

4.

Errdingen hatte die beiden während des ganzen Frühstücks beobachtet. Er bemerkte die Schweigsamkeit zuerst, dann das Reden und endlich ihr Lächeln und Lachen, ihre Freude und ihr Zusammenstimmen.

Als aufgestanden wurde, war dem kleinen Rosen so glücklich zu Sinn, daß er alle seine Beängstigungen über die herzogliche Gesellschaft überwunden fühlte und er sich ganz dünkte als Gleicher unter Gleichen.

Der Herzog bot, wie er es immer zu thun pflegte, selbst Cigarren an und als an den Leutnant die Reihe kam, wartete dieser im Übermaß seiner Daseinsfreude und Sicherheit die Anrede des alten Herrn gar nicht ab, sondern sagte, während er sich sein Kraut nahm, so leichthin als nur möglich: „Es wird eine schöne Jagd werden, Durchlaucht!“

Ein wenig erstaunt sah ihn der Herzog an, so daß sich Rosen beeilte, in anbrechender Verlegenheit hinzuzufügen:

„Ich ... ich meinte ... wegen des schönen Wetters ...“

Der Herzog lächelte freundlich.

Hier und da wünschten sich die Gäste eine gesegnete Mahlzeit und reichten sich die Hand. Bei dem Rundgange hierzu trafen sich auch die Freunde. Erst kämpften sie, ob sie aneinander vorübergehen sollten, dann überwand sich Rosen, weil er eine Art von Siegergefühl in sich trug, streckte dem Kameraden die Hand entgegen: „Mahlzeit, Errdingen!"

„Mahlzeit, Rosen!"

Da trat die Principessa auch schon zwischen sie, wendete sich zu Errdingen und sagte lächelnd: „Muß das hübsch bei Ihrem Regimente sein. Wenn wir doch bloß eine Garnison in der Nähe hätten. Es ist zu nett von Ihnen, daß sie zu den Jagden gekommen sind. Die einzigen jüngeren Herren! Sehen Sie sich nur mal um, alle sind über dreißig oder doch ganz nahe daran. Wenn ich denke, dreißig Jahre! Pfui, ich möchte nicht so alt sein!"

„Finden Sie das so alt, Durchlaucht?" meinte der kleine Rosen, indem er an seinem Stümpfchen von Schnurrbart drehte.

Die Principessa erklärte, dreißig Jahre erschienen ihr einfach fürchterlich, und der Beginn grauer Haare als Anfang der Berechtigungslosigkeit zu leben. Und sie sagte das so reizend, wegwerfend, wichtig, überzeugt und überzeugend zugleich, daß ihr die beiden Offiziere eifrig zustimmten. Dann aber fragte sie, indem sie beide abwechselnd ansah: „Jetzt raten Sie einmal, wie alt ich bin!"

Keiner getraute sich zuerst zu antworten, bis Errdingen endlich um zuvorzukommen riet: „Neunzehn Jahre, Durchlaucht!"

Eigentlich sah sie älter aus, doch mindestens wie zwanzig, aber er wollte artig sein und hätte am liebsten noch weniger Jahre genannt.

„Und was meinen Sie?" fragte die Principessa Rosen. Graf Woronski hatte ihm gesagt, sie sei noch sehr jung, darum riet er verwegen: „Kaum siebzehn Jahre, Durchlaucht!"

Glückselig klatschte sie in die Hände, daß ein paar in der Nähe Stehende sich nach ihr umwandten, und sprach mit großen strahlenden Augen: „Sehen Sie, Herr von Rosen, Sie meinen es doch wenigstens gut mit mir. Neunzehn soll ich sein! Pfui, schon neunzehn! Sehe ich denn wirklich so gräßlich alt aus? Nein, Herr von Rosen hat recht: kaum siebzehn — nämlich sechzehn Jahre!"

Da klangen die Hörner vom Hof, und der Herzog klatschte in die Hände:

„Meine Damen, meine Herren: auf, auf zum fröhlichen Jagen!"

Die drei schieden voneinander, und es war dem kleinen Rosen, als habe die Principessa wohlgefällig ihren Blick auf ihm ruhen lassen.

Im Hofe wieherten die Pferde. Die Herbstsonne strahlte hell herab auf die Rotröcke, die ihre Tiere suchten. Eine ganze Reihe der Halbblüter aus des Herzogs Stalle hielt schon vor der Terrasse, jedes von einem Stallknechte gehalten. Andere traten träge heraus mit vorgestrecktem Hals und schnupperten in der frischen Luft.

In ihren weißen Reithosen, englisch weit und bequem, mit schwarzen Lackstiefeln, glatt oder stulpenbesteckt, ihren verschiedenfarbigen Westen mit goldenen Knöpfen und den roten Röcken und schwarzen Sammetkappen, mit den Hetzpeitschen kurzen Griffs, daran die lange gedrehte Lederschnur, standen die Jäger da. Der eine oder andere schloß noch den letzten Knopf am Handschuh.

Dazwischen die Damen im schwarzen Reitkleid: die Herzogin, groß, schlank, mit dem gepuderten Haar unter dem kleinen Cylinder, die Vornehmheit selbst; um sie eine Reihe von jungen Frauen und ein paar ältere Damen, die sich nicht die Geschmeidigkeit des Körpers und Festigkeit der Nerven bewahrt wie sie, um zu reiten, und daher auf dem Viererzuge Platz fanden, der den Reitern folgen sollte.

Noch einmal klang es laut und schmetternd: „Auf, auf zum fröhlichen Jagen." Wieder scharrten und wieherten die Pferde. Die Rotröcke schwangen sich in den Sattel. Ein paar Bügel wurden noch verpaßt, das Zaumzeug nachgesehen.

„Guten Morgen, guten Morgen!" rief der alte General von Wyk ein paar Herren zu. Dann hob er sich stöhnend in den Sattel. Nur das Herübernehmen des rechten Beines über die Kruppe wurde ihm sauer, sonst ritt er seine Jagd mit wie ein Leutnant.

Nun saß alles im Sattel, bis auf den kleinen Rosen, der mit dem Bügelschnallen nicht fertig ward. Die Principessa hielt nicht weit von ihm auf ihrem derben klei-

nen Hunter. Sie schwuppte ungeduldig mit der Reitpeitsche und flüsterte dem Offizier zu: „Schnell, schnell, gleich geht es los.“

Da richteten die vordersten Rotröcke ein paar Schritte ihre Tiere zurück. Ein Gang zwischen Hof und Terrasse wurde frei. Man hörte von weitem das Läuten der Meute. Ein wildes Konzert, hoch und tief durcheinander, dann ein Winseln, wenn der Peitschenschlag einen jungen neugierigen Hund zurücktrieb. Immer näher kam das Gebell. Es schwieg eine Weile, dann bogen die dreißig Koppeln um die Ecke.

Die Fahnen waren in der Luft, die Behänge hingen herab, weiß und schwarz und gelb gefleckt zog die Meute vorüber, dem Huntsman folgend, der vor ihr ritt. Zwei andere Leute folgten im roten Rock mit den Peitschen, das Horn um die Brust. Und als sie an der Jagdgesellschaft vorüberkamen, zogen sie grüßend die Kappen. Nur der alte Huntsman that das nicht. Er hörte bloß auf seinen Herrn, den Herzog, die übrigen Jäger waren für ihn Luft.

Der Herzog, Master und Jagdherr zugleich, ritt hinterher, gerade und aufrecht, wie in jungen Jahren, die weiße Binde am linken Arm, daß er sofort kenntlich wäre beim scharfen Run. Als Abzeichen seines Amtes und Rechtes, den Fang zu geben beim Halali, trug er den Hirschfänger, halb vom roten Rock verborgen, an der linken Seite.

Er nahm zuerst die Kappe ab, mit alteingesessener Ritterlichkeit, ehe die Jagdgesellschaft grüßen konnte. Nun zog alles die Kopfbedeckung und schloß sich an, wie die einzelnen gerade kamen. Die hintersten Pferde trippelten vor Ungeduld hin und her, und der Hunter der Principessa stieg ganz wenig, um dann, in die Zügel gelegt, mit offnem Maul einen Satz nach vorn zu machen.

Aus unserer Bildermappe:



Liebhaberphotographie von F. J. Hunsler.

„Nehmen Sie sich in acht, Durchlaucht!“ sagte Graf Waronski, doch sie wendete den Kopf und meinte beinahe verächtlich: „Wozu die Angst? Wissen Sie, was der alte Graf Bontorp immer sagt bei solchem Warnungsrufe?“

„Nun?“

„Er fragt sehr höhnisch: ‚Meinen Sie, daß man mehr kann als fallen‘?“

Der Pole lächelte: „Die Redewendungen des alten Bontorp kenne ich seit zwanzig Jahren, Durchlauchtchen. Damals ritten Sie freilich noch nicht mit.“

Die Principessa hatte sofort eine Antwort bereit. Nie konnte sie mit Graf Waronski ruhig reden, und wenn er scharf war, wurde sie schärfer. Sie verzog ihr Gesicht zum Ausdruck möglichster Geringschätzung: „Pfui, müssen Sie dann aber schon alt sein!“

„Achtundvierzig,“ antwortete er ganz ruhig. Sie gab ihrem Tiere einen Schlag mit der Peitsche, so daß ihr der Hunter ein Stück fortbrummte, aber sofort bekam

sie von der Herzogin zu hören, man dürfe nie ein Pferd ohne Grund strafen.

Der kleine Rosen hatte gehofft, neben der Principessa reiten zu können, nun war sie ihm dadurch enteilt, und er wagte es nicht, sich vorzudrängen. Er sah sie nur immer, ihre zierliche, feine Gestalt, auf dem kleinen gedrungenen Pferde, und in Gedanken gab er sich unwillkürlich Mühe, selbst eine möglichst gute Haltung anzunehmen. Sie wollte ihn ja reiten sehen heute, ihn beurteilen!

Hinter der Jagdgesellschaft waren an den Stufen der Terrasse die Wagen vorgefahren: eine Coach und ein Jagdwagen zu zwei Pferden. Die Damen, die nicht mitritten, und ein paar alte Herren nahmen dort Platz. Der Haushofmeister hatte für eine große Anzahl von Pelzdecken gesorgt, mit denen nun Kniee und Füße eingewickelt wurden. Dann tönte der Hornruf des Viererzuges, und es ging davon.

Nachdem der Zopfgarten durchritten war, setzte man sich in Trab, um das Stelldichein zu erreichen. Die Bäume zeigten sich schon im Blätterfall. Hohe Eichen streckten zum Teil schon kahle Aeste in den Himmel hinein, die Buchen waren belaubter geblieben, in grünbraunem, gelbem, fahlem Kleide. Immer ging es schweigend im Trabe dahin. Man hörte nur das leise Knarren des Riemenzeuges, ab und zu das Prusten und Schnauben eines Tieres und immer das gleichmäßige Getrappel der Pferde.

Heiser krächzend flogen ein paar Krähen vom Wege auf und verschwanden als dunkelnde Schatten. Bald kamen Fichtenbestände und Kiefern, weit die Arme streckend mit ihren dicken, dichten, noch vollgrünen Nadelbüscheln. Endlich erschienen schwache Birkenstämmchen rechts und links. Statt des glatten Blätterbettes, statt der braunen Kiefernadeln begann Heidekraut zu wuchern, Ginster und Beeren. Immer spärlicher ward der Baumwuchs. Nur hier und da noch stand eine rotrindige Kiefer, ein weißer Birkenbusch, blätterfrei wie eine Rute, schiefwachsend, vom Heidesturme gebeugt.

Und nun that sich vor den Reitern die Heide auf.

Das Tempo ward langsamer. Vorn hob man zur Ankündigung die Hände, und die Gesellschaft ging in Schritt.

Von weitem schon sah Rosen eine Gruppe von abgesessenen Reitern. Man kam näher und befand sich am Stelldichein. Dort hielt Graf Bontorp mit seiner Frau und Tochter, einem verheirateten Sohne, dann der junge Baron Sending, der natürlich mit Gisela Bontorp sprach. Einige andere Gutsnachbarn waren dazugekommen. Mit fröhlichem Rufe wurden sie begrüßt, und die aus „Herbstfrieden" saßen ab.

Gern hätte der kleine Rosen der Principessa das Pferd abgenommen, doch ein dicker Herr von einem der Heidegüter hielt es schon und lehnte jede Übernahme freundlich ab.

Man verweilte nicht lange, denn das jagdbare Tier, ein prächtiger Schaufler, war schon ausgesetzt, und die Hunde sollten gleich an der Fährte angelegt werden. Der Herzog hatte gar nicht erst den Sattel verlassen. Er hielt bei der Meute und verfolgte mit seinen adlerscharfen Augen das Wild. Währenddessen bestieg die Gesellschaft wieder ihre Pferde. Die Herzogin sprach mit Errdingen ein paar freundliche Worte. Rosen konnte hören, wie sie sagte:

„Ich bitte immer einen der Herren, in der Nähe meiner Nichte zu bleiben. Wenn irgend eine Kleinigkeit vorfällt, so ist eine Dame leicht in schwieriger Lage, schon wegen des Aufsitzens. Wollen Sie heute die Freundlichkeit haben, sich bei ihr zu halten? Sie reiten die ‚Queens-bench', wie ich sehe. Das ist ein so sicheres Jagdpferd, daß es Ihnen leicht sein wird, meine Nichte im Auge zu behalten."

Errdingen verneigte sich, und Rosen sah, wie geschmeichelt er zu sein schien. Das setzte des jungen Offiziers freudige Stimmung ein wenig herab, und er beschloß, sich nun auch nicht heranzudrängen, sondern im Gegenteil anderwärts zu reiten als die Principessa.

Die Fanfare „Anjagd" erklang. Die Meute war an die Fährte angesetzt, gab Hals und ging, immer am Boden suchend, mit emporgestreckten Fahnen über die Heide. Dahinter folgten Huntsman und Piqueure. Ein Stück weiter zurück als Master der Herzog, und noch mehr entfernt setzte sich nun die Jagdgesellschaft in Bewegung, fächerartig ausgebreitet. Auf der linken Seite ritt die Principessa, Errdingen in ihrer Nähe. Rosen blieb ganz rechts, aber

er schielte unausgesetzt dort hinüber, wo er gern gewesen wäre.

Der Heideboden war flach, ab und zu wellig mit Löchern und Sandgruben, trockene Gräben zogen hier und da hin, mit scharf abgeschnittenen, steilen Rändern. Das Feld setzte ruhig und gleichmäßig darüber. Fast in gerader Linie ging die Jagd und immer in gleichem Tempo. Der Wind stand gut, die Fährte war noch frisch, die Hunde gingen laut.

Da gab es einen Stopp. Vorn wurde man langsamer, die Meute irrte über die Heide, ein Hund rechts, einer links, alle suchend, einzelne zusammen, ein paar alte allein. Der Huntsman schimpfte. Immer hörte man seine heisere Stimme: „Komm along! Hierher! Lord hier! Duchess, wo will you hin?! O . . . o . . . hierher . . ."

Aber es half nichts, die Hunde suchten, ohne weiter zu finden. An der flachen Böschung eines breiten Wasserlaufes verlor sich die Spur. „Heidekönig", ein deutsch gezogener alter Kerl, dessen Brust Narben trug von den scharfen Gewehren manchen Keilers, war durchs Wasser gegangen und „Herr Treidelmann", wie der Herzog einen anderen rief, folgte.

Währenddessen ritten die Rotröcke im Schritt umher. Wer sich noch nicht begrüßt, reichte sich hier die Hand. „Das war ein scharfer Run!" meinte der dicke Herr, der vorhin der Principessa Pferd gehalten. Mit der ernsten, sicheren Miene des alten Jägers antwortete Graf Bontorp, indem er seiner Stute den Hals klopfte: „Genau viertausend Meter!" Einige andere nickten. Man wußte, der alte Graf kannte hier jeden Zollbreit Boden.

Der Principessa Wangen hatten sich leicht gerötet. Sie gab ihrem Hunter die Zügel lang auf den Hals, daß er sich strecken konnte und ein wenig Gras fressen, denn hier ging die Heide schon langsam in Wiesenboden über.

Errdingen war ein wenig außer Atem. Er war beim Regiment bekannt wegen seiner harten Hand. Bei ihm pullte jedes Pferd. Er brachte es fertig, daß sich Tiere, die sonst nie ans Gebiß herangingen, in die Zügel legten, als solle ihr Reiter das ganze Gewicht tragen. Und die „Queensbench", das sicherste Jagdpferd, wie die Herzogin gesagt, hatte er eben kaum mehr zu halten vermocht. So war er meistens vor der Dame geritten, auf die er ein Auge haben sollte, statt hinter ihr. Nun schnickte seine Stute mit dem Kopf, sperrte das Maul auf, bohrte nach unten, biß ein paarmal heftig auf die Trense und zeigte an den Flanken, wie am Halse, schon leichte Nässe des Haares. Der junge Offizier schämte sich: „Ich verstehe das gar nicht, Durchlaucht . . . sollten es wirklich erst viertausend Meter sein? Das Tier ist schon warm."

Sie lächelte nur und sagte gar nichts darauf, so daß er fortfuhr:

„Die Stute regte sich so auf . . . Sie scheint am besten ganz vorn zu gehen."

„Das glaube ich auch!" antwortete die Principessa mit ihrem ernsten Gesicht, über das um die Augen nur Lichter und Blitze huschten. Dann erklärte sie Errdingen, sie wisse ganz genau, daß ihre Tante ihr immer einen Wächter bestelle, so unnötig sie es auch fände; er solle doch lieber vorn im Felde, bei den Hunden reiten.

Dagegen wehrte er sich, aber die Stute machte ihm doch Sorge. Er war der Überzeugung, sie würde ganz anders gehen, wenn er ihr einmal den Kopf freigeben könnte, und sie vor allen Dingen kein anderes Tier vor sich sähe, das in ihr den Ehrgeiz aufkommen ließ, es zu überholen. Da er nun Rosen in der Nähe nicht erblickte, meinte er auch, nicht befürchten zu müssen, daß jener seine Stelle einnehme.

Die Fanfare „gute Jagd" klang von der anderen Seite des Wasserlaufes. Die Hunde hatten die Fährte gefunden, die jenseits ein Stück stromab wieder ansetzte. „Heidekönig" und „Herr Treidelmann" waren die ersten gewesen auf der richtigen Spur. Nun gaben sie Hals und jagten ganz allein weit voraus, während der Herzog mit Huntsman und Piqueuren die Meute zusammentrieb, um sie vom unnützen Suchen abzubringen.

„Komm, along! Hierher! Los da! Hierher! Komm hierher. Go . . go . . . Lord hierher . . . Ah, die Xenia, willst du wohl. So ist's schön, Jane!" klang es von allen Seiten. Die langen Peitschen fuhren durch die Luft und klatschten die Hunde zusammen, die mit heraushängender Zunge sich ins Wasser stürzten, um das jenseitige Ufer zu gewinnen. Als sie

nun einmal den „Sent" der frischen Fährte in der Nase hatten, ging es lustig fort den beiden alten Herren, „Heidekönig" und „Herr Treidelmann", nach.

Überall plantschten die Rotröcke im Wasser umher. Das Ufer zur Landung war teilweise unterwaschen und brach ab. Ein alter Herr kam zum Fall und tauchte unter. Sofort war Hilfe bereit. Der alte Herr schüttelte sich wie ein nasser Pudel, hob die Füße, damit das Wasser aus den Stiefeln laufen solle, dann saß er fröhlich wieder auf.

Die Herzogin hatte eine seichte Stelle gefunden und jagte schon wieder drüben im langen Kanter hinter den Hunden.

Als „Queens-Bench" den Aufbruch der Jäger merkte, war sie nicht mehr zu halten. Sie spitzte die Ohren, blies die Nüstern schnaubend auf und war mit einem Satze mitten im Wasserlaufe, den Grund aufwühlend, daß die schwarze Flüssigkeit nach allen Seiten spritzte. Mit einem zweiten Riesensatze trug sie Errdingen auf den kleinen Wall, der den Graben jenseits begrenzte. Dann schoß sie, ohne daß ihr Reiter sie hätte halten können, dem Felde nach.

„Da geht er hin! Hurra, da geht er hin!" rief lachend die Principessa. Sie hatte ihren Hunter zurückgehalten, der nun vor Ungeduld mit der Nachhand hin und her trat und ab und zu ganz leise stieg. Nur soviel, daß die Vorderbeine eben den Boden verließen.

Der kleine Rosen hatte Errdingens „Abgehen" gesehen und war zurückgeblieben als einer der letzten. Nun ritt er an das junge Mädchen heran, das ihm zurief:

„Herr von Rosen, mein Ritter ist fort. Wollen Sie mein Ritter sein?"

Dabei blitzte sie ihn von der Seite an, während er sich dankend verneigte. Sie ritten an den Wasserlauf heran, ließen ihre Tiere langsam gerade in die Rinne hinabklettern, und langsam ging es auf der anderen Seite, schräge nach rechts, hinaus. Dann erst verschärften sie das Tempo zu einem lang ausgreifenden ruhigen Galopp. Aber sie brauchten doch Zeit, das Jagdfeld einzuholen. Man sah die Rotröcke weit vorn wie eine Wolke am Horizont.

Der kahle Wiesenboden war beinahe eben, nur ab und zu durchzog ihn eine Rinne, das Wasser abzuleiten in den größeren Lauf, den sie eben überschritten. Und weil die Jagd sich gewendet, lagen diese Abzugsgräben schräg zu ihnen. Wenn sie nebeneinander hinübersetzten — ein Heben, Abstoßen, Strecken, Landen, Zusammenraffen und weiter der gleichmäßige lange Sprung — rief die Principessa jedesmal im Augenblick des Sprunges mit geröteten Wangen:

„Hui!"

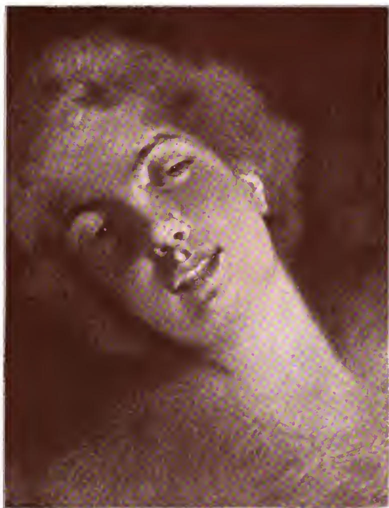
Scharf strich die Luft bei dem Ritt, sie pfiff ihnen um die Ohren, und der Leutnant konnte kaum verstehen, wie das junge Mädchen ihm zurief: „Ist das nicht schön? Hui! Wieder ein Graben! ‚Elende Rinne‘, sagt immer der alte General Wyk! Jetzt reiten wir ein ‚anständiges Tempo‘ — so sagt nämlich auch der Alte! Was?"

Auch Rosen lachte die Reiterfreude aus den Augen. Er dachte unwillkürlich an sein Regiment. Wenn er einmal in ausgelassenem Übermut über eine Stoppel gejagt war, ohne Grund schnell, daß die Erdklumpen nur so herumflogen, hatte ihm sein Rittmeister wohl mißbilligend gesagt, als er seine alte brave Charge gesehen, wie sie flankenschlagend außer Atem dastand: „Sie werden Ihren Schinder noch zu Tode juxen!"

Und die Freude ergriff ihn, hier nicht unter Aufsicht zu sein, kein Vorgesetztenauge über sich zu wissen. Das hier war nicht sein Gaul: wenn er lahm wurde, brauchte er sich nicht zu ängstigen, was er nun morgen wohl vor dem Zuge reiten sollte. Hier in „Herbstfrieden" ging alles so im großen Stile, daß er eben einfach ein anderes Pferd bekommen hätte! Dazu das schöne Mädchen an seiner Seite, die eine „Principessa" war, und die reiten konnte, daß ihm das Herz im Leibe lachte.

Das alles überwältigte ihn vollkommen, ließ ihm das Herz schwellen und pochen. Er hob sich leicht in den Bügeln, setzte die Fäuste beide tief auf und neigte den Kopf gegen die Principessa. Sie lagen fast Gurt an Gurt, und als eine kleine Rille in dem Wiesenboden kam und sie wieder ihr „Hui!" rief mit lachendem Munde, da schrie er laut gegen den Luftzug an, der ihnen entgegenbließ: „Go on! Hip, hip, hip — hurra!"

Der Wind kam von vorn und verwehte seinen Ruf. Vorn bei den Jägern konnte



Studienkopf. Nach einer Zeichnung von Theo Gruft.

man nichts hören. Aber dort war die Fährte wieder in anderer Richtung gegangen, die Hunde suchten nach allen Seiten zerstreut mit schnuppernder Nase am Boden. Das Feld hatte gebremst und ritt der warm gewordenen Pferde wegen hin und her.

Sie sahen es von weitem und parierten allmählich ihre Tiere. Immer langsamer wurden die Zügel gerafft, immer kürzer wurde der Galopp, endlich ein kurzer werfender Trab, und die beiden ritten Schritt nebeneinander, während sie von vorn die heisere Stimme des alten Huntsmann hörten, den Hunden rufend, die guten anspornend, lobend, ein paar Faule zur Pflicht mahnend.

Der kleine Rosen und die Principessa blickten sich an, ohne ein Wort zu sagen. Sie mußten beide lächeln. Sie waren gut geritten, ein „anständiges Tempo“, und sie freuten sich darüber. Es war dem jungen Offizier, als müßte ihn das junge Mädchen verstehen.

Ein Stück seitab aber schlug Errdingen Haken und ritt mit „Queens-bench“ Bogen über Bogen, um das Tier zu halten, das ihn, sich gegen die Trense mit offenem Maule wehrend, nach vorn beinahe aus dem Sattel zog.

Das Siegergefühl überrann wieder den kleinen Leutnant, und er neigte sich zur Principessa:

„Sie wollten mir doch Ihr Urteil sagen, Durchlaucht, wie ich reite?“

Sie lächelte mit dem halbgeöffneten Mund, eine Spur tiefer atmend als sonst, eine sanfte Röte von Luft und Eile auf dem wachsgelben Teint des Gesichtchens, und sprach halb gnädig, halb schalkhaft, halb verheißend:

„Ich bin mit meinem Ritter zufrieden!“

5.

Die Jagd war lang, und immer noch kein Halali. Einmal waren die Hunde auf falscher Fährte gewesen, irgend ein anderes jagdbares Tier mochte den Weg des Schauflers gekreuzt haben, aber dann hatten sie die richtige Spur wieder.

Der Schaufler hatte sich in einer Dickung niedergethan. Die Meute kam heran, suchte und drang von allen Seiten in das Waldstückchen ein — nur ein karger Kiefer- und Birkenbestand mit Unterholz. Laut klang die Stimme des Herzogs, während die Rotröcke hin und her ritten.

Der alte Bontorp gab immer seinen Rat: „Kinder, laßt ihn flüchtig werden, ein Halali in den Brombeeren sticht und gibt kein gutes Bild.“

Graf Waronski unterhielt sich mit der Herzogin: „Une belle chasse, il faut bien le dire!“

„C'est bien quand'même ça!“ antwortete sie, der sich auch vom scharfen Ritt die Wangen leise rot gefärbt hatten unter dem weißen Haar. Der alte General von Wyk war abgesessen und in das Gestrüpp eingedrungen. Man hörte seine mächtige Stimme dem Herzog zurufen. In der Jagdleidenschaft hatte er sich gar nicht um sein Pferd gekümmert. Nun lief es herum, erst langsam tretend, dann, als es einer der Herren erfolglos bei der Trense zu fassen suchte, in stärkerem Tempo, wiehernd, die Hufe werfend, mit steif erhobenem Kopf und gesträubtem Schweife. Von den Reitern wurde um das Tier ein Kreis gebildet, den man langsam verengerte, bis es dem Major mit dem Einglase glückte, die Trense zu fassen.

Der kleine Rosen hatte sich alle Mühe gegeben, der zu sein, dem der Griff gelänge. Er wollte sich zeigen vor der Principessa, deren Auge auf ihm ruhte. Da gingen plötzlich die Hunde laut: der Schaufler war aus der Dickung gebrochen. Nun jagte die Meute in Sicht, und sofort setzte sich das Feld in Bewegung. Jetzt war das Halali nicht mehr fern, nun hieß es sich heranhalten, um beizeiten da zu sein zum „Ausheben“.

Wenn der Master seine Kappe lüftete, dann mußte man wie der Blitz vom Pferde sein, um das jagdbare Tier beim Hinterlauf zu packen und zu werfen, damit der Herzog den Fang geben konnte.

Wer aber ausgehoben, der durfte heute bei Tisch die Dame wählen, deren Wohl die Jagdgesellschaft trank.

Brennende Begierde fühlte Leutnant Rosen, der Glückliche zu sein. Wenn nur Errdingen nicht aushob. Er dachte, wie er auf seinem Pferde dahinschoß, ein Stück seitwärts die Principessa, nur daran, wie ihm zu Mute wäre, wenn dem anderen der Griff gelänge. Irgend ein Beliebiger mochte seinetwegen ausheben, nur nicht der Regimentskamerad.

Und Errdingen war vor ihm. Beinahe der vorderste des ganzen Felds. Derselbe Wunsch schien auch ihn zu beherrschen. Aber als er beinahe in die Meute hineinritt, drehte sich der Herzog, der keinen Spaß verstand, wenn einer durch ungeschicktes Reiten die Arbeit der Hunde gefährdete, zu ihm und rief, zum erstenmale seine Gelassenheit verlierend: „Darf ich bitten, Abstand zu halten. Sie verderben mir die Hunde."

Mit aller Kraft nahm Errdingen sein Tier zurück. Die Principessa schoß dicht an ihm vorbei. Rosen hinter ihr. Der Schaufler ging in Nöten. Immer langsamer wurde sein Lauf. Näher kamen die Hunde in langen Sprüngen mit hängender Zunge, müde schon, nur die vordersten sich etwas mehr streckend.

Da wendete sich der Schaufler in letzter Verzweiflung zur Seite und obwohl er den Wind von der Seite hatte, behielt er doch die Richtung bei gegen den Wasserlauf, den das Feld nach dem ersten „Run" gequert. Der größte Teil der Reiter machte einen weiten Bogen um die Meute; Huntsman und Master, Rosen und die Principessa folgten dem Tier.

Der Hirsch stürzte sich ins Wasser, daß der Gischt weit umherspritzte, aber im selben Augenblick waren auch die Hunde heran und mit einem Satze unten. Nun konnte der Schaufler nicht mehr das jenseitige Land gewinnen und in der Mitte schwimmend stellte er sich den Hunden und ward von ihnen gedeckt. In dem Gespritz und Wellenschlag sah man nur seine Lichter, groß, weit offen, und sah das Geweih sich neigen, da er versuchte, sich gegen seine Angreifer zu wehren.

Von allen Seiten drangen sie auf ihn ein, umkreisten ihn im Wasser und bissen sich unter wütendem Geläut an ihm fest. Die Sonne schien durch matten Herbstdunst schräge auf das Jagdbild, funkelte auf den Wellen, warf rötliche Lichter auf das ragende Geweih und die borstigen, triefenden Köpfe der Meute.

Da hob der Herzog, während die Zügelfaust seinem Pferde die Parade gab, hoch mit der Rechten die Kappe, die Jagd freigebend. Die Principessa rief Rosen mit fliegendem Atem zu: „Schnell, schnell, herunter. Heben Sie aus!"

Der junge Offizier sprang im Galopp aus dem Sattel, die Zügel fahren lassend. Er legte den Oberkörper weit zurück, um beim Sprung auf den Boden nicht zu fallen. Doch die Fahrt war zu groß, und er überkugelte sich, so daß er beinahe an das Ufer zu liegen kam. Sofort raffte er sich auf.

Die Hunde hatten den Schaufler bis ans Land gezogen, und der Herzog rief Rosen zu, er solle warten, um an Land Halali zu machen. Doch der kleine Leutnant war so im Jagdfieber, daß er sich ins Wasser stürzte dem Hirsche entgegen.

Laut kreischte die Principessa auf vor Freude. Sie hatte als gute Reiterin vorsorglich Rosens Pferd erhascht und rief nun dem Leutnant zu: „So ist's recht. Hui! Hui! Hui!"

Aber die Hunde wurden durch Ruf und Peitsche gezwungen, abzulassen von ihrer Beute, so daß sich der Schaufler erheben konnte und das Land gewinnen. Dort konnte die Meute das ermattete Tier wieder decken.

Triefend stieg der kleine Rosen aus Ufer. Vom Überkugeln beim Absprung, von der Kälte des Wassers war er einen Augenblick wie erstarrt und rutschte an der Böschung ab, weil ein Grasbüschel nachgab, an dem er sich hatte halten wollen.

Da kam ihm Errdingen zuvor. Das Feld hatte nun Zeit genug gehabt, heranzukommen. Doch der Herzog meinte freundlich: „Pardon, Herr von Errdingen. Ich glaube, wir müssen Ihrem Freunde die Ehre lassen. Er war zuerst da und hätte wohl ausheben können, wenn wir nicht die Hunde losgebracht hätten, damit das Halali an Land sei."

Errdingen zog sich grüßend zurück. Er schämte sich ein wenig. Rosen sprang schnell zu, packte den Hinterlauf und warf das Tier. Der Herzog gab den Fang. Noch einmal ließ der Schaufler die schwarzen, in der Beleuchtung nun rotglühenden Lichter auf den Hunden ruhen, dann sank das stolze Geweih langsam hintenüber. Ein leises Klagen, und alles war vorbei.

Die Jagdgesellschaft hatte sich versammelt, einige noch zu Pferde, die meisten abgesessen. Abseits wurde die Meute vom Huntsman mit Mühe zusammengehalten und verhindert, sich auf das ver-

endete Tier zu stürzen. Die Hunde lagen auf dem Grase mit heraushängender Zunge und blickten außer Atem nach dem Schaufler hinüber. „Herr Treidelmann“ wälzte sich lustig am Boden, „Heidekönig“ war die Böschung am Wasser hinuntergeklettert und kühlte seinen Durst.

Glückselig stand der kleine Rosen da. Er hatte ausgehoben; seinen sehnlichsten, heißesten Wunsch erreicht! Ganz in Gedanken war er versunken: er dachte an das Diner heute abend, an die Frage, die der Herzog stellen würde: „Leutnant Rosen, wen sollen wir grüßen?“

Er dachte an seine Antwort, wie man dann die Sektkelche leeren würde auf ihr Wohl und er ihr im Rosenstrauß den erbeuteten Lauf schickte. Und der kleine Leutnant meinte, es würde der glücklichste Augenblick seines Lebens.

Nun suchte er mit dem Auge die Principessa. Dort war sie, immer noch im Sattel, und jetzt gewahrte er es mit Schrecken, sie hielt sein Pferd. Sie hielt es, während er hier stand und träumte. Sofort lief er hin und nahm ihr den Trensenzügel ab: „Um aller guten Götter willen, Durchlaucht! Das habe ich ja gar nicht geahnt, daß Sie meinen Gaul hielten.“

„Ich halte ihn schon lange ....“

„Aber Pardon, tausendmal ....“

„Ich halte ihn sehr gern, Herr von Rosen ....“

„Eine Dame?“

„Ich wollte gern, daß Sie ausheben sollten.“

Der kleine Leutnant lächelte glückselig: „Ich danke tausendmal! Tausendmal!“

Dabei nahm er die Zügel in Empfang und wollte eben der Principessa aus dem Sattel helfen, als sie ihm zurief:

„Noch nicht! Passen Sie auf!“

Der Herzog trat neben den verendeten Schaufler, dem der Huntsman den Hinterlauf abgeschnitten und den er nun auszuweiden begann. Einen Augenblick sah sich der Master und Jagdherr um, ob auch alle aufmerkten, dann hob er mit der Rechten steil die schwarze Sammetkappe in die Höhe und rief kurz und kräftig:

„Halali! Halali! Halali!“

Die Rotröcke thaten desgleichen, die Damen hoben die Peitschen, und laut klang, wie ein Glücksgeschrei, aus dem Rufe der Jäger heraus des kleinen Rosen helles: „Halali! Halali! Halali!“

Dann bekamen die Hunde die rauchenden Eingeweide vorgeworfen, darin zu wühlen, als Preis für ihren scharfen Lauf. Das Curée wurde gehalten. Der Förster hatte vom nächsten Busch Eichenzweige geholt, und die Herzogin trat nun neben ihren Gemahl, um den Jägern die Brüche zu entbieten. Jeder kam einzeln heran, grüßte und nahm den Bruch in Empfang, wobei sie, mit ihrem angeborenen Talente zu repräsentieren, auch fast jedem irgend ein Wort zu sagen vermochte.

Dem Förster Winzer dankte sie, daß er die Zweige geholt, dafür solle er auch den schönsten bekommen. Graf Boniorp erhielt einen ganz winzigen, er sei ja, wie sie scherzte, der jüngste hier. Vier Blätter reichte sie dem General von Wyk: ein eisernes Kreuz für die heutige Schlacht. Graf Warónski rief sie ein paar französische Worte zu, und dem Monoklemajor sagte sie lächelnd: „Wenn Sie ein Regiment haben, bringen Sie uns alle Ihre Leutnants mit. Uns fehlt es an Jugend!“

Dann verbeugte sich, die Kappe in der Hand, Errdingen vor ihr, und sie gab ihm den Bruch:

„Das nächste Mal heben Sie aus!“

Nun blieben nur noch Rosen und die Principessa. Er wollte ihr den Vortritt lassen, doch die Herzogin winkte ihn heran:

„Pia kommt zuletzt. Erst unsere Gäste und vor allem Sie. Haben Sie sich weh gethan vorhin?“

Es ward ihm erst jetzt klar, wie komisch er doch aussehen mußte, naß von oben bis unten. Das Wasser rann noch immer an ihm herab, und wenn er auftrat, quollen ihm die Tropfen aus den Sohlen, als stünde er auf einen nassen Schwamm. Lachend konnte er die Herzogin beruhigen, aber sie drang in ihn, daß er sofort nach Haus ritte, um sich nicht zu erkälten.

Zuerst wurde dem kleinen Rosen ganz schwer ums Herz. Er mochte sich nicht von der Principessa trennen, die ihm so treulich geholfen, auszuheben. Aber wenn er sie auch jetzt allein ließ, er trank ja doch heute mit den Jägern ihr Wohl.

Und er band sich seine Jagdbeute, den Hirschlauf, an das Vorderzeug des Pferdes, das er zum Wechseln bekommen. Es war

6*

der große Fuchs eines Reitknechts. Dann grüßte Rosen die Gesellschaft und verneigte sich besonders vor der Principessa.

„Auf Wiedersehen!“ rief sie ihm zu. Das Wort klang ihm nach in den Ohren und im Herzen. Er setzte nach ein paar Schritten schon zum Galopp an, bemüht, ein möglichst gutes Bild zu geben, denn er wußte, daß ihm alle Augen folgten. Sofort kam ein Graben. Das Pferd kannte er nicht, wußte nicht, wie es sprang, darum ritt er scharf an, drückte die Stute an die Zügel, ließ leise die Schenkel Haare fühlen, setzte sich und schob seinen Gaul heran. Er zog das Hindernis an, sprang leicht, schnell, flach, ohne das Tempo zu ändern, daß es eine Lust war und der junge Offizier an den steten Ruf der Principessa dachte:

„Hui!“

Im Wohlbehagen rief er es vor sich hin, trieb die Stute an, daß sie sich noch mehr streckte, und flog nun in schnellerem Lauf über den Boden.

Er war so glücklich! So unsäglich glücklich! Die Lebensfreude schoß ihm durch die Adern und erhöhte hundertfach sein Gefühl. Alles dünkte ihm so glatt und einfach, so leicht und eben. Was er wollte, erreichte er auch. Das Leben schien nur ein Spiel.

Der Wind blies, ein kalter Luftstrom strömte ihm entgegen. Jetzt merkte er erst, daß seine Kleider naß waren. Aber das war alles so nichtig. Er hatte ja ausgehoben. Er war der Sieger.

Unwillkürlich wendete er den Kopf zurück nach den Rotröcken. Sie zeichneten sich nur noch als dunkle Punkte ab gegen den hellen Horizont, und er mäßigte etwas den Lauf seines Tieres.

Schräg von der Seite beschien ihn die Sonne, die schon ganz tief stand in rötlicher Farbe. Er dachte an die Principessa.

Er wußte es nun, je länger er an sie dachte, daß er nur glücklich war in ihrer Gegenwart, in ihrer Nähe. Er dachte auch daran, wie schnell die vierzehn Tage in „Herbstfrieden“ verstreichen würden. Morgen war ja schon der dritte Tag.

Dem kleinen Leutnant war es noch nie geschehen, daß sein Herz ernstlich Feuer gefangen. Nur einmal auf der Schule vor ein paar Jahren, als er sich in der Oberprima in die Frau seines Professors verliebte, bei dem er in Pension war. Das hatte ihn am Arbeiten zwar damals verhindert, aber als er dann mit Mühe und Not sein Examen gemacht, dachte er an diese „Eselei“ nicht mehr.

Beim Regiment war sogar eine Zeit der „Damenverachtung“ über ihn gekommen. Ein „ehrlicher Männertrunk“ dünkte ihm das einzig Begehrenswerte, und die Reiterei nahm sein ganzes Interesse gefangen. In dem kleinen Neste gab es nur ein paar ältere Regimentsdamen, man ritt viel und fleißig, gern und mit Herz und Verstand, abends am Biertisch wurde hauptsächlich über Dienst und Pferde gesprochen.

Daß es ein „Herbstfrieden“ gäbe, ein Schloß mit alter Pracht und alten Herzögen, aber jung gebliebenem Nerv, daß in diesem Schlosse sich eine wirkliche Principessa bewege, davon wußte er nichts. Nun hatte sie vor ihm gestanden, war geritten an seiner Seite, hatte ihn angelächelt und ihm liebe Worte gesagt, sein Pferd sogar gehalten — und nun durfte er sie heute abend an der glänzenden Tafel wählen unter allen den Damen, daß die Grau- und Weißköpfe, Prinz und General, Herzog und Graf das Wohl tränken derer, die er liebte!

Es kam ihm alles wie ein Traum vor. Er fühlte sich unaussprechlich glücklich. In Gedanken verloren, ließ er sein Tier laufen, es hob ihn ab und zu mit leichtem Sprung über einen Graben, es trug ihn über Wiese und Heide in den Wald hinein, der „Herbstfrieden“ umschloß.

Von selbst ging der Gaul in Trab. Sein Reiter merkte es nicht. Sie kamen auf die Straße, an den Birkenbeständen vorbei. Sein Reiter ward es nicht gewahr. Nun fingen Tannen an sie rechts und links zu begleiten, Buchen folgten und Eichen. Der Reiter sah sie nicht. Der zopfige Garten erschien mit Wasserkunst und beschnittenen Hecken. Rosen achtete nicht darauf. Immer näher kamen sie ans Schloß, die Platten des Hofes hallten unter den Hufen. Erst durch eines Stallmanns Worte erwachte er aus seinem Sinnen:

„Herr Leutnant sind aber naß geworden. Befehlen der Herr Leutnant Feuer im Zimmer?“

Er dankte, klopfte dem Fuchs auf den

Hals und stieg die Treppe hinan. Die nassen Sachen zog er sich vom Leibe und kleidete sich um. Dann setzte er sich im Frack, fertig zum Diner, den Eichenbruch im Knopfloch, ans Fenster, die Jagdbeute, den Lauf des Schauflers, in der Hand.

Draußen war die Dämmerung hereingebrochen. Ein fahler Nebel lagerte über dem Park. Die Bäume, die um den Hof standen, streckten die kahlen Äste gen Himmel, und noch immer kamen die Jäger nicht zurück. Die Laternen wurden entzündet, im Schlosse erhellten sich die Fenster. In der Stallthür des Seitenflügels erschienen ein paar Stalleute, wartend, um den wiederkehrenden Reitern die Pferde abzunehmen — noch regte sich nichts.

Der Leutnant blieb unbeweglich sitzen, er fühlte eine Feiertagsstimmung, eine große Spannung in seinem Herzen. Er sah immer wieder das junge Mädchen vor sich auf ihrem Hunter, gerade, fein, zierlich; er sah sie vor sich im Dinerkleide mit den zarten, wachsgelben Schultern, und er fühlte sich wieder namenlos glücklich.

Da blitzten von weitem ein paar Wagenlichter durch die Bäume. Der Hornruf der Coach klang, und kurz darauf fuhren die Wagen an der Terrasse vor. Die Reiter folgten. Pferdegetrappel klang, man sah ein paar Rotröcke einzeln in den Hof reiten, dann kamen welche zu zweit in der Unterhaltung nebeneinander, endlich der ganze Trupp. In einem Augenblick wimmelte es von Pferden. Leises, langes Gewieher tönte herauf, das Auftreffen der Stiefel beim Absitzen, Sporengeklirr, klatschende Hände auf nassem Pferdehalse. Unter den Rotröcken zeichneten sich die schwarzen Kleider der Damen ab. Der Leutnant stand auf und preßte die Stirn an die Scheiben, um die Principessa zu erkennen. Nun entdeckte er sie. Graf Waronski wollte ihr vom Pferde helfen, doch sie glitt selbst herab und stieg die Stufen empor. Oben drehte sie sich um, und der junge Offizier bildete sich ein, sie spähe nach dem mittelsten Stallfenster hinüber, wo er wohnte. Schnell verschwand sie im Schloß.

Der Hof begann sich zu leeren. Die Pferde wurden in die Ställe gezogen. Die Reiter gingen teils ins Schloß, teils ihren Tieren nach, um sie bis in die Box zu geleiten. Da fiel es Rosen ein: jetzt kam sein Freund. Sein Freund, dem er zuvorgekommen beim Halali, dessen Stelle er eingenommen an der Seite der Principessa. Sein Freund, der einzige, den er hier im ganzen Schloß wirklich kannte, und der einzige, der ihm doch im Wege stand, wie er wahrscheinlich ihm.

Errdingen trat ein.

Rosen ging ihm entgegen. Er wollte liebenswürdig sein, unbefangen thun und fragte, mit etwas heiserer Stimme: „Seid ihr nicht sehr langsam zurückgeritten?"

Der andere hatte thun wollen, als sähe er ihn nicht, nun konnte er doch nicht gut ausweichen. Er warf die Hetzpeitsche auf sein Bett, zog die Handschuhe von den Händen und brummte bloß: „Du kannst wohl das Diner nicht erwarten?"

Dann begann er zu pfeifen, während er sich die Stiefel auszog, als ob Rosen gar nicht da wäre. Eine Weile blieb der kleine Leutnant stehen, zögernd, was er thun sollte. Da gewann sein übervolles, weiches Herz die Oberhand, und er trat auf den Freund zu mit den warmen Worten: „Bist du mir böse, Errdingen?"

Der andere blickte ihn kurz an:

„Warum?"

„Ich fürchtete es."

„Bah, es kann doch ausheben wer will!"

„Nein . . . auch sonst."

Errdingen gab keine Antwort, und das Gespräch war so glatt, kurz, kalt gewesen, daß Rosen keine Lust empfand, ein zweites Mal zu fragen. Er sah nach der Uhr, steckte sie wieder zu sich, drehte das winzige Schnurrbärtchen, zog sich die Weste zurecht und wandte sich endlich nach der Thür.

Alle Bewegungen hatte er möglichst geräuschvoll ausgeführt, in der Hoffnung, der Freund würde merken, daß er ginge, und Zeit finden, ihm noch irgend ein Wort zu sagen. Doch er schwieg.

Da meinte Rosen genug gethan zu haben. Er konnte sich nicht entschließen, noch einmal ein Gespräch anzufangen. Er wandte sich um und verließ das Zimmer.

Der andere aber begann laut zu pfeifen, daß man es bis auf den Gang hinaus deutlich vernahm. Und er pfiff, was die Leutnants manchmal trällerten:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist!"

6.

Endlich war der Augenblick gekommen, wo sich die Jäger im Saal versammelten, von dessen Decke der Himmel blau und heiter herniederlachte.

Der Herzog gab nach seiner Weise nur jedem stumm und fest die Hand. Bloß dem kleinen Rosen sagte er etwas. Sein Reiter- und Jägerherz hatte sich gefreut über den Sprung heute vom noch langgaloppierenden Pferde. Darum klopfte er Rosen auf die Schulter und flüsterte ihm zu:

„Haben Sie sich denn schon überlegt, wen Sie grüßen lassen werden? Sie wissen doch, daß Ihnen heute das Recht zusteht!"

„Jawohl, Durchlaucht!" antwortete der junge Offizier fest. Aber er fühlte wieder, wie ihm die unselige Röte ins Gesicht schoß, daß seine Wangen glühten. Der Herzog wurde abgezogen durch die eben eintretenden Bontorps, aber der alte General von Wyk, der niemals mit jüngeren Leuten zu sprechen pflegte, näherte sich und blickte Rosen freundlich lächelnd an. Er maß ihn von oben bis unten immer mit billigendem Ausdruck. Es war, als wollte er etwas sagen, und der Leutnant nahm unwillkürlich die Absätze zusammen. Doch mehr kam nicht heraus als ein kurzes:

„Recht so! Recht so! Recht so!"

Dann wandte er sich um, sich von ein paar Damen den Hof machen zu lassen, denn er war gewöhnt, von den jungen Frauen Schmeichelhaftes zu hören über seine Rüstigkeit.

Graf Woronski hatte ein paar Schritt davon gestanden und meinte: „Darauf können Sie sich was einbilden. So viel hat Excellenz von Wyk noch keinem Leutnant gesagt."

Rosen war sehr stolz, und sein Selbstgefühl hob sich noch mehr, als er von allen Seiten angeredet ward auf sein heutiges Ausheben. Gestern war er nicht viel beachtet worden. Heute beschäftigte man sich mit ihm. Er hatte sich eine Stellung gemacht.

Erst im letzten Augenblick, als es gleich zu Tisch gehen sollte, erschien die Principessa. Sie trug ein anderes Kleid als am Tage vorher, wieder mit kleinem Ausschnitt, aus dem die mattgelblichen Schultern leuchteten. Hinten an der Wand schlich sie herum und steuerte an Errdingen vorbei, der ihr eine Verbeugung machte. Den Finger auf dem Munde, zum Zeichen, daß sie nicht angesprochen sein wollte, ging sie vorsichtig weiter. Zwischen Rosen und Graf Woronski blieb sie stehen, indem sie flüsterte:

„So, hier bin ich in Sicherheit. Meine Tante hat nicht gemerkt, daß ich so spät gekommen bin. Nun sieht es aus, als ob ich schon immer da gewesen wäre!"

Dabei reckte sie sich und ließ ihren winzigen Fächer hin und hergehen. Sie sah nun ganz gleichgültig aus, beinahe gelangweilt, stand vollkommen ruhig und versuchte möglichst den heftigen Atem zu dämpfen, daß man nicht merken sollte wie sehr sie gelaufen war.

Graf Woronski fragte sie: „Was war denn wieder einmal geschehen?"

„Ich hatte keine Lackschuhe."

„Wo waren sie denn?"

„Im Schrank."

„Da konnte sie das Mädchen doch finden."

„Nein, denn der Schrank ging nicht auf!"

„Warum denn nicht?"

„Weil der Schlüssel weg war."

„Wo war er denn?"

Sie fing an zu lachen und erzählte, wie sie den Schlüssel am Morgen zum Fenster hinausgeworfen, weil ihr Mädchen ihr zur Jagd ein paar ältere Stiefel hatte geben wollen, sie aber die neuen anziehen wollte, die draußen standen:

„Verstehen Sie's nun? Da die alten eingeschlossen waren und nur die neuen dastanden, der Schrank aber nicht aufging, so mußte ich zur Jagd die neuen anziehen! Und das wollte ich. Nun aber waren die kleinen Lackschuhe auch eingeschlossen. Da mußte erst Onkels Kammerdiener geholt werden. Der hat den Schrank aufgebrochen."

Das Diner wurde gemeldet, und ein junger Herr aus der Nachbarschaft, der für die Principessa bestimmt, reichte ihr den Arm. Als sie vor Rosen herschritt mit ihrer biegsamen Figur, dachte er an das, was sie eben erzählt, und mußte lächeln. Es fiel ihm ein, wie sie ihm doch versprochen, ihm zu erzählen, warum sie gestern die Jagd nicht mitreiten gedurft. Vielleicht wegen so eines Streiches wie dieser mit dem Schlüssel!

Als sie in den Eßsaal traten, fragte ihn Graf Woronski: „Was sagen Sie nun?

Ist die Principessa nicht ein durchtriebenes Ding?"

Der Ausdruck „durchtriebenes Ding" ärgerte eigentlich den kleinen Leutnant. Der Pole erzählte weiter, wie er einmal der Herzogin etwas von ihrer Nichte hinterbracht, und wie diese ihm da eine große Scene gemacht hätte mit dem Versprechen, nie wieder ein Wort mit ihm zu reden.

Man war im Setzen, und Rosen kam zwischen Errdingen und den Grafen, als der Herzog, der es sah, über den Tisch rief: „Pardon, da drüben, das geht nicht, die Regimentskameraden dürfen nicht immer zusammenkommen. Heute sollte die Jugend zusammen sein. Pia, bringe das Regiment auseinander."

Sofort eilte die Principessa um den Tisch herum, um die Leutnants zu trennen. Ihr Herr blieb verdutzt stehen. Die Herzogin bemerkte es und bat ihn an ihre linke Seite.

Nun saß die Principessa zwischen den beiden jungen Officieren und rief: „So müßte es immer sein! Onkel hat ganz recht: die Jugend gehört zusammen. Ich klagte es Ihnen ja schon, daß die Leute hier alle so fürchterlich alt sind!"

Errdingen begann eifrig mit ihr zu reden, als wollte er sie nicht einen Augenblick seinem Freunde überlassen. Er erzählte alles mögliche von der Jagd, wie das „Brummen" seines Pferdes nicht seine Schuld gewesen, denn sonst wäre die „Queensbench", wie ihm der eine Stallmann gesagt, nie auf blanker Trense gegangen. Er sprach vom Ritt nach Haus, wie er hätte neben ihr bleiben wollen, es jedoch nicht gekonnt, weil ein älterer Herr ihn im Gespräch nicht losgelassen. Er erzählte von der Garnison daheim, wie langweilig es sei und wie schön ihm diese Zeit hier in „Herbstfrieden" erschiene.

Immer hörte die Principessa zu, aber immer blickte sie auch zu ihrem anderen Nachbar, der neben ihr saß und doch das Wort nicht finden konnte, um das Gespräch an sich zu reißen. Der kleine Rosen wußte es wohl, darin war ihm Errdingen voraus. Aber Sieger war er ja heute doch! Es machte ihn glücklich und bereitete ihm wiederum Sorge, denn er fürchtete sich vor den Worten, die er auf die Frage des Herzogs zu erwidern hatte. Sie gingen ihm unausgesetzt im Kopfe herum. Er drehte sie und wandte sie, bis er die Formel ganz vergessen hatte.

Ihm kam sogar zuletzt der Zweifel, ob es wirklich schicklich sei, wenn er die Principessa grüßen lasse. Mußte er nicht den Namen der Herzogin nennen? Seiner Gastgeberin? Der vornehmsten Dame?

Da redete ihn die Principessa lachend an: „Sie machen ja ein fürchterlich trauriges Gesicht! Was haben Sie denn? Warum reden Sie nicht mit mir?"

„Durchlaucht sprechen doch mit Errdingen . . ."

„Bitte, ich nicht, sondern er mit mir. Aber woran dachten Sie eben?"

Er machte ein verzweifeltes Gesicht: „An meine Antwort, wenn der Herzog mich nachher fragen wird."

„Ist das so gräßlich?"

„Ich vergesse immer den Wortlaut."

„Soll ich es Ihnen aufschreiben?"

Von der Seite blickte sie ihn an, mitleidig beinahe und doch den Schalk im Nacken. Er entdeckte ihr halbes Lächeln und meinte, sie scherze nur mit ihm, denn wie sollte sie bei Tisch schreiben? Doch sie zog einen kleinen goldenen Bleistift hervor, den sie an der Uhr trug, und meinte: „Geben Sie mir, ohne daß es jemand merkt, ein Menu. Dann müssen Sie nicht auf meine Finger sehen, wenn ich schreibe, sondern mich unausgesetzt unterhalten, während Sie über den Tisch gucken."

Er schob ihr verstohlen sein Menu hin, und sie begann auf dem Schoße unter dem Tisch zu kritzeln, während Rosen alles redete, was ihm nur gerade einfiel: das Tischtuch sei weiß, drüben stünde Silber, er habe heute ausgehoben, auf dem glatten Papier des Menus werde es sich schlecht schreiben lassen, heute sei der glücklichste Tag seines Lebens, er habe gefroren beim Heimritt. Dann steckte sie ihm heimlich die Karte zu, und er las: „Da mir das Jägerrecht zusteht . . ." Es war sehr deutlich zu lesen.

Der kleine Rosen bedankte sich. Am liebsten hätte er sie gefragt, wie er sie bezeichnen sollte, denn er meinte „die Principessa" doch nicht sagen zu dürfen. Den Namen hatte er aber nur das eine Mal von Graf Woronski gehört und ganz vergessen. Aber sie half ihm selbst, indem sie mit listiger Miene fragte:

„Wen nennen Sie denn?"

Er empfand ein Gefühl von Verlegenheit: „Wen soll ich denn nennen?

„Das weiß ich doch nicht!" meinte sie entsetzt. Da faßte er sich ein Herz:

„Schreiben Sie mir's auf, Durchlaucht!"

Er hatte ihr das Menu schon wieder zugeschoben. Sie lachte und begann wieder langsam zu kritzeln. Diesmal verlangte sie nicht von ihm, daß er sie unterhalten sollte, sondern begann selbst zu erzählen: ihr Doppelpony habe gestern und heute schlecht gefressen, in den nächsten Tagen wollten sie früh einmal Rad fahren, der einzige Mensch, dem er trauen dürfe, wäre sie allein ...

„Können Sie denn dabei schreiben?" fragte der junge Offizier. Sie antwortete:

„Bei dem, was ich schreibe, brauche ich gar nicht hinzusehen."

Dann steckte sie ihm das Menu zu. Vorsichtig legte er es neben sich auf den Tisch und fand die drei Worte: „Principessa Pia Lacedelli." Ehe er ein Wort sagen konnte, fragte Errdingen auf der anderen Seite die Principessa, ob es erlaubt sei, zu wissen, was sie da geschrieben. Beinahe zu gleicher Zeit war der Champagner eingeschenkt worden. Der Herzog hob sein Glas, und während sich aller Blicke auf Rosen richteten, neigte er sich ein wenig gegen den jungen Offizier und that die Frage: „Welche Dame, lieber Leutnant Rosen, sollen wir grüßen?"

Des kleinen Rosen Wangen überzogen sich mit brennendem Rot. Er warf noch einen Blick auf das Menu, während seine Nachbarin ihm zuraunte: „Ablesen!"

Dann hob er sein Glas und sprach fest und sicher:

„Da mir das Jägerrecht zusteht: Ihre Durchlaucht, Prinzessin Pia Lacedelli!"

Alles hob die Gläser, neigte sich gegen die Principessa und trank, während draußen wie am Tage zuvor auf den Wink des Haushofmeisters der „Damengruß" von den Hörnern geblasen wurde. Sie hatte nur mit dem kleinen Rosen angestoßen, den Andern bloß zugenickt. Als sie die Schale von den Lippen setzte, meinte sie:

„Sie haben Ihre Rede sehr gut gehalten, aber Sie waren es mir auch schuldig, denn hätte ich Ihren Gaul nicht beim Zügel genommen, so hätten Sie nicht ausheben können."

Ehrlich antwortete er: „Pardon, ich hätte auch so ausgehoben, denn daß Sie das Pferd hielten, habe ich erst später gemerkt."

„So! Wollten Sie denn durchaus?"

„Ja."

„Warum?"

Von der Seite blickte sie ihn an. Lauernd hatte sie gefragt, und sie atmete schneller. Da faßte er sich ein Herz. Es war ihm, als gestünde er dem jungen Mädchen damit, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht:

„Weil ich auf Ihr Wohl trinken wollte."

Die Principessa gab keine Antwort, sie kicherte und schob sich das Kleid mit leichter Handbewegnng an der Schulter wieder herauf. Diese Antwort schien sie erwartet zu haben. Aber damit war des kleinen Rosen Wortvorrat erschöpft, er wagte sie nur noch stumm zu betrachten, und sie gab von Zeit zu Zeit einen Blick zurück. Doch nun fing sie an, sich mit Errdingen zu unterhalten.

Je mehr dieser redete, desto stiller wurde Rosen, desto weniger kam ihm ein Wort, das er der Principessa hätte sagen können, bis sie ihn fragte: „Herr von Rosen, Sie haben mir ja den Lauf des Schauflers nicht geschickt!"

Er erschrak. Das hatte er ganz vergessen, und nun lag der Hinterlauf drüben auf seinem Bett. Darum stammelte er, daß er sein Versehen nachholen und ihn sofort nach Tisch holen werde.

Die Herzogin hob die Tafel auf, und man ging wieder hinüber in die anderen Säle. Sofort suchte sich der kleine Rosen davonzustehlen. Er hatte alle nach Tisch begrüßt, bloß seinen Regimentskameraden nicht. Als der junge Offizer eben den Saal verlassen wollte, fragte ihn Graf Waronski: „Wo wollen Sie hin?"

„Ich habe den Lauf vergessen und will ihn holen."

„Haben Sie denn schon Blumen?"

Daran hatte er nicht gedacht, und der Graf winkte als alter Freund des Hauses einen Diener herbei mit dem Auftrage, den Lauf zu holen und zugleich beim Schloßgärtner den Blumenstrauß, der täglich fürs Halali gebunden wurde und nun schon wartete. Rosen konnte dableiben.

Der Diener kam mit dem Blumenstrauß,

in dem der Lauf steckte. Nun mußte der Leutnant die Principessa suchen. Als er durch die Räume schritt, sah ihn die Herzogin. Sie winkte ihm: „Thun Sie mir einen Gefallen! Meine Nichte ist wieder ohne Umhang auf die Terrasse gegangen. Sagen Sie es ihr. Sie soll sich nicht erkälten!"

Sofort trat er auf die Terrasse hinaus. Kein Mensch war zu sehen. Im Licht des Mondes lag dämmernd vor ihm der Park. Von weitem klang das Plätschern des Brun-

dem kleinen Leutnant diese Ruhe wohl. Die Kühle des Abends erfrischte seine von Wärme, Erregung und den paar Gläsern Champagner glühenden Wangen. Er fühlte sich so unendlich glücklich. Langsam ging er vor bis an die Galerie, wo die Putten standen. Er stützte die Hände mit dem Blumenstrauß auf den kalten Stein und sah in den Garten hinunter, wo die Wasser plätscherten.

Er dachte an die Principessa. Es war ihm, als brauche er nicht zu reden mit ihr, sie nicht einmal zu sehen. Der

Aus unserer Bildermappe:





Vasen in Altsilber. Modelliert von Albert Meyer-Geislingen.

nens. Die Sandsteinfiguren auf der Galerie, die rings um die Terrasse lief, zeichneten sich dunkel ab. Auf die Steinplatten vor ihm fiel der helle Lichtschein aus der Thür und aus den Fenstern. Von den Seiten schauten die hohen beschnittenen Hecken herüber wie schwarze Mauern, und darüber ragten einzelne Wipfel, deren Rauschen klang, wenn sie ein Windstoß bewegte.

Hier schien die Principessa nicht zu sein. Hier war alles einsam, alles still.

In seiner gehobenen Stimmung that

Gedanke allein genügte ihm, daß er sie liebte.

In seinem Leben war er solchem Mädchen nicht begegnet. Und sie war — eine Principessa! Der Titel hatte einen eignen Zauber für ihn, wenn er sich erinnerte, wie er, der Leutnant Rosen, der Sohn der Geheimratswitwe aus Liegnitz, die gern, doch knapp aufbrachte, was er brauchte, eine Fürstentochter in sein Herz schloß!

Wie das enden sollte, wußte er nicht, nur das schien ihm gewiß, daß auch sie

Gefallen an ihm gefunden. Und er drehte sich um, nach den erleuchteten Fenstern von „Herbstfrieden“ zu spähen. Ein paar Schatten fielen auf die Terrasse, man sah drinnen sich jemand bewegen, hin und her gehen, Lachen klang heraus.

Da war es ihm, als knirsche der Sand unten vor der Terrasse, und wie er sich zurückwandte zum Park, sah er ein helles Kleid und erblickte die Principessa. Sie schaute herauf mit den scheinbar erstaunten Worten: „Herr von Rosen?“

„Durchlaucht?“

„Sind Sie es?“

„Gewiß, ich bin's!“

Er lief mit eiligen Schritten über die Terrasse an die Seitentreppe. Nun entdeckte er erst, daß dort in einer flachen Grotte eine steinerne Bank stand. Auf dieser mußte die Principessa, die so plötzlich aufgetaucht, gesessen haben.

Er streckte ihr den Blumenstrauß entgegen: „Durchlaucht — hier. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich es vergessen habe!“

Sie nahm die Blumen und sprach scherzend: „Ich will gnädig sein, Herr von Rosen, und Ihnen verzeihen.“ Dabei winkte sie ihm zu, von oben herab und hob ihr vornehmes Köpschen mit der Nasenspitze in die Luft. Sie trug richtig nichts auf den Schultern.

Der kleine Rosen machte ihr einen Vorwurf daraus und erbot sich ihr, wie gestern, einen Umhang zu holen. Sie lachte ihn aus, doch als er erklärte, es der Herzogin versprochen zu haben, gab sie zu, daß er ginge, denn in den heißen Saal wollte sie auf keinen Fall zurück. Und nun machte sie ihm einen Vorschlag: sie wollte mitgehen, aber nicht durch das Innere des Schlosses, sondern außen herum. Von hinten, von der Hofseite kämen sie dann in die große Vorhalle. Dazu wollten sie den Weg durch den Park nehmen.

„Das ist fürchterlich unheimlich!“ meinte sie und machte ein ernsthaftes Gesicht. Der junge Offizier dachte aber im stillen, es wäre wohl weniger unheimlich als unpassend. Darum äußerte er seine Bedenken in der Frage: „Geht denn das?“

„Warum nicht?“

„Ich dachte . . . es . . . es . . . ginge nicht gut.“

Sie lachte ihn aus und sagte in so stolzen Worten, daß sie nicht begreife, was denn dabei sein sollte, daß er ganz klein ward in der Annahme, sie könnte etwa finden, wenn eine Principessa das thäte, so wäre eben nichts dabei. Aber kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, als sie Stimmen vernahmen. Erschrocken blickten sie sich an. Die Laute erklangen über ihnen auf der Terrasse und kamen immer näher. Da nahm die Principessa den jungen Offizier beim Ärmel und zog ihn in die Grotte hinein, die sie zwar einem Vorübergehenden nicht verbarg, die sie aber den Augen etwa oben auf der Terrasse Stehender entzog.

Sie hielten den Atem an, um zu lauschen. Es waren Männerstimmen, die sprachen. Nachdem sich das Ohr gewöhnt, verstand Rosen einige Worte. Von „Suchen“ war die Rede.

„Wir werden gesucht!“ flüsterte sie ganz leise. Aber die Angst war umsonst gewesen, denn bald stellte es sich heraus, daß von Cigarren die Rede gewesen. Eine leichtere Sorte wollte der eine zu bekommen „suchen“.

Die Principessa hatte es heraus, wer es war: der Monocle-Major und ein Schloßherr von einem der Heidegüter. Die Stimmen entfernten sich wieder, und die beiden in der Grotte atmeten auf. Sie schickten sich an herauszutreten, als plötzlich wieder Schritte klangen. Sie hatten gerade noch Zeit, zum zweitenmale ihr Versteck aufzusuchen. Diesmal beugte sich oben der eine der Redenden über das Geländer. Man hörte es am Klang. Deutlich war zu vernehmen:

„Ich habe sie doch gesehen . . .“

Jetzt erschrak der junge Offizier, und der Principessa mußte es ebenso gegangen sein, denn sie ergriff plötzlich ängstlich seine Hand und preßte sie mit aller Kraft. Ihre kleinen scharfen Nägel gruben sich in sein Fleisch, daß er sich beherrschen mußte, um nicht einen Laut von sich zu geben. Dann ließ der Druck erst allmählich nach, als oben der andere sagte:

„Da liegen sie . . . Hoffentlich nicht naß geworden . . .“

Sie hatten wieder von Cigarren gesprochen. Die Principessa flüsterte:

„Die scheinen von gar nichts anderem zu reden!“

Der kleine Rosen hielt noch immer ihre Hand in der seinen. Es durchrieselte ihn heiß, das warme Fleisch zu fühlen. Endlich konnte er sich nicht mehr beherrschen und wagte es, die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen zu ziehen. Als er es gethan, ward ihm bange, und er schämte sich, aber nun war es ja doch zu spät.

Die Principessa that nicht, als wäre irgend etwas geschehen, sie meinte nur eilig: „Nun wollen wir aber lieber doch gleich von vorn hereingehen. Ich will erst durchs Fenster gucken, ob meine Tante uns auch nicht sieht, sonst kriege ich was ab, daß ich so lange draußen gewesen bin."

Stumm schritten sie die Treppe hinauf, stumm gingen sie nebeneinander her, der hellleuchtenden Thür zu. Er meinte, auf ihren schmalen Lippen ein Lächeln bemerkt zu haben.

(Schluß folgt.)



Frühling im Süden.

Von

Reinhold Fuchs.

Stolzgipflige Bergeslinien;
Wildwasser in hallender Schlucht;
Breitästige, schwankende Pinien
An schimmernder Meeresbucht;
Von Veilchen, Narzissen, Tazetten
Verschwendrisches Duften und Blühn
Um die schwellenden Hügelketten
Unter Myrten- und Lorbergrün!

Azuren rollen im Takte
Die Wogen ans Ufergestein;
Fern schwimmen der Inseln gezackte
Felshäupter in rosigem Schein;
Selbst über die bröckelnde Mauer
Des grauen Korsarenturms
Rieselt ein Blütenschauer
Im Hauche des Frühlingssturms.

Um Trümmer versunkener Reiche,
Um den mythenumwobenen Strand,
Schlingt jauchzend der Lenz nun das weiche
Smaragdene Hochzeitsgewand,
Und selbst in die dunkelsten Gassen
Des Städtchens leuchtet hinein,
Der Armut Wangen, die blassen,
Umkosend, der Sonnenschein.

Nicht schüchtern aus eisiger Hülle,
O Frühling, ringst du dich hier,
Nein, jubelnd in prangender Fülle,
Entrollst du dein Siegespanier,
Und selig fühl' ich, geborgen
An des Südmeers wonnigem Saum,
Die nordischen Schmerzen und Sorgen
Zerrinnen wie Wogenschaum.



Nach einer Photographie von Dornac & Cie. in Paris.

Alphonse Daudet in seinem Arbeitszimmer.

Auf den Spuren Alphonse Daudets.

Von

Edmund Schüler.

(Abdruck verboten.)

Wie mein Dichter die Welt sah, das hab' ich gezeigt. Das Spiel kann beginnen" — so singt, bevor der Vorhang sich hebt und die Tragödie des Bagliazzo beginnt, der Prologus Leoncavallos.

Mir ist das Wort jedesmal ganz besonders sympathisch aufgefallen; — vor jedem dichterischen Werke, das nicht etwa Gelegenheitsdichtung ist, sollte es eigentlich stehen oder stillschweigend vorausgesetzt werden; denn es betont die einzig mögliche Weise dichterischer Schöpfung, die der rein subjektiven, persönlichen Anschauung und Wiedergabe dessen, was den Dichter umgibt, was er erlebt. Nicht die äußere Form, nicht der künstlerische Vorwurf, nicht die Schreibweise sollten bestimmend für die Beurteilung eines Schriftstellers sein, nicht hiernach sollte man ihn einreihen in eine der so schön erfundenen Klassen der Realisten, Naturalisten, Veristen und wer weiß was für Isten! Nein, dieses Äußere kann immer nur eine Folge der inneren Überzeugung vom Wesen und vom Werte der Welt sein, wie sie der Dichter in seinem Leben und seinem Charakter gemäß sich angeeignet hat. — „Wie er die Welt sieht", so soll er dichten, unbekümmert um die Fächer der Kritikerregistratur, in deren eines ihn die einteilungsbedürftigen, ordnungs-

frohen Registratorenseelen einreihen möchten. Dann entsteht nicht jener bedauerliche Streit der Schulen: „Hie Symbolismus, hie Naturalismus“ und dergleichen, sondern dann gehen eben, wie auch sonst in der Welt, in erquicklicher Verschiedenheit und Abwechselung die einzelnen Charaktere nebeneinander her; sie bekämpfen sich nicht, sie ergänzen sich vielmehr; sie verkleinern sich nicht, sondern heben sich im gegenseitigen Kontrast.

Darum sollte man es als Kennzeichen eines wahren Künstlers betrachten, wenn die widerstreitendsten Naturen sich in seiner Anerkennung, in seiner Freundschaft vereinigen können, ohne ihre Eigenart aufzugeben. —

Als am 20. Dezember 1897 der imposante Trauerzug Alphonse Daudets sich durch die Straßen von Paris bewegte, da war es nicht nur die große Beteiligung auch des ihm fern stehenden Publikums, welche seine Dichtergröße bewies; viel mehr sprach für ihn, daß an seinem Sarge sich die erbittertsten Gegner, die unversöhnlichsten Feinde vereinigt hatten: Emile Zola, Edouard Drumont, Lemaitre und Léon Hennique, der Testamentsvollstrecker, trugen die Schnüre des Bahrtuches; Zola auch war es, der extreme „Naturalist“, der als der nahe Freund des Verstorbenen, des großen „Realisten“, die Rede am Sarge hielt, die einzige, die gehalten wurde.

„Er war der Persönlichste von uns allen,“ sagte Zola; kürzer und besser hätte er das Lob seines Freundes nicht verkünden können.

Nicht, daß die „Persönlichkeit“ Daudets darin bestanden hätte, daß er besonders vor allen anderen stark hervortretende Züge und Eigenheiten gehabt hätte; nicht, daß er einseitig, wie z. B. Zola, und in dieser Einseitigkeit hervorragend gewesen wäre; — er hat niemals sich aufdrängen, Schule machen, seine Weisheit als die alleinseligmachende hinstellen wollen, sondern er erzählte in seiner liebenswürdigen und zugleich ernsten Art nur, wie er die Welt sah, und ließ andere sie anders sehen, — immer teilnehmend und doch ohne Selbstaufgabe.

Weshalb aber die Registratoren diesen „persönlichsten“ Franzosen, — vielleicht übrigens einzigen persönlichen, — einen Realisten nennen, das erklärt sich daraus, daß Daudet nicht nur allein, wie er die Welt ansah, von ihr geschrieben hat; — er hat auch im wesentlichen nur geschrieben, was er mit eigenen Augen gesehen, was er erlebt hat.

„Pendant des années et des années, dans un minuscule cahier vert, que j'ai là devant moi, plein de notes serrées et d'inextricables ratures, sous ce titre générique, „Le Midi“, j'ai resumé mon pays de naissance, climat, mœurs, tempérament, l'accent, les gestes —“ etc., so schreibt er in den „Souvenirs d'un homme de lettres“, als er der Entstehung des Romans „Numa Roumestan“ gedenkt. Und in der gleichen Weise hat er sich stets dieses „Skizzenbuchs“ bedient; vielen ist dies gefährlich geworden, und so mancher, der sich in seine Nähe gewagt hatte, hat sich später in eigner Person meisterhaft erkannt und konterfeit im Daudetschen Werke wiedergefunden. Wer sich aber am allergetreuesten geschildert darin findet, das ist Daudet selbst, wenigstens der Daudet seiner Jugend.

Im Jahre 1868 erschien als erstes seiner größeren Werke jene rührende „Geschichte eines Kindes“, „Le petit chose“ betitelt, deren erste Hälfte kaum etwas enthält, was nicht zur Selbstbiographie Daudets gehörte. Dieser kleine, schmächtige, winzige Knirps, der dennoch seine merkwürdigen Gedanken für sich hatte, — den die Schulkameraden deshalb „le petit chose“ nannten, ist Daudet selbst, der im Jahre 1840 zu Nîmes geboren wurde. Die Stadt ist zwar im Roman selbst nicht genannt, — wohl aber gemeint, wenn es heißt „in einer Stadt des Languedoc, in der es, wie in allen Städten des Südens, viel Sonne, nicht wenig Staub, ein Karmeliterkloster und zwei oder drei römische Baudenkmäler gab“. Ganz genau werden hier die Seidenfabrik des Vaters, der prächtige Garten und die Platanen am Wohnhause beschrieben. Und noch intimer kehrt die Beschreibung des Geburtshauses wieder in „Numa Roumestan“: Da zeigt der „große Mann“, der aus Paris alljährlich in die Heimat nach „Aps“ zurückkehrt, seiner jungen Schwägerin das graue unansehnliche Häuschen, wo er geboren, an der ziemlich breiten, mit spitzen Kieselsteinen gepflasterten Straße ohne Trottoir, zwischen einem von großen Platanen beschatteten Ursulinerinnenkloster und

einem großen alten Gebäude von herrschaftlichem Ansehen mit einem in Stein gehauenen Wappen und Inschrift: „Hôtel de Rochemaure"; gegenüber noch ein uraltes Haus, an dessen Seite sich verwitterte Säulen, Bruchstücke von Statuen und Leichensteinen, die mit römischen Zahlen besät waren, hinzogen und über dessen grünem Portale die Inschrift „Akademie" in verblichenen Goldlettern zu lesen war; — weiter unten die Baracke mit den gelben Fensterläden, die Klosterschule, wo Numa (Daudet) lesen gelernt hat. —

In Aps ist dies alles allerdings nicht zu finden, auch nicht die altrömische Arena, in der Roumestan als Knabe die Stiergefechte bewundert hat, und anderes mehr. Aps ist in Wirklichkeit ein kleiner, unscheinbarer, öder Ort, an den Abhängen der „Montagnes de Coiron" im mittleren Rhonethal gelegen; sonnendurchglühte Weinberge, braungelbe kahle Hügel ringsum, außer alten, geschmacklosen und baufälligen Häusern die Reste eines alten Schlosses, — das ist alles, was ich mich erinnere dort gesehen zu haben, als ich vom Rhonethal bei „le Teil" abbiegend nach Alais hinunterfuhr, dieselbe Fahrt, die der arme „petit chose" machte, als er von Lyon aus, wohin der Vater nach seinem Bankerott verzogen war, als sechzehnjähriger Hilfslehrer nach demselben Alais ging. — Das Aps im Numa Roumestan ist ein Konglomerat einer ganzen Menge provençalischer Städte, „un fagotage de diverses pièces", wie Daudet selber erklärt; „je l'ai bâtie avec des morceaux d'Arles, de Nîmes, de St. Rémy, de Caraillon . . ." Leicht sind diese diversen morceaux wiederzuerkennen für den, der auf den Spuren Daudets in der Provence und im Rhonethale wandert:

„Das Labyrinth von düsteren kleinen Gassen orientalischen Charakters, wo alte Frauen auf den Steinschwellen ihrer Hausthüren schlafen", — Roumestan und Hortense läßt er da herumwandern, — das ist das alte Arles. Ich gestehe, daß ich mir unter diesem Namen trotz Daudet doch immer etwas Altehrwürdiges, Monumentales vorgestellt hatte. Was findet man statt dessen? — Von einem vernachlässigten niedrigen Bahnhof führt ein Stückchen Chaussee bis an den noch erhaltenen Wall, der die Stadt umgibt. Dann geht's durch ein niedriges römisches Thor in die Stadt; vergebens läuft man kreuz und quer durch die holperigen Gassen, die mit den halb glatten, halb spitzigen Kieselsteinen aus der Rhone gepflastert sind; nichts als niedrige stillose Häuser aus gelbem Gestein, fast wie Lehmbaracken ausschauend, mit wenigen und kleinen Fensterchen, damit die furchtbare Sonne nicht zu sehr hineinscheine. Und so bleibt denn das Sonnenlicht auf der Straße zurück! Unter den sengenden Strahlen schleicht man geblendet dahin mit halbgeschlossenen Augen. — Da, plötzlich am Ende eines krummen Gäßchens eine letzte Ecke, und hinter ihr dicht vor uns steht die kolossale alte Arena der Römer, wie ein Überbleibsel aus der Gigantenzeit zwischen den kläglichen Häuschen der modernen Zwerge. Zwar ist ihre Attika zerstört; aber das doppelte Stockwerk der mächtigen 60 Bogen ringsum, aus schweren Quadersteinen ohne Cement zusammengesetzt, noch fast unversehrt. Später fanden die Sarazenen den Bau sehr wohl zu einer Festung geeignet: nur einige hohe Türme bauten sie außen heran über die Thore; drei davon stehen noch, der höchste ist besteigbar. Von da oben übersieht man das winklige Gehäuf der baufälligen Häuschen, die sich eins ans andere lehnen, ganz vortrefflich. Die runden Ziegel der schrägen und geraden Dächer sind von derselben rötlich lehmigen, schmutzigen Farbe, wie die Wände. Selten sieht man von oben in eine Straße hinein; sie sind zu krumm und schmal. Ein nur wenig erhaltenes altrömisches Theater zur Linken, eine weißschimmernde Trümmerfläche — einige wenige wunderlich gebaute Glockentürme hier und dort — rings um die Stadt draußen bis in weite Ferne hügeliges Land, ebenso rotgelb wie die Dächer in der Nähe, nur selten unterbrochen von einem kaum unterscheidbaren Bauernhaus mit einigen Cypressen und Ölbäumen — und das Ganze in ein traumhaft schillerndes, weißes, glühendes, sengendes Sonnenlicht getaucht, welches über die sonst trostlose Öde einen märchenhaften Schimmer breitet. Es flimmert und leuchtet über den verschwimmenden Hügeln am Horizonte, über dem silbernen Bande der Rhone, die sich nach Süden und Norden, genau wie auch das Land, in einem endlosen Meere von Licht zu verlieren scheint.

Nicht die dunkele Nacht, nein, die

glühende Sonne hat hier ringsum alles in tiefen Schlaf gesenkt, und noch viel stiller, noch viel einsamer, noch viel zauberhafter erscheint dieses Schlummern unter dem weißschimmernden Himmel. —

Wenn aber die Sonne sich zu neigen beginnt, dann ist es, als ob all dieses Schweigen nur ein verhaltenes, absichtlich zurückgedrängtes Getöse, Geschrei, Gesinge, Gelaufe gewesen wäre. Dann kommt es aus allen Thüren, durch alle Gassen, das lustige Völkchen von Arles, — dann machen die vielen kleinen Cafés ihre Läden auf, die Marmortischchen rücken auf die Straße, Männer sitzen heran und beginnen alsbald einen Höllenlärm beim Karten- und Würfelspiel, — und schlanke braune Mädchen und Frauen mit ihren koketten Spitzchen und Schleifchen auf den dicken braunen Haarknoten spazieren zierlich und blickewerfend an dem darob ganz erstaunten und seligen Fremden vorüber. — Kein Wunder, wenn der arme „Jan" von Pampérigouste seine dunkeläugige Arleserin nicht lassen konnte, ob er sie auch seiner unwürdig fand, ob auch der Vater sie nicht in sein Haus aufnehmen wollte: — So zu lesen in Daudets „Arlésienne," einer meisterhaft kurz und ergreifend geschilderten Liebestragödie, in der die ganze Glut des provençalischen Charakters wiedergegeben ist. Ich habe das Glück gehabt, gerade diese „Arlésienne" mit der Musik von Bizet, die in ihrer düsteren Leidenschaft sich wunderbar dem dichterischen Stoffe anpaßt, auf einer französischen Bühne zu sehen; nichts kann die echt volkstümliche, wahre Kunst Daudets mehr beweisen, als die Ergriffenheit und Rührung dieses sich selbst wiedererkennenden Publikums! —

Übermäßig leidenschaftlich und vom Moment erregt sind diese Provençalen, — wie nach dem einen, so nach dem anderen Extrem. Fast scheint es dem überlegenden Nordländer, als steigerten sie absichtlich bei passender Gelegenheit ihre Erregung; in der Erzählung irgend eines Vorganges, im Wortstreit, — immer ein beängstigendes Crescendo, das jedoch plötzlich im höchsten Fortissimo abbricht und sich gemächlich zu etwas anderem wendet.

Wenn im provençalischen Dorfe am Abend die Jugend auf dem Dorfplatze zusammenkommt, möglichst noch zur Zeit der Messen und Feste, im Oktober, zu der mich der glückliche Zufall gerade dahinunter verschlagen hatte, dann beginnt beim Scheine eines großen Scheitfeuers und der bunten Papierlaternen, die von allenthalben aus dem Dunkel auftauchen, — bei Trommeln und Pfeifen und Singen die „Farandole" sich zu ordnen; um das flackernde Feuer dreht sich der tanzende Kreis, immer stürmischer wird die wie von geheimem Zauber begeisterte Runde, immer toller wird die Musik, immer lauter das Fest, das erst die Dämmerung des anderen Tages beenden kann; — da sind die Provençalen in ihrem Element.

Noch hetzer aber geht's in der Arena her! Nicht nur in Arles ist eine solche. Die Arena von Aps in Numa Roumestan ist ein „morceau" von Nimes, das wohl die stattlichste von allen hat und die besterhalten. Dort spähten der kleine Roumestan-Daudet und seine Kameraden am Sonntagnachmittag — sie hatten keine zehn Sous, sich ein Billet zu kaufen — durch die Gitter und schweren Mauern hindurch nach dem Inneren des Cirkus, — „die mit blendendweißen Strümpfen bekleideten Beine der Stierfechter, das wütende Stampfen der Tiere, der Staub, den der Kampf aufwirbelte und der mit dem Geschrei, dem Gelächter, den Bravos, dem Gebrüll und dem ganzen Getöse, das sich aus dem vollen Gebäude erhob, in den Lüften verschwand." — Am Sonntagnachmittag ist überall in der Provençe und im ganzen Südfrankreich, wo nur eine Arena ist, das gleiche Bild, — in Béziers, in Cette, in Montpellier, in Bayonne &c. — Aus dem ganzen Lande, oft viele Stunden Eisenbahnfahrt weit, kommen die Menschen in hellen Haufen nach dem Ort zusammen, wo gerade die berühmtesten Stiere oder Stierfechter auftreten werden. Für zehn Sous ist nach meiner Erfahrung kein Platz zu haben, — sie kosten 3—20 Francs; willig bezahlt die begeisterte Menge hier ihre letzten Groschen. Eine ungeheure Menschenmasse drängt die brennendheißen Stufen des Amphitheaters hinauf, Kopf an Kopf harrt das Volk geduldig auf den durchglühten Steinplatten aus, um einen guten Platz zu erhalten. Riesige Tücher schweben, ausgespannt gegen die Sonnenstrahlen, auf der einen Seite darüber; man

gestikuliert, man wettet, man feiert diesen Stier und jenen „Matador.“ Die Matadores, die Banderilleros, in ihren schillernden Kostümen sitzen ruhig unten in der Arena. Immer bunter wird die Menschenmenge ringsum. In einer besonderen Loge sitzen Numa Roumestan, seine schöne Gattin und seine holde Schwägerin mit den blonden Haaren; ein hellgrünseidenes Kleid, mit weißem Flaum besetzt, trägt sie und fächelt sich Kühlung zu mit einem goldglitzernden spanischen Fächer. Die Stimmen von über 30 000 Menschen schwirren durch den mächtigen ovalen Raum — da! Die Picadores steigen zu Pferde, sie legen die Lanze an, der Zwinger öffnet sich, — ein brauner, fürchterlich blickender Stier, in seiner verhaltenen, noch ziellosen Wut eines der unheimlichsten Bilder, die ich je gesehen, — er stürzt auf den ersten Reiter zu. — Von einem Stoß liegen Pferd und Mann am Boden, andere Kämpfer mit roten Tüchern lenken den Stier von seinem Opfer ab. Wie eine ferne Brandung beginnt das Beifallsgemurmel der tausendköpfigen Menge zu schwellen und zu fallen. Ein zweites, drittes, sechstes Pferd stürzt tot zusammen, auch der Stier blutet am Nacken von den Stäben der Banderilleros. „Mehr Pferde! Mehr Pferde!“ brüllt die wütende Menge, der noch nicht genug gemordet worden ist. Sie heult und pfeift, als ihr nicht gewillfahrtet wird. Der Matador tritt in den Kampf, mit seinem Stoßdegen allein der wütenden Bestie gegenüber. Er reizt sie, auf ihn loszustürzen — das Getobe der Menge wächst — da stößt der Matador zu; dicht vor ihm hin sinkt der Stier in die Kniee und zur Erde — ein Getöse, ein jubelndes Gebrüll, Tücherschwenken, Hütewerfen, Apfelsinen- und Cigarrenregen, Blumensträuße, Händeklatschen, ein rasender Beifall bricht los und steigt donnernd zum Himmel — es ist unbeschreiblich! Die zarte „Hortense“ im hellgrünseidenen Kleide und mit dem spanischen goldenen Fächer, die mit Herzklopfen und großen Augen zugesehen hat, lächelt unter ihrem duftigen Tüllhut, ein leuchtender Strahl ihres dunklen Blickes gleitet zu mir herüber — — doch ich gerate auf Abwege: Eine „mise à mort“ wird im Roumestan garnicht beschrieben, sondern nur „Courses landaises“, Ringkämpfe und andere Spiele, wobei nicht getötet wird, — und Daudets „Hortense,“ mit der er die Südfranzösin verkörpern wollte, hat auch kein hellgrünseidenes Kleid und keinen goldenen Fächer; — dies sind alles „morceaux“ aus Béziers, wo beim Stiergefecht die junge Tochter des Herrn „Maire“ der Stadt und des „Président“ der Spiele neben mir in der Loge saßen — und — &c.

Hier will ich nicht weiter errötend ihren Spuren folgen, sondern Daudets! Le petit chose ist anfänglich recht glücklich in Nimes gewesen im wohlhabenden Hause des Vaters bei der Fabrik, — mit den alten Platanen. Aber kurz nachdem er 1847 auf das Kolleg mit den gelben Fensterläden gekommen war, begannen die Verhältnisse des Vaters sich infolge der Revolutionsstürme zu verschlechtern. Nun zieht die Familie um, in das alte Haus in der Rue Séguier, — und als die Lage immer schwieriger wird und die Fabrik verkauft ist, nach Lyon in eine düstere Mietswohnung der lärmenden Handelsstadt. Wohl treibt sich le petit chose an den Kais der Rhone umher, anstatt in die Schule zu gehen, wohl gefällt ihm das laute Treiben der Matrosen, aber einen dauernden sympathischen Eindruck hat Lyon Daudet nicht gemacht — konnte es auch mit seinem hastigen, nur praktischen Handelstreiben gar nicht machen! — Und so vergaß er es in seinen Werken. Nur eins ist für ihn hier bedeutend geworden: Der alte Antiquar, der den beiden Brüdern Daudet für gute Worte all seine guten und schlechten Bücher zu lesen gab, und der dadurch in beiden die Lust zum Dichten weckte. Hier in Lyon schrieb Ernest Daudet, der Ältere, sein erstes Werk, „Religion“ betitelt, außer diesem Titel in großen Buchstaben brachte er's allerdings nicht weiter, und seine ersten Zeitungsartikel, — Alphonse aber die ersten Gedichte, die nachher in die Sammlung „Amoureuses“ aufgenommen wurden, und einen Roman, der verloren ging. —

Auch in Lyon hielt sich der alte Daudet nicht; die Familie ging auseinander. Alphonse ward Hilfslehrer in Alais. Aber lange hielt es ihn nicht in der traurigen Stellung, wenn's auch wohl nicht gar so schlimm gewesen sein mag, wie der petit chose erzählte! Er folgte am 1. November 1857 seinem Bruder nach Paris, wo



Interieur eines arabischen Hauses. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.

beide ihr Glück machten. Hier in Paris erschienen zu Anfang 1858 „Les Amoureuses“, jene Gedichtsammlung, die Daudet mit einem Schlage bekannt und beliebt machte — eine Reihe der anmutigsten und aus jugendlich frischem Herzen entsprungenen Lieder. Durch sie wurde die Kaiserin Eugenie auf Daudet aufmerksam; und die Kaiserin war es, welche den damals allmächtigen Herzog von Morny, ihren Schwager, Präsident des Conseils, veranlaßte, sich seiner anzunehmen. Im Jahre 1861 wurde Daudet dessen Sekretär, d. h. er bezog ein festes Gehalt, um seinen eigenen schriftstellerischen Arbeiten leben zu können. 1865 starb der Herzog. Unterdessen war Daudet ein selbständiger Schriftsteller geworden, ein Pariser Schriftsteller; denn, wenn er auch wohl niemals die alte Heimat, die Provence, zu lieben aufgehört hat — die neue, das große Paris, nahm ihn je länger, je mehr gefangen, und auch bei Daudet ist, wie bei allen Franzosen, jener eigentümliche Ehrgeiz, ein „Parisien“ zu sein und immer parisischer zu werden, zu beobachten. Gerade, weil er der „Allerpersönlichste“ war, weil seine Kunst in der feinen Beobachtung, im eigenen Erlebnis wurzelt, deshalb mußte auch die neue Umgebung auf die Dauer von bestimmendem Einfluß für ihn werden.

„Le petit chose“ ist während eines Aufenthalts im Languedoc geschrieben, bald nach dem Tode des Herzogs. — Aber noch während seiner Zeit als „Sekretär“ schrieb Daudet jene reizenden kleinen „Briefe aus meiner Mühle“, die in ihrer wunderbaren Frische, in ihrer unendlich feinen Stilistik, in ihrem übersprudelnden Humor, in dem ihnen inne wohnenden freundlichen, gemütvollen Ernst den rechten Poeten Daudet erkennen lassen. Es ist gar nicht zu beschreiben, wie zart, wie liebenswürdig jedes einzelne dieser kleinen Genrebilder aus der Provence anmutet. In der Nähe von Pampérigouste ersteht er die alte, verlassene Mühle — in Wirklichkeit erwarb er sie nie, er lebte nur in einem Landhause in ihrer Nähe, wie er in „Trente ans de Paris“ erzählt — die Mühle von Montauban, „un débris coulant do pierre, de fer et de vieilles planches . . . inutile comme un poète, tandis que tout autour sur la côte la meunerie prospérait et virait à toutes ailes . . . Dès le premier jour, ce déclassé m'avait été cher; je l'aimais pour sa détresse, son chemin perdu sous les herbes, ces petites herbes de montagnes grisâtres et parfumées . . .“, eine rechte Idylle. Da saß er denn und erfann die lustigen und traurigen Geschichtchen aus dem Leben der Provence, „la porte grande ouverte, au bon soleil!“ —; das Geschichtchen vom curé de Cucugnan, der um der Verworfenheit seiner „Herde“ willen sich auf den Weg zu Petrus macht und sich dessen „Hauptbuch“ aufschlagen läßt, wo dann natürlich kein Cucugnanais als Himmelsbewohner aufgeführt ist; und dann die plötzliche Frömmigkeit in Cücügnan —; das rührende Geschicht'chen von den beiden „Alten“, die er im Auftrage ihres Pariser Enkels besucht, und die ihm die sauren Kirschen zu essen geben, die eigentlich für Maurice aufgehoben waren; das Geschichtchen — aber nein! das muß man lesen, um eine reine Freude zu haben.

Ich habe die Mühle nicht gesehen — nur eine ganze Menge Mühlen sah ich am Wege, als ich auf der von Daudet beschriebenen Straße von Arles zu den Steinbrüchen von Fontvielle fuhr, Steinbrüche, aus denen schon die Römer ihre Blöcke für die Arena brachen und aus denen noch heutzutage die Arleser ihre Steine nach Arles fahren. Zur Seite der staubigen Straße erhebt sich in einiger Entfernung eine Hügelkette, mit frischem Nadelwald bestanden, dahinter schauen einige Mühlen und Dorfkirchen hervor; auf alle paßte die Beschreibung der „colline verte avec le moulin piqué dessus comme un gros papillon.“ Aber die Post, die war sicher noch dieselbe, in der er bei seiner ersten Ankunft gefahren ist — der alte gebrechliche Kasten, la bonne vieille patache qui n'a pas grand chemin à faire avant d'être rendue chez elle, mais qui flâne tout le long de la route, pour avoir l'air, le soir, d'arriver de très loin! Es war immer noch die „diligence de Beaucaire,“ deren uralte Rosse so gemächlich und deren noch viel ältere gelbe Räder so lautlos durch den tiefen, feinpulverigen, weißen Staub der Landstraße nach „les Beaux“ dahinmahlten, eine vergessene stille Welt, wo die alten Schlösser der Troubadoure mit ihren zerfallenen Mauern von einstiger Größe träumen. — —

Ehe ich die Provence verlasse, muß

ich noch eines Ortes, eines berühmten Ortes gedenken, den Daudet so göttlich geschildert hat — und das ist Tarascon — südlich von Avignon, östlich von Nimes, an der Rhone. Hier lebte, hier starb — oder nein! er starb ja in Beaucaire auf dem anderen Ufer der Rhone, nachdem er zum erstenmale in seinem Leben die Rhonebrücke überschritten hatte, die beide Städte verbindet. Konnte er doch nicht ohne Tarascon leben — der „große, der berühmte Tartarin de Tarascon!" Ja, zu sehen ist allerdings wenig mehr als das uralte Schloß, das jetzt als Gefängnis dient, wo ja der große, der berühmte, der für die Welt zu gute Tartarin ebenfalls eingekerkert war, und die freundliche Promenade rings um die Stadt, die der große, der berühmte Tartarin acht-, ja zehnmal hintereinander absolvierte, um sich auf seine Bergtouren in den Alpen vorzubereiten. Sonst bemerkt man eben nur ein unendlich stilles, biederes Städtchen mitten in der Sonne, das auch, wenn diese untergeht, nicht viel lebendiger wird. Das war aber gerade der rechte Ort, wo Daudet seinen Tartarin auftreten lassen mochte, diesen bequemen, harmlos genußsüchtigen armen Mann, den sein phantasievoller Geist in so grauenvolle Abenteuer verwickelte! Der so viel Bücher über Shangai gelesen hatte, daß er dort besser Bescheid wußte, als die Chinesen, und der deshalb immer von seiner Reise nach Shangai erzählte und doch niemals dagewesen war, und der doch nicht log, weil er nun selber glaubte, dagewesen zu sein! Der endlich auf die Löwenjagd nach Algier fahren muß, da er doch zu viel davon zu seinen Freunden gesprochen hat, und der dann elend und arm, ohne Beute, nur ein abgemagertes Kamel, das ihn tief in sein Herz geschlossen hat und nicht wieder verlassen will, hinter sich, wieder in Tarascon einzieht. — Das ist der Tartarin, den Daudet schon 1868 schrieb (1872 herausgegeben), und in dem noch Tarascon und die Provence das Theater sind, abgesehen von den Scenen in Algier, für welche Daudet übrigens auch nur eigne Beobachtung verwendet hat (1861—1862 lebte er aus Gesundheitsrücksichten im afrikanischen Frankreich). — Dieser Tartarin ist rein eine groteske Parodie allerlustigsten Stils auf seine guten Provençalen, gerade wie Numa Roumestan auf der anderen Seite eine ernsthafte Schilderung seiner Heimat und dieses merkwürdigen, oberflächlich leidenschaftlichen, zugleich guten, zugleich brutalen Volkscharakters sein soll.

Der zweite Tartarin, der „sur les Alpes" (1886), spielt fast ausschließlich in der Schweiz, eine mir schwächer erscheinende Fortsetzung des ersten. Auch hier schöpfte Daudet aus eigener Erfahrung. Diese ergötzliche Schilderung der Table d'hote auf Rigi-Kulm! Das Stillschweigen der steifleinenen, stirnrunzelnden Gäste, ihre souveräne Verachtung, die sie gegeneinander affektieren! Und das alles erklärt aus dem Hasse, der sich wegen der Reis- und Pflaumenkompots in der Gesellschaft fühlbar macht, so daß diese sich in zwei feindliche Parteien, die Reisleute und die Pflaumenleute teilt! — Und in diese reservierte Runde platzt nun, wie eine Bombe, der überlaute, zuthunliche Tartarin!

Endlich der dritte Tartarin, „Port Tarascon" (1890), eine Auswanderung des gesamten Tarascon in eine Kolonie im fernen Ocean und ihr schmähliches Ende, die Rückkehr der von einem schwindelhaften Gründer verführten unbedachten Tarasconeser, das hat mit Tarascon kaum mehr etwas zu thun. Es ist eine Satire auf die französische Kolonialpolitik, eine allerdings musterhaft geschriebene Satire. Aber 1890 war Daudet schon ganz Parisien, nur Franzose, nicht mehr Südfranzose. Mit Numa Roumestan schließt die Reihe der Werke, in denen er von seiner Provence erzählt. An sich wäre das ja wohl gleichgültig. Warum sollte er seine Personen nicht auch in Paris auftreten lassen? Aber eine andere Veränderung geht mit dieser ersten Hand in Hand: allmählich, ganz allmählich wird aus dem gemütvollen, lustigen, humorvollen Poeten der Provence ein vom Pessimismus des Seinebabels angekränkelter Pariser Schriftsteller.

Der erste große Pariser Roman, den Daudet schrieb, ist „Fromont jeune et Risler aîné" (1874); dieser war es, der seinen Pariser und seinen Weltruhm über alle Zweifel erhob und befestigte. Und mit Recht: denn neben die düsteren Bilder aus der genußsüchtigen Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches hat er die freundlichen, rührenden, humorvollen Gestalten der „pauv'

petite mam'zelle Zizi", der kleinen hinkenden Putzmacherin, des zwar unsympathischen, aber äußerst komischen „illustre Delobelle", des verkannten, schauspielerischen Genies, gestellt; und, da es ihm immer noch düster schien im Werke, setzte er mitten hinein die „Legende vom kleinen blauen Mann," der über die Dächer von Paris wandelt, ein allerliebstes, komisches Männlein! — Aber was mäkelten die Pariser Kritiken gerade hieran! Das paßte absolut nicht in ihre Registratur.

Sie hätten ihre Mahnungen gar nicht nötig gehabt: Wie kann denn in Paris, wo auf den Boulevards die ungeheuere Menge der Menschen fin de siècle einherflaniert, wo in den üppigen Restaurants die übereleganten Parisiens mit den noch „feineren" Parisiennes dinieren und soupieren, wo hinter all dem äußeren Putz sich das größte materielle und seelische Elend verbirgt, wo, wer nicht reich wird, in der ödesten Mietskaserne unter allerlei unqualifizierbarem Gesindel wohnen muß — wie können da wohl Poetenstückchen, echte Poesie, Gemüt, Humor nnd Frohsinn gedeihen? Sie verkümmern dort mit Sicherheit. Und so ist es denn natürlich, wenn die Reihe der späteren Werke Daudets immer weniger von der ursprünglichen Heiterkeit des Provençalen verspüren läßt.

„Jack" (1876), die Geschichte eines unglückseligen Knaben, der seinen Vater nicht zu nennen weiß, dessen Mutter ein oberflächliches Weib ohne Herz und Bildung ist, — und der in der grausamen Welt zu Grunde geht; „Le Nabab" (1878), auch einer, der schuldlos untergeht, der ohne zu wollen Unglück schafft, weil er zu gutmütig und zu beschränkt für die große Welt von Paris ist; „L'Evangéliste" (1883), eine Tochter, die in die verbrecherisch-fanatischen, frömmelnden Kreise einer religiös überspannten Frau gerät und ihre alte Mutter verläßt und sie sich zu Tode grämen läßt, ohne sie zu trösten; endlich das berühmte „Sapho" (1884), das an seiner Charakteristik, an Beobachtung, an Stil alle anderen Romane übertrifft, dessen Milieu von Curtisanen, verbummelten Künstlern und energielosen Schwachköpfen aber nicht mehr erfreuen kann; — das sind so die Pariser Typen, die naturgemäß dem „allerpersönlichsten" Dichter in die Hände geraten mußten. Immer seltener werden in diesen Romanen die erquickenden Episoden: Im Nabab die Familie Joyeuse, ein Witwer mit vier Töchtern, — die älteste, „bonne maman", führt die Wirtschaft, — das ist noch eine an Humor reiche Idylle; auch Bélisaire, der alte Korbmacher, der sich des armen Jack so rührend annimmt, obwohl er selbst ein geplagter Mann ist, der nicht das Geld hat, sich ein Paar Stiefel zu kaufen und seine Madame Weber heimzuführen, ist doch ein Mensch mit gutem, fröhlichem Herzen, der nicht umkommt.

Aber schon in Sapho, Les rois en exil (1880) und l'Evangéliste fehlen solche Figuren ganz, — und vollends düster und pessimistisch ist die Welt in „Les enfants dans le divorce" (1891) und „Rose et Ninette" (1892) geworden. Die Misere hat die Oberhand gewonnen, allerhöchstens tritt an die Stelle des alten Humor einmal Satire und bittere Ironie.

Das hatte Paris vollbracht. Und den Parisern gefiel es so. Mir jedoch will für uns Deutsche der liebenswürdige junge Poet Daudet besser passen, — um so viel mehr, als ich seine Provence seinem Paris vorziehe, das mir, von seinen gewaltigen Kunstschätzen abgesehen, nicht hat gefallen wollen. Dort mangelt es an Natürlichkeit, an Offenheit, an wirklicher Fröhlichkeit; was an ihre Stelle getreten ist, ist Übermaß und Unbefriedigung, Lüsternheit und Roheit.

Wie mag's nur gekommen sein, daß er selber nicht einmal wieder an die heimatliche Sonne und an den Frieden seiner Mühle zurückgedacht hat, auch öffentlich? Sicher nicht nur, weil er der „persönlichste von allen" war: Denn da steht es zu lesen, in der letzten der lettres de mon moulin:

„Ah! les bons Provençaux que nous faisons! Là-bas, dans les casernes de Paris, nous regrettions nos Alpilles bleues et l'odeur sauvage des lavandes (Lavendel); maintenant ici, en pleine Provence la caserne nous manque, et tout ce qui la rapelle nous est cher! . . . Et moi couché dans l'herbe, malade de nostalgie, je crois voir . . . tout mon Paris défiler entre les pins . . .

Ah! Paris . . . Paris . . . toujours Paris! —

Ja, dieses ewige Paris, — unbegreiflich!

1848.

Von

Professor Dr. Erich Marcks-Leipzig.

Nach all den Gedenkfeiern der letzten Zeit bringt der März 1898 Deutschland die eigentümlichste, die es begehen könnte: die Gedenkfeier seiner Revolution. Wieweit man sie feiern wird, weiß ich nicht; die Gedanken werden sich sicherlich überall in die Tage der Frühlingsstürme unseres Staatslebens zurückwenden. Den Älteren, denen, die 1848 schon mit Bewußtsein oder gar selbsthandelnd miterlebt haben, mögen es doch wohl Gedanken einer bereits halbverhüllten Erinnerung sein. Den Jüngeren wenigstens macht die Geschichte des Revolutionsjahres den Eindruck von etwas entschieden Fremdem; sie fühlen sich in eine andere Welt versetzt, und jene überlebenden Zeitgenossen müssen doch auch, ob nun mit Freude oder mit Betrübnis, empfinden, wie weit jene Welt zurückliegt. Was sind das für Laute, die über dieses lange halbe Jahrhundert hinweg zu uns herüberschallen! Feierlich die einen, lärmend die anderen — alle von denen unserer Umgebung weit verschieden. Eine andere politische Sprache; eine andere Art, zu handeln, ja zu denken; altfränkisch das Wesen, in der Reinheit wie in der Wüstheit seiner Äußerungen. Wo ist heute das Parlament, in dem erhabene Worte laut würden, wie die von Dahlmann, von Ludwig Uhland, von Jakob Grimm? Daß wir andererseits die Roheiten irgend welcher vergangenen Tage in der Demagogensprache des heutigen nicht wiederfänden, wäre vielleicht eine allzu optimistische Behauptung; aber daß die Hetzreden so ganz gedankenlos, man möchte sagen: so naiv bombastisch, so naiv zügellos sein könnten, wie die Ansprachen und Aufrufe von damals, in ihrem fürstenfresserischen Hasse und ihrem selbstgewissen Demokratenstolze: das scheint uns Heutigen doch fast undenkbar. Jene Zeit berührt uns seltsam kleinstädtisch selbst in ihren größten und selbst in ihren häßlichsten Entfaltungen. Es ist eben die Hälfte eines Jahrhunderts, die uns von ihr trennt; und die Hälfte *was* für eines Jahrhunderts! Des wechselvollsten, rastlosesten, mächtigsten, das wir kennen; es hat uns aus der bescheidenen Enge von 1800, nach den gewaltigen Stößen seiner ersten fünfzehn Jahre, nach der starken Sammlung und den beginnenden Kämpfen des darauf folgenden Menschenalters, mit immer gewaltigerem Flügelschlage hinaus- und hinaufgetragen, unsere Welt immer rascher und rascher, immer weiter und weiter, bis in das Grenzenlose, gedehnt; seine Rätselfragen sind immer nur gewachsen, aber auch die Stärke, die es den Nationen verlieh, die Wucht, der Reichtum, die Zahl, die Fülle der Arbeit nnd der Macht. Wir wissen nicht, wohin das künftige uns treiben will; nur daß es Kämpfe und Aufgaben bringen muß, wie kaum eine Vorzeit, das prophezeit man ohne viel Gefahr eines Irrtums; nnd daß uns der Rückblick auf die Sturmesbahn des vergangenen den Mut für die Zukunft festigen darf, das soll man sich und anderen immer wieder in die Seele rufen.

In den Zeiten seit 1848 hat auch die Auffassung des Revolutionsjahres sich mannigfach gewandelt. Die Revolution war niedergeworfen worden; die einen widmeten ihr grimmigen Parteihaß, die anderen hielten ihre Ideale dankbar und tapfer fest und mühten sich, ihre offenbaren Sünden und ihre Schwächen, die Gewaltthätigkeit der Barrikadenpolitik ebensowohl wie die ideologische Einseitigkeit, an der alles gelitten hatte, zu überwinden und die Wirklichkeit maßvoll und praktisch ergreifen zu lernen. Als die Tage dann kamen, in denen diese Ideale von neuem in den Vordergrund rückten, als die großen inneren nnd äußeren Schlachten um die Neuordnung Deutschlands geschlagen wurden, da hat man wohl die Gemeinsamkeit der Grundbestrebungen, die 1848 mit 1866 und 1870 verband, empfunden und gepriesen, aber zugleich die tiefe innere Umbildung des politischen Handelns nnd Denkens. Und als die Schule Bismarcks und des Realismus in Deutschland durchgedrungen war, etwa vom Ausgange der siebziger Jahre ab, ist 1848 in Mißachtung gefallen. Wie oft hat man seitdem mit dem Stolze des besseren Wissens und

Könnens auf die Thorheiten und Ausschreitungen der Kindheit hinunterschauen zu dürfen gemeint! Nicht ohne Berechtigung, insofern die Entwickelung ja immer in Stößen und Gegensätzen vor sich geht und eine Zeit erst dann recht sich selber gefunden zu haben pflegt, wenn sie so weit ist, ihre Vorgängerin, die letzte Generation, recht gründlich zu verwerfen und jener ihr Eignes selbstbewußt entgegenzuhalten. Diese Ungerechtigkeit gegen die letzte Generation ist leider einmal ein Zeichen, ein, wie es scheint, unerläßliches, wenn auch nicht eben anmutiges Zeichen der Lebendigkeit und des Vorwärtsgehens. Allein auch solche Ungerechtigkeit hat ihre Zeit; der Historiker ist ohnehin im Grunde niemals berechtigt, sich ihr hinzugeben; und heutzutage darf man vielleicht bereits die Beobachtung machen, daß auch jenseits der engen Kreise der historisch Denkenden die Reaktion gegen jene Urteilsweise sich wieder anmeldet. Mindestens haben wir es nicht mehr nötig, 1848 einseitig zu befehden. Wenige werden sein, die das Sturmjahr noch überschätzen und seine Unarten auf die Gegenwart zu übertragen denken. Und es dürfte sich für uns ziemen, diese Vergangenheit nicht mehr als einen Teil der Gegenwart zu behandeln, dessen Tugenden oder Fehler wir eben heraussuchen, um sie für uns selber noch nutzbar oder um sie unschädlich zu machen: sondern als Vergangenheit. Als solche gehört sie nun, nachdem wir so vielfach anders geworden sind, doch bereits zum dauernden Eigentum unseres Volkes, zu seiner Geschichte, die ein Stück seines Wesens ist und schon deshalb Ehrfurcht von uns verlangt. Wir müssen aus der Parteilichkeit, aus Anklage und Verteidigung herauskommen. Leicht freilich ist das nicht: weil uns die Gewohnheit tagespolitischer Behandlung gern immer wieder in die historische Betrachtung einfließen möchte; leicht auch deshalb nicht, weil unser Wissen von 1848 unendlich geringer ist, als wir uns einzubilden pflegen. Wer aus den Schlagworten des überkommenen Urteils zur gerechten Würdigung vorzudringen strebt, der merkt auf Schritt und Tritt, daß die Thatsachen in ihrer feineren Besonderheit und ihrem wahren Zusammenhange doch noch ziemlich unbekannt sind; den drängt es überall, selbst tiefer zu graben, an die Stelle der Überlieferung, nach Kenntnis und Verständnis, eine eigne, erweiterte und gesichtete Anschauung zu setzen. Noch hat die deutsche Revolution ihren Historiker nicht gefunden. Heinrich von Sybel hat in seiner „Begründung des Reiches" wesentlich nur die Einheitsbewegung von 1848 in glänzender, klarer, ganz politisch gewendeter Darstellung, die natürlich in Stoff und Urteil nicht ohne Einseitigkeit sein konnte, überschaut. Bei weitem vielseitiger in der Erfassung des deutschen Daseins, seiner verschiedenartigen Schauplätze, seiner besonderem Richtungen und Bethätigungen, bei weitem mächtiger in der künstlerischen Zusammenfassung all dieses auseinander strebenden Lebens, in der Größe der Zeichnung und der beseelenden Kraft und Glut der Farbe würde das Bild geworden sein, das Heinrich von Treitschke im sechsten Bande seiner Deutschen Geschichte zu malen vorhatte; er würde, natürlich in schroff persönlicher Beleuchtung, etwas Ganzes geschaffen haben, bedeutungsvoller und wuchtiger, als es wohl irgend ein anderer vermögen wird. Aber ihn hat der Tod hinweggerissen, ehe er eine Linie seines Gemäldes gezogen hatte. Und wenn heute jemand an die verwaiste Aufgabe ginge, so würde er ihre Fragen erst alle von neuem stellen und ihre ungeheueren Stoffmassen erst alle ganz von frischem bewältigen müssen: alle seine Wege hätte er sich erst zu suchen; sie würden mannigfach anders laufen, als die der verstorbenen Meister.

Dieser Aufsatz will, vor den Lesern dieser Zeitschrift, an die Thatsachen, so wie wir sie heute kennen, einige Fragen, Betrachtungen, Schilderungen anknüpfen, auf die Probleme anspruchslos hinweisen, die sich dem Revolutionsjahre darboten und die es uns darbietet, auf die Eigenart und den wichtigsten Inhalt seines Lebens. Und vielleicht ergibt sich aus solcher Betrachtung, die unbefangen nur das Historische sucht, daß doch am Ende ein guter Teil dieses Lebensinhaltes, wenngleich in veränderten Formen, auch jetzt noch oder auch jetzt wieder zum Inhalt unseres, des gegenwärtigen Lebens gehört. Wenn wir das feststellen, so holen wir darum noch keine Waffen für die Gegenwart aus der Geschichte und brauchen auch die Geschichte

ihresteils nicht aus den Schlagworten der Gegenwart zu meistern: aber die beiden Zeiten, so vielfältig von einander verschieden, zeigen doch, indem so manches nach 1848 zunächst länger zurückgedrängte Problem uns wieder näher getreten ist, Gemeinsamkeiten, die das Verständnis aller beider erhellen und den innerlichen Anteil des Zurückschauenden beleben.

1.

Am 24. Februar 1848 erhob sich Paris gegen den Thron Ludwig Philipps; das war die Eröffnung eines Jahres voll rastloser, Europa in beinahe allen seinen Ländern ergreifender und tief erschütternder Bewegungen. Deutschland haben sie am stärksten gepackt, für Deutschland haben sie das meiste bedeutet. Woher stammten sie?

Sie weisen alle zurück auf jene erste große Revolution, in welcher Frankreich sich umgebildet und für eine lange Zukunft die Gedanken einer neuen Zeit gewaltig ausgeprägt hatte, die Gedanken nationaler Selbstbestimmung, rechtlicher Gleichheit, innerer und äußerer Freiheit. Im Namen dieser Gedanken und kraft seiner eigenen entfesselten Volksenergie hatte Frankreich das Dasein aller Nachbarvölker ringsum durchgeschüttelt, allen die Spuren seiner zertrümmernden und beherrschenden Wirksamkeit eingedrückt. Die Völker hatten sich schließlich gegen den Druck der Fremdgewalt erhoben; sie hatten der gleichmachenden Revolution und dem universalen Kaisertume, dem Recht der aufgeklärten französischen Idee, die für alle Eine Formel hatte, das Recht ihrer eignen Volksart, das historische Recht der nationalen Besonderheit entgegengestellt: und diese beiden Strömungen, die revolutionäre des XVIII. und die historische des XIX. Jahrhunderts, haben sich von da ab immer gegenseitig befehdet und durchdrungen, abgestoßen und zuletzt versöhnt — das Staatsleben der Folgezeit haben sie gemeinsam geleitet. Alle die Ideale von nationaler Einheit, Eigenart und Freiheit sind ihr gemeinsames Ergebnis. Auch Deutschland hat dies, in unablässigem Wechsel seiner Geschicke, in immer neuem Ringen erfahren.

Es hat zuerst, nachdem es eben das Joch Napoleons zerbrochen hatte, in unbestimmtem Drange die Einheit zu pflücken geträumt, die man im leidenschaftlichen Gegensatze zu Frankreich besitzen wollte und deren erstes Vorbild doch gerade die französische Nationaleinheit gewesen ist. Aber weder die Verhältnisse selber, noch die bewußten Bestrebungen der Menschen waren nach 1815 irgend reif; noch auf lange hinaus blieb das deutsche Leben an den Einzelstaat gebunden. In getrennten und verschiedenen Geleisen liefen anderthalb Jahrzehnte lang die norddeutschen und die süddeutschen Staaten dahin. Im Norden vor allem Preußen, nach außen hin wenig bewegt, ohne sichtbares öffentliches Leben, von seinem Königtume und seinem Beamtentume weise und verdienstvoll geleitet, durch diese seine alten Herrschergewalten wirtschaftlich emporgeführt, zu staatlicher Einheit zusammengeschlossen: eine Zeit unscheinbaren, aber reichen Gedeihens, und zugleich der vollen, oftmals engen Bevormundung, der Niederhaltung aller politisch selbständigen Kräfte. Im Süden die mittleren und kleineren Staaten, keiner von so innerlich schöpferischer Arbeit erfüllt, wie dieses stille norddeutsche Königreich, aber alle im lebhafteren Flusse der ersten Verfassungsbildungen, mit ihren Landtagen, den Pflanzstätten beginnender Selbstregierung, konstitutioneller Erfahrungen: auch diese aber eng begrenzt durch den Umfang der Staatsgebiete und durch den Umkreis der ihnen gewährten Freiheit. Über allem staatlichen Dasein, hier wie dort, der Druck der Restauration; der Deutsche Bund, der alle umschloß, ein Hohn auf die Einheitsträume von 1815; diese Träume geächtet, jede freiere Regung verboten und verfolgt. Schon hat die Enttäuschung den in Frankreich von neuem geräuschvoll emporsteigenden politischen Gedanken der ersten Revolution, dem oppositionellen, formalistischen Liberalismus der zwanziger Jahre den Zugang nach Deutschland eröffnet. Da gibt die Julirevolution von 1830 für einen Augenblick den liberalen Bestrebungen in Deutschland Luft; neue Verfassungen werden gewährt, und alsbald tritt auch die Sehnsucht nach der Einheit, merkwürdig geklärt und verstärkt, wieder aus dem Dunkel an das Licht. Allein der Rückschlag erfolgt alsbald. Wieder erzeugt die erneuerte Reaktion, und diesmal ungleich wirksamer als in den zwanziger Jahren, in der ent-

täuschten Nation radikal-liberale Gedanken. Und auch wo dieser nunmehr erst recht französisch gefärbte Radikalismus keinen Anklang findet, da erwacht, im Zusammentreffen geistiger Anregungen und einzelner grober, staatlicher Rechtsbrüche, überall, im Norden wie erst im Süden, das Gefühl des Mißbehagens, des Bedürfnisses, der Sehnsucht nach besseren, freieren, einheitlicheren Lebensformen für die Nation: aller Orten regt sich und wächst das politische Interesse.

Dieser Liberalismus empfand sich selber als eine vorwiegend geistig-politische Bewegung, als die Summe neuer Erkenntnisse und Bestrebungen, die den alten absolutistisch-ständischen Staat zu verdrängen berechtigt sei, als die neue Weltanschauung, in der sich die Freiheit gegen brutalen Zwang erhebe; er war von der Selbstverständlichkeit seines Rechtes durchdrungen. Wer aber waren seine Träger? Er selbst hielt sich wohl für eine allgemeine, absolute Macht, der alles anhinge, was nicht durch Selbstsucht oder Blindheit an die Sonderinteressen der alten Gewalthaber, Monarchen, Aristokraten, Beamte, gefesselt sei: er war überzeugt, das allgemeine Interesse zu vertreten und setzte sich selber der Gesamtheit gleich. Und sicher ist, daß er keineswegs auf einen besonderen Stand beschränkt war; seine Gedanken wurzelten zum guten Teile in der allgemeinen geistigen Überlieferung der großen Revolution und der Aufklärung. Aber freilich hatten auch Aufklärung und Revolution, trotz ihrer ganz allgemeinen Ansprüche, im Bürgertum ihren eigentlichen Halt gehabt, und das Bürgertum war auch in Deutschland der wahre Träger der liberalen Forderungen: soweit man sociale Mächte und allgemeine Doktrinen und Bestrebungen nur überhaupt gleich setzen darf, ist der Liberalismus die Doktrin des Bürgertums. Dieses war in Deutschland wie überall in der europäischen Welt im Aufsteigen, als Träger der neuen Bildung wie der neuen Wirtschaft, und alles, was diese beiden hob, kam ihm zu gute. Jetzt erst, in den langen Jahren des Friedens, konnte sich die neue große Industrie in Deutschland ruhiger entfalten; im Süden, im Westen Deutschlands, in Sachsen wuchsen die Fabriken, der Handel, die Städte stärker heran, im Osten traten Berlin, Breslau, Königsberg hervor. Aber erst der Zollverein (1834) gab dieser Entwickelung den rechten Halt und einen mächtig weiterführenden Anstoß. Er erst schloß die wirtschaftlichen Kräfte über Deutschland hin zusammen, schuf ein nationales Wirtschaftsgebiet mit landschaftlicher Arbeitsteilung, sicherem Austausche, weitem Absatze, Handel und Gewerbe traten erst durch ihn auf die nationale Stufe hinauf. Wie dieser Zusammenschluß deutscher Einzelstaaten durch Preußen den nationalen Staat praktisch, politisch vorbereitete, so entsprang er seinerseits aus dem Bedürfnisse des Wirtschaftslebens nach nationaler Ausdehnung, und so kettete er die wirtschaftlichen Interessen unlöslich an die Einheit, an die Nation, und hob er diejenigen socialen Gewalten, die ohnehin, auch aus idealen Antrieben, die Einheit erstrebten, in ihrer wirtschaftlich-socialen Bedeutung ganz ungemein: eben die bürgerlichen Kräfte. Erst der Zollverein entwickelte nun das Gewerbe wirklich in größerem Stile; und ihm, der Schöpfung der ersten dreißiger Jahre, fügte sich alsbald, noch vor deren Ende, in der Eisenbahn das zweite wirksame Glied dieser Kette bürgerlichen Gedeihens und nationaler Verbindung an. Seitdem blühte der Mittelstand in sichtbarer Schnelligkeit voller und voller auf; seitdem setzte sich, unter ihm, in seinen Fabriken, seinen Städten, ein neuer vierter Stand, unablässig zunehmend, an, und die Entwickelung beider geht von da ab parallel. Noch lange aber überwog und führte ganz und gar das Bürgertum. Und untrennbar bleibt von dessen materiellen Fortschritten der Fortschritt des Liberalismus. Wie das Selbstbewußtsein des Bürgertums, bei den greifbaren wirtschaftlichen Erfolgen seiner oberen Kreise, bei dem noch anhaltenden Wachstume des Gesamtstandes an Gewicht und an Besitz, sich mehrt, so verstärkt sich auch sein politisches Bewußtsein. Wie er am eignen Leibe die Unfähigkeit des alten Staates empfindet, den neuen großen Verhältnissen von Verkehr und Produktion Genüge zu thun, die Schwerfälligkeit des alten Beamtentums gegenüber dieser erweiterten Welt, die Hemmnisse der alten wirtschaftlichen Gesetzgebung an so vielen Stellen; wie er das Bedürfnis spürt, seine neuen Interessen auch selbständig im Staate, durch eigne politische Macht, wirklich vertreten zu können; wie er sein Gedeihen dergestalt immer sichtbarer mit den öffent-

lichen Einrichtungen verknüpft sieht — so wächst auch in ihm der aktivliberale Zug, die geistige, politische Überzeugung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Willkür im Verfassungsleben und der ererbten Schwäche der Gesamtnation. Geistige und materielle Bewegungen befruchten und steigern einander, die Bildung erhöht die Leistungsfähigkeit wie die Ansprüche des Bürgertums, und die großen Leistungen materieller Art verleihen der bisher wesentlich formalistischen Bildung allmählich einen langsam, aber stetig zunehmenden Drang auf das Reale. Realismus wird in den vierziger Jahren zum Losungsworte der Dichtung, und auch die politische Gesinnung fängt an, aus der französischen Allgemeinheit und Zügellosigkeit zu realerer, maßvollerer Art emporzustreben; man sucht, zu England in die politische Schule zu gehen. Politik aber wird in diesen Jahren zur Leidenschaft der Deutschen. Sie durchdringt die schöne Litteratur; sie entzündet, im Gegensatze zu französischen Drohungen (1840), einen heißen nationalen Patriotismus, und dieser findet bald in Schleswig-Holsteins Widerstande gegen Dänemark (1846) eine neue und starke Nahrung; nationale und liberale Wünsche und Forderungen hallen durch alle Lebenskreise, alle Teile des deutschen Landes. Denn auch den Norden erobern sie jetzt erst ganz, seit mit Friedrich Wilhelm III. für Preußen die alte Zeit in das Grab gesunken ist und sein hochbegabter, unberechenbarer Sohn in unablässigem Wechsel von Anziehung und Zurückstoßung, von Hoffnung und Enttäuschung die weiten Massen der preußischen Bevölkerung in Fluß gebracht hat. Friedrich Wilhelm IV. und der Geist der unruhigen Tage wirken zusammen. Da schien, von 1840 bis an 1848 heran, alles Alte sich umbilden, wenigstens sicherlich sich auflösen zu wollen. Die allgemeinen Verfassungsfragen, die kirchlichen Fragen — Deutschkatholicismus auf der Seite der einen, freie Gemeinde auf der der anderen Konfession —, wirtschaftliche Gegensätze von Freihandel und Schutzzoll, von Fabrikanten-, Handwerker- und Arbeitertum, wirtschaftliche Notstände wie das Elend der schlesischen Weber, Jahre von Mißwachs und Hunger; dann alle die einzelnen Maßregeln des Königs, sein Experimentieren mit der Presse, mit den Provinziallandtagen, mit Landtagsausschüssen, mit einem Gesamtlandtage zuletzt: eine dieser Erregungen drängt die andere, die alte Schweigsamkeit ist wirrer, nervöser Hast, das alte ruheselige Vertrauen einer bitteren, gereizten Kritik gewichen. Zuletzt faßt 1847 jener große preußische Landtag, der „Vereinigte Landtag,“ alle Gegensätze und Forderungen in sich zusammen: eine erste imposante Darstellung aller politischen Kräfte des preußischen Landes und auch seines Bürgertums. Aber aus dem lähmenden Widerspruche gegen die Halbheiten und den ständisch-patriarchalischen Eigenwillen des Herrschers kommt auch dieser Landtag nicht heraus, die neue Zeit wirft in ihm der alten die Kriegserklärung entgegen — zu schaffen vermag man in diesem Wirrsal noch nichts. Überall aber in Deutschland ist der Boden heiß geworden, so wie hier. In Bayern hat König Ludwig I., auch er, wie Friedrich Wilhelm IV., ein Mann unberechenbarer persönlicher Neigungen, einer der Erreger für die fiebernde Zeit, nach zehnjähriger dumpfer Parteiherrschaft 1847 sein klerikales Ministerium gestürzt, zugleich aber sich selber durch den Skandal seines Verhältnisses zu Lola Montez um die Achtung seiner Unterthanen gebracht. Das entrüstete München steht vor dem Ausbruche öffentlicher Wirren, die nicht eigentlich politisch im grundsätzlichen Sinne sind, aber doch, in der Gewitterluft dieser Tage, weite politische Folgen nach sich ziehen können und beinahe müssen. In Baden, wo von jeher der Einfluß der französischen Ideen besonders stark gewesen war, muß in diesen selben Jahren die Reaktion einem liberalen Ministerium weichen, und gegen dieses läuft ein immer extremerer Radikalismus, der bis zu unbedingt republikanischen Gesinnungen fortschreitet, Sturm. In Württemberg, beiden Hessen, in Sachsen drängt es zur Krisis; überall herrschen die alten Gewalten noch, fast überall im Sinne der Reaktion von 1834, überall umrauscht und bedroht sie eine steigende Flut der Opposition, und das Selbstvertrauen der Regierenden sinkt. Es ist allzu deutlich, daß das alte System in sich erschöpft ist. Die wirtschaftliche Entwickelung entzieht sich ihm, fühlt sich beengt und geschädigt; die geistig Lebendigen sind fast alle in das liberale Lager hinübergegangen; die Blüte der Nation hat sich von dem Bestehenden losgesagt. Immer stolzer schwillt das nationale Verlangen empor; da es noch keine einheitlichen

öffentlichen Organe besitzt, so schafft es sich solche in den freien Versammlungen der Gelehrten, in den freien Tagungen der Abgeordneten von gemeinsamer Parteistellung. Die Germanisten — die historischen, philologischen und juristischen Erforscher deutscher Vergangenheit und deutschen Wesens — stellen zu Frankfurt und zu Lübeck 1846 und 1847 bereits das Programm von Einheit und Freiheit in großen idealen Formen, mit ungeheuerem Eindrucke auf: der Drang der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung klingen jubelnd zusammen. Die Parteitage (1847) arbeiten bereits die möglichen Fassungen der künftigen Reformen durch: hier liberal, konstitutionell, monarchisch, dort demokratisch, republikanisch; daneben werden die kommunistischen Lehren laut und sammelt sich im Süden, im Westen die ultramontane Partei. Der Absolutismus hat sein großes Werk längst gethan und ist gerichtet; der Deutsche Bund, der nie etwas gewesen ist, soll endlich einem deutschen Staate weichen. Selbst die den Bund erhalten wollen, denken an seine Reform: er soll einheitlicher, lebensvoller, freier werden. Die Entschlossenen aber wollen ihn sprengen: er ist nur ein Bund der Fürsten; an seine Stelle trete, ganz einheitlich und ganz volkstümlich in seiner Ordnung, das Deutsche Reich. Der Bau des greisen Gründers und Hüters der alten Formen, des Fürsten Metternich, kracht in allen Fugen. In der Welt geht das System der Reaktion in Scherben. Wohl schließt sich in Frankreich Ludwig Philipp, einst selbst von der Revolution emporgehoben, jetzt längst konservativ geworden, diesem Wiener Systeme an, aber sein Thron ist im Wanken. Im Winter 1847 erringt, im Schweizer Sonderbundskriege, die europäische Bewegungspartei unter England über die des Beharrens, über Metternich, einen glänzenden Sieg. Und schon bebt der Boden in Italien, in Ungarn; in England droht die socialdemokratische Revolution der Chartisten, sieht sich das Bürgertum, das dort bereits in die Herrschaft eingetreten ist, von dem nachwachsenden Proletariate hart bedrängt. Vollends in Frankreich ist das Bürgertum seit 1830 allmächtig; sein Geldadel hat den französischen Staat ganz an sich gebracht, ihn ausgebeutet und entnervt: auch hier regt sich, im unklaren Bunde mit den revolutionären Überlieferungen der politisch Radikalen, der Groll der vernachlässigten Arbeiter; und hier nun bricht in jenem Februar 1848 diese doppelte Bewegung unwiderstehlich los. Die Revolution rauscht daher.

Aus unendlich vielen Quellen war sie zusammengeflossen. Der Westen Europas war weiter voran als seine Mitte; dort handelte es sich der Hauptsache nach bereits um eine sociale Revolution des vierten Standes gegen das Bürgertum. In Deutschland wogt alles durcheinander: bürgerliche Forderungen und die der anderen socialen Schichten in Stadt und Land; man will Reformen der Wirtschaft, des Rechts, Freiheit, Einheit, Verfassung der Staaten und der Nation. Suchen wir, in dieser alles umfassenden Bewegung die einzelnen Richtungen, die einzelnen Kräfte zu sondern und nach ihrer Kraft und ihren Erfolgen abzumessen.

2.

Erstaunlich rasch hat sich der Pariser Anstoß auf alle deutschen Gebiete übertragen; einen wahren Triumphzug trat die „Märzrevolution" durch Deutschland an. Er ist ihr beinah überall leicht gemacht worden. Freilich so, daß das Volk nur seine Wünsche hätte auszusprechen brauchen, war es denn doch nicht: bis an die Schwelle der unmittelbaren Gewalt kam man an den meisten Stellen, und an den wichtigsten ging es nicht ohne ernstliches Blutvergießen ab. Das aber ist wahr: so gleichmäßig vollzog sich schließlich überall der Sturz der alten Regierungen, daß man fast den Eindruck eines Naturprozesses gewinnt. Die Einrichtungen und die Gesinnungen, das zeigt sich in allem, waren in einem seltenen Maße für die plötzliche Umwälzung reif.

Nur aufzählen darf ich an dieser Stelle die Ereignisse. Fast überall knüpfen sie sich unmittelbar an die Pariser Hergänge an. Die Unruhe ergreift das Volk, sammelt sich in den größeren Städten, der Regel nach in den Hauptstädten, führt zu Massenversammlungen, zu Petitionen, zu Drohungen; wo die Liberalen bereits in der Macht sind, dringt zugleich eine völlig jakobinische Strömung gegen sie hervor; in mehr als einer Landschaft regt sich das Bauerntum mit bedrohlicher Gewaltsamkeit gegen die Schlösser. Im Königreich Sachsen, wo Leipzig den Reigen führt, in Kurhessen,

dem Schmerzenslande der deutschen konstitutionellen Entwickelung unseres Jahrhunderts, wo Hanau der Sitz des Widerstandes wird, rüsten sich die Regierungen zu bewaffneter Gegenwehr. Aber zuletzt ist überall das Ergebnis das gleiche. An vielen Orten bereits in der ersten Woche des März, an den meisten wenigstens innerhalb der ersten Monatshälfte werden die Kabinette erneuert: die Märzminister treten in das Amt. So geschah es, mit mancherlei Abweichungen im einzelnen, in den drei süddeutschen Mittelstaaten, den beiden Hessen, den mittel- und norddeutschen Staaten; in Bayern dankte König Ludwig, persönlich tief erbittert, ab; Hannover folgte dem allgemeinen Drucke etwas später als die übrigen Länder, aber es folgte doch auch. In Wien brach Metternichs Macht überraschend schnell vor dem Ansturme der Volksmassen und vor der stillen Gegnerschaft der kaiserlichen Familie zusammen: am 13. März trat der alte Staatskanzler, der Mitteleuropa so lange überherrscht hatte, würdevoll, aber kampflos zurück. Und dann erhob sich die Revolution — ich habe davon später noch einmal genauer zu handeln — gegen den stärksten Halt der konservativen Gewalten, das preußische Königtum: am 18. und 19. März kämpfte man in Berlin, und die Krone demütigte sich vor den Barrikaden. Friedrich Wilhelm IV. warf ganz herum: mit seinen neuen Ministern wollte er sich an die Spitze des neuen Deutschlands stellen.

Aber die deutsche Bewegung ging in andere Bahnen. Die Versuche der alten Kabinette um die Weiterbildung des alten Bundes sanken mit dem Ausbruche der Revolution ganz von selber in sich zusammen. Auch der Anlauf der neuen westdeutschen Regierungen, durch Verhandlungen mit den Einzelstaaten die Neugestaltung des Gesamtvaterlandes herbeizuführen, scheiterte an der inneren Niederlage der preußischen Krone. Das Angebot des Königs, jetzt seinerseits dieses Deutschland zu leiten, in dem er sein Preußen „aufgehen" lassen wolle, traf auf den Hohn der Demokratie, den Widerstand der Macht und hatte selber jetzt keine Macht hinter sich. Vielmehr jene freien Parteiversammlungen von 1847 fanden jetzt stärkere Nachfolgerinnen, und diese Versammlungen waren es, welche im Namen der Volkssouveränität, die sie zu verkörpern behaupteten, die nationale Frage in ihre Hände nahmen. Zu Heidelberg tagte, vom 5. März ab, die erste; von ihr ging das große Vorparlament zu Frankfurt aus (31. März bis 4. April); von diesem, dem sich der erlöschende Bundestag dabei klug anfügte, die Berufung der eigentlichen Nationalversammlung. Und diese trat, auf Grund des allgemeinen Stimmrechts in allen deutschen Ländern gewählt, von den Regierungen thatsächlich anerkannt, aber mit dem Anspruche auf die alleinige, selbständige Vollmacht zur Ordnung der deutschen Gesamtverfassung, am 18. Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammen: das höchste und größte aller Parlamente, die Deutschland bis heute geschaut hat. Schon waren an einzelnen Stellen demokratische und nationale Gegner der neuen souveränen Versammlung losgebrochen: in Baden war Heckers republikanischer Putsch im April niedergeworfen, in Posen mußten sich die Deutschen gegen die überwuchernde Gewalt der Nationalpolen verteidigen. Aber diese Wolken zogen vorüber; das Parlament konnte, inmitten der gespannten Erwartungen der Nation, sein Werk beginnen: ohne einen offenen Widersacher, der noch aufrecht da gestanden hätte, in einer Hoffnung und einem Vertrauen sondergleichen, umwogt von dem Jubel frischer und frühlingshafter Begeisterung. Es ging daran, im Sinne seines hellen Idealismus Deutschland die neue Form zu geben, wie sie dem neuen Geiste, der das Parlament geschaffen hatte und trug, entspräche.

Das waren die Ereignisse: sie erreichten von diesem 18. Mai ab ihre Höhe; sie strebten nun auf politischen, parlamentarischen Wegen zu politischen Zielen der Einheit und der Verfassung hin. Aber waren die Elemente, die bis dahin hervorgetreten waren, alle wirklich vornehmlich politisch gerichtet?

Das ist zweifellos: die vorherrschende Farbe gaben der Bewegung von Anfang an und überall das Bürgertum und jene, seine Ideale. Selbst in Baden, wo der Volksführer Hecker sich einmal einen Socialdemokraten nannte, war in diesen Führern, den Hecker, Struve, Fickler, Brentano, kein socialistischer Zug. Es waren Anhänger der Volkssouveränität, der Republik, der

Demokratie, aber nicht des Kommunismus. Und hier, wie überall, waren durch die tobenden Volksmassen zunächst lediglich die alten, liberalen Vorkämpfer in die Ministersessel gehoben worden, durchaus Mitglieder und Anhänger des Bürgertums.

Dennoch haben die tieferen Schichten in Stadt und Land, obwohl ihr Druck derart dem Bürgertume vornehmlich zu gute kam, zugleich etwas Besonderes für sich erstrebt. Vor allem für das Landvolk führte die Revolution eine Bewegung zu Ende, die im XVIII. Jahrhundert begonnen hatte, fast in allen deutschen Territorien bereits Gesetze hervorgetrieben, Besserungen durchgesetzt hatte, fast überall aber wieder in das Stocken geraten war: jene Bewegung, die sich auf die Befreiung des Bodens und seiner Bewohner von allen Arten persönlicher und dinglicher Gebundenheit und Belastung richtete. Überall war da die Lage verschieden; noch aber bestand eine bunte Fülle von Lasten; auch in Preußen war man ja seit einem Menschenalter, seit sich der Staat dem Adel stärker zur Verfügung gestellt hatte, der Regulierungs- und Ablösungsarbeit untreu geworden. Der Bauer hatte noch mancherlei zu leisten und zu klagen; ganz abgesehen von dem besitzlosen Landarbeiter, dem Opfer und Stiefkinde der agrarischen Reform. Diesem ist auch weiterhin nicht geholfen worden; die Reform selber aber ist durch den Stoß von 1848 wieder in Fluß gebracht worden. Gleich anfangs erhoben sich in Baden und Württemberg die Bauern gegen die Herren, warfen deren Bücher ins Feuer, beseitigten die gehaßten Rechte mit Gewalt. In Sachsen steckten sie dem Fürsten von Schönburg sein Schloß zu Waldenburg in Brand. In Preußen gärte es mannigfach; in den österreichischen Ländern gar wurde das Bauerntum zu einem wesentlich mithandelnden Faktor der Revolution. Im ganzen wissen wir, wie es scheint, von dieser agrarischen Seite der Ereignisse noch viel zu wenig; wir kennen die Wirkungen der Revolution in dieser Hinsicht besser als ihre Erscheinungen. Denn das ist einer der durchgehenden Züge der Gesetzgebung, die 1848 und in den folgenden Jahren in den verschiedenen Staaten Deutschlands zustande kam: überall wendet sie sich der Reform der ländlichen Verhältnisse gleichmäßig und entschieden zu; und so stark wirkte der Druck nach, daß es in Preußen gerade der Reaktionsminister Manteuffel gewesen ist, der (1849—1850) den Abschluß des alten Reformwerkes energisch in seine Hände nahm. Allen Staaten gemeinsam war die Aufhebung des Jagdrechtes auf fremdem Grundstücke, jenes Privilegs, das so viel Schaden und Zorn angerichtet hatte, und dem dann auch das Frankfurter Parlament selber in seinen „Grundrechten" ein Ende machte. Im übrigen ist jene Gesetzgebung so vielförmig, wie die lokalen Verhältnisse es waren; aber so gut wie nirgend fehlt sie; die größte Rolle spielte sie im Wiener Reichstage. Überall geht sie auf Herstellung des Volleigentums, auf freie Bewegung des Menschen und des Bodens, auf Ablösung oder Aufhebung von Diensten und Lasten aus: alles im Sinne der liberalen Epoche, dem schon die Arbeit Schöns und Hardenbergs entsprungen war; Befreiung von Banden, aber auch Freiheit der Verfügung — der einzelne wird auf sich selber gestellt; wenn er dann künftighin seinen Besitz verkauft, das Bauernland im Herrenlande aufgehen läßt, so hindert ihn der Staat auch daran nicht mehr. Die liberale Revolution blieb hier ganz in den Bahnen ihres eigensten Princips. Und auch darin blieb sie ihrem allgemeinen Wesen getreu, daß sie hier, auf dem Lande, dem kleineren Besitzer wohl gegen den Edelmann zu Hilfe kam, aber den Landarbeiter seinem Schicksale überließ.

Auch auf dem Lande mögen übrigens mehr oder minder kommunistische Wünsche laut geworden sein; die haben nichts erreicht und sich nie eigentlich bedeutsam bethätigt. Das eigentliche Gebiet des Kommunismus war die Arbeiterschaft der Städte: und da ist er keineswegs ganz unbedeutend gewesen.

Diese Arbeiterschaft wird in einer künftigen Geschichte der Revolution von 1848 vermutlich eine größere Berücksichtigung finden, als in den früheren. Der Blick hat sich uns, durch unsere eigenen Erlebnisse, für diese Dinge geschärft. Freilich, hinter der Wirksamkeit des Proletariats in den Pariser Vorgängen desselben Jahres steht die selbst des Berlinischen unendlich weit zurück. Daß die Arbeiter wesentlich mitgeholfen haben, die Barrikadenkämpfe

zu führen, ist allgemein anerkannt; seitdem aber haben sie es niemals vermocht, sich irgendwo im Vordergrunde zu erhalten, sie waren dazu noch nicht stark und nicht geschlossen genug. Sie mußten sich im großen und ganzen den bürgerlichen Aktionsgruppen angliedern, wenn sie überhaupt wirken wollten; und in der That gehen die Arbeiterführer, selbst die bewußt socialistischen, zuletzt mit in den Strom der bürgerlich-demokratischen, politischen Revolution ein und in ihm so ziemlich unter. Indessen haben die Arbeiter doch, wo sie es vermochten, sich selbst, unter der Fahne ihres besonderen Programms, zur Geltung zu bringen versucht, und an Bemühungen, eine Standesorganisation von eigner Kraft zu schaffen, fehlte es nicht. Die Berliner Revolutionschronik gibt so mancherlei charakteristische Berichte über die Versammlungen, die Reden, die Flugschriften der Arbeiter, in denen die stärksten Forderungen offen ausgesprochen werden; Berlin fühlte sich von den Arbeitermassen bedroht, suchte sie zu begütigen und im Zaume zu halten: die bürgerliche Bürgerwehr hat zuletzt doch mit ihnen in offenen Kampf treten müssen. Und von Berlin aus strebte der Schriftsetzer Born seine Standesgenossen einheitlich zusammenzufassen, nicht ohne Fühlung mit dem unzufriedenen Kleinbürgertume, aber zuletzt doch mit ganz proletarischen Sonderzielen. Ein Arbeiterkongreß tagte, nach mancherlei Vorversammlungen, im August in der Hauptstadt, ein Centralkomitee wurde dann in Leipzig errichtet, eine Zeitung geschaffen, deren Programm socialistisch und revolutionär war, Massenversammlungen, engere landschaftliche Kongresse wurden veranstaltet, die Süddeutschen, die Nordwestdeutschen allmählich an den Bund herangezogen, bis ihn (seit 1850) die Reaktion zersprengt hat. Und noch weit schärfer, mit bitterster Leidenschaft, haben von Köln aus Marx und Engels in ihrer Neuen Rheinischen Zeitung den Kommunismus gepredigt und ihn zu organisieren gestrebt; sie erklärten sich für alle Gegner der bestehenden deutschen Gewalten, auch gegen das Frankfurter Parlament; Vereine von verwandter Tendenz bestanden im Rheinlande, in Hessen, auch eine Zeitlang in Berlin. Und überall, wo die Großindustrie bereits zu Hause war, hat sich, ob nun im Sinne von Marx oder von Born, der Arbeiterstand zu sammeln begonnen; der Arbeiterverein in Köln hatte 7000, der in Breslau 1200 Mitglieder; Sachsen, Schlesien, Berlin, Hamburg, die Rheinprovinz und Westfalen gaben den fruchtbarsten Boden ab. Die Erinnerung an diese Agitationen ist der Nachwelt in dem größeren Bilde der bürgerlichen Bewegungen einigermaßen verschwunden und erst spät hat man sie wieder ausgegraben. Vergessen wird man sie nicht, auch wenn man sie nicht überschätzt. Noch war die wirtschaftliche Entwickelung in Deutschland nicht so weit gediehen, um die Arbeiter als solche in die erste Reihe zu schieben. Errungen haben sie, im Gegensatze zum Bauerntum, 1848 gar nichts; im Ergebnis bleibt es ganz die bürgerliche Revolution. Nach oben und nach unten hin hat der Mittelstand damals sich selber durchgesetzt.

Auch dieser liberale Mittelstand ist natürlich nichts weniger als eine einheitliche Masse, auch in ihm sind die Schichten und die Bestrebungen vielfältig geteilt. Er umfaßte einmal die freien gelehrten Berufe, die Gelehrten im engeren Sinne und die Schriftsteller, die Juristen und die Ärzte. Die Kreise der höheren Bildung waren in überwiegendem Maße liberal und national, die Universitäten in der großen Mehrzahl ihrer führenden Vertreter auf der Seite, ja an der Spitze der Bewegung; wie wenige bedeutende Namen stehen auf der eigentlichen Rechten! Wie isoliert ist Leopold Ranke, der konservative Monarchist, unter seinen historischen Fachgenossen! Selbst seine wissenschaftlich nächsten Schüler entfernten sich auf diesem Felde weit von ihm. Auf den Universitäten hatte sich der neue Geist recht eigentlich entwickelt; die politischen Lehrer der Nation kamen zum guten Teile von ihnen her. Aber auch das Beamtentum entzog sich dem Strome nicht; bis in seine obersten Stufen hinauf war die Überzeugung stark, daß das alte System überlebt sei. Alle diese Berufe vereint lieferten den Grundstock der aktiven Politiker. Hinter ihnen aber stand, ihnen in der Bildung eng verbunden, die eigentlich wuchtige Menge des erwerbenden Bürgertums, die größeren und mittleren Kaufleute, Industriellen und Techniker, und so fort bis in die Schichten des Kleinbürgertums, des Kleinhandels und

Handwerks hinunter. Noch hielten sie alle im Wesentlichsten zusammen, noch waren sie wohl alle, im weitesten Sinne, liberal. Es wird eine Hauptaufgabe einer wirklichen Geschichte von 1848 sein, nach den Staaten und den Landschaften es möglichst genau festzustellen, ob und wieweit sich hier und dort die politischen Parteien mit jenen socialen Schichten innerhalb des bürgerlichen Gesamtstandes gedeckt haben, die Gemäßigten etwa mit den Höheren und Mittleren, die Radikaleren mit den Unteren, und wieweit die politischen Gesinnungen doch zugleich über diese äußeren Zugehörigkeiten hinweggriffen.

Nun versteht sich freilich, daß das Ganze der politischen Gesinnungen, das wir Liberalismus nennen, all seine Schattierungen zusammengefaßt, doch auch wieder einen socialen Charakter hat. Der Liberalismus ist eben, wie bereits ausgeführt wurde, in letzter Linie die Welt-, Staats-, Wirtschaftsanschauung des Bürgertums, und auch seine speciell politischen Forderungen sind socialen Inhalts, insofern sie bewußt oder unbewußt zuletzt zu Gunsten des Mittelstandes erhoben werden; so stehen sie den Parteiforderungen des Landadels einerseits, der Arbeiter andererseits, als Klassenprogramm gegenüber. Aber noch innerhalb dieses Programms gab es wirtschaftliche und sociale Forderungen im engeren Sinne. Die sind nach Landschaften und Schichten verschieden, und gelegentlich widerstreiten sie einander. Insbesondere thaten die Handwerker ihre Klagen und Ansprüche kund. Schon litt das Handwerk an den meisten Orten unter der aufsteigenden Großindustrie, wenngleich die härtesten Zeiten erst noch kommen sollten; schon war die alte Gewerbeverfassung so gut wie überall thatsächlich und auch rechtlich an vielen Stellen gesprengt. Die Meister tagten jetzt und sprachen neben den konstitutionellen zünftlerische Wünsche aus; Preußen hat ihnen wirklich 1849 eine Einschränkung seiner Gewerbefreiheit zugestanden. Aber sie schwammen gegen den Strom; die herrschende Richtung des Zeitalters ging auf die wirtschaftliche Freiheit hin, und unter deren Zeichen stand doch auch 1848 der Hauptsache nach. Die neue Industrie verlangte, insbesondere in ihren süddeutschen Gruppen, nach außen Schutz gegen die fremde Konkurrenz, innerhalb der Nation aber eine möglichst ungehemmte Bewegung, die diesem neuen, schöpferischen Unternehmertume hier wie überall erst die volle Entfaltung seiner starken persönlichen Kräfte und die möglichst rasche und hohe wirtschaftliche Leistung gestatten sollte. Da stieß man sich eben immer noch an den „Polizeistaat“, der von seiner alten und ehedem so großen Überlieferung des Regulierens nicht lassen mochte und dabei den weiten Kräften der Zeit unzweifelhaft nicht mehr gerecht wurde. Der Fortschritt lag noch auf der Seite der vollen Freiheit: und nicht sosehr um den Schutz der Arbeiter gegen die Einseitigkeiten dieser Freiheit handelte es sich in der damaligen Praxis des bestehenden Staates, als um die Reste unproduktiver Bevormundung und Einschränkung. Der Gang der Dinge hat ja dann wirklich, durch den Zollverein, innerhalb der zwei nächsten Jahrzehnte diese Reste beseitigt und die volle Gewerbefreiheit überall in Deutschland zum Sieg geführt: in diese Richtung weisen auch die Bestrebungen von 1848, die „Grundrechte“ der Reichsverfassung verlangen Freizügigkeit, Freiheit der Berufsthätigkeit, der Vermögensverfügung. Der alte Staat erhielt seinen entscheidenden Stoß; die wirtschaftliche und sociale Wirkung des Revolutionsjahres diente den Interessen der oberen und mittleren Teile des Bürgertums.

Jedoch es ist gewiß: nicht so sehr das Interesse wie die Freiheit selber, als Selbstzweck, als Ideal empfunden, die politische Freiheit, stand während der Revolution im Vordergrunde aller Verhandlungen und im Vordergrunde des liberalen Bewußtseins. Die „Verfassung“ war ihm doch das eigentliche Ziel. Und dahin wirkten alle bürgerlichen Elemente zusammen; auch das unklare Drängen der Massen hatte seinen wesentlichen Erfolg in dieser Richtung. Den Hauptbeweis für das gute Recht dieser Wünsche aber führten die Regierungen selbst. Ihr kläglicher Zusammensturz ist doch nicht das Ergebnis eines Zufalls. Sie waren innerlich morsch und glaubten nicht mehr an sich selber. Die Notwendigkeit einer Änderung war da. Wie diese Änderung ausfallen, wieweit sie gehen sollte, danach schieden sich die Parteien. Und alle Einflüsse der letzten Jahrzehnte, die radikalen, formalistischen französischen Lehren und Vorbilder, die maßvolleren, realeren, wenngleich

immer noch stark doktrinär aufgefaßten englischen, alle Besonderheiten der einzelnen Teile Deutschlands, alle Gegensätze, die sich im Parteileben schon herausgebildet hatten, kamen dabei zu bedeutsamer Geltung. Überall meinte man tief umgraben zu müssen; selbst wo die Ehrfurcht vor der eingewurzelten Monarchie noch bestand und man die konstitutionelle, nicht einfach die parlamentarische Staatsform wollte, war man doch sicher, ganze Arbeit thun zu wollen: der Absolutismus mußte ganz zerbrochen, das Bedürfnis und der Wille des Volkes über die alten Gewalten erhöht werden. In diesem Stadium des Kampfes, nach all den Erfahrungen, die man seit dreißig Jahren und länger mit dem deutschen Fürstentume gemacht hatte, war das begreiflich genug. Wo hatte dieses Fürstentum zuletzt noch etwas Selbständiges geleistet? Wo hatte es wahrhaft geführt? Hatte man nicht in immer wiederholter Verfolgung und Unterdrückung fast immer nur die negativen Kräfte der alten Regierungen gespürt? Hatte nicht Friedrich Wilhelm IV. dem Drängen seines Volkes nach der Verfassung mit unbelehrbarem Eigenwillen, fast konnte es den Zeitgenossen scheinen: mutwillig widerstanden und sich allein gegen alle behaupten wollen? Da war die Lehre von der Rückständigkeit, dem deutlichen und unaufhaltsamen Sinken der Monarchien, von dem inneren Widersinne der Allmacht des Einen auf den dankbarsten Boden gefallen. Mit wie ernster Warnung hatte selbst ein Dahlmann auf die Beispiele der englischen Revolution hingedeutet! Jetzt sollte das ewige Recht der Nation, die Verfassung, gegen die Kronen gesichert werden. Und bei so mancher Übertreibung, Verirrung und Thorheit, welcher ergreifende Glaube an dieses Recht, an den Segen, die Wunderthätigkeit der Verfassung! Wir sind längst ernüchtert worden; wir glauben nicht mehr an die Allheilkraft der politischen Form; wir haben den harten und fruchtbaren Erziehungsprozeß durchgemacht, daß wir in schöpferischen inneren und äußeren Kämpfen, die über unser ganzes Dasein entschieden, die beste Kraft und die Dauer gerade auf der Seite der Monarchie gefunden und ihr mit heller Hingabe die Fülle der Macht wieder eingeräumt haben, wie sie die Geschichte und die innere Lebendigkeit ihr zuwiesen. Aber ganz abgesehen davon, daß doch auch heute keiner sogar von den Verächtern der politischen Form mehr in der Luft des alten Staates, des vormärzlichen, zu atmen vermögen würde; daß doch uns allen die schließlich gereiften Früchte auch der 1848er Übertreibungen völlig unentbehrlich, daß sie zu unserem täglichen Brote geworden sind — so ist es doch überdies selbstverständlich, daß das historische Urteil hinter der damals modischen, einseitigen Vergötterung der Form, der Paragraphen, der Principien, die sachliche, sociale und historische Notwendigkeit anerkennt, jenes Emporkommen eines neuen Standes, welchem die Verfassung dienen mußte: die Schwärmerei für die Verfassungsform hatte eben doch ihren sehr festen und greifbaren Kern. Und wenn die Übertreibung unleugbar ist, wenn die Mißachtung der Monarchie, aller harten Realität unter den Staatsmännern, oft genug sogar unter den maßvolleren Staatsmännern der Revolution die Kritik des gegenwärtigen Betrachters immer wieder aufruft — wer trug denn die Schuld an jenen Ausschreitungen nnd Schwächen? War es nicht unvermeidlich, daß die Erfahrungen erst gemacht werden mußten? Und wer hatte die Verantwortung, wenn man sie so, auf dem Boden der Revolution anstatt auf dem der Reform, machen mußte? War der Radikalismus selber nicht ganz wesentlich durch die Unterlassungssünden der alten Herrscher groß gezogen worden? Es ist vielleicht bereits ein Ausweichen aus den Geleisen historischer Auffassung, wenn man so „die Schuld" auf beiden Teilen abwiegt und die des einen mit der des anderen in Verbindung setzt; denn nicht nach der Schuld, sondern nach der Wirkung von Ursachen fragt die Geschichte zuletzt; die Ursachen aber all des oft so tollen Wirrsals von 1848 liegen eben weit hinauf und keineswegs bloß in einer Umnebelung der Köpfe durch die Tagesphrasen. Und am Ende ist doch der Sieg bei dieser Verfassungsbewegung geblieben: für sie macht 1848 durchaus Epoche. Was Deutschland bis dahin an Verfassungen der modernen Art, an Verfassungen, die dem Bürgertum sein Recht gaben, besaß, war stets unsicher, stets nur halb gewesen; erst 1848 verhalf für unser Vaterland dem Bürgertume zu festem und allgemeinem Anteile an der Leitung des Staatswesens. Erst jetzt wurde die sociale

Neubildung politisch anerkannt und eingereiht. Das blieb bedeutsam und entscheidend, wenn auch nachher die Reaktion, wie es zu gehen pflegt, den Sieger auf einige Jahre wieder um ein Stück zurückgedrängt hat. Das Wesentliche blieb auf die Dauer erhalten; der wesentliche politische Ertrag der deutschen Revolution verblieb auch künftig dem dritten Stande.

Allerdings nicht in diesem socialen und konstitutionellen Erfolge hatten die Patrioten das eigentlich höchste Ziel ihres Ringens erblickt. Ihnen leuchtete, untrennbar von der Freiheit, am allerstärksten doch die nationale Einheit vor. Der Einheitskampf ist auch für die Nachwelt das Reizvollste an dem ganzen Drama geblieben. Er führte für den Augenblick zur Niederlage; er führte auf Probleme, die noch heute zum Teile ungelöst sind. Den, der seinen Schwierigkeiten nachgeht, leitet er — das bleibt stets wahr, auch wenn man die Wichtigkeit der bisher von uns verfolgten, socialeren Gegenstände ausdrücklich hervorhebt — doch erst zu den größten Erscheinungen und zu den tiefsten Antrieben der Zeit. (Schluß folgt.)



Morgenlied.

Schlaflose Nacht —
Schon bröckelt sacht
Das letzte Stück
Vom dämmernden Dunkel,
Und fernher leuchtet meinem Blick
Blaßblaues Gefunkel:
Die Sonne kommt!
Auf denn! — Was frommt
Das Liegen, mit Quälen
Die Stunden zu zählen?
Auf das Fenster!
Leid und Jammer,
Ihr Nachtgespenster,
Flieht aus der Kammer!
Was dann ist's, das dich traurig macht?
Horch! Wie die ersten Lerchen schlagen.

Quält dich ein Schmerz?
Harre, mein Herz —
Dunkelster Himmel wird wieder blau,
Hoff und vertrau'!
Willst du zagen,
Wenn Zweifel nagen?
Auch nach der längsten Nacht
Muß es ja tagen!

Richard Zoozmann.

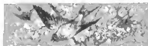




Abb. 1. Pagode am linken Ufer des Yank-ze-kiang nahe J-tschang.

Chinesische Reiseskizzen.

Ein Ausflug in die Schluchten des Yank-ze-kiang.

Von

Dr. Franz Kronecker.

Mit zwölf Illustrationen nach Aufnahmen des Verfassers.

Eine wichtige Bedingung des Friedens zu Tschimonoseki, welcher im Frühjahr 1895 nach Beendigung des japanisch-chinesischen Krieges geschlossen wurde, war die Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Yank-ze-kiang bis zu dem Vertragshafen „Tschunking". Vordem durfte der Riesenstrom nur bis „J-tschang", einer 250 deutsche Meilen oberhalb seiner Mündung liegenden bedeutenden Handelsstadt, welche ebenfalls Vertragshafen ist, von Dampfbooten fremder Nationen befahren werden. Freilich stellen sich der Stromfahrt auf der beinahe 700 Kilometer betragenden Strecke zwischen Tschun-king und J-tschang auch wesentliche elementare Hindernisse in den Weg. Unterhalb J-tschang durchströmt der Yank-ze-kiang fast ununterbrochen flaches Schwemmland, so zwar, daß nur stellenweise das Gebirge an ihn herantritt, namentlich an sein rechtes Ufer, ohne ihn aber irgendwie einzuengen. Hingegen durchbricht jener Strom auf seinem mittleren Laufe zwischen Tschun-king und J-tschang eine Reihe von Gebirgsketten, analog unserem Rhein zwischen Bingen und Koblenz, nur in weit größerem Maßstabe. Hierdurch entsteht eine große Menge von Stromschnellen, welche in Verbindung mit den vielen scharfen Kurven, die der Fluß beschreibt, und der Schroffheit seiner Uferfelsen die Schiffahrt sehr gefährden. Wohl hauptsächlich aus diesen Gründen ist bisher das Problem der Dampferfahrt zwischen Tschun-king und J-tschang noch nicht gelöst. Nach wie vor wird der Verkehr oberhalb J-tschang lediglich durch große Boote vermittelt, welche stromauf unter Schwierigkeiten gezogen werden müssen, während bei der Thalfahrt das schnell abwärts schießende Fahrzeug nur mit Aufwand großer Sorgfalt vor dem Zerschellen an den scharfen Uferklippen bewahrt werden kann.

In landschaftlicher Hinsicht kann sich die Strecke den großartigsten Flußfahrten an die Seite stellen. Die Gebirge schließen hier den Yank-ze nicht ohne Unterbrechungen ein. Vielmehr zerfällt jene Partie in ein-

zelne Abschnitte, eine Reihe von Flußthälern, „Gorges“. Jene Schluchten zeigen, soweit ich sie kenne, weit mehr Ähnlichkeit mit den Ufern der Elbe oberhalb Dresdens, als mit den Gestaden des Rheines zwischen Bingen nnd Koblenz. Scharfe Grate wechseln ab mit dicken, runden Türmen, schlanken, nach unten weit ausladenden Kegeln und spitzen Felsnadeln, deren Zinnen an Stelle der Burgen und Festen unserer Heimat altersgraue Tempel nnd Klöster krönen.

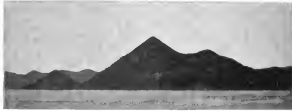


Abb. 2. Der Berg „Die Pyramide“ gegenüber I-tschang.

Dieser Charakter der Yank-ze-Schluchten trat mir schon einige Meilen unterhalb I-tschangs in ausgeprägtester Weise entgegen, als ich mit dem Dampfer von Hankow kommend, gegen Mittag des 21. Juli 1895 in die unterste jener Schluchten, die „Tigerzahnschlucht“, einfuhr. Vornehmlich ruhte mein Auge auf einem unfern des rechten Flußufers mehr als dreihundert Meter hoch aufsteigenden Felszahn, auf dessen Gipfel ein großes, weiß getünchtes Joßhaus steht. In schwindelnder Höhe führt eine Brücke von jenem Gipfel hinüber zu dem benachbarten Bergkamm, ein Anblick, welcher lebhaft an die Bastei in der Sächsischen Schweiz erinnert. Noch etwas näher I-tschang ragt am linken Ufer auf steil sich zum Wasser senkendem Gelände eine achtstöckige Pagode auf (Abb. 1), und der Stadt gerade gegenüber erhebt sich auf der rechten Flußseite ein auffallend ebenmäßig gestalteter Berg, „die Pyramide“ (Abb. 2).

In I-tschang, wie schon anfangs bemerkt, bis jetzt die Endstation der auf dem



Abb. 3. Auf der Zinne der Stadtmauer von I-tschang.



Abb. 4. Eine von „Zoßhäusern“ eingefaßte Straße in I-tschang.

Yank-ze verkehrenden Dampfer, befindet sich eine kleine, aber wichtige europäische Kolonie, welche ungefähr dreißig Mitglieder zählt. Es sind dies ausschließlich Herren, welche den durch Sir Robert Hart so mustergültig geleiteten chinesischen Zolldienst überwachen, meist Skandinavier und Engländer.

Bei der Annäherung an die Stadt fallen die an ihrem Ostende sich erhebenden, weiß schimmernden Gebäude der europäischen Kolonie dem Reisenden zuvörderst in die Augen. Welcher Kontrast zwischen diesen sauberen, von luftigen Hallen rings umgebenen, durch weite, sorgfältig gepflegte Rasenflächen voneinander geschiedenen Palastbauten und den unsauberen, grauschwarzen, monotonen Häusermassen der mehr als 200 000 Einwohner zählenden Chinesenstadt! So sehr bei ersteren die großartige Raumverschwendung imponiert, so augenfällig zeigt sich in letzterer das Bestreben, den Platz auszunutzen und auf möglichst kleinem Fleckchen Erde die denkbar größte Menschenmenge zusammenzupferchen. Bis hart an den Strom schieben sich die Häusermassen heran; kein Streiflein Land bleibt zwischen ihnen und dem Wasser frei. Ja ganze Häuserreihen scheinen weit hinausgedrängt auf den Fluß, wo sie auf hohen, dünnen, Zahnstochern gleichenden Pfählen eine recht kümmerliche Stütze finden.

Viel des Interessanten und Belehrenden brachte mir ein Besuch der Chinesenstadt. Die Herren von der Kolonie hatten mir zu diesem Behufe bereitwilligst einen ihrer chinesischen Beamten zur Verfügung gestellt, so daß ich von all den Insulten verschont blieb, welche sonst namentlich dem mit photographischer Camera bewaffneten Europäer drohen. Wie jeder größere Platz im Reiche der Mitte, so besitzt auch I tschang eine ummauerte und eine nicht ummauerte Hälfte. Im bequemen Tragsessel, dem dank der Enge der Wege dort einzig anwendbaren Beförderungsmittel, wurde ich durch die elenden Gassen des offenen Stadtteiles getragen. Dann ging es durch ein langes, dunkeles Thor in die umwallte Stadthälfte. Auf schmaler Treppe klomm ich zur Zinne der breiten Stadtmauer empor. Eine bequeme Promenade leitet auf dieser entlang, eingefaßt auf der einen Seite von dem Gesimse der Mauer selbst, auf der anderen von Verkaufsbuden, welche sich hier in luftiger Höhe angesiedelt haben. In bestimmten Zwischenräumen stehen „Wachttürmchen“, welche freilich jetzt ihrem ursprünglichen Zwecke einigermaßen entfremdet zu sein scheinen. Jedenfalls bemerkte ich nirgends „Wachtposten“, sondern lediglich zerlumpte Bettler, welche dort im kühlen Schatten der Ruhe pflegen und — schlafen (Abb. 3).

Nunmehr verfolge ich die anfänglich leidlich breite Hauptstraße der inneren Stadt, welche sich aber bald verengt. Verfallene Bretterbuden fassen sie ein, in denen Werkstätten und Verkaufsläden sich etabliert haben. Auch Barbierstuben, in welchen der Sohn der Mitte sich Gesicht und Schädel bis auf den vom Hinterkopf herabhängenden Zopf glatt polieren zu lassen pflegt, begegnen wir auf Schritt und Tritt, ebenso Garküchen, in deren offenen Kesseln vorzugsweise die Füße und Köpfe des so beliebten Schweines, sowie mit ranzigem Fett gewürzte grüne Gemüse schmoren.

Einen besseren Eindruck macht eine zweite Straße, welche an der Stadtmauer entlang führt. Sie wird auf einer Seite begrenzt durch eine fortlaufende Reihe von „Joßhäusern" und kleinen Tempeln, welche auch als Amtsgebäude dienen. Letztere gewähren mit ihren nach innen eingebogenen Dächern und den schnörkelartigen Zieraten ein originelles, wenn auch keineswegs harmonisch schönes Bild (Abb. 4).

Am nächsten Morgen, dem 23. Juli, beschloß ich, den lang geplanten Ausflug stromauf in die Yanke-ze-Schluchten zu unternehmen.

Da der Dampferverkehr in I-tschang sein Ende erreicht, entschloß ich mich, ein großes Hausboot, eine geräumige „Tschunke", zu mieten. Es gelang mir, einen der Herren Zolloffizianten als Begleiter zu gewinnen, Herrn Jansen, einen Dänen von herkulischem Körperbau, welcher neben trefflicher Kenntnis der chinesischen Sprache eine stattliche Erfahrung in allen Angelegenheiten des Himmlischen Reiches besaß. Bereitwilligst teilte er mir von den Schätzen seines Wissens mit, so daß sich der mehrtägige Ausflug auch nach dieser Richtung höchst gewinnbringend für mich gestaltete. Sehr kostspielig versprach die Expedition nicht zu werden. Herrschten doch zu jener Zeit, und herrschen wohl auch noch heutigen Tages im Inneren des Himmlischen Reiches in dieser Beziehung geradezu paradiesische Zustände, welche sich erst dann ändern dürften, wenn mittels der projektierten Eisenbahnen europäische Kultur und europäische Preise von den Küsten des Stillen Oceans bis in das Herz und an die westlichen Grenzen des Riesenreiches vorgedrungen sein werden. Während im chinesischen Großverkehr der Silberdollar (circa 2,1 Mark) die allgemein gültige Münze darstellt, bekommt man im Inneren des Reiches, abseits von den großen Handelscentren, weder Gold noch Silber zu sehen. Hier kursiert lediglich der „Cash", ein kreisrundes Kupferstück von wechselnder Größe und Dicke mit einem viereckigen Loch in der Mitte. 1000 Cash machen in Mittelchina einen Silberdollar; also beträgt der Wert eines Cash wenig mehr als ein Fünftel Pfennig!

Dieser winzigen Münzeinheit entsprechen die Preise des Lebensunterhaltes in jenen



Abb. 5. Mein Hausboot bei der Einfahrt in die I-tschang-Schlucht.

abgelegenen Gegenden. Beispielsweise kostete ein Ei zur Zeit meiner Anwesenheit in dem J-tschang-Distrikt für den Fremden einen Pfennig, ein junges Huhn oder eine Ente fünfzehn Pfennig, ein Ferkel eine Mark! Für mein großes Hausboot mit seiner Bemannung von sechzehn Ruderern hatte ich täglich zwei Mark zu entrichten, und der gesamte, vier Tage währende Ausflug in die Schluchten des Yank-ze kostete mich, einschließlich Wein und Selterwasser, welches wir in großen Quantitäten konsumierten, knapp sechzig Mark unseres Geldes!

Um $11^1/_2$ Uhr vormittags lichteten wir die Anker zur Fahrt in die oberhalb J-tschang sich hinziehende J-tschang-Schlucht. Unsere Tschunke präsentierte sich als ein schwerer, hölzerner Kasten. Das offene Vorderdeck war für die chinesische Bemannung bestimmt, die aus einem Lotsen, vier Schiffsleuten und elf Schleppern (Trackers) sich zusammensetzte, welch letztere die Aufgabe hatten, bei der Bergfahrt den Kahn vom Ufer aus vermittelst eines starken, an der Mastspitze befestigten Bambusseiles stromauf zu ziehen. Auf dem Vorderdeck wurden auch dreimal täglich von den Chinesen die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen. Sie bestanden aus großen Kesseln voll Reis, Schweinefleisch, steinharten braunen Bohnen, welche die Kerle unter lautem Knirschen ihrer ausgezeichneten Kauwerkzeuge zermalmten. Die muskulösen und sehnigen Kulis erfreuten sich eines gesegneten Appetits.

Der schon erwähnte Mast befand sich etwa in der Mitte des Bootes. War der Wind günstig, so ward ein weit ausladendes, dreieckiges, aus Binsenmatten gefertigtes Segel gehißt, sonst wurde das Fahrzeug, falls man es nicht im Schlepptau zog, mittels zweier riesiger Ruder stromaufwärts bewegt. Jedes dieser Ruder, welche im vorderen Dritteil des Schiffes befestigt waren, handhabten sieben Kulis nach dem Takte einer eintönigen Melodie, wie solche in China die Ausführung einer jeden körperlichen Arbeit zu begleiten pflegt. Hinter dem Mast lag das überbaute Hinterdeck, welches aus zwei Kabinen für je einen von uns Europäern, einer Küche mit Petroleumherd und endlich aus der Familienwohnung des Schiffers bestand, in der er mit Frau und Kindern hauste.



Abb. 6. Ping-yang-Paß in der J-tschang-Schlucht.



Abb. 7. Rückblick in die J-tschang-Schlucht von ihrem oberen Ende aus.

Am Heck lag ein kleines Buddhaheiligtum, dessen Flügelthüren in schreiend bunten Farben leuchteten. Dort befand sich auch das Steuer, das der Kapitän selbst führte (Abb. 5).

Wir fuhren zuvörderst die mehr als eine deutsche Meile lange Wasserfront der Chinesenstadt J-tschang ab, passierten darauf ein umfangreiches „Yamen", das chinesische Zollamt, dessen Resultate aber bei dem laxen, unordentlichen Betriebe im Gegensatze zu dem straffen, von den Europäern geleiteten Zolldienst mehr als zweifelhaft zu sein pflegen, dann das „Salz-Yamen", wo von den salzbeladenen Fahrzeugen die Salzsteuer erhoben wird, und erreichten bei der dicht mit elenden Hütten bedeckten Insel „Ssipan" das obere Ende der Stadt. Hier verzehrte unsere Bemannung ihre erste Mahlzeit, worauf unter Lärm und Gezeter das große Bastsegel gesetzt und zum rechten Ufer hinübergekreuzt wurde. Dort stürzen die Lößfelsen bereits mehr als hundert Meter hoch zum Strome ab, dicht bekleidet mit saftig grünen, bis in die Flut hinabtauchenden Schlinggewächsen, gleich einem lebenden Baldachin.

Nicht lange darauf stiegen die elf „Schlepper" ans Land, um auf dem sehr primitiven, am Ufer sich hinziehenden Leinpfade dahintrottend, das schwere Boot durch Ziehen weiter zu befördern. Der intelligenteste der Kulis war dazu ausersehen, diese Abteilung zu befehligen und vor allem das dicke Bambusseil zu befreien, so oft es sich an den Ecken und Kanten der Felsen verfing. Mittels Gongschläge vom Schiff aus wurden die Schlepper davon verständigt, ob sie das Seil anzuziehen oder schlaff zu lassen, ob sie still zu halten oder weiter zu marschieren hatten. Der am Bug stehende Lotse leitete mit weithin schallender Kommandostimme sowohl die Leute auf dem Boote als auch das Häuflein der Schlepper am Ufer, während zwei oder drei Schiffsleute bemüht waren, an bedenklichen Stellen das Fahrzeug mittels langer Bambusstangen von dem Felsenufer entfernt zu halten.

Eine halbe Stunde später hatten wir bei dem am linken Ufer gelegenen Dorfe „San yen-tung" (Baumschlucht) die Ausmündung der großen J-tschang-Schlucht erreicht, das letzte der Felsthäler oberhalb J-tschang. Der Strom biegt hier stark nach Süden ab und bildet recht unangenehme Schnellen, welche sich um so peinlicher für uns gestalteten, als die Leute an dieser Stelle auf den Gebrauch der Ruder angewiesen waren. Denn ein Leinpfad existiert dort nicht. Wir selbst zogen es vor, das Boot zu verlassen und die schlimme Ecke auf steilem Pfade zu überklettern. Bei der Weiterfahrt präsentiert sich nunmehr die breite Schlucht in ihrer ganzen majestätischen Schönheit. Zu beiden Seiten steigen die Kalkfelswände 500—800 Meter auf, dicht bedeckt mit Immergrün, besonders an den Staffeln und in den Schluchten des Hanges. Zur Rechten gleichen die Uferfelsen gewaltigen Festungsmauern, die an einzelnen Stellen in ihrer ganzen Höhe von schwarzen Rissen durchzogen sind; zur Linken aber gliedern sie sich in schön geformte Strebepfeiler.

Als wir gegen sieben Uhr abends unter-



Abb. 8. Joßhaus bei Wnang-ling-Miao am oberen Ende der J-tschang-Schlucht.

halb des Ping-schu-Passes vor Anker gegangen waren, wußte mir mein trefflicher Begleiter unsere gemeinsame Abendmahlzeit durch manches ergötzliche Histörchen zu würzen, das er aus dem Schatze seiner Erlebnisse im Reiche der Mitte zum besten gab. Die Löhnung des chinesischen Soldaten, so erzählte er, beträgt für den Monat 1000 Cash = 1 Silberdollar. Auf folgende geschickte Art versteht es nun beispielsweise der Kommandeur von J-tschang, neun Zehntel der Gesamtsumme in die eigene Tasche gleiten zu lassen: die Garnison jener Stadt zählt gesetzlich 1000 Mann. Der pflichttreue General aber begnügt sich damit, hundert ständig zu halten. Erscheint nun der Obergeneral zur Besichtigung, so läßt der Kommandeur schnell alles auf der Straße aufgreifen, was er in die Finger bekommt, und steckt, ein zweiter Falstaff, alle diese sauberen Elemente in Uniform. So hat er bald die vorschriftsmäßige Zahl beisammen, und der Höchstkommandierende zieht befriedigt von dannen.

Nach trefflich durchschlafener Nacht setzten wir am frühen Morgen des 24. Juli unsere mühselige, aber an schönen Ein-



Abb. 9. Feug-schni-Steine am rechten Ufer des Yang-ze am oberen Ende der J-tschang-Schlucht.

drücken überreiche Stromfahrt fort. Gegen zehn Uhr war der Ping yang-Paß erreicht, ein kleiner Flecken am rechten Stromufer, herrlich gelegen am Fuße einer schroffen Kalkwand. Dort trafen wir einen der Herren Zolloffizianten, Mr. Grey, welcher für vier Monate auf diesen einsamen Posten detachiert worden war. Er hatte sein Quartier auf der Zolltschunke aufgeschlagen, während seine Kulis einige elende Hütten am Ufer bewohnten (Abb. 6).

Gegen $11^1/_2$ Uhr gaben wir den Befehl zur Weiterfahrt. Plötzlich aber wollte unser bezopfter Kapitän nicht mehr mitspielen. Es regne, wandte er ein, und wirklich fielen auch einige dünne Tropfen, welche den kostbaren Roben seiner Kulis indessen schwerlich etwas anhaben durften. Beschränkte sich ihr Kostüm doch auf kurze Inexpressibles aus blauem Tuch, ähnlich unseren Schwimmhöslein. Als das nicht wirken wollte, meinte der respektable Herr, die chinesische Zollbehörde hindere ihn an der Weiterfahrt. Doch auch diese Ausflucht konnte uns nicht rühren, denn alles das war von Herrn Jansen vor unserer Abfahrt geregelt worden. Schließlich erklärte mein Begleiter, es werde gar kein „Cash“ geben, und erst dieses Zauberwort konnte den braven Schiffstyrannen zur Weiterfahrt veranlassen. Bald darauf aber sollten wir Zeugen davon werden, daß der Chinese, wenn es darauf ankommt, auch Mut, Kaltblütigkeit und Gewandtheit zu zeigen imstande ist. Gegen Mittag befanden wir uns nämlich an der böseſten Stelle der ganzen Fahrt. Eine schroffe, glatte Felswand von mächtiger Ausdehnung schiebt sich hier vom rechten Ufer weit in das Wasser vor. Wildbrausend, heftige Strudel bildend, schießt der Strom an der scharfen Kante vorbei.



Abb. 10. Kulis auf dem Vorderdeck meiner Tschunke bei der Thalfahrt durch die I-tschang-Schlucht.

Einer unserer Schlepper, ein schneidiges Kerlchen, springt, das dicke Leitseil in der Hand, in die kochende Flut, schwimmt hinüber zur Wand und befestigt dort das Seil an einem Vorsprung. An dem Stricke sich weiter tastend, versucht man unsere Tschunke ein Stück vorwärts zu bringen. Vergebens! Das Seil löst sich, das Boot treibt stromab und wird nur mit der größten Anstrengung vor dem Zerschellen an



Abb. 11. Nebenschlucht, bei San-yen-tung in die J-tschang-Schlucht mündend.

der Felswand bewahrt. Das zweite Mal gelingt das kühne Experiment; unter lautem Singen und Stöhnen arbeitet man sich bis an den Fels heran. Ich sehe unten in der Wand tiefe Grotten ausgewaschen, wo einige Männer damit beschäftigt sind, Steine auszubrechen. Die Hütten der Steinmetzen kleben gleich Adlernestern an dem glatten Hange. Leider sind trotz des schneidigen Vorgehens unserer Leute die Schwierigkeiten und Gefahren noch lange nicht überwunden. Die Felswand setzt sich ein Stück weiter stromauf fort. Wohl sind ringförmige Höhlungen in den Fels geschlagen, um dort das Bootseil fest zumachen — das einzige, was offenbar von privater Seite zur Erleichterung der Schiffahrt gethan ist — aber dieselben liegen zu hoch, um sie erreichen zu können. Bei niedrigem Wasserstande zieht sich hier ein breiter Pfad zwischen Fels und Fluß hin, so daß dann diese jetzt so bedenkliche Partie leicht zu überwinden ist. Augenblicklich aber steht alles unter Wasser. Was thun? Wieder sind wir allein auf unsere beiden mächtigen Ruder angewiesen im Kampf gegen die reißende, zischende Flut! Mittels langer, mit Eisenspitzen bewehrter Stangen suchen uns die braven Kulis von der furchtbaren Felswand fernzuhalten unter fortwährendem Singen und Toben, Lauten, welche möglicherweise die bösen Berggeister einzuschüchtern bestimmt sind. Dann endlich nimmt die Wand an Jähheit ab, ein grasiges Vorland schiebt sich zwischen Fels und Strom. Wir können uns dem Ufer nähern. —

Den Rest des Tages krochen wir langsam weiter stromauf. Fast ausnahmslos war es jetzt möglich, das Boot vom Lande aus zu ziehen, ohne daß wir wieder durch so gefährliche Passagen uns zu quälen gehabt hätten, als die eben geschilderte.

Die Scenerie war ununterbrochen schön und lieblich zugleich, die weißen Kalkwände und der gelbe Löß zeigten sich wie tapeziert mit herrlichstem, frischem Grün. Noch reizvoller gestaltete sich unsere Fahrt an dem darauf folgenden Tage, dem dritten seit unserem Aufbruche von J-tschang. Jede Biegung des Stromes wies uns neue überraschende Einblicke in diese wunderherrliche Bergwelt. Schroffe Grate wechselten mit sanfteren terrassierten Abhängen, auf welchen saftige Matten und dunkelgrüne Bambuswälder prangten. Die schönste Partie erreichten wir gegen Mittag jenes Tages des 25. Juli bei der „Nadel des Himmels", einer am linken Stromufer mehr als 1000 Meter aufragenden graziösen Felsnadel. Etwas oberhalb dieser Stelle werden die Ufer flacher, wir nähern uns dem oberen Ende der J-tschang-Schlucht (Abb. 7.)

Ein Stückchen weiter, und wir haben das am linken Ufer gelegene Dorf Wuang-ling-miao (Gelbe Tempelstadt) erreicht. An steilem Hange thront hier ein weitläufig gebautes, blutrot angestrichenes Joßhaus. Zur Rechten sehen wir unter einem Bambusdache eine Anzahl bezopfter Menschenkinder am Boden kauern, andächtig die Würfelbecher schwingend und wahrscheinlich zur Ehre des Gottes, welchem der benachbarte Tempel geweiht ist, tempelnd (Abb. 8). Bekanntlich ist der Chinese aller Stände dem Glücksspiel mit Leidenschaft ergeben; während der Schnapsteufel ihm fremd bleibt,

pflegen der Opium- und der Spielteufel ihn um so fester zu umgarnen. Nirgends aber habe ich unter den Chinesen schönere Gestalten gesehen, als hier in diesem abgelegenen Bergdorfe; wie vorteilhaft unterschieden sich diese wohlgenährten, kräftigen Gestalten von den häßlichen, ausgemergelten Individuen, welche man in den Hafenstädten zu sehen bekommt. Man muß überhaupt in das Innere des Riesenreiches gehen, ehe man über den Sohn der Mitte ein Urteil zu fällen sich gestattet.

Nahe dem erwähnten Joßhause fiel mein Auge auf eine Reihe pyramidenförmiger Gebilde, deren eine Seite dunkelrot angestrichene Scheiben trugen (Abb. 9). Sie stellten Feug-schui-Steine vor, dazu bestimmt, die Dorfbewohner vor bösen Einflüssen zu bewahren. Der Chinese ist überaus abergläubisch. Überall wittert er die Macht unheilbringender Dämonen, gegen die er sich durch den Bau eines Klosters, eines Tempels oder zum mindesten durch Errichtung eines derartigen Steines schützen muß. Oft erscheint ihm gerade das, was unser Auge erfreut, als von einem bösen Geiste besessen. So hat selbst eine unter europäischem Einflusse stehende und teilweise von Europäern geleitete Dampfergesellschaft wie die „China merchant Compagny“ es für notwendig erachtet, ihr Haus in I-tschang durch eine Mauer gegen den Einfluß des schön geformten Pyramidenberges auf der anderen Seite des Stromes zu schützen, der ihr vordem in die Fenster schaute!

Leider gestattete es meine Zeit nicht, die Reise noch weiter stromauf bis zum Eingange der Nju-kau-Schlucht fortzusetzen. Bei dem hohen Wasserstande hätte dies noch mehr als zwei Tage gekostet. Ich entschloß mich daher zur Umkehr, und am 26. Juli ging es binnen sechs Stunden die acht deutschen Meilen zurück, zu deren Überwindung stromauf wir drei sauere Tage gebraucht hatten. Der Mast wurde gekappt, das Boot mitten in die Strömung gebracht, und es schoß jetzt wie ein Pfeil hinab. Unsere Kulis hatten nichts zu thun, als, am Vorderdeck stehend, durch gleichmäßiges Schlagen der beiden Riesenruder die Tschunke in der Mitte des Stromes zu halten (Abb. 10). Schon kurz vor zwölf Uhr mittags hatten wir den kleinen Platz „San-Yen-tung“ am linken Ufer des Stromes erreicht. Hier mündet ein kleines anmutiges, von einem klaren Bächlein durchrieseltes Felsthälchen, in dessen Grunde ein von dichtem Grün eingefaßter Pfad entlang leitet (Abb. 11). An seinem oberen Ende erhebt sich ein stattlicher, in den Fels gehauener Buddhatempel (Abb. 12), dessen photographische Aufnahme mir die hier hausenden sehr frei denkenden Priester mit Freuden gestatteten.

Fast eine Stunde später war ich in I-tschang, hochbefriedigt von diesem kurzen genußreichen Ausflug, auf welchem ich neben großartigen Naturwundern ein Stückchen noch völlig unberührter chinesischer Kultur hatte schauen dürfen. —



Abb. 12. Tempel bei San-Yen-tung.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Auf allen Gebieten des Lebens gelangt mehr und mehr die Masse zur Herrschaft. Überall macht ihr Geist, zu dessen kennzeichnenden Eigenschaften Beschränktheit und Einseitigkeit, Phrase und flüchtige Aufwallung gehören seinen Einfluß geltend. Und die Masse ist keineswegs nur in den unteren Schichten des Volkes zu finden. Ihr Organ aber, durch das sie ihren Willen dem einzelnen aufzuzwingen sucht, ist die Tagespresse. Diese moderne Einrichtung hat — ich spreche natürlich nur vom Durchschnitt — ganz das Zeug dazu, sich zu einer Art Inquisitionstribunal auszubilden. Schon jetzt übt sie vielfach einen tyrannischen Druck aus, um alle Welt irgend einer Schablone, irgend einer Partei, irgend einer Richtung zu unterjochen. Es scheint, daß sie dem Namen „Presse“ Ehre machen will. Und dem Massengeist, der in ihr waltet, entspricht es nur zu sehr, daß ihr so leicht nichts Großes unantastbar ist, daß ihre Sprache, wenn sie verurteilt, gern in den Volksversammlungston verfällt, und daß ihr Richtverfahren mit der Lynchjustiz Uncle Sams oft eine verzweifelte Ähnlichkeit hat.

Unter den Schriftstellern, die ich heute an dieser Stelle charakterisieren will, ist mehr als einer, dem die Tyrannin Presse arg zugesetzt hat, nur weil er seinen Weg für sich ging, unbekümmert um die Götzen des Tages und das Schiboleth der Parteien. In seinem neuesten Buch „Mein Weltleben“ (Leipzig, L. Staackmann) erzählt Peter Rosegger, wie er dafür büßen mußte, daß er stets seine eignen Meinungen hatte und seine Empfindungen sich niemals von irgend einer Masse vorschreiben ließ. So bekannte er bei irgend einer Gelegenheit wahrheitsgemäß, daß ihm die Dichtungen Heines nicht vertraut genug seien, um ein Urteil über den Poeten fällen zu können. Alsbald bemächtigte sich ein Schwarm von Zeitungsschreibern dieses bescheidenen Bekenntnisses, bauschte es zu einer demonstrativen Kundgebung auf und schmähte Rosegger in allen Tönen als „Schneiderseelpoeten, Verräter an der klassischen Litteratur“ oder auch als verbohrten Antisemiten. Rosegger fand schließlich die Kraft, das ganze Getobe wie ein Schauspiel, das ihn nichts angehe, lächelnd zu betrachten, aber darum bleiben die Angriffe gegen ihn doch in höchstem Maße charakteristisch für die Keckheit, mit der die litterarische und politische Plebs heutzutage den Einzelnen unter das kaudinische Joch zu drängen sucht. Aber das neueste Buch Roseggers ist auch sonst in vieler Hinsicht lehrreich, ergötzlich und anregend. In einem früheren Werke „Waldheimat“ hat der steirische Dichter von seiner Kindheit im Dorfe erzählt; an diese Schilderung schließt sich unmittelbar „Mein Weltleben“ an. Es berichtet von den Schicksalen des Mannes, von seinem Leben in der Stadt, von seinem geistigen Wachsen und Reifwerden, nicht in einer geschlossenen Darstellung, sondern in biographischen Bruchstücken und fragmentarischen Selbstbekenntnissen von allerlei Art. Wie Rosegger selbst in der Einleitung hervorhebt, ist das Buch eine „Reihe von plaudersamen Beichten, die im Laufe der Jahre abgelegt worden sind, um eine arme Seele zu befreien. Die arme Seele des Verfassers, die nur lebt, indem sie sich gibt. Dieser Verfasser lebt in der Einbildung, daß ein Mensch, ob bedeutend oder unbedeutend, überhaupt nichts Besseres zu geben habe, als sich selbst.“ Darin hat Rosegger ohne Zweifel recht; es ist in jedem Falle beachtenswert zu sehen, wie sich das Leben einer Zeit im Individuum spiegelt und reflektiert, wie irgend ein Einzelner, er mag

sein, wer er wolle, sich mit seiner Zeit, ihren Erscheinungen und Aufgaben abfindet. Und natürlich steigert sich das Interesse, wenn dieser Einzelne ein Rosegger ist, der sich in hartem seelischem und geistigem Ringen aus der Niederung zur Höhe emporgearbeitet und ein reiches Innenleben in sich entfaltet hat. Es liegt aber in dem Satze, den ich angeführt habe, der Ton nicht nur auf „Beichte“, sondern auch auf „plaudersam“. Rosegger ist in dem vorliegenden Buche mehr Plauderer als „Dichter“, und er plaudert so gern, daß er zuweilen nahe an die Grenze gerät, wo das kleine Beiwerk des Lebensgetriebes in belanglose Nichtigkeit, das Idyll in Trivialität übergeht. Aber das ist nur eine Ausnahme. Als Ganzes übt das Buch einen bestrickenden Reiz aus. Rosegger ist durchaus ein Ich für sich. Seine Eigenart weist jedoch keineswegs, wie man vielleicht nach dem bäurischen Ursprung des Dichters vermuten könnte, Züge irgend welcher Derbheit auf; weit eher überwiegt das Feine, Sensitive. Und so ist auch der Stil seiner Werke; jede Zeile, die er schreibt, atmet Leben, frisches Leben, aber von knorriger Urwüchsigkeit findet sich kaum eine Spur. Ebenso unleugbar ist es jedoch, daß die feste, geschlossene Eigenart Roseggers nach verschiedenen Seiten hin mit Beschränktheit gleichbedeutend ist. Die höchste Geistesstufe hat er nicht erreicht, und seine Anschauungen überragen weder im Religiösen noch im Ästhetischen ein gewisses Durchschnittsniveau der Zeit. Selbstgefälligkeit ist vielleicht ein zu starker Ausdruck, aber die Art, wie Rosegger von den Grenzen seiner künstlerischen Neigungen, seines litterarischen Wissens spricht, erinnert doch ein wenig an jenen trotzigen Stolz, mit dem Autodidakten auf das Schulwissen herabzusehen pflegen. So gesteht der Dichter einmal, daß er im großen Ganzen nur aus solchen Büchern, die sein eigenes Schaffensgebiet berührten, Genuß und Anregung schöpfe. Und er fährt dann fort: „Andere, selbst weltberühmte Werke haben mich nicht gepackt, haben mich kalt gelassen. Wer keine Begeisterung heucheln kann, der schämt sich auch nicht zu bekennen, daß er manches Kleinod der Weltlitteratur, welches jeder Gebildete kennen soll, gar nicht oder nur zum Teile durchgelesen hat. Zum Entsetzen meiner Leser sei es verraten, daß ich von der Iliade nicht eine Zeile, von der Odyssee nur Bruchstücke gelesen habe, daß mir Dantes Göttliche Komödie gänzlich, „Cervantes“ Don Quijote größtenteils unbekannt ist, daß Voltaire, Byron, Walter Scott, Longfellow nie in meinen Gesichtskreis traten, daß mir die deutschen Dichter des Mittelalters mit Ausnahme Walters und der Nibelungendichtung vollständig unbekannt sind, daß ich von Klopstocks, Herders, Jean Pauls, Wielands Werken nicht den vierten Teil kenne, so daß ich sogar in Goethes Wilhelm Meister schmählich stecken geblieben bin.“ Wäre alle Welt so offen und ehrlich, wie Rosegger, so würde dieses sein Geständnis im Salon, im Parlament, im Theater wie in der Kneipe tausendfachen Wiederhall finden. Aber eine Seltenheit sind schon jetzt dergleichen Beschränktheitszeugnisse nicht. Ist es doch in gewissen blasierten Kreisen geradezu ein Sport, mit ästhetischer und litterarischer Unkenntnis zu prunken. Blasiertheit ist nun sicher nicht die Eigenschaft, die Roseggers Wesen bestimmt; es ist etwas anderes, was sich in seinem Verhältnis zu der großen Phantasie- und Ideenlitteratur kundgibt, und zwar, so grob es klingen mag: geistige Trägheit. Eine Trägheit, die sich scheut, über eine bestimmte Geisteshöhe hinauszuklimmen. Dichter wie Dante, Homer, Goethe verlangen, wenn sie in vollem Maße befruchtend wirken sollen, ein so anhaltendes Ausschachten und Eindringen, ihre besten und eigentlichen Schätze liegen so tief, daß sie dem flüchtigen Lesen gar nicht erreichbar sind. Aber wer die Mühe nicht scheut, bereichert unbedingt aus ihnen nicht nur sein Haben, sondern auch sein Wollen und Können. Das gilt besonders vom schaffenden Dichter; wer das Höchste, was bisher geleistet worden, nicht als Nahrung aufgenommen, in sich verarbeitet hat, mag Tüchtiges und Liebenswertes in Fülle leisten, aber der Mangel seiner Vorarbeit wird stets sichtbar bleiben. Und so würde auch Rosegger in seinem eignen engen Bezirk noch tiefer gebohrte, reichere Quellen erschlossen haben, wenn er sich gegen die höchsten Einwirkungen weniger abgeschlossen hätte. Es klingt recht gemütlich, ich möchte sagen anheimelnd, wenn er sein Bekenntnis mit den Worten schließt: „Ich mag weder auf Stelzen gehen noch auf Achseln stehen, bleibe auf meinem Erdboden, und wenn ich auf demselben so groß bin wie ein Kornhalm, so ist's mir genug.“ Eine derartige Selbstgenügsamkeit macht sich moralisch recht gut. Aber der Schaffende hat nicht genügsam zu sein. Er muß in sich entwickeln, was irgend entwicklungsfähig ist. Und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Rosegger in seinen idealeren Geschichten, wie „Der Gottsucher“ und „Das ewige Licht,“ noch mehr hätte geben können, wenn er alle Keime in sich befruchtet, seine Scholle weniger schroff abgesperrt hätte. Und nicht nur in den Geschichten, sondern auch in den Lebensbekenntnissen. Da hier aber ein abgeschlossenes Werk vorliegt, so nützt es nichts zu bedauern und zu wünschen; wir müssen uns mit dem Erfreulichen bescheiden, das aus dem Werke, so wie es ist, zu uns spricht. Und an allerlei Köstlichem ist gewiß kein Mangel. Zu den anziehendsten Kapiteln gehört gleich das erste, das von Roseggers Vater erzählt, einem schlichten, unwissenden Bauern, aber zugleich einem Gottesmenschen in jeder Faser seines Wesens. „Er war der weichmütigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen, aber nie weinend wegen Erdenleides. Er begrub Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißendsten Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde naß, wenn er von der Liebe des Herrn Jesus hörte oder von der Milde und Gnade Unserer Lieben Frau; die Thräne stand ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang.“ Weiterhin berichtet Rosegger von seiner Studienzeit, von seiner Liebe und von seiner Ehe, und mit der behaglichen Freudigkeit eines niederländischen Kleinmalers zeichnet er sein Haus in

der Stadt und sein Häuschen in den Bergen, in dem er jährlich sechs Monate haust, um in der Natur, in stiller Einsamkeit Blut und Seele neu zu stählen. Ein Stadtmensch ist der Dichter in den Jahrzehnten seines „Weltlebens“ nicht geworden; wie er schreibt, hat sich im Laufe der Zeit und Erfahrungen ein leidenschaftlicher Hang nach Einsamkeit in ihm ausgebildet, „den man krankhaft nennen könnte, wenn er nicht so heilsam wäre.“ „In Einsamkeit habe ich meine geringen Fähigkeiten gepflegt, in Geselligkeit habe ich die größten Dummheiten gemacht.“ Die übrigen Kapitel handeln von den Freunden und Kindern des Dichters, von seinen gesellschaftlichen Freuden und Leiden, von seinem Wirken und Schaffen, Glauben und Trachten. Bedeutsames und Alltägliches im bunten Gewirr, aber auch das scheinbar Kleinliche durch den Persönlichkeitshauch, der das ganze Buch durchweht, gleichsam geadelt. In der Art seines Erzählers, in der Weise, wie er Natur und Menschen betrachtet, gemahnt Rosegger hier an Stifter, dort an Andersen, ohne jedoch irgendwie als Nachempfinder zu erscheinen. Auf sein Wesen wie auf sein Schaffen darf er getrost das Wort anwenden: Klein, aber mein. —

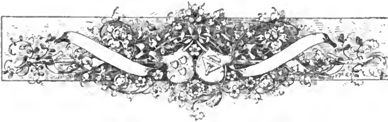
Gleich Rosegger, hat auch Josef Lauff erfahren müssen, wie die Presse, einer Klatschbase nicht unähnlich, zu schmälen, zu verunglimpfen, zu hetzen versteht, wenn einer anders zu tanzen begehrt, als sie pfeift. Es war im vergangenen Jahre, als Lauff mit seinem Drama „Der Burggraf“ die Aufmerksamkeit des Kaisers erregte und von der Gunst des Monarchen deutliche Beweise erhielt. Sofort erklärte ein großer Teil der Presse den Dichter für vogelfrei; er und sein Werk wurden ein Gegenstand mehr oder weniger versteckter Satire, die längst erloschene Würde des Hofpoeten wurde für Lauff erneuert, nicht durch Kaiserhuld, sondern durch Hohn der Masse, und der Glaubenssatz, daß ein Fürstengünstling unbedingt ein schlechter, weil unfreier Musikant sein müsse, wurde neu aufgefrischt. Es ist nun keineswegs zu leugnen, daß ebenso wie die Gunst des Publikums auch Fürstengunst für schwache Charaktere gefährlich werden kann; sie können sich leicht in ihrem Schaffen von Rücksichten bestimmen lassen, die mit der Wahrheit, welche die Kunst genau so wie die Wissenschaft fordert, unverträglich sind. Das Schauspiel Lauffs habe ich erst kennen gelernt, als diese Zeilen in Druck gingen, ich verzichte daher hier auf eine Erörterung, ob es stimmt, daß er die Geschichte geradezu zur Verherrlichung mehrerer Fürstenhäuser aufgestutzt und ausgebeutet habe. Aber daß Lauff ein echter Dichter war, lange bevor er für die Bühne schrieb, das hat er in unwiderleglichen Zeugnissen dargethan. Seiner ganzen Art nach ist er ein Abkömmling der Romantik, die im Beginn unseres Jahrhunderts die Litteratur beherrschte. In seinen frühesten Werken steht Lauff, der seiner Geburt nach Rheinländer ist, ohne jede Einschränkung im Banne jener Romantik; seine neueren deuten wenigstens in der Form und in der geistigen Tendenz auf modernere Einwirkungen hin. In den Stoffen aber ist er auch heute noch Romantiker; er entnimmt sie am liebsten der Geschichte des Mittelalters und der Zeit der deutschen Renaissance. Und genau so wie die Novalis, Fouqué, Arnim hat er einen starken Hang zugleich für das Sinnliche, für die leibliche Schönheit der Frau, wie für das Schreckliche und Grausige, das sich in der Natur oder in der Dämonie der Menschenseele kundgibt. Daß dieses Grausige aber nicht zu grell hervortritt und seinen Gegensatz in allerlei zarten Natur- und Kunststimmungen findet, dafür sorgt das leichte rheinische Blut des Dichters. In diesem leichten lebensfreudigen Sinn wurzelt vor allem die Eigenart des Dichters, in ihm aber auch die Beschränktheit seines Könnens; er schafft zu leicht, um groß und tief sein zu können. Unter den Werken, die er bisher der Öffentlichkeit übergeben, ist nach meinem Empfinden der Roman „Regina coeli“ das bedeutendste, weil sich in ihm das Können des Dichters am breitesten und reichsten entfaltet. Die Erzählung spielt in Antwerpen, zu der Zeit, als die Stadt von Alexander Farnese belagert wird; in lebensvollen Zügen schildert Lauff den Geist und das Treiben jener Zeit, mit ihrem Heldentum und ihrem Fanatismus, mit all ihrer Lieblichkeit und all ihrer Wildheit. Für den Kern der Handlung hat der Dichter mit großer Feinheit die schottische Godivasage verwertet und sie in die Niederlande übertragen. Neuere Schöpfungen Lauffs sind die Dichtung „Herodias“ und der Roman „Im Rosenhag“, beide bei Albert Ahn in Köln erschienen. Die Dichtung, der die hundertmal behandelte Geschichte von dem Verhältnis der jüdischen Königin zu Johannes dem Täufer zu Grunde liegt, würde in falschem Lichte erscheinen, wollte man sie im Sinne des realistischen Epos beurteilen. Sie ist eine Art Vision, gleichsam aus der Verzückung heraus geboren, und hat mehr lyrisches als episches Gepräge. Schwüle Sinnlichkeit atmet der größere Teil des Werkes, die Farben sind von morgenländischer Glut und Pracht, krasse Gegensätze stehen sich unvermittelt gegenüber. Aber die Leichtigkeit, mit der Lauff, wie es scheint, ein solches Werk zu Tage fördert, hat ihre Bedenken; die Gestalten sind durchweg sehr flüchtig und oberflächlich gezeichnet, in den Reden des Täufers überwiegt die theatralische Phrase, und zwischen Versen von hinreißendem Schwung finden sich andere, die nichts als nüchterne, in Reim gesetzte Prosaismen sind. Nur zu oft vertragen die Verse, die Reime, die Bilder keine nähere Prüfung; es zeigt sich sanft, daß sie vielfach Lückenbüßer, stimmungslos oder leeres Wortgepränge sind. Gleich auf den ersten Seiten „winkt das Schloß des Herodes durch Wirrnis und Weh“, Ahasver fährt „im Geleit von Zauberhexen“ nieder, ein „Farbenspiel gleitet übers Land auf Perlmutterschuhn“ und der banale Ausruf „Hilf Himmel!“ vernichtet gelegentlich die Stimmung wie ein Platzregen die Feuerflamme. Trotz alledem ist die „Herodias“ für die poetische Begabung Lauffs ein glänzendes Zeugnis, wenn man mehr die Höhepunkte, die sie erreicht, beachtet, als die Mängel. In eine ganz andere Welt führt der Roman „Im Rosenhag“. Sein Wert beruht auf den Schilderungen des alten Köln und auf den Landschafts- und Stimmungsbildern, die in

den zartesten Farben ausgeführt sind. Die Charakterzeichnung aber erhebt sich auch hier nicht über das Durchschnittsmaß, das wir im historischen Roman gewöhnt sind; all die Gestalten glaubt man schon zehn- und zwanzigmal kennen gelernt zu haben, keine trägt ein Gepräge, das sich unverlierbar der Phantasie des Lesers eindrückt. Die einzige Gestalt, die sorgfältiger ausgearbeitet ist, der Intrigant der Geschichte, erinnert bis in die kleinsten Äußerlichkeiten hinein, an Viktor Hugos Quasimodo; jammerschade aber ist es, daß derartige Bösewichte weit öfter im Roman, als in der Wirklichkeit, gleich auf den ersten Blick an der Scheußlichkeit ihres Gesichts und an dem Mißwuchs ihres Körpers zu erkennen sind. Mit Handlung ist die Geschichte reichlich versehen, und wer auf Spannung erpicht ist, wird unbedingt auf seine Kosten kommen. Die Handlung ist aber so wildromantisch, und der Zufall spielt eine solche Rolle, daß nur ein naives Gemüt die Sache so ernst nehmen kann, wie sie der Verfasser dargestellt hat. Wenn sich nicht in einzelnen Schilderungen der Dichter offenbarte, so würde der Roman über das gewöhnliche Unterhaltungsniveau wenig hervorragen. An jene Stellen aber knüpft mein Glaube oder meine Hoffnung an, daß die Entwickelung Lauffs mit dem Werke noch nicht abgeschlossen sei, daß er noch höhere Bahnen gewinnen werde. —

Ein Dichter, der die Höhe seiner Entwickelung längst erreicht hat, ist **Wilhelm Jensen.** Mit seiner neuesten Erzählung aber, dem Roman „**Luv und Lee**" (Weimar, E. Felber) beweist er, daß er die einmal erreichte Höhe siegreich zu behaupten versteht. Weder in der Sprache, noch in den Schilderungen, noch in der Charakteristik gibt der Roman etwas Neues, was nicht schon in früheren Schöpfungen des Dichters zu Tage getreten wäre. Selbst die Besonderheit, wie er das Philistertum als eine Art Chorus verwendet, der das Leben der Jensenschen Ausnahmenaturen mit kleinlichem Geschwätz begleitet, findet sich auch sonst bei Jensen. Trotzdem wirkt der Roman durchaus fesselnd und bedeutend. Der ganze Jensen mit all den Lichtseiten seines Könnens, aber auch mit all den Eigenheiten, die nahe an Manieriertheit streifen, lebt sich noch einmal in dem Werke aus. Die Natur wie die Menschen der Erzählung sind in großem Stil gezeichnet. Und wenn auch hier und da eine gewisse Mache hervortritt, die das Leben, wenn ich so sagen darf, in geometrisch abgezirkelte Kreise ein- und abgrenzt, wenn auch hier und da der realistische Zuschnitt mit der phantastischen Verbrämung nicht recht zusammenstimmt, so bleibt doch der Eindruck des Ganzen ebenso lebensvoll wie erhebend. In ihrem Kern geht die Handlung über das im Roman Gang und Gäbe nicht hinaus; es ist ein altes, oft variiertes Thema, das aus der Liebesgeschichte wiederklingt. Ein junger Mann läßt die Heimat, läßt alles, was ihm von Kindheit an lieb und wert ist, unbekümmert, welche Wunden er schlägt, nicht so sehr, weil ihn eigner unbezwinglicher Drang in die Ferne treibt, sondern weil er der Verführung eines Weibes erliegt, das ihn in die Welt hinauslockt. In diesem Weibe, das so nixenhaft schlank, und so nixenhaft seelenlos ist, symbolisiert Jensen die Meerflut selbst mit ihrem verlockenden Reiz. Alf Overbeck ist sich bewußt, welch ein Schwächling er ist, wie ihn das Weib zum Sklaven macht, ihn geistig erniedrigt, ihm alle Kraft aussaugt, aber er kann nicht von der Verführerin los, er ist unlöslich ihrem Bann verfallen. Erst ihr Tod in einer wilden Sturmesnacht auf dem Meere macht ihn wieder frei. Jahre sind vergangen, seit Alf die Heimat als Jüngling verlassen hat; jetzt kehrt er als halbgebrochener, früh ermüdeter Mann zu ihr zurück. Seine Jugendgespielin aber, der seine erste Herzensneigung gehörte, hat ihm die Treue gewahrt; sie versteht es, ihn allmählich aus der Verdüsterung zu befreien, ihn mit neuem Lebensdrang zu erfüllen. Und so finden beide doch noch das Glück, das sie in der Kindheit erträumt. Diese Liebesgeschichte ist reich an feinen Zügen, aber köstlicher ist doch noch die Umrahmung des Bildes, das Beiwerk des Romans, das ästhetisch und geistig gemessen eigentlich die Hauptsache ausmacht. Da ist zunächst die Landschaftsschilderung. Jensen zeichnet ein Bild aus dem östlichen Holstein. Im Hintergrunde wogt das Meer, eine kleine Stadt zieht sich vom Strande tief ins Land hinein; im Vordergrunde ein paar Häuser, als Ausläufer der Stadt, rings von Wald und Heide umrankt. Hier hausen, harmonisch eins mit der umgebenden Natur, einige jener Einsamkeitsmenschen, wie sie Jensen darzustellen liebt; Menschen, die ihr Glück ganz in sich selber suchen und weder ihre Moral noch ihre Anschauungen von der Gesellschaft bestimmen lassen. Sie bedürfen der anderen nicht, und es kümmert sie daher auch nicht, ob die anderen sie lästern oder bedauern. Im allgemeinen fließt das Leben dieser Glücklichen wie ein Idyll dahin. Und allerlei idyllische Scenen, die zuweilen an des alten Voß „Luise" erinnern, spielen sich in Wald und Heide ab. Einen anderen Teil des Beiwerks bildet die ergötzliche Gesellschaft, die sich allabendlich in der Strandkneipe zum „stillen Butt" zusammenfindet. Zum weiteren Teil ausgedientes, doch noch keineswegs ausgelebtes Seevolk, dazwischen ein paar drollige Landratten. Die Gesellschaft gibt einen zweiten Chorus ab, der neben dem Philistertum die Handlung redend und urteilend begleitet, aber nicht mit Gift und Galle, sondern mit Humor und Nachdenklichkeit. Jedes Glied des kleinen Kreises ist ein Original, fast jedes erfreut durch irgend eine fröhliche Schrulle; allen gemeinsam aber ist die Neigung für einen nicht zu schwachen Grog. Das Präsidium führt Sievert Bramsegel, weiland Ostindienfahrer-Kapitän; ein behaglicher Mann „mit breitem Gesicht und weißem, von Ohr zu Ohr unterm Kinn durchgehenden Bartkranz, der ein bißchen von weitem wie ein gegen Zahnweh umgeschlagenes wolliges Halstuch aussah." Von den übrigen Seebären der Tafelrunde ist der merkwürdigste „de oll Knut", von dem kaum jemand mehr wußte, daß er den Familiennamen Duselkopp führte, denn die echten Wasserratten im stillen Butt redeten sich überhaupt nur mit ihren Rufnamen an." Der alte Knut lebt der felsenfesten Ueberzeugung, daß noch in diesem Jahrhundert eine neue Sintflut zu erwarten

sei; und er hat sich deshalb über einem großen Holzewer mit eignen Händen ein Helmdach zurechtgezimmert und auch selbst ein paar winzige Fenster hineingeglasert. Das breitbäuchige Ding schwimmt angetaut auf einem Seewassertümpel neben Knuts dicht am Strand gelegener Fischerhütte und sieht aus wie eine Noaharche auf einem Neuruppiner Bilderbogen, der dem Schiffsbaumeister vermutlich auch als Vorbild für sein Werk gedient hat. Im Innern ist ein Verschlußkasten mit Schiffszwieback und etlichen Flaschen Rum ausgerüstet; was sonst noch nötig wird, soll vom Haus herüber verstaut werden, wenn die Anzeichen kommen, daß die Sintflut losbrechen will. Ab und zu heulen wohl einmal abends Sturm und Wasser derartig um den „stillen Butt“, daß der Archenbesitzer, die großen Muschelohren aufreckend, vor sich hin sagt: „Nu kümmt dat!“ Dann pflegt irgend einer von der Tafelrunde zu nicken: „Jo, Knut, nu kümmt dat wul; wenn blot de Rum nich ut dat Glas utlapen is.“ Es geht nämlich das Gerücht, der alte Knut traue dem Zwieback wohl genug Dauerhaftigkeit zu, glaube aber nicht recht an die lange Haltbarkeit des Inhalts in den Flaschen und hole deshalb öfter eine davon aus dem Kasten, um sich zu vergewissern, daß der Rum noch nicht verdorben sei ... Unter den Landratten, die in der Strandkneipe Erholung suchen, behauptet der Baron Matthias von Gapendorp den ersten Platz. Er hat sich vor mehr als zwanzig Jahren in dem Städtchen angesiedelt, um, wie er selbst sagt, sich in Einsamkeit und Beschaulichkeit von den Anstrengungen seiner diplomatischen Laufbahn und von den unablässigen Verpflichtungen in hohen und höchsten Kreisen auszuruhen. Mit derartigen prunkhaften Reden sucht der alte würdige Herr sich selbst über sein Elend wegzutrösten. Tagsüber ist er genötigt, als Kanzlist mühsam sein Brot verdienen, „denn, meine Herren, der Mann muß sich einer Thätigkeit widmen, um Selbstbefriedigung zu erlangen, und welche andere hätte sich in diesem — ich will Ihr patriotisches Gefühl nicht verletzen — in diesem ohne Ansprüche auftretenden Ort mir als eine bessere Reminiscenz an meine verlassene Karriere geboten?“ Zum Glück entdeckt er einen verfallenen Burgbau, — in dem er sich häuslich einrichtet und dadurch das Recht erhält, beständig das „Schloß meiner Väter“ im Munde zu führen. Vielleicht hätte Jensen gut daran gethan, diese Gestalt, die ein wenig an Don Quijote und Immermanns Münchhausen gemahnt, noch enger mit der Haupthandlung zu verknüpfen. Der „stille Butt“ ist das erfrischende Element des Romanes; von diesem derb realistischen Grunde hebt sich die Romantik der Liebesgeschichte, die Idyllik des Einsamkeitslebens um so leuchtender und anziehender ab. Und der Humor, der bei den Groggelagen waltet, bildet ein kräftiges Gegengewicht gegen die Phantastik, die hier und da in dem Roman etwas seltsame Blüten treibt. Die Sprache des Dichters, sein Erzählungsstil hat ein durchaus charakteristisches Gepräge. Voll Kraft und Saft, aber auch ein bißchen schwerfällig. Es ist in Jensens Weise selbst etwas von Seemanns Art; er „spinnt seinen Faden“ so lang und behäbig wie möglich. Die Eingangsschilderung, die ein anderer in zehn Sätzen erledigt hätte, nimmt vierzehn Seiten in Anspruch. —

Weitab von der See führt das reich und eigenartig ausgestattete Buch „Agricola“ (Passau, M. Waldbauer) von Ludwig Thoma, das in einer Reihe meist humoristischer Skizzen bayerisches Bauernleben schildert. Zur Abwechslung nicht das Leben der Gebirgsleute, sondern das Trachten und Treiben der Bauern in der Ebene, im „Moos“. Thoma kennt offenbar Land und Leute von Grund aus; in frisch realistischem Stil, mit einer Komik, die öfters zu hellem Lachen reizt, erzählt er von dem Alltags- und Sonntagstreiben der Bauern, von ihrer holden „Tumbheit“, ihrer Prozeßhanselei, ihrer Raufsucht, ihrem Aberglauben, und ihrer manchmal sehr geschäftsmäßigen Frömmigkeit. Die Geschichte von der Fahnenweihe des Kraglfinger „Rauchglubbs“ ist allen Hypochondern als ein unbedingt wirksames Medikament zu empfehlen. Wie die Erzählung, so haben auch die Bilder, mit denen Adolf Hölzel und Bruno Paul das Buch geziert haben, zum großen Teil einen starken Beisatz von Karikatur, aber die Grundzüge sind doch von saftiger Lebenswahrheit. Eingeleitet wird das Buch durch eine „ethnologische“ Charakteristik des bayerischen Bauern, die den Taciteischen Stil launig parodiert. Da heißt es z. B. von den „Waffen und dem Kriegswesen“: „Waffen hat dieses Volk vielerlei; doch wird mehr auf Tauglichkeit als Schönheit gesehen ... Als Wurfgeschoß dient ein irdener Krug mit Henkel, der ihn auch zum Hiebe tauglich erscheinen läßt. An ihren Zusammenkunftsorten sucht bei ausbrechendem Kampfe jeder möglichst viele dieser Gefäße zu ergreifen und schleudert sie dann ungemein weit. Die meisten Bajuvaren führen eine Art Speer oder in ihrer Sprache Heimtreiber aus dem heimischen Haselnußholze, ohne Spitze, biegsam und für den Gebrauch sehr handlich. Wo diese Waffen fehlen, sucht jeder solche, die ihm der Zufall bietet. Ja, es werden zu diesem Zwecke sogar die Hausgeräte, wie Tische und Bänke, ihrer Stützen beraubt. Beliebt sind auch die Bestandteile der Gartenumfriedung. Vor dem Beginne des Kampfes wird der Schlachtgesang erhoben. Es ist nicht, als ob Menschenkehlen, sondern der Kriegsgeist also sänge. Sie suchen hauptsächlich wilde Töne zu erzielen und schließen die Augen, als ob sie dadurch den Schall verstärken könnten. Sie kämpfen ohne überlegten Schlachtplan; jeder an dem Platze, welchen er einnimmt. Der Schilde bedienen sie sich nicht. Als natürlicher Schutz gilt das Haupt, welches dem Angriffe des Feindes widersteht und den übrigen Körper schirmt. Manche bedienen sich desselben sogar zum Angriff, wenn die übrigen Waffen versagen ...“ Ein heiteres „agrarisches“ Buch ist heute eine Seltenheit — die Not der Zeit bedingt das — aber darum wird es doch nicht unwillkommen sein.



Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Hans Herrmann ist eine der interessantesten Erscheinungen unter unseren jüngeren deutschen Künstlern. Er greift in das reichbewegte Leben unserer Großstädte hinein und sucht auf deren Straßen und Plätzen seine Motive, die er mit der Sicherheit eines Augenblicksphotographen festzuhalten weiß. Die malerischen Ecken und Märkte holländischer Städte, aber auch die breiten Straßen des modernen Berlin gibt er mit Vorliebe wieder mit ihrem mannigfachen Verkehr; am liebsten im trüben, gebrochenen Lichte, im Nebel, in der sich leise herabsenkenden Dämmerung oder im Frühmorgen, wenn die Umrisse der Mauern, der Bäume, der Menschen noch leicht verschwimmen. Mit gleicher Festigkeit beherrscht er die Technik der Ölmalerei, der Wasserfarbe, der Gouache. Heute lernen wir ihn auch als Radierer kennen: unser Einschaltbild „Straße in Amsterdam", zwischen S. 32 und S. 33, ist auf photomechanischem Wege einem Blatte nachgebildet, das in einem der letzten Hefte des trefflichen Vereins für Originalradierung zu Berlin erschien. Wir dürfen wohl die Gelegenheit benutzen, unsere kunstfrohen Leser auf diese Vereinigung aufmerksam zu machen. Das uns vorliegende Heft XII — 1897 — bringt wieder eine stattliche Reihe überraschend schöner Gaben: außer Hans Herrmann Blätter von Theodor von Eckenbrecher (Straße in Kairo), C. Hausmann (Mutter mit Kind), R. M. Seemann (Hausierer), H. Kohnert (Landschaft) u. s. w. Anmeldungen zum Beitritt nimmt die Kunsthandlung von Paul Bette, Berlin SW., Charlottenstraße 96, entgegen, von der auch die näheren Bedingungen der Mitgliedschaft zu erfahren sind. — Ein holländisches Motiv behandelt übrigens auch unser farbiges Titelbild „Märzenschauer"; der Künstler, der treffliche Richard Fehdmer, ist in unseren Heften schon wiederholt mit seinen schlichten, das Intime der Landschaft charakteristisch wiedergebenden Aquarellen vertreten gewesen.

Von einer neuen Seite lernen wir Jos. v. Brandt kennen. Der bedeutendste unter den Mitgliedern der polnischen Malerkolonie an der Isar malt meist altpolnische Reiterkämpfe, in denen er reichbewegte, feurige Rosse, Männer von tollkühner Tapferkeit sich gegeneinander tummeln läßt. Ganz anders das Bild „Rast" zwischen S. 48 und S. 49. Auch hier steht Brandt, wie immer, auf nationalem Boden. Aber das Gemälde atmet tiefe Ruhe. Vor einer Dorfschenke haben zwei Jäger Rast gemacht und plaudern mit der Wirtin; seitlich verschnaufen ihre Hunde. Natürlich fehlen auch diesmal die Pferde nicht, aber auch sie sind nicht in lebhafter Bewegung dargestellt, auch sie rasten. Überraschend ist der große Anteil des Vordergrundes: einen ungepflegten, früchtereichen Garten darstellend, nimmt er fast die Hälfte des ganzen Bildes ein.

Von Theo Gruft in München bringen wir einen reizvollen, schwärmerischen Mädchenkopf (zwischen S. 80 und S. 81); von F. W. Bredt eines der arabischen Interieurs, durch die der Künstler seinen Ruf als Orientmaler begründete, den Hof eines tunesischen Hauses mit zwei weiblichen Figuren (zwischen S. 96 und S. 97). Das letzte der Einschaltbilder endlich, zwischen S. 64 und S. 65, ist unserer Sammlung älterer Meister entnommen. Kaspar Netscher, geboren 1639 in Heidelberg, gestorben 1684 im Haag, war einer der ausgezeichnetsten Bildnismaler seiner Zeit; er wußte seinen Porträts eine eigentümlich geschmackvolle, ansprechende, bisweilen — möchte man sagen — an das Novellistische streifende Anordnung zu geben, indem er die darzustellende Persönlichkeit in engere inhaltliche Verbindung zur Umgebung setzte. Dieser Zug tritt auch auf dem von uns wiedergegebenen Bilde „Der Mann mit den Feldhühnern" scharf hervor. Seine kleinen Kabinettsstücke, die bisweilen stark an die Art Gerard Terborchs erinnern — ein Vergleich mit dessen „Musikalische Unterhaltung" im 6. Hefte dieses Jahrganges dürfte interessieren! — sind sehr zahlreich und in fast allen größeren europäischen Sammlungen vertreten, ausgezeichnet zumal in der Dresdener Galerie.

Zwei unserer Einschaltbilder, plastische Werke von Victor Tilgner, bedürfen hier keiner besonderen Erwähnung, da das Heft über den trefflichen, seiner Kunst zu früh entrissenen Wiener Bildhauer ein interessantes Essay aus der Feder von Dr. Ad. Rosenberg bringt. —

Dem um einen Druckbogen verstärkten Umfang des vorliegenden Heftes entsprechend ist auch die Zahl der in ihm enthaltenen kleineren Bilder, Studien und Skizzen noch größer als sonst und ungewöhnlich mannigfach. Auf S. 21 ist zunächst eines der immer gern gesehenen Gemälde Karl Beckers eingeschaltet, des greisen Berliner Meisters, der in der Wiedergabe schöner Mädchengestalten, in prächtigen Kostümen, in dem schimmernden Glanz edler Stoffe zu schwelgen weiß, wie kaum ein zweiter; auch die „Lautenschlägerin" ist nach dieser Richtung charakteristisch für sein reiches Schaffen,

dem die Kunst unserer Tage sich kühl gegenüberstellt, und das doch auch seine volle Berechtigung hatte. Es schließen sich auf S. 24 und 25 zwei anmutige Kinderporträts nach Radierungen des Müncheners Wilhelm Rohr an. Auf S. 29 geben wir einige Zeichnungen aus dem hinterlassenen Skizzenbuch des 1895 verstorbenen Professor Wilhelm Lindenschmit, des großen Historienmalers, denen sich auf S. 41 eine Studie des Düsseldorfers Wilhelm Sohn zu seinem unvollendet gebliebenen Gemälde „Die letzte Ölung" anreiht. Das schöne Bild des noch lebenden, aber nicht mehr schaffenden Meisters ist unseres Wissens nur von wenigen gesehen worden; aber die es schauen durften, schildern es als ein großes Werk, das den bekannten Schöpfungen des Meisters, seinem „Christus auf dem bewegten Meere" (Düsseldorfer Kunsthalle), der „Genovefa", der genrehaften „Konsultation bei dem Anwalt" (Leipziger Museum) an tiefer Charakteristik und in glänzendem Kolorit nicht nachsteht. In der Mitte des Gemäldes ruht die Sterbende; seitlich tritt der Pfarrer mit den Sterbesakramenten ein; hinter der Kranken aber steht der Gatte mit den zwei Söhnen, die unsere Studie wiedergibt. Wie ergreifend spiegelt sich der dumpfe Schmerz in diesen Kindergesichtern! Und wie scharf und fein gelangt wieder der Charakterunterschied der beiden zum Ausdruck!

Auf S. 45 ist eine Studie von Wilhelm Leibl eingeschaltet. Man müßte eigentlich der Studie als Gegenstück einen Defregger gegenüberstellen, um an diesem den anekdotischen Zug, der in fast allen seinen Werken lebt, an Leibl den scharfen, überwältigend kräftigen, aber meist auch nüchternen Realisten zu kennzeichnen, den „deutschen Courbet", wie ihn seine Verehrer gern nennen. Er verschönt nie, er schmeichelt nie, er malt, wie er jede Linie, jede Farbe gesehen hat. Aber freilich — er sieht auch fast nur das Vulgäre und Unschöne. Vielleicht findet mancher unserer Leser auch in der Studie „Der Dorfschneider" von Fritz Mackensen, dem Worpsweder Maler, einen Leibl verwandten Zug; es ist freilich mit derartigen Parallelen eine mißliche Sache, sie treffen immer nur zum Teil zu.

Daß auch der Liebhaberphotograph realistisch arbeiten kann, mag die Aufnahme von F. J. Huyffer, eine alte arme Frau mit dem Kätzchen im Schoß darstellend (S. 77), beweisen, während eine zweite Photographie, die wir auf S. 36 bringen, fast den Charakter eines idealisierenden Gemäldes trägt: man sieht dem „Sizilianischen Blumenverkäufer" — so trefflich im übrigen die Photographie von W. v. Gloeden in Taormina ist — doch das Modell, das „Gestellte" an.

Auch das Kunstgewerbe kommt in unserem Hefte zu seinem Recht. Die auf S. 89 wiedergegebenen, von Alb. Meyer-Geislingen in Altsilber modellierten Vasen dürften bei manchem Leser den Wunsch sie zu besitzen wecken. H. v. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Aquarellstudie von Adolph Lüben.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 8, April 1898.

Dilettanten des Lebens.

Roman von

Clara Viebig.

(Fortsetzung.)



Ein leises Raunen, ein flüchtiges Surren ging durch den Saal — ah, eine blendende Erscheinung! Fräulein Krotoschinska trat keck bis vorn an die Rampe, das elektrische Licht zeigte ihren tief entblößten weißen Hals noch weißer — jetzt öffnete sie den Mund, ihre mächtige Stimme füllte den Saal und drang bis in den fernsten Winkel.

Ein Beifall sondergleichen! Immer wieder mußte sie sich verneigen; sie lächelte, sie hatte schon die richtige Art, sich mit dem Publikum in Einverständnis zu setzen, ihre großen Augen blitzten die Reihen ab, ein jeder glaubte einen besonderen Dank erhalten zu haben. „Famos — ausgezeichnet — herrlich,“ murmelte man. „Bravo, bravo!“ Und der gefürchtete Kritiker Plappert machte folgende Bemerkung in sein Taschenbuch: „Neuer Stern am Himmel der Kunst, junonische Erscheinung — höchst beachtenswerte Leistung — von Bühnen beizeiten mit Beschlag zu belegen.“

Professor Dämel strahlte.

„Sie werden einen schweren Stand haben,“ sagte er zu Lena, als er sie die Stufen hinabführte. Ihre Hand zitterte und war eiskalt; zu Hause hatte sie so guten Mut gehabt, sich gefreut, nun war ihr doch bange. Wie hilfesuchend ließ sie ihren Blick durch den Saal schweifen — sie sah nichts, alles erschien ihr als ein unentwirrbares Chaos. Dünn, kaum hörbar klangen ihr die Accorde der Begleitung, sie holte Atem, zwei-, dreimal.

„Sie ist es — da!“ hatte Richard Bredenhofer geflüstert und seine Schwester angestoßen; sein Herz klopfte krampfhaft.

Frau Dr. Allenstein verzog keine Miene, sie nickte nur mit dem Kopf.

Die kleinen Schumannschen Lieder klangen recht simpel nach der rauschenden Opernarie der Vorgängerin. So gar nichts Brillantes! Die Töne kamen und gingen, ganz melodisch, aber unbedeutend wie heimisches Vogelgezwitscher, sie machten keinen Eindruck. Der Beifall war karg; ein freundlich herablassendes, kurzes Klatschen, und dann war's aus.

Bredenhofer klappte wie wütend die Hände zusammen, er wollte den Beifall erzwingen. Es gelang ihm nicht.

„Mach' dich nicht lächerlich,“ sagte seine Schwester halblaut.

Der Schweiß brach ihm aus, er fühlte eine entsetzliche Enttäuschung und zugleich eine wilde Indignation über das Publikum. Warum klatschten sie nicht, warum machten sie der jungen Sängerin nicht Mut?

Er sah ihr Gesicht in blasser Lieblichkeit, er sah die schlanke, weiße Gestalt sich

verbeugen, sich abwenden und gehen. Vor seinen Augen verschwamm alles, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, unwirsch zwirbelte er den Schnurrbart — warum sang sie nicht besser? Die Leute hatten wirklich recht, großer Beifall war hier auch nicht am Platz.

„Mäßig, sehr mäßig; ich hätte dir mehr Geschmack zugetraut. Ich muß gestehen, ich bin einigermaßen erstaunt über dich!“ Es war die erste zusammenhängende Rede, die Frau Susanne heut abend von sich gab.

Ihre Worte trafen ihn wie Nadelstiche; und doch hatte sie nicht unrecht, er fühlte sich beschämt, ernüchtert, unglücklich. Wo war ihre Poesie geblieben, ihre süße, unbeschreibliche Anmut, der Funke, der ihren Gesang durchwärmte und ihn zur Seele sprechen ließ?!

„Die kleine Stimme verflattert im weiten Raum,“ schrieb Plappert in sein Notizbuch — „unglückliche Wahl — gute Schule mag gerühmt werden.“

Das Konzert nahm seinen Fortgang. Die ganze Liste wurde abgeleiert — Schüler und Schülerinnen — der hervorragende Virtuose spielte „Ungarische Tänze“ — da capo-Ruf — die Krotoschinska legte noch einmal los und erntete rasenden Beifall. Bredenhofer folgte dem Programm nicht mehr, er saß, die Stirn in die Hand gestützt und traute sich nicht, seine Schwester anzusehen.

„Ach Gott, kommt sie noch einmal?“ hörte er hinter sich sagen.

Er fuhr auf, bekannte, geliebte Klänge schlugen an sein Ohr —

„Daß Du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

‚Wer machte dich so krank?‘ von Schumann. Er hatte sie's noch nie singen hören.

Sie stand, schlicht und rein im weißen Kleid, die Hände zusammengefaltet, den Kopf etwas hintenüber gebogen.

Kein Räuspern im Saal, kein Scharren, kein Programmknittern.

War sie sicherer geworder, oder war es nur seine große Sympathie für dieses Lied, die ihn über die Mängel hinwegtäuschte?

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn!“

Die Thränen schossen ihm in die Augen, er schluckte krampfhaft und senkte den Kopf auf die Brust. Unbeschreiblich rührend klang der Gesang, er wagte keinen Atemzug; wie eine sanfte Klage verhallten die Schlußworte, nichts von Bitterkeit und Vorwurf darin, — sie verstand das Lied noch nicht ganz.

„O Lena, Lena, ich habe dir Unrecht gethan, ich glaube an deine Künstlerschaft; ich liebe dich, ich liebe dich!“

Er hätte aufspringen mögen, eine beseligende Unruhe packte ihn. Nun sang sie das Gegenstück; der Meister hat darüber geschrieben: dieselbe Weise, noch leiser!

„Die Tage sind vergangen,
Mich heilt kein Kraut der Flur;
Und aus dem Traum, dem bangen,
Weckt mich ein Engel nur.“

Er weinte heiße Thränen, im Überschwang des Gefühls; so hatte er nicht mehr geweint seit seiner Knabenzeit.

Frau Allenstein rückte hin und her, sie hatte das Publikum gemustert, nun tippte sie den Bruder aufs Knie:

„Du bist krank, Richard, übertrieben nervös; sprich mit dem Arzt!“

Aus. Stühle rücken und rappeln, in Hast drängt man zu den Ausgangsthüren.

Richard Bredenhofer und Schwester waren eingekeilt in der Menge, jetzt ein Durchschlupf.

„Nun —?“ Er sah sie fragend, bang, erwartungsvoll an.

Sie zuckte die Achseln. „Ganz nett, aber —“

„Was ‚aber‘,“ drängte er.

Sie schob ihren Arm in den seinen: „Lieber Richard, es kann sein, daß etwas aus ihr wird, ebenso gut aber, daß nichts aus ihr wird. Wie es auch sei, solche Frauen heiratet man nicht. Ist doch keine Partie! Sei mein guter kluger Bruder! Richard!“

Er machte seinen Arm frei.

„Und wenn auch nichts aus ihr würde, ihr Seele ist da, ihr eignes Ich. Ich heirate sie!“

Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Du solltest dich schämen, so berechnend zu reden; du, eine Frau!“

Ihr Gesicht verzog sich und wechselte die Farbe.

„Wir werden alle gegen diese Heirat sein, morgen schreibe ich sofort an Onkel Hermann; er soll dir den Kopf waschen!"

„Thu's," sagte er trotzig und warf ihr den Mantel über.

„Adieu!"

Er bot ihr keine Hand, eisig war seine Miene.

Im Künstlerzimmer stand die Krotoschinska; sie hatte ein herrliches Bouquet in den Händen und drehte es wirbelnd hin und her. Vor ihr drehte und wand sich ein Herr, stark jüdisch, mit blassem weichlichem Gesicht und scharfen Augen.

„Ausgezeichnet, mein Fräulein, großartig, wirklich großartig," sprach er leise und eifrig. „Sie sollten sich die Sache überlegen, weisen Sie sie nicht leichtfertig von der Hand!"

„Was wollen Sie?"

„20 Prozent, gar nichts! Ich habe Verbindungen zu den bedeutendsten Bühnen, die größten Künstler wenden sich vertrauensvoll an mich. Gestern erst Brief gehabt von der Sembrich und Scheidemantel, auch Gastspiele besorge ich. Sie bekommen die glänzendsten Engagements durch mich!"

Ein abschätzender Blick überflog ihre üppige Gestalt; dann fuhr er, sich befriedigt die Hände reibend, fort:

„Wie wär's mit Petersburg, Fräulein? Lieben Sie Brillanten? Kriegen massenhaft da. Liegen bei mir Kontrakte aus. Auch Hamburg, Hannover, Köln können Sie haben. Würde mehr sein für Petersburg, lohnt sich besser — bei der Figur!"

Wieder musterte er sie eingehend. Sie vertieften sich in ein interessiertes Gespräch.

Dicht neben der Thür stand Lena Langen. Ein brennendes Rot flog über ihr Gesicht, als sie sah, wie der Agent sich um die Krotoschinska mühte. Auch der Recensent vom „Tageblatt" hatte die vorhin mit Komplimenten überschüttet, und der allgewaltige Plappert sie um ihren Besuch gebeten; er wollte einige biographische Notizen bringen.

Wer kümmerte sich um sie?

Kein Neid beschlich sie, wohl aber das bittere Gefühl der eignen Unzulänglichkeit. Ihr fehlte eben das ‚bißchen Glück', und wo das nicht war —. Sie seufzte und hing sich den bescheidenen Abendmantel um.

Da kam der Professor. Unter den Falten des Abendmantels suchte er nach ihrer Hand und tätschelte sie:

„Na, Kindchen, ganz schön, ganz schön!"

Sie versuchte zu lächeln und seinem Blick standzuhalten; er sah sie so eigen an.

„Habe ich denn gut gesungen?" fragte sie beklommen.

„Im Anfang etwas matt — hm, hm — aber das gab sich. Sie wissen doch: ce n'est que le premier pas, qui coûte — hier wie in allem anderen! Haha!" Er lachte, bückte sich und suchte seine andere Hand auf ihr Herz zu legen:

„Na, schlägt das Herzchen noch so sehr?"

Sie wich zurück. „Herr Professor, sagen Sie mir, habe ich wirklich nicht schlecht gesungen?"

Er musterte ein klein wenig spöttisch ihr erregtes Gesicht.

„Zum Schluß sogar sehr gut, künstlerisch eigentlich viel besser wie die Krotoschinska — aber das ist ein Frauenzimmerchen, ha! Wie geschaffen für die Kunst! Macht rapide Karriere! Ihnen —"

Er gab plötzlich ihre widerstrebende Hand frei und machte ein kaltes Gesicht —

„Ihnen fehlt jedes Auftreten!"

Langsam schritt Lena die Stufen der Seitentreppe herunter; von unten blies ihr der Nachtwind entgegen, sie fühlte sich so kalt und allein. Was er wohl sagen würde? O, wenn sie ihm, ihm wenigstens doch gefallen hätte! Im Konzert war er sicher gewesen, gestern hatte er's zugesagt. Ein heißes Gefühl befiel sie plötzlich, trotzdem ihre Glieder in dem dünnen Abendmäntelchen schauerten; sie sehnte sich nach ihm.

„Lena — guten Abend — Fräulein Lena!"

Sie fuhr zusammen, daß sie fast von der Schwelle des Ausgangs heruntergefallen wäre. Da stand er vor der Thür, den Hut in die Stirn gedrückt, das Stöckchen unterm Arm, bleich, im flackernden Licht der Laterne.

„Ah — Sie!" Mit einem glückseligen Lachen reichte sie ihm die Hand; er drückte sie zärtlich und zog sie dann durch seinen Arm. Rechts und links verliefen sich die letzten Konzertbesucher — windverwehte Mäntel und flatternde Schleierzipfel — er fühlte sich ganz allein mit ihr, losgelöst von aller Welt, nur zu diesem Mädchen gehörig.

Sorgsam, ihren Arm fest an sich drückend, führte er sie zur nächsten Droschke. Sie sprachen nicht, sie kämpften gegen den Wind an, der die schlanken Gestalten umzuknicken drohte.

Er hob sie in die Droschke; wie im Traum ließ sie sich's gefallen, hörte, wie er dem Kutscher die Weisung gab, fühlte, wie er sich dicht neben sie setzte. Sie konnte gar nicht denken, hatte nur das eine Gefühl erwartungsvoller Freude, wie sie es als Kind vor Weihnachten gehabt.

Der Wagen rappelte über Pflaster, hinter den angelaufenen Scheiben huschten gelbe Lichter vorüber; jetzt kam Asphalt.

„Lena," sagte er erregt und versuchte vergebens seiner Stimme Festigkeit zu leihen — „Sie, Sie haben gesungen wie ein Engel!"

Und plötzlich lag er vor ihr auf dem Boden des engen Wagens, den Kopf an ihre Kniee gedrückt.

„Lena," flüsterte er, und doch klang's ihr wie Posaunenton — „ich habe Sie lieb, ich habe dich lieb — dich, dich, dich — zum Sterben!"

Er richtete den Kopf auf und suchte im Dunkel den Blick ihrer Augen.

„Lena, sieh mich an —" er legte beide Hände an ihre Wangen. —

„Hast du mich auch lieb?"

Sie nickte; eine unbeschreibliche Seligkeit nahm ihr den Atem, ein unterdrücktes Lachen kam ihr aus der Brust nnd dann ein krampfhaftes:

„Ja, ja, ich hab' dich lieb, ich bin dir so gut!"

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und zog die Lippen nicht zurück vor seinem Kuß.

Draußen scharfer Wind, der durch die Ritzen des Wagens pfiff, feuchte Nachtkälte und spärlich flackernde Lichter. Innen in dem ratternden Gefährt eine große Seligkeit. Da war gar kein Gedanke an die Zukunft; warm floß es aus einem Herzen in das andere, ein köstlicher Strom goldener Hoffnnngen.

„Ob sich je zwei Menschen so geliebt haben?" fragte sie triumphierend, ihr glühendes Gesicht von dem seinen hebend.

„Nein, nein, nein!"

Er küßte sie stürmisch.

„Es gibt keine Liebe gleich der unseren; sie überwindet alles — o, Lena!"

Der Wagen hielt; sie waren schon in der stillen Straße vor dem hochstöckigen Haus.

„Die Mutter!" sagte sie plötzlich erschrocken und dann gleich darauf mit einem glückseligen Lachen:

„Die wird denken, sie träumt; sie glaubt mir's gar nicht!"

„Ich komme mit dir, dann wird sie dir's glauben. Komm, gib mir deine liebe Hand!"

Hand in Hand, wie Kinder, die einander führen, gingen sie die Stufen hinan. Immer wieder blieben sie stehen und sahen sich in die Augen. Noch brannte das Gas auf den Treppen, aber es war schon ganz still im Haus, niemand begegnete ihnen.

Die letzten Stufen flog Lena hinan. Sie hatte sich losgerissen, und nun zerrte sie stürmisch an der Klingel.

Innen Pantoffelschlurren.

„Bist du's, Lena?" fragte die ängstliche Stimme der Mutter.

„Ja, ja!"

Die Kette fiel rasselnd, es wurde aufgeschlossen.

„Mein Kind, es ging wohl sehr gut? Die Anna ist zum Kränzchen. Ich — ah!"

Frau Langen wich zurück bis an die Wand des Korridors — was wollte der fremde Herr da hinter ihrer Tochter? Er verbeugte sich tief, er griff nach ihrer Hand!

„Mutter!" Hastig, mit einer beängstigenden Leidenschaftlichkeit, warf sich ihr Lena an den Hals.

„Mutter, ich bin so glücklich! Da — da ist er" — sie zog ihn neben sich — „wir haben uns lieb — weißt du, der Herr, der mich bei Dr. Reuter begleitet hat — der, mit dem ich anch im Herbst gereist bin, nnd — und — ich bin so glücklich, Mutter!"

Sie brach in Lachen und Schluchzen zugleich aus.

„Mein Gott" — Frau Langen faßte sich an den Kopf, ihre zarten Wangen erröteten tief, ratlos blickte sie den fremden Mann an — „was ist denn — was — was?"

„Gnädige Frau," — Bredenhofer hatte augenblicklich gar keinen Begriff von der Merkwürdigkeit der Situation; als habe

er keine Sekunde zu verlieren, so sprudelte er hervor: „Gnädige Frau, sagen Sie ‚ja' — gnädige Frau, ich kann nicht leben ohne Lena! Gnädige Frau," er küßte stürmisch ihre Hand — „legen Sie uns nichts in den Weg — gnädige Frau?!"

Er sah sie flehend, treuherzig aus hübschen offenen Augen an.

„Mein Gott, mein Gott!" Frau Langen zitterte am ganzen Leib; an ihrem Hals schluchzte krampfhaft die Tochter, ihre Hand hielt der junge Mann und ließ sie nicht los. Einen Augenblick war's ihr, als sei sie irre oder liege im Bett und habe einen tollen Traum.

„Kommen Sie herein," sagte sie halblaut — „ich — entschuldigen Sie — ich — ich — bitte, treten Sie näher!"

Drinnen im gemütlichen Zimmer brannte die Lampe; auf dem Tisch standen Thee und gestrichene Butterbrötchen für Lena. Die vertrauten Umgebungen gaben Frau Langen einigermaßen die Fassung wieder. Sie fühlte sich Herr in ihrem Hause, aber sie mußte sich schnell setzen, die Kniee wankten ihr.

„Bitte, nehmen Sie Platz!"

Sie deutete verbindlich auf einen Stuhl und versuchte sich mit kühler Gelassenheit zu wappnen.

„Was wünschen Sie, mein Herr — Herr Bredenhofer, nicht wahr? Meine Tochter hat mir wohl Ihren Namen genannt, aber – wie konnte ich denken?! Lena ist immer so übereilig, so vorschnell, ich — Sie sehen, ich bin vollständig fassungslos! Darf ich bitten" — sie war jetzt ganz Dame, ganz kühl — „mich etwas aufzuklären!"

„O nicht so, Mutter! Nicht so!" Lena stürzte auf sie zu und schmiegte sich an sie. Sie drückte ihre Wange an die der Mutter und flüsterte ihr ins Ohr.

Bredenhofer fing an zu reden, im überströmenden Gefühl war er beredter denn je; er sprach von der gemeinschaftlichen Reise, vom Wiedersehen bei Reuter, vom heutigen Konzert. Die Worte flossen ihm von den Lippen; er war ein Dichter, als er von seiner, von Lenas großer Liebe sprach.

Frau Langen war gerührt. Sie streichelte der Tochter das Haar und sagte zugleich vorwurfsvoll:

„Und ich habe nichts geahnt? Lena, Lena!"

Dann faltete sie die Hände und sah ergebungsvoll drein, die Thränen ließen ihr dabei übers Gesicht. Sie suchte nervös in ihrer Tasche, sprang dann auf und suchte am Nähtisch; endlich hatte sie das Taschentuch, es lag im Strickkorb.

Als sie sich umdrehte, sah sie zwei Augenpaare flehend auf sich gerichtet. Bredenhofer und Lena hatten sich an der Hand gefaßt.

„Mutter!" sagte Lena nur, und Bredenhofer wie ein Echo: „Mutter!"

Die arme Frau nickte stumm — sie

Aus unserer Studienmappe:



Tirolerin.
Nach einer Bleistiftskizze von Franz von Defregger.

war ganz verstört — und dann faltete sie die Hände:

„Gebe Gott seinen Segen!"

Mit einem Jubellaut umschlangen sich die beiden und blieben so stehen, mit glühenden Gesichtern, eins in den Anblick des anderen versenkt.

Frau Langen mußte an ihren verstorbenen Mann und an ihre eigne Verlobung denken. Da war alles anders gewesen, gar nichts Romantisches. Hier war Poesie. Eine leise kleine Freude, daß ihre Lena das erlebte, fing an sie zu kitzeln.

Als Bredenhofer zwei Stunden später, gegen Mitternacht, seine Braut verließ, gab ihm sogar die Mutter einen Kuß; sie küßte ihn auf die Stirn und errötete dabei wie ein schüchternes junges Ding.

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er gar nicht von seinen Verhältnissen gesprochen hatte, weder von seinen pekuniären noch von seiner Familie.

Sie hatten ihn auch gar nicht gefragt.

VII.

Vor ihrem Nähtisch saß Frau Langen und weinte. Nun war Lena schon vierzehn Tage heimlich verlobt — das war so schön — aber nun war's losgebrochen. Lena selbst saß im Winkel des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Ofen — sie fror — und hielt sich die Hände vor die Augen. Ihr Gesicht konnte man nicht sehen, doch sagte es die ganze Stellung: sie war trotzig. Sie rührte sich nicht, hatte die Beine übereinander geschlagen und heraufgezogen; den Oberkörper auf den Unterkörper geneigt.

Mitten am Tisch in dem Korbstuhl saß Landgerichtsrat Langen; er sah müde aus, er war die Nacht durchgereist; neben ihm, die Hand auf seine Schulter gelegt, stand seine Frau.

„Wir müssen jetzt gehen, Fritz," sagte Amalie — „wir können Allensteins nicht warten lassen, nachdem uns die Leute heut morgen das artige Billet geschrieben haben. Und dann will ich jedenfalls hin über die Linden fahren; da soll bei gutem Wetter viel Leben sein. Ich will jedenfalls die Linden sehen!"

„Ja ja," mit einer ihm sonst fremden Ungeduld schob er ihre Hand von seiner Schulter: „Und Lena, meine liebe Schwester," er drehte sich ganz nach dem Ofen hin — „willst du wirklich darauf bestehen? Lena!"

Sie rührte sich nicht, sie drückte die Hände fester vor die Augen.

„Lena, ich habe die weite Reise hergemacht, ich habe so wenig Zeit, muß morgen abend wieder abreisen, ich muß die Sache bis dahin ins reine bringen. Laß doch mit dir sprechen! Sei verständig! Hörst du mich, Lena?"

Sie gab keine Antwort, sie zuckte nur ungeduldig mit den Schultern und warf den Mund auf.

„Sie ist trotzig!" sagte Amalie. Sie blickte an der eignen stattlichen Figur herunter und dann in den gegenüberhängenden Spiegel. „Die Demut kleidet immer besser, liebe Lena, du solltest das wissen. Mama," sie wandte sich an Frau Langen, „du hast Lena zu sehr verwöhnt, Fritz und ich haben das immer gesagt. Mama," sie ging an den Nähtisch und streichelte die weinende Frau, „rege dich nicht auf, der Herr wird dir helfen. Du bist eben zu gütig gewesen, ich will nicht sagen ‚schwach'."

„Ja, ja," Frau Langen weinte schmerzlicher — „daß Lena mir das anthut! Und wie sie mich hintergangen hat! Die ganze Zeit neben mir hergelebt und nichts von der Sache erzählt!"

„Sie ist trotzig," sagte Amalie wieder.

„Sie hat kein Vertrauen gehabt, das kränkt mich am meisten. Mir ein X für ein U zu machen, solcher guten Mutter! Welches Glück, daß ihr gekommen seid, ich bin euch so dankbar. Ich habe mich bis dahin immer wieder beschwatzen lassen; nun sehe ich klarer. Ihr wollt ja nur Lenas Glück!"

„Ja, das wollen wir!"

„O du — du —" Lena sprang plötzlich auf und trat kreideweiß, mit blitzenden Augen vor die Schwägerin. „Sei du nur still; gehetzt habt ihr! Mutter war erst dafür, sie war gut zu mir, gut zu Richard; sie hat sich sogar darüber gefreut. Nun kommt ihr und schreit das Gegenteil und macht einen ganz wirr im Kopf — du — du —" sie kniff die Lippen zusammen und ballte die schlaff hängende Hand zur Faust — „du hast Fritz gehetzt!"

Ihre Stimme steigerte sich, sie klang gellend in Zorn und Schmerz und Angst:

„Du bist schuld!"

„Ruhe, Lena!" Der Bruder war aufgestanden und faßte das Mädchen am Handgelenk. „Ich sehe kein günstiges Resultat von deinem Verkehr mit Bredenhofer, deine aufgeregte Heftigkeit nimmt immer zu." Er scheuchte mit der Hand durch die Luft — „Das ist nichts! Die Sache geht nicht. Fahre nicht auf, Lena; Bredenhofer ist liebenswürdig und hat gewiß die besten Absichten. Aber was denkt sich der Mann eigentlich? Haltlos, vollkommen haltlos! Seine Verwandten überschätzen ihn, nach den Briefen, die ich mit ihnen gewechselt habe, wohl in gewisser Beziehung, aber im Grunde sind sie ganz meiner Ansicht. Entschieden erklären wir alle diese Verbindung für unmöglich. Er hat nichts, du hast nichts — und was das Schlimmste ist, Ihr paßt nicht zu einander. Ich halte ihn auch für krank, er ist übernervös und schwach auf der Brust; ich gebe es nicht zu, daß meine einzige Schwester ins Unglück rennt."

Frau Langen am Nähtisch weinte laut und schmerzlich.

Sie schwiegen alle eine Weile. Frau Amalie nickte mit dem Kopf, und Lena stand wie ein Geist mit weit aufgerissenen entsetzten Augen.

„Es thut mir leid um dich, Lena," sagte der Bruder wieder, „du mußt es verschmerzen." Und jetzt sehr weich: „Komm zu mir, Lena; komm zu deinem Bruder!" Er breitete die Arme aus.

Lena stand ohne sich zu rühren, nun schüttelte sie den Kopf: „Ich will nicht!" murrte sie finster.

„Lena, ich habe es immer gut mit dir gemeint! Lena, auch jetzt!"

„Geh nur, du willst mein Unglück! Ich habe niemanden, der mir beisteht — Richard, Richard!" Sie brach in verzweifeltes Schluchzen aus und taumelte zurück an die Wand. Dort stand sie, den Rücken nach der Stube gedreht, die Stirn gegen die Tapete gepreßt.

Mit einem tiefen Seufzer ließ Langen die Arme sinken. Er sagte nichts mehr, er sah sehr traurig aus. In Gedanken stierte er auf den Fußboden.

Frau Langen und die Schwiegertochter flüsterten miteinander. In solchen Fällen war Amalie immer am Platz, da war sie die Mildthätige, die Versöhnerin.

Jetzt schwiegen die zwei auch. Es war so still in der Stube, daß jeder leise Atemzug hörbar war. Nun knisterte und knitterte es, Frau Amalie war zu ihrem Mann getreten: „Fritz, wir gehen!" Ihre große Hand legte sich auf seinen Arm.

Er zuckte zusammen: „Ja wohl!" Ein mitleidiger Blick nach der Ecke. „Ich möchte doch noch einmal mit Lena —"

„Sie ist trotzig," sagte Amalie zum drittenmal.

„Adieu, Mama!"

„Adieu, Kinder!"

„Adieu, Lena!"

Keine Antwort, das Mädchen rührte sich nicht. Die Thür fiel hinter dem Ehepaar ins Schloß.

„Lena!" Frau Langen war ärgerlich. „Du sagst nicht einmal deinen Geschwistern ‚Adieu', und sie thun doch alles für dich, in deiner Angelegenheit! Du bist undankbar!"

„Un—dank—bar?" Lena drehte den Kopf; machanisch, wie eine aufgezogene Puppe, kam sie auf den Nähtisch zugeschritten. Sie stemmte die Hand auf die Platte. „Was willst du von mir?" sagte sie tonlos. „Ihr macht mich tot. Erst hast du dich gefreut, und jetzt ist alles, alles schlecht. Das kommt von Amalie — o, ich weiß es wohl, wäre Fritz allein hier, es wäre besser! Aber sie mußte ja mit, sie läßt ihn nicht aus den Fängen, sie muß Berlin ansehen. Ich hasse sie, ich hasse sie!" Sie stampfte mit den Füßen.

„Lena," — Frau Langen rang die Hände — „was ist in dich gefahren? Du solltest dich freuen, wenn ihre Ehe jetzt eine bessere ist. Amalie liebt ihn eben so sehr, sie kann ihn nicht entbehren!"

„Und ich —?!" Bitter lachend hob Lena die Hand vom Tisch und ließ sie wieder schwer niederfallen.

„Kann ich Richard entbehren?"

„Das ist etwas anderes, er ist doch nicht dein Mann."

Die Mutter sprach sehr weise. „Das ist ganz anders, das verstehst du nicht. In der Ehe tritt man sich so nahe, daß es keine Trennung mehr gibt. Wie ich deinen Vater heiratete, habe ich ihn gar nicht so geliebt — es war nun mal eben arrangiert — aber nachher — o du lieber

Gott! Ich habe mich ohne ihn nie mehr im Leben zurecht finden können. Und jetzt gar? Ich weiß nicht aus noch ein!"

„Wenn ihr mich von ihm trennt, sterb' ich," murmelte Lena. Und dann lauter: „Mutter, hörst du, ich sterbe, wir sterben zusammen!" Ihre Augen blickten wie geistesabwesend. „Dann begrabt uns zusammen. Und wenn ihr dann weint — o ihr!" Sie streckte den Arm gegen die Mutter aus. „Ihr macht mich unglücklich, ihr bringt mich um!" Wimmernd sank sie auf den nächsten Stuhl.

Frau Langen war ganz blaß geworden, ihre Lena sah zu jammervoll aus. Langsam kam sie an die Tochter heran. „Armes Kind!" Sie streichelte das verwirrte Haar.

„Richard, Richard!" Mit einem lauten Jammerruf sank ihr Lena an die Brust: „Mutter, sei doch nicht so, hilf mir!" Sie umklammerte die zarte Frau, beide Gestalten zuckten unter dem wilden Schluchzen des Mädchens: „Richard — Mutter — hilf mir!"

„Sei still, sei still! Lena, Lenachen!" Frau Langen war ganz erschüttert — wenn ihr die Tochter stürbe?! Eine Riesenangst packte sie, es war auch wirklich hart, wie man mit dem Kind umging! Die ganze Sache war eine Tücke des Schicksals. Das Leben war zu wunderlich; daß man doch nie mit dem zurecht kommen konnte! Bitterlich weinend preßte sie ihr Kind an sich: „Weine nicht, mein Herzchen, weine nicht! Ich, deine Mutter, bin ja bei dir; sie haben alle unrecht, ich helfe dir!"

Wie ein Kind nestelte sich Lena an sie an.

* * *

Bei Allensteins stand der Diener hinter der angelehnten Korridorthür. Wenn auch keine Sprechstunde war, Frau Doktor war zu angegriffen, es durfte nicht geklingelt werden.

Im Salon ging sie unruhigen Schrittes auf und ab. Sie sah ganz gelb aus und hatte tiefe Ringe um die Augen; sie mußte sich zu sehr um den Bruder grämen. Da saß er nun wie ein Geist am Fenster, die Arme aufs Fensterbrett gestützt, und stierte hinunter auf die Straße. Es war wirklich besser, er war bei der Unterredung zuerst nicht zugegen, später konnte er ja hereinkommen. Es würde ihn zu sehr angreifen, und nebenbei hatte er eine geschwollene Ader auf der Stirn, und Augen, die nichts Gutes verhießen.

„Willst du nicht lieber hinausgehen, Richard!" sagte sie so sanft als möglich. „Die Langens müssen gleich kommen."

„Ja, laß ihn hinausgehen," echote eine dünne Stimme vom Sofa her, begleitet von einem wütenden Stricknadelgeklapper. „Geh, mein kleiner Richard, geh, der liebe Gott sei mit dir! Geh, mein Richardchen, es ist nicht gut für dich!"

„Steckt mir doch lieber einen Saugpfropfen in den Mund und wickelt mich in Windeln! Ich gehe schon!" Unwirsch stieß der junge Mann den Stuhl zurück, daß der umpolterte, und stürzte aus dem Zimmer.

„Mein Himmel," sagte Tante Hannchen und ließ eine Masche fallen. Sie hatte schon geraume Zeit in der Sofaecke gesessen, still und unbeweglich, mit wackelnden grauen Löckchen an den Schläfen. Jetzt kam Bewegung in ihre Gestalt, sie hielt den Strickstrumpf gegen das Licht und bohrte nach der gefallenen Masche. „Wenn ich sie nur kriegte, wenn ich sie nur kriegte! Es ist ein rechtes Kreuz, daß ich nicht mehr gut sehen kann. Ach, wenn ich sie nur kriegte!"

„Siehst du denn nicht mehr gut?" fragte Frau Allenstein zerstreut, mit einem unendlich gleichgültigen Klang in der Stimme; sie dachte an etwas ganz anderes: „Wenn er sie nur nicht kriegt, wenn er sie nur nicht kriegt!"

„Es ist schrecklich," seufzte Tante Hannchen, „er ist so diffizil. Neulich hatte eins von den Mädchen den schwarzen Daumen auf den Tellerrand gedrückt — ich sah's nicht — da schlug er den ganzen Teller entzwei. Man hätt's doch noch abwischen können; aber bei ihm heißt's: ‚Biegen oder Brechen'. So was wird schlimmer mit dem Alter. Und dann die Manie! Allen Leuten sagt er die Wahrheit, ob die sie hören wollen oder nicht; sagt sie ihm aber mal einer, ist er stockböse — au, mein Himmel, nun liegt sie ganz unten, au, au!"

„Jammre nicht so, Tante," sagte Susanne Allenstein, „ich kann's nicht anhören, ich bin nervös, um diese einfältige Masche!"



Studienkopf. Nach einer Zeichnung von W. Spatz.

Verschüchtert schwieg Tante Hannchen; so ging's ihr immer, nie durfte sie ungeniert etwas äußern. Der Bruder — ‚Er', wie sie immer sagte — liebte Stillschweigen um sich, eine Meinung gab's neben der seinen überhaupt nicht. Er war wie der Papst; wenn's hoch kam, wurde die alte Schwester zum Pantoffelkuß zugelassen.

Also auch hier sollte sie still sein?! Tante Hannchen warf der Nichte einen bitterbösen Blick zu und nahm sich vor, heute keinen Laut mehr von sich zu geben. Mochten sie in ihrer Familienkonferenz zusammen beraten, was sie wollten, sie würde ihre Weisheit verschweigen — ja! Sie kniff die Lippen zusammen und richtete sich kerzengerade auf; ingrimmig bohrte sie nach ihrer Masche.

Draußen kamen Schritte über den Gang, die Thür öffnete sich, und Dr. Allenstein ließ Onkel Hermann respektvoll zuerst über die Schwelle treten. Der starke Mann war in Hut und Überzieher, er hatte nach Tisch seinen Verdauungsspaziergang gemacht; die Leipziger-, die Friedrichstraße und die Linden war er entlang getrottet, als stampfe er durch Ackerfurchen; man sah ihm den Landjunker von weitem an.

„Schlechtes Nest, dieses Berlin," brummte er und warf Hut und Überzieher von sich — „da, Hanne, schaff's weg — den Leuten sollte mal ordentlich der Standpunkt klar gemacht werden. Ich hab's aber auch dem Kerl an der Friedrichstraßenecke gehörig gesagt; steht da und hält unnützen Kram, kletternde Affen an 'ner Stange und Hanswürste feil! Kerngesunder strammer Mensch, kann der nicht arbeiten? Verdorbne Bevölkerung hier, ohne Respekt! ‚Sie Mummelgreis, oller Mummelgreis Sie', schreit der Freche hinter mir drein. Thut mir sehr leid, daß ich ihn nicht habe arretieren lassen. Ich dachte aber, ich käme zu spät her — nun sind die Leute noch nicht mal da, unpünktlich, sehr unpünktlich!" Ärgerlich zog er seine dicke silberne Uhr.

„Du mußt schon verzeihen, lieber Onkel," sagte Susanne geschmeidig, „die Langens sind fremd hier, sie haben die Entfernung wohl nicht berechnet."

„Ä — die — die —" Onkel Hermann zog die Brauen zusammen. „Was starrst du mich an, Hanne, und hockst da, wie die Gans, wenn's wetterleuchtet? Wieder beleidigt? Na natürlich, die Wahrheit kannst du nicht vertragen. Ich sage dir —" er klatschte die flache Hand auf den Tisch — „ich habe die ganze Wirtschaft hier satt; wenn's nicht wegen des Richard wäre — dem Jungen werde ich die Fladdusen austreiben, hol mich der Fuchs!" Er klatschte wieder auf den Tisch, daß Frau Allenstein zusammenfuhr. Aber sie sagte nichts.

Dr. Allenstein stand derweilen am Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt, und guckte auf die Straße. Ein heimliches Lächeln verzog ihm die Mundwinkel, aber er suchte es zu unterdrücken; seine Frau sprach immer so viel von der Pietät gegen den Onkel, den einzigen Bruder ihres verstorbenen Vaters, daß er ihre Gefühle nicht verletzen wollte.

Er strich sich den glänzenden Bart und gähnte verstohlen — Himmel, wie langweilig! Diese Konferenzen waren ihm ein Greuel. Er entsann sich noch recht gut der Zeit, in der er um seine Frau angehalten und zitternd, wie ein armer Sünder vor Gericht, vor Onkel Hermanns scharfen Augen gestanden hatte. Die sahen ihn unter den buschigen Brauen an, als wollten sie ihn durch und durch gucken. Susanne war damas noch in Trauer um die Eltern. Schwarz stand ihr gut, sie sprachen beide sehr viel von ihrer Liebe in des Onkels Junggesellenstube mit dem glatten Ledersofa und den vielen Pfeifen an den sonst kahlen Wänden. Draußen im Landgarten sangen die Nachtigallen, und blühende Fliederzweige schlugen an die altmodisch kleinen Scheiben. Onkel Hermann hatte sich geschneuzt — Susanne war sein Liebling — und dann den jungen Mann mit einem Schauer von Ermahnungen übergossen.

Huh! Dem Doktor schlugen noch in der Erinnerung die Zähne zusammen, er fühlte ein Mitleid mit Schwager Richard in sich aufsteigen.

Zu guterletzt bezahlte Onkel Hermann einige Schulden aus der Studentenzeit und — das Brautpaar war fertig.

Allenstein schaute um nach seiner Frau. Sie stand am Tisch und fingerte nervös an der Decke herum. Sie sah doch lange nicht mehr so gut aus, die zehn Jahre hatten sie etwas mitgenommen; die Figur war mager, das Gesicht spitz.

„Sie muß ins Bad," dachte Dr. Allenstein und drehte sich wieder dem Fenster zu. Da unten rasselte jetzt eine Droschke vor. „Sie kommen!"

Susanne schreckte zusammen; mit beiden Händen fuhr sie nach dem Herzen, das hämmerte und pochte. Die Nerven, o die Nerven! Rasch griff sie in die Tasche und brachte ein Fläschchen zum Vorschein; in wenig Augenblicken roch die ganze Stube nach ätherischen Baldriantropfen. Nun stand sie mit zuckenden Mundwinkeln, eine forciert verbindliche Miene aufgezwängt, mitten auf dem Teppich und erwartete die Fremden.

Allenstein war ihnen entgegengegangen, draußen im Korridor verbeugte man sich.

„Landgerichtsrat Langen!"

„Allenstein!"

„Meine Frau!"

„Sehr angenehm, gnädige Frau, sehr angenehm!"

Der Doktor schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich tief vor der stattlichen Schönheit; er hatte ein faible für vollbusige, breithüftige Gestalten. Dann schüttelte er dem anderen freundschaftlich die Hand:

„Sehr erfreut, Herr Landgerichtsrat! Bitte, treten Sie näher!"

Nun stand man sich im Salon gegenüber, beide Parteien beobachteten einige Reserve. Kühl, mit großstädtischer Gelassenheit begrüßte Frau Susanne die Fremden. Onkel Hermann brummte etwas Unverständliches, und Tante Hannchen neigte nur stumm die grauen zittrigen Löckchen. Man tauschte einige gleichgültige Redensarten, vom Wetter, über Berlin, fragte nach der gegenseitigen Gesundheit; dann verstummte man. Eine Pause.

Langen war in einiger Verlegenheit, die Stille bedrückte; aller Augen richteten sich auf ihn, er würde wohl anfangen müssen. Sein Blick suchte Amalie, die war ganz versenkt im kritischen Mustern der Einrichtung.

Er rutschte auf dem Fauteuil hin und her und ließ den Blick über den Tisch mit den Prachtwerken und Albums irren — Lenas unglückliche Augen tauchten vor ihm auf, er hörte sie weinen — der Schweiß brach ihm aus.

„Nann," sagte Onkel Hermann plötzlich und streckte die Beine mit einem Ruck von sich, daß der Stuhl knackte — er saß nie auf Polstermöbeln, ein einfacher Rohrstuhl mußte es sein — „Herr Landgerichtsrat, ich, als Haupt der Familie, heiße Sie bei uns willkommen — und die Frau Gemahlin auch!"

Er machte einen ungeschickten Kopfnicker nach dem Sofa hin, wo Amalie neben Tante Hannchen thronte.

„Sie müssen mir's nicht übel nehmen, aber ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Sie lieber bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt!"

Frau Allenstein blickte unsicher, sie legte ihre kalten Finger auf die Hand des Alten: „Onkel!"

„I, laß nur, ein Mann, ein Wort! Wissen Sie, Herr Landgerichtsrat, ich will Ihnen gleich sagen, mein Neffe ist ein ganz windiger Patron; Talente mag er haben, davon verstehe ich Stoppelhopser nichts, aber er ist ein dummer Junge. Er hat nichts, und sie hat nichts, das muß sich doch einer überlegen, ehe er an Heiraten denkt. Ich habe recht, nicht wahr?"

Es klang wie eine Frage und war doch schon eine Gewißheit. Er sah sein Gegenüber triumphierend an.

In Langens Gesicht stieg langsam eine Röte, er fühlte sich verletzt durch die Art des Mannes; seine Schwester war doch kein Mädchen, von dem man so wegwerfend per ‚sie' redete, und wenn sie auch kein Geld hatte, so hatte sie doch manches andere.

„Gestatten Sie," sagte er ziemlich scharf, „mögen Sie über Ihren Herrn Neffen denken, wie Sie wollen, jedenfalls möchte ich betonen, daß meine Schwester Magdalene ein Mädchen ist, das Ansprüche machen kann."

Susanne biß sich auf die Lippen.

„Ansprüche?" wiederholte sie. „Ansprüche kann ein junger Mann erst recht machen. Mein Bruder ist so ungemein begabt und so beliebt! Er könnte nur wählen unter den schönsten und reichsten Mädchen."

Langen verneigte sich.

„So mag er wählen! Ich habe durchaus den Wunsch, diese übereilte Verlobung meiner Schwester rückgängig zu machen."

„Ah!"

Von Susannens Herz fiel ein Stein, und doch ärgerte sie sich, daß man ihren Bruder so leicht aufgeben mochte. Ebenso ging es Onkel Hermann, er ärgerte sich

auch; von ihm sollte die Auflösung der Verlobung ausgehen, kein anderer sollte ihm zuvorkommen. Er fühlte sich beleidigt.

„Donnerwetter," sagte er und legte die Hand derb auf den Tisch. „Sie sind ja gewaltig hochgeschnuffen!"

Tante Hannchen in der Sofaecke fuhr zusammen und richtete nach der Reihe einen ängstlich bittenden Blick auf die Tafelrunde.

„Verzeihen Sie," flüsterte sie der großen Dame neben sich zu, „wir sind vom Lande!" Das schwarze Seidenkleid der Gerichtsrätin imponierte ihr gewaltig. „Er ist zu Hause immer der erste, da hat er sich das so angewöhnt."

„O," nuschelte Frau Langen zwischen den Zähnen, „beunruhigen Sie sich nicht! Es ist unsere Pflicht, Geduld mit den Schwächen unserer Nächsten zu haben; man hat ja selbst seine Fehler."

Ah — Tante Hannchen rückte erfreulich näher — wirklich eine nette Frau! Und geistige Interessen schien sie zu haben! Endlich einmal jemand, mit dem sich reden ließ! Beim Bruder ging alles unter in Roggen und Kartoffeln und — wie er sagte — im Mistfahren; hier, bei Allensteins, alles in eitler Weltlust. Und sie unterhielt sich so gern über etwas Höheres; sie vertieften sich in ein halblautes interessiertes Gespräch.

„Hanne, sei mal still!"

Onkel Hermann war sehr ärgerlich, mit diesem Menschen, dem Landgerichtsrat, war nichts anzufangen; eine Viertelstunde redeten sie nun schon herum und herum, sie waren eigentlich beide ganz derselben Meinung, aber — der Langen ließ sich eben gar nicht einschüchtern, da sah man so recht den Beamtentic.

„Bitte also, wollen Sie vielleicht Ihren Neffen hereinrufen," sagte der eben jetzt, „gestern habe ich dem jungen Herrn meine Ansichten bereits kund gethan, aber ich möchte sie ihm noch einmal wiederholen, hier im Schoße seiner Familie."

„Sogleich!" mischte sich Frau Allenstein ein. In nervöser Unruhe hatte sie dem Hin und Her der Männer gelauscht, ein plötzliches Bangen um den Bruder bemächtigte sich ihrer. Wie einen dummen Jungen würden die beiden ihn behandeln; das durfte nicht sein; die Gereiztheit mußte abgeschwächt werden. „Einen Augenblick!" Sie winkte ihrem Mann und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Allenstein, dem man die Erleichterung ansah, sich erheben zu können, verschwand sofort. Nach wenig Augenblicken kam er wieder, den Diener hinter sich.

Amalie machte die Augen weit auf — das war ja ganz solch schweres silbernes Tablett mit Handhaben, wie sie eins hatte! Und der silberne Kuchenkorb, und die feingeschliffenen Gläser!

Allenstein präsentierte:

„Bitte, Herr Landgerichtsrat, trinken Sie — ganz vorzüglicher alter Marsala — oder wollen Sie lieber Tokayer? Und die gnädige Frau, etwas Süßes, nicht wahr? Prost, prost, Ihr ganz Spezielles! Auf Ihre Kinder? Zwei, nicht wahr? Ich habe keine."

Ein Schatten zog über sein Gesicht, sein Blick flog vergleichend hinüber zu der mageren Schmächtigkeit seiner Frau.

Langen hatte höflich ein Glas genommen, er nippte nur daran. Onkel Hermann schmeckte es, er ließ sich zweimal wieder einschenken.

„He, du, Doktor, hol mir jetzt 'mal den Jungen rein! Du!" — rief er dann hinter dem schon an der Thür befindlichen her: „Na, Zeit nimmst du dir auch, das muß man sagen. Hör mal, lieber Neffe, meine aufrichtige Meinung ist, du mußt dir mehr Bewegung machen, du wirst zu dick, viel zu dick!"

Die Thür schloß sich unsanft.

Susanne konnte ein kleines malitiöses Lächeln nicht unterdrücken: nun hatte Karl auch noch was abgekriegt. Die ganze Zeit hatte er dagesessen, als ginge ihn die Konferenz durchaus nichts an. Jetzt hatte er auch seinen Ärger weg; er war so eitel auf seine Figur.

Mit einer etwas angeregteren Miene wandte sie sich zu Langen und seiner Frau. Eine stockende Konversation wurde geführt. Tante Hannchen ließ nur die Augen mitsprechen, sie wagte nichts zu sagen, und Onkel Hermann spielte den gänzlich Unbeteiligten; er scharrte ungeduldig mit den Füßen und sah unverwandt nach der Thür.

Ah, endlich! Allenstein öffnete und schob den Schwager vor sich her. Sie hatten beide rote Köpfe; der Doktor war noch erregt von der Beleidigung seiner Figur, Bredenhofer ging funkelnden Auges dem

Kommenden entgegen. Er hatte schon draußen dem Schwager heftige Worte gesagt, die diesen, als sich neutral Fühlenden, durchaus nicht berührten. Gleichviel, es dünkte Richard, er habe sich in die richtige Stimmung versetzt. Er trat an den Tisch und begrüßte die Anwesenden kaum.

„Nun sag mal, mein Junge," Onkel Hermann warf die rollenden Augen herum — wer wollte ihm die Leitung der Sache streitig machen? — „was denkst du dir eigentlich? Wir sind einstimmig, nach reiflicher Überlegung, zu dem Entschluß gelangt, deine übereilte Verlobung aufzulösen!"

„Ihr? Meine Verlobung? Ha ha!" Der junge Mann lachte ihm ins Gesicht mit einem bitteren gereizten Lachen.

„Nein, nein!" Langen legte sich ins Mittel. „Ihr Herr Onkel hat sich nur unrichtig ausgedrückt. Er meint, wir haben alle Gründe erwogen, die, wenn wir sie Ihnen darlegen, Sie gewiß bestimmen werden, die übereilte Verlobung zu lösen. Wie gesagt, die Ausdrucksweise war nicht ganz korrekt."

„Nicht korrekt, was?" Onkel Hermann fuhr auf, als habe ihn etwas gebissen. „Durchaus korrekt, Herr Landgerichtsrat, durchaus korrekt! Ich weiß immer, was ich sage." Er würdigte Langen keines Blicks mehr, sondern schnaubte den Neffen an: „Ich sage dir, ich löse die Verlobung auf; Fräulein Langen ist keine Partie für dich, ihr habt ja beide nichts. Und auf mich lauern? Na, ich denke noch recht lang zu leben, jetzt erst recht. Und wenn ich mal tot bin, wird sich's —"

Er räusperte sich stark und suchte ein möglichst böses Gesicht zu machen, aber er konnte es nicht hindern, daß seine Stimme einigermaßen schwankte. „Ich hab' dich immer sehr lieb gehabt, aber wenn sich einer so gegen jede bessere Einsicht sträubt —" Er räusperte wieder: „Ja, es wird sich dann noch sehr finden!"

„Ich verzichte," sagte der Jüngere,

Aus unserer Studienmappe:



Das Schwabinger Kirchlein.
Aquarellstudie von Graf W. Bülow von Dennewitz.

ganz blaß werdend und tief Atem holend: „Ich habe Fräulein Langen mein Wort gegeben!"

„Ich gebe es Ihnen im Namen meiner Schwester zurück!" Langen war aufgestanden und neben Bredenhofer getreten; er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Es ist sehr schmerzlich für Lena, aber sie wird es verwinden. Besser jetzt ein rascher Schnitt, als eine lange gequälte Ehe." Ein unwillkürlicher Seufzer entrang sich ihm; ihn fröstelte.

Der junge Mann sah ihn verständnislos an. „Eine gequälte Ehe — Lena und ich? O nein! Wir lieben uns. O, ihr wißt alle nicht, was Liebe ist" — er stemmte sich auf den Tisch, daß dieser ächzte — „nein, Sie wissen es nicht!"

Frau Allenstein wurde rot und blaß; Frau Langen sagte mit einiger Indignation: „Wir haben uns aus Liebe geheiratet!"

„Ja, das haben wir auch," fiel Susanne rasch ein.

Beide Frauen streckten ihren Männern die Hand hin; diese murmelten übereinstimmend: „Ja wohl, ja wohl!" Allenstein tätschelte Susannens Backe, Langen küßte Amalie die Hand.

„Gethue," brummte Onkel Hermann und fixierte sie alle der Reihe nach. Dann sich zu Richard wendend: „Das ist ja ganz schön, mein Junge, mag sein, daß du das Mädchen liebst — aber wie lange? He?!"

„Immer, immer, Onkel!"

„Na, nicht so stürmisch! So lange, wie das überhaupt mit der Liebe in der Ehe dauert! Diese verdammte Heiraterei!"

„Das kannst du nicht sagen, Onkel Hermann," fiel Frau Susanne ein, „du hast ja sonst immer recht, du hast einen untrüglichen Scharfblick, aber du kannst das Heiraten nicht verdammen, wenn es auf einer soliden Basis aufgebaut ist. Richard" — sie wendete sich aufgeregt zum Bruder — „du mußt doch einsehen, daß du auf nichts keinen Hausstand, kein Glück begründen kannst! Es ist ein Jammer, wenn ich bedenke, daß deine schönen Talente verkümmern sollen, dein Genie wird flügellahm, die Misere zieht dich zu Boden. Du mußt doch auch an das Mädchen denken, was bietest du ihr? Sie kann einem leid thun. Du machst dich und sie unglücklich. Und wir haben alle so viel von dir erwartet!" Sie fing an trocken zu schluchzen und hielt sich das Taschentuch vors Gesicht.

Der junge Mann verfärbte sich: „So schlimm wird's nicht sein," murmelte er und fuhr sich über die Stirn, als wische er dort Schweiß ab. „Ich — ich werde verdienen, Lena kann als Sängerin Glück machen, ich — ich glaube fest an ihren Stern; und dann — und dann —" Er sah flehend nach dem Onkel hin.

„Auf mich rechne nicht," sagte dieser, „gar nicht." Er erhob sich und reckte sich mit halbem Leib zu seiner Schwester herüber: „Laß das Heulen, Hanne — Schockschwerenot nochmal — ich biete keine Hand zu solchem Unsinn! Entweder du bist vernünftig und läßt das Mädel laufen, oder ich — heule nicht, Hanne! — habe nichts mehr mit dir zu thun. Punktum." Er setzte sich nieder und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Ich muß doch sehr bitten," in Langens Gesicht stieg langsam eine tiefe Röte, „ich muß sehr bitten, eine andere Ausdrucksweise zu wählen." Seine sonst so gütigen Augen bekamen einen zornigen Blick. „Von ‚Mädel' und ‚laufen lassen' kann hier unmöglich die Rede sein. Vergessen Sie nicht, von wem Sie sprechen!" Er drehte dem Alten vollständig den Rücken und wandte sich nur zu dem jungen Bredenhofer: „Ich sagte Ihnen schon einmal: meine Schwester gibt Ihnen Ihr Wort zurück. Ich betrachte die Verlobung als aufgelöst."

„Und Lena — Lena?!" Mit zuckenden Lippen, finsteren Blicks, starrte Richard vor sich nieder.

Die Schwester hing sich an ihn. „Richard, sieh's doch ein, Richard, sei doch verständig! Du wirst es uns noch danken. Bedenke die Misere, das Sorgen ums tägliche Brot, du kannst das nicht aushalten, du gehst zu Grunde! Mein lieber Richard!" sie schluchzte krampfhaft auf und streichelte ihn — „du wirst es uns noch danken!"

„Das glaube ich nicht," sagte er finster und schob sie von sich. „Ich — ich —" er wußte nicht, was er sagen sollte, brach jäh ab, fuhr sich über die Stirn und starrte wieder auf den Teppich.

Es war eine peinliche Stille. Allen-

stein räusperte sich verlegen und suchte den Blick des Landgerichtsrats; welch unangenehme Situation für den Mann! Man sah es genau, wie er sich Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben.

Jetzt richtete er sich höher auf. „Dann darf ich mich wohl den Herrschaften empfehlen?“ Er machte eine steife Verbeugung. Und zu Richard Bredenhofer sich wendend, sagte er halblaut, mit einem schmerzlichen Zucken der Mundwinkel: „Meine Schwester wird Ihnen den Ring und die kleinen Andenken zurücksenden — ich empfehle mich!“

Der junge Mann stand wie angewurzelt, er gab keinen Laut von sich; das dunkle Haar hing ihm in die Stirn und ließ diese krankhaft weiß erscheinen. Er erwiderte die Verbeugung nicht, er nickte nur stumm, automatenhaft. Plötzlich zuckte er zusammen, ein Zittern überlief seine Gestalt, gespannt lauschend hob er den Kopf.

Draußen im Korridor Flüstern, ein leichter Schritt näherte sich der Thür; es wurde geklopft.

Frau Susanne wollte ärgerlich auffahren — hatte sie nicht Ordre gegeben, jede Störung fern zu halten?

Wieder ein Pochen, lauter, dringlicher — alle sahen sich an — warum sagte keiner: „Herein“?

Die Thür ging auf — mit einem dumpfen Laut hob Richard die Hände, er wankte ein paar Schritte vorwärts — und nun sein Schrei, halb Schrecken, halb Erlösung:

„Lena!“

Wie ein Echo folgte Langens Ruf, aber vorwurfsvoll, entsetzt: „Lena!“

Frau Amalie nickte: das war wieder ein Beweis von Lenas Extravaganz!

„O!“ sagte Tante Hannchen; die übrigen waren aufgesprungen.

Blaß, zitternd stand Lena an der Thür, aber einen eigensinnigen Zug um den Mund. Unter der kleinen Pelzkappe hing ihr das Haar verwirrt, einen Schleier hatte sie nicht umgebunden, ihre Augen waren gerötet vom Wind und vom Weinen.

Niemand hieß sie willkommen. Alle starrten sie an.

Sie kam langsam weiter ins Zimmer, ihr Blick irrte von einem zum anderen. Einen Moment schien es, als wolle sie zum Bruder flüchten, schon hob sie den Fuß. Aber da blieb sie stehen. „Richard,“ sagte sie trotzig; und dann noch einmal leiser, zärtlich: „Richard, ich wollte bei dir sein!“

Er faßte ihre Hand, sein verstörtes Gesicht wurde ruhiger, der ungewisse, zweifelnde Zug um seinen Mund verschwand; mit plötzlicher Entschlossenheit zog er das Mädchen an sich. Er legte ihr den Arm um den Nacken und küßte sie.

„Nanu?“ Onkel Hermann wurde krebsrot, er blies die Backen auf. „Was soll das?“ Scheu blickte er dann weg, es war ihm höchst unangenehm, die Zärtlichkeit mit anzusehen; in seiner Junggesellenstube kam dergleichen nicht vor. „Duseleien, Künstlerfisematenten,“ brummte er. „Es ist leichter 'nem Mädchen Küsse zu geben, als 'ne Frau ehrlich zu ernähren. Und weiß Gott, so'n junges, vertrauendes Ding“ — sein Murmeln erstarb.

„Laß das, Richard! — Sie, Fräulein,“ er machte den bekannten ungeschickten Kopfnicker, „ich kann Ihnen nur raten, lassen Sie den Windbeutel laufen. Sie sind ein hübsches Mädchen, Sie kriegen noch einen ganz anderen!“

In Lenas Wangen zeigte sich, trotz allem Kummer, ein Ansatz zu Grübchen; sie hob furchtlos die Augen und kam, Richard mit sich ziehend, dicht zu dem Alten heran. „Ich mag aber keinen anderen, ich habe ihn lieb.“ Und ängstlich, als habe sie zu viel gesagt, senkte sie den Kopf: „Sie werden darum doch nicht böse sein? Bitte!“

Der Onkel blinzelte unter dem Blick der schwimmenden Mädchenaugen, er war froh, daß die Lider sich jetzt drüber senkten. Weiberthränen, brrrr! Es lief ihm heiß und kalt über den Rücken; eine unbehagliche Verlegenheit bemächtigte sich seiner, drum polterte er erst recht: „Was geht's mich an? Meinetwegen stellt euch auf den Kopf und laßt die Beine Feiertag halten; mir ganz egal!“

„Lena —“ der Landgerichtsrat biß sich auf die Lippen — „Lena, komm, wir wollen gehen!“

Sie wandte nicht den Blick nach dem Bruder.

„Wie trotzig!“ flüsterte Frau Amalie;

es war eigentlich nur gedacht, aber man hörte es durch die ganze Stube.

Frau Allenstein zitterte an allen Gliedern, eine namenlose Angst überkam sie. Des Bruders Gesicht war so anders geworden, er sah um Jahre älter aus, sein weicher Mund war festgeschlossen. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes: „Karl, sag' du's ihm, sag's ihm, ich bin zu erregt!"

Allenstein zuckte die Achseln; er gab sich nicht gern mit unangenehmen Sachen ab, und nebenbei war diese Langen ein niedliches Mädchen, gar nicht zu verachten. Er schwieg.

„O du!" sagte Susanne und ließ ungeduldig seine Hand fahren. „Richard," ihre Stimme klang eindringlich bittend: „Richard, aus größter Liebe warne ich dich, du machst dich unglücklich. Bei dem Andenken unserer Eltern beschwöre ich dich, laß ab!"

Lena umklammerte fester die Hand ihres Bräutigams.

„Fräulein Langen, ich kann nicht umhin, ich muß es Ihnen sagen, mein Bruder ist unvermögend — auch wir sind nicht in der Lage, ihm" — Frau Allenstein brach ab. „Liebes Fräulein, Sie machen pekuniär keine Partie, ich sage es Ihnen offen."

„Was denken Sie von meiner Schwester? — Lena, komme hierher!" Langen war aufgefahren, er riß das Mädchen neben sich.

„Wenn sie diese Unklugheit begeht, so folgt sie einzig dem Zuge ihres Herzens. Aber ich sage ‚Nein'!"

Gereizt sah ihn Susanne an.

„Verehrter Herr Landgerichtsrat, Sie brauchen das ‚Nein' durchaus nicht zu sagen, als sei Ihnen eine Beleidigung widerfahren; mein Bruder ist immer noch keine unebene Partie!"

„Und meine Schwester hat nicht nötig, sich in unwohlwollende Kreise einzudrängen!"

„Der Junge ist verrückt," schrie Onkel Hermann dazwischen, „aber er ist doch ein ganz famoser Kerl!"

„Ruhe! Mäßigung," bat Allenstein, und Tante Hannchen seufzte weinend zu Amalie:

„Wie schrecklich, wie schrecklich diese Familienzerwürfnisse," worauf diese nur mit einem Augenaufschlag antwortete.

„Jetzt kommst du, du wirst Dich doch nicht wegwerfen!"

Langen wollte den Arm der Schwester durch den seinen ziehen.

Sie riß sich los. Mit einem Aufschluchzen stürzte sie an die Brust des Geliebten.

„Weg, weg — hier bin ich, hier bleib' ich!"

Bredenhofer hielt sie in den Armen, trotzig warf er den Mund auf, aber er sah niemanden an.

„Ihr könnt nun machen, was ihr wollt! Sie wird mein und bleibt mein! Und können wir nicht miteinander leben, so sterben wir miteinander!"

„Ja," sagte Lena enthusiastisch.

Die Worte waren verhallt; niemand antwortete etwas darauf. Alle waren blaß, nur das Brautpaar glühend rot. Sekunden, Minuten verstrichen lautlos, und doch glaubte man sie gehen zu hören.

„Hol euch alle der Fuchs," schrie Onkel Hermann plötzlich, daß sie sämtlich zusammenschreckten. „Ich gehöre in kein Narrenhaus. Komm, Hanne!"

Er langte nach der Schwester und riß sie mit sich; die grauen Löckchen flatterten der Armen, das Strickzeug schleppte sie am Rock hinterdrein, der Faden hatte sich ihr ums Bein gewickelt. Die Thür schloß sich.

„O Richard, was hast du gethan?!" Frau Susanne brach in fassungsloses Weinen aus. „Du hast ihn beleidigt!"

„Laß ihn! Laß ihn laufen!" Bredenhofer hatte gar keine Acht, er zog Lena näher zu seiner Schwester heran. „Hier, Susi! Willst Du meiner Braut nicht Glück wünschen?"

Frau Allenstein streckte, ohne aufzusehen, die Hand aus:

„Ich gratuliere, liebes Fräulein!"

Lena ergriff die Hand, aber sie ließ sie gleich wieder fahren; hu, die Finger waren so eiskalt! Sie sah sich nach dem Bruder um, es überkam sie ein heißes Gefühl, sich in seine Arme zu stürzen. Da bemerkte sie den Blick, den er mit Amalie wechselte; waren sie im Einverständnis? Was hatten sie? Es empörte sie, daß Amalie sagte: „Wir werden für dein Glück beten, Magdalena!"

Ohne sich dem Bruder zu nähern, ließ sie sich jetzt von Allenstein die Hand drücken; er war der einzige wahrhaft Freundliche,

er hatte sein Vergnügen an dem erhitzten Mädchengesicht. —

Triumphierend, wie Sieger nach gewonnener Schlacht, stieg das Brautpaar, eine halbe Stunde später, die Treppe bei Allensteins hinunter. Laugen und seine Frau waren schon fort; in beklommener Kühle, ohne Händedruck, war man voneinander geschieden.

Auf dem halbdunklen Treppenabsatz, bei der Wandnische, hielt Bredenhofer den Schritt an; er versuchte in Lenas Augen zu lesen. „Bist du auch nicht traurig, Geliebte?"

„Nein, o nein!" Sie schmiegte sich an ihn. „Ich habe ja dich — dich!"

Er küßte sie wild, mit seinen heißen Lippen ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund durchglühend.

„Für immer — ewig — ewig — meine Geliebte — Braut — Weib!"

„O du!"

Lachend und weinend erwiderte sie seine Küsse.

VIII.

Eine warme feuchte Dämmerung schwebt nieder. Die Tage sind schon bedeutend länger geworden; es ist noch nicht Frühling, aber man ahnt ihn. Wie schriller Schwalbenschrei tönt von fern der Ruf spielender Kinder. Wie oxydiertes Silber glänzen die nackten, regennassen Stämme und Äste der großen Bäume im Park; am Himmel ein paar verwischtgelbe, langsam schwindende Sonnenstreifen.

Die Färbung wird grauer, immer dämmriger, die nackten Äste zittern und schütteln Tropfen ab, der Kinderlärm verstummt — es riecht nach Erde, nach treibender Kraft. Ein sehnsüchtiger Hauch ist in der Luft, ein geheimes seliges Erwarten.

Nun ist es dunkler.

Hinter der langen Mauer des Botanischen Gartens, in der einsamen Elsholzstraße, rollte ein Coupé und hielt vor dem großen vierstöckigen Haus, das mit vielen Fenstern und Balkonen in den Garten hineinsieht.

Ein Herr öffnete den Schlag; mit einem Sprung, leichtfüßig wie ein Knabe, war er auf dem Boden, die Dame, die nun folgte, hob er fast aufs Trottoir, ihre Füße berührten einen Augenblick nicht die Erde, sie lachte und strebte aus seinen Armen.

Es waren Bredenhofer und Lena, und heute war ihr Hochzeitstag.

Der Portier machte höchst eigenhändig die Hausthüre auf und grinste das junge Paar an. Hinter dem verhängten Fensterchen der Kellerwohnung lauerte die neugierige Portierfrau, und die halbwüchsige Tochter reckte sich über ihre Schulter.

„Verdammt dünne," sagte das Mädel und zuckte die Achseln.

„Na, komplett is se jrade nich," meinte die Mutter, „aberst janz niedlich, det weiße Kleid läßt ihr jut!"

„Nu ebent!"

Mit neidischen Augen musterte die bleichsüchtige Kellerpflanze das Brautkleid.

Bredenhofer nickte den Leuten zu — wie freundlich waren doch alle Menschen! — und drückte dem Mann ein paar Mark in die Hand.

„Da, Herr Portier, machen Sie sich einen vergnügten Abend!"

Überrascht schmunzelnd steckte dieser das Geld ein:

„Wir werden auf Ihr Wohl trinken; Sie und die junge Frau sollen leben!"

Die Portierfrau klinkte die Thür auf und knixte:

„Ich jratuliere die Herrschaften vielmals!"

Bredenhofer schüttelte dem Weib die glitschige seifenfeuchte Hand; aus der Kellerwohnung kam Brodem, Wäschedunst und Kleinkindergeschrei, er zog Lena rasch weiter.

„Wie nett diese einfachen Menschen waren," sagte er fröhlich, als sie miteinander, Arm in Arm geschmiegt, die Treppen hinaufstiegen.

„So herzlich! O Lena, ich bin zu glücklich!"

Er zog sie noch näher an sich und küßte sie.

Hast du ihm viel gegeben?" fragte sie mit einer gewissen Ängstlichkeit. „Du weißt doch, wir müssen sparen!"

„Du Närrchen!" Sein Lachen hallte so laut im Treppenhaus wieder, daß sie ihm die Hand auf den Mund legte. „Die paar Pfennige, die spielen doch keine Rolle! Das wäre traurig, wenn wir so rechnen müßten; das wäre ja nicht zum Aushalten! Wie kommst du auf den Unsinn?"

„Weil — weil Mutter gestern sagte, wir verständen beide nicht viel von Geld,



Sonate. Nach der Zeichnung von Konrad Starke.

und ich müßte sparen; und da wollte ich gleich anfangen!"

„Aber doch nicht so! Haha, Du meine einzig geliebte, kluge, dumme, kleine Frau!" Er legte den Arm um ihre feine Taille und hob die schlanke Gestalt von Stufe zu Stufe. „So trag' ich dich mein ganzes Leben, du sollst nichts merken von dem, was unten auf der Erde ist; das laß meine Sorge sein!" —

Nun waren sie oben, hoch oben im vierten Stock.

„Du bist so außer Atem, Richard," sagte die junge Frau.

„Das macht die Freude! O du mein Glück" — er legte beide Hände um ihre schmalen weichen Wangen und vertiefte sich ganz in ihren Blick. „Was in diesen braunen Sternen doch alles glüht, so viel Liebe für mich und der Funke des Genies! Ja, ich glaube an dich! Du wirst eine große Künstlerin werden, wir werden glücklich sein, so glücklich, daß uns alle beneiden! Ich fliege mit dir auf, wir streben zu den höchsten Höhen. Sie werden noch an uns glauben, unsere Freundschaft suchen — alle, die jetzt so wenig von uns wissen wollen!"

„O laß sie," bat sie und schauerte fröstelnd zusammen; ein kalter Zug kam von unten die Treppe herauf und wehte ihren weißen Schleier zur Seite.

Sie standen noch immer vor ihrer Thür, das Schild mit „Richard Bredenhofer" blinkte freundlich im Gaslicht. Oben über dem Eingang hingen ein grünes Tannengewinde und eine Papptafel mit großen bunten Buchstaben: „Herzlich Willkommen!"

„Das hat gewiß Mutter gethan," sagte Lena mit einem feuchten Schimmer in den Augen.

„Etwas Geschmackloseres habe ich allerdings noch nicht gesehen," lächelte Richard. „Ein paar Groschen mehr, und man hatte etwas weniger Schönheitsbeleidigendes; in so etwas muß man nicht sparen. Ich muß Schönheit um mich haben; darum führe ich ja dich jetzt auch heim, heim, in mein, in unser Heim!" Er lachte in sich hinein vor innerer Glückseligkeit, seine Augen suchten immer und immer wieder Lenas Blick. „Du bist nicht so heiter, Geliebte, wie ich es wünschte — ist dir etwas?"

„Ich friere," sagte sie leise.

„O ich!" Er schlug sich vor die Stirn und riß dann an der Klingel. „Dich so lange hier stehen zu lassen!" Zärtlich legte er den Arm um ihre Schultern und versuchte mit seinem Frackzipfel den Zug abzufangen. „Man denkt eben, es ist schon Frühling, und doch ist's noch Winter. Wahrhaftig, es ist kühl!" Er nieste und hustete dann. „Scheußlich, diese Neigung zu Erkältungen; jetzt habe ich bereits wieder etwas weg."

Frierend, in Frack und Hochzeitskleid, standen sie vor der Thür; Bredenhofer riß noch einmal an der Klingel. Endlich drinnen eilige Schritte; das Mädchen öffnete, atemlos, mit rotem Kopf.

„Ich hatte die Herrschaft noch nicht erwartet," entschuldigte sie sich. „Ich mußte noch was 'rausholen, un bei die ollen Treppen —!"

„Tritt ein, Geliebte!" sagte Bredenhofer und stieß die nächste Stubenthür auf.

Eine warme durchduftete Luft empfing sie; auf dem Tisch Blumen, an den Fenstern Blumen — Tulpen, Crokus, Hyacinthen und Maiglocken — da stand Lenas Flügel, er war geöffnet, auf der Klaviatur lag ein Veilchenstrauß.

Noch brannte kein Licht im Zimmer, hier oben war's länger hell; das war der Vorzug der vier Treppen, keinen über sich, nur den Himmel, und der war hier so nah. Er sandte noch genug Helligkeit in die Stube. Lena umfing mit einem Blick den ganzen traulichen Raum, die Blumen dufteten ihr entgegen, süß, fast betäubend, die Bangigkeit, die sie heute den ganzen Tag empfunden, die ahnungsvolle Schwere, die in der letzten Zeit mehr und mehr sich wie ein Schleier über ihre Freude gebreitet hatte, verschwanden mit einem Schlag.

Das war ihr Heim, das sie mit dem teilen sollte, den sie sich so teuer erkämpft! Was sie auch alle sagten, es würde doch gehen, sie würden so glücklich werden, so glücklich, wie vordem noch kein Mensch gewesen war!

Die Mutter hatte heute Ströme von Thränen vergossen, auch sie selbst hatte weinen müssen; nun kamen ihr ihre Thränen kindisch, lächerlich vor — ging sie nicht dem Glück entgegen?

Mit einem Jubellaut warf sie sich Richard an den Hals, und dann riß sie sich los, lief im Zimmer umher, rückte an den Möbeln, roch an den Blumen, nahm

die Veilchen von der Klaviatur und küßte sie und stand dann mitten in der Stube, in ihrem weißen Kleid, schlank und unbeweglich wie eine Statue.

Sie war doch wie im Traum, sie fühlte nicht mehr, daß sie wirklich lebte; zauberisch schnell schoß die Vergangenheit an ihr vorüber, aber der Himmel, unter dem sie gewandelt war, zeigte nur Grau. Jetzt, jetzt erst that er sich blau vor ihr auf, in köstlicher satter Farbe, und auf dem leuchtenden Blau stand in leuchtenden Buchstaben:

„Die Kunst und die Liebe!"

Ja, so sollte es sein, die Liebe und die Kunst in einem vereint — o doppelt selig!

Sie eilte auf den Gatten zu und umschloß ihn mit ihren Armen. Sie hatte so gar nichts mehr von scheuer Mädchenhaftigkeit an sich; die Mutter hatte das in letzter Zeit schon oft getadelt — nun war sie ganz Weib.

„Ich liebe dich, ich liebe dich," sagte sie mit glühenden Wangen.

Ungeschickt vor Erregung, mit zitternden Fingern, löste er ihr den Kranz aus dem Haar — die braunen widerspenstigen Kräusel hatten sich zwischen die Myrten geschlungen — und nun steckte er ihr auch den Schleier ab. „So, nun geh und thu all den Staat von dir — geh, geh, ich mag dich keinen Augenblick entbehren!"

Sie hüpfte fort, und er stand am Fenster mit großen Augen in die Dämmerung blickend und drehte den Kranz zwischen den Fingern. Was war das für ein gräßlicher Tag heute gewesen! Ihre weinende Mutter, seine weinende Schwester — in der Kirche hatte sich Frau Allenstein vor hysterischem Schluchzen gar nicht lassen können — Langens waren nicht erschienen, der Landgerichtsrat hatte Unabkömmlichkeit im Amt vorgeschützt, Onkel Hermann war vollständig verstummt, und Tante Hannchen hatte heimlich einen wohlgemeinten, aber scheußlich gestickten Haussegen geschickt. Das Hochzeitsmahl im engsten Kreise war wie ein Leichenschmaus gewesen; Frau Langen hatte ihre Tochter fortwährend wehmütig angesehen, und Frau Allenstein dem Bruder wie zum ewigen Abschied unterm Tisch die Hand gedrückt. Nach und nach war eine angeknitterte graue Stimmung über alle gekommen, selbst Allenstein, der der Braut bis dahin allerhand Angenehmes gesagt hatte, ließ nach. Er saß gelangweilt da, die Augen dick vom Trinken, den Schnurrbart verdrießlich herunterhängend; er war jetzt durchaus nicht der schöne Mann.

Ein Glück, daß sich Dr. Reuter endlich erhoben hatte — er war der einzige Fremde — und in schwungvollen Worten das Glück des jungen Paares pries. Dabei leuchteten dem weißhaarigen Mann die Augen wie einem Jüngling, er sah Lena mit Bräutigamsblicken an und drückte Bredenhofer an seine Brust.

„Kinder," sagte er, ergriffen von dem eignen Enthusiasmus — „Kinder, ihr seid auserwählte Sterbliche! Der Himmel der Kunst blaut über euch, ihr dürft darunter Hand in Hand wandeln, ihr liebt euch! Seid glücklich, seid glücklich! O diese Jugend, diese Jugend!"

Reuter war so gerührt, er mußte das Taschentuch an die Augen führen.

Richard und Lena sahen sich mit einem langen Blick an und faßten sich an den Händen. Ein Schleier war plötzlich vor ihnen zerrissen, die graue Stimmung verflogen, die ganze selige Gewißheit des Besitzes kam über sie. Bredenhofer sah ungeduldig nach der Uhr, es verlangte ihn, mit seinem jungen Weib allein zu sein, und als sie sich nun endlich zurückziehen konnten, thaten sie es beide mit einer gewissen Hast, herzlicher von Reuter Abschied nehmend, als von den Ihrigen.

„Der liebenswürdige Mann!" Richard sagte es laut vor sich hin mit einer aufrichtigen Dankbarkeit, dann drehte er sich hastig um, sein Ohr hatte den leisen Schritt der Geliebten aufgefangen. Da stand sie vor ihm, der weiche Morgenrock, mit dem sie das Hochzeitskleid vertauscht hatte, gab ihren schlanken Gliedern mehr Fülle; sie hatte so etwas Frauenhaftes in Gestalt und Haltung, und echt frauenhaft war's, wie sie jetzt sagte: „Gefall' ich dir so?"

Seine Blicke leuchteten entzückt auf, er stieß einen leisen Koseruf aus und warf sich vor ihr nieder, mit beiden Armen ihren Leib umfangend. Das Gesicht drückte er in die Falten ihres Rocks; so lag er stumm, ohne sich zu rühren, das Übermaß des Glücks raubte ihm die Sprache.

Auch Lena sagte nichts; sie hob das Gesicht zum grauen, immer lichtloser und

lichtloser werdenden Nachthimmel, ein Schauer von Empfindungen jagte durch ihre Seele; im Überströmen des Gefühls kamen ihr Thränen in die Augen, Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, heilige Gelübde bewegten sie tief. Ob sie glücklich werden würden? Gewiß, gewiß!

Da — oben am Himmel stand ein Stern! Er funkelte und glitzerte so nahe, fast greifbar; noch war er einsam, aber nun zog ein zweiter auf, jetzt funkelten und glitzerten sie gemeinsam.

„Richard," flüsterte Lena mit fast erstickter Stimme und beugte den Kopf zu ihm herunter, „sieh auf, da oben sind wir! Wir stehen hoch und lächeln auf die Welt herunter, sie kann uns nichts anhaben. Sieh nur, sieh!" Sie hob den Finger und deutete hinauf; sein Blick folgte ihrer Weisung.

Im Zimmer war's dunkel, nur das helle Frauengesicht schimmerte in weichen unbestimmten Umrissen.

„Du mein Stern, du mein Glück, mein alles — du mein — mein —" er konnte keine Ausdrücke mehr finden. Er sprang auf und stand mit ihr, Seite an Seite gepreßt, am Fenster.

Hinter dem schweigenden Park viele viele Lichter in der Stadt und Kuppeln und Kirchtürme, unter dem dunklen Nachthimmel eine noch dunklere Wolke von Nebel, Rauch und Dunst über den Dächern. In den Straßen mochte es hasten und sich drängen, im Staub wühlen und im Kot treten — hier war es still. Man war so weit ab, so hoch erhoben über das Getriebe. Wie Vögel im sicheren Nest, so barg man sich hier im poetischen Winkel. Blumen dufteten, man hatte den Lenz im Zimmer — und im Herzen? O, da war es ewiger Frühling! Man hatte alles die Fülle.

„Lena," sagte er, „fühlst du, wie das Köstliche vom Himmel auf uns niedersinkt? Das ist Inspiration. Jetzt weiß ich's, die Zeit ist da, in der ich nun wirklich etwas schaffen werde, etwas, was mich selbst voll befriedigt und so die anderen auch. Dir wird es ebenso gehen. Bis jetzt war alles Stückwerk; aber nun — nun kommt's! Und wenn wir dann geschafft und gearbeitet haben, dann wollen wir hier ausruhen, Arm in Arm. Nichts Störendes soll in unseren Frieden dringen, kein Ton unsere Schönheitsharmonie verwirren. Sieh mal, drüben im Botanischen Garten die alten Bäume — siehst du, siehst du, wie silbrig ihre Rinde durch's Dunkel schimmert! — Stehen sie nicht wie Wächter und hüten unser Glück? Und die lange, lange Mauer! Sie läßt keinen zu uns, sie sperrt sie alle ab — o wir Glücklichen!"

„Ja, wir Glücklichen!"

Sie standen, sich umschlungen haltend.

Jetzt knarrte die Thür, das Mädchen kam mit der Lampe herein. Grete, eine echte Berlinerin, blinzelte nach dem Paar am Fenster — waren die verliebt! Das war gar nicht so ohne! Grete diente mit Vorliebe bei jungen Ehepaaren, die noch von nichts wußten, die nichts im Kopf hatten, als ihre Liebelei. Das ist für Dienstmädchen sehr vorteilhaft. Nach dem ersten Jahr kündigte sie meistens; dann fing man an, ihr auf die Finger zu sehen, und Grete liebte das nicht, sie war eben ein zu selbständiger Charakter.

Sie setzte die Lampe auf den Tisch und räusperte sich stark; die beiden am Fenster fuhren auseinander.

„O!" sagte Lena und wurde rot bis hinter die Ohren. „Ist es schon so spät?" Ihr war, als sei sie zu Hause von der Mutter bei etwas Unrechtem ertappt worden. Dann, sich besinnend, empfand sie die ganze Bedeutung ihrer jungen Frauenwürde: „Bringen Sie uns den Thee. Und dann können Sie bald zu Bett gehen, wir brauchen Sie nicht mehr."

„Das glaub' ich," dachte Grete beim Hinausschlüpfen, „die wollen mich gern los sein! Na, vor nenne in die Klappe kriechen, das sollte mir einfallen; ich gehe bei Portiers."

„Ein nettes Mädchen," meinte Richard, als die Thür sich geschlossen hatte. „Allerliebst anzusehen. Und dann der sympathische Name! Ich werde sie immer ‚Gretchen' nennen." Er war heute in der Stimmung, alles reizend zu finden.

„Du bist ja noch im Frack," rief Lena plötzlich. Sie lachte hell auf, faßte ihren Mann an den Schultern und drehte ihn um die eigne Achse wie einen Kreisel. „Frack — Lackschuh — und an den Knieen weiße Flecke! Du hast den Boden abgerutscht! Haha!" Sie war ausgelassen,

Aus unserer Studienmappe:



Blick in das Frauenturmgäßchen an der Stadtmauer zu Nürnberg.
Skizze von Anton Lewy.

schüttelte die Haare, daß sie ihr wild ums Gesicht flogen und sprang herum wie ein Kind. „Frack — haha! Lackschuh — haha!"

Er schlug scherzend nach ihr, sie rannten sich um den Tisch nach, durch die Stube, sie entwischte zur Thür hinaus, er ihr nach; im Schlafzimmer fing er sie endlich und erstickte sie fast mit seinen Küssen. Unter tausend Possen half sie ihm aus dem Frack und in ein bequemes Hausjöppchen von braunem Sammet; sie fand das entzückend, schmeichelnd rieb sie ihre Wange daran und streichelte die schon etwas abgeschabten Ärmel.

„Du mußt zu Hause immer Sammetröcke tragen," sagte sie, „sie stehen dir zu gut!"

„Das kann ich nicht mehr!" Er wurde ernster.

„Dazu reichen unsere Mittel nicht."

„Warum nicht?" Mit erschrockenen Augen sah sie ihn an. „Dann ist es doch wahr, was sie sagen, wir werden schlecht auskommen." In plötzlicher Angst schlang sie die Hände ineinander, daß die Fingergelenke knackten. „Liebe Zeit, wenn das wahr wäre! Ach siehst du, hättest du dem Portier vorhin nicht so unnötig viel Geld gegeben!" Sie war blutrot geworden.

Jetzt war es an ihm, sie auszulachen. Er fand sie zu komisch, zu entzückend unpraktisch; als ob die paar Pfennige an den Portier irgend etwas ändern könnten! Solche Bagatelle!

„Wenn's dir so gut gefällt, bestelle ich mir gleich morgen einen neuen Sammetrock. Du hast recht, warum soll man nicht tragen, was einem steht? Und die Ärmel sind wirklich schon recht abgeschabt!"

Zufrieden hing sie sich an seinen Arm. „So, nun wollen wir einmal unsere ganze Wohnung besehen!"

Die drei Zimmer und der leere Raum, den er als Atelier benutzen wollte, wären rasch zu besichtigen gewesen; sie brauchten lange Zeit dazu. So im Eignen zu wandeln, zu wissen: das ist alles mein, „unser", hat einen ganz besonderen Reiz. Lena traf manch alte Bekannte. Die Mutter hatte ihr mitgegeben, was sie entbehren konnte; da war der Tisch, an dem das Kind die Schularbeiten gemacht, da der Schrank, in dem geheimnisvolle Weihnachts- und Geburtstagsgaben aufbewahrt gewesen, und hier der Sessel, auf dem der große Bruder oft gesessen und die kleine Schwester auf dem Knie gehalten.

„Mein Bruder!" sagte Lena plötzlich und fuhr mit der Hand über das Polster.

Richard sah sie etwas verwundert an; sie stand da, den Kopf gesenkt, in wehmütiges Sinnen verloren und starrte auf den alten Sessel. Das Blut stieg dem jungen Mann zu Kopf, er hatte in der letzten Zeit zu viel Unangenehmes durch den Schwager erfahren. Er hatte sich von ihm ausfragen, behandeln lassen müssen wie ein Schuljunge; all seine Verhältnisse mußte er klar legen, sein Soll und Haben auf den Pfennig vorrechnen. Als ob das Leben mit Lena bei einer gewissen Sparsamkeit etwa kostspieliger sein würde wie das, welches er als Junggeselle geführt? Unsinn! Eine Frau spart immer, und als Junggeselle hat man so viele Verpflichtungen.

Langens Briefe waren auf die Dauer immer weniger freundlich geworden; mit Ärger hatte der Bräutigam sie gelesen und zerknittert. Was half's ihm, daß der Landgerichtsrat sich verpflichtete, jährlich eine kleine Summe zum Haushalt beizusteuern; er nannte das sein Hochzeitsgeschenk für die Schwester. Ohne die paar hundert Mark würde es auch noch gehen! Lena wollte sich gerührt bedanken, der Bräutigam hatte es ihr untersagt und dem Schwager selbst seinen Dank abgestattet, kühl, ohne jede Freudigkeit, das Schreiben wie eine lästige Pflicht behandelnd. Langen hatte zur Hochzeit abgeschrieben. Ausflüchte, nichts wie Ausflüchte, er wollte eben nicht!

„Lena," sagte Richard vorwurfsvoll, „es wundert mich, daß du jetzt gerade an deinen Bruder denkst, jetzt, wo alle deine Gedanken nur bei mir sein sollten!"

Als Antwort streichelte sie wieder über das Polster und legte die gefalteten Hände auf die Lehne.

„Lena!" Heftig riß er ihre Hände von dort herab und ihre Gestalt an sich. „Du sollst keinen anderen Gedanken haben als mich, hörst du?"

Sie lachte ihm ins Gesicht.

„Nein, lache nicht," er stampfte mit dem Fuß auf und preßte sie noch heftiger in die Arme, „es ist mir kein Spaß. Mir gehörst du, mir allein, und daß du jetzt an jemand anders denken kannst, verletzt mich; noch dazu an deinen Bruder, der uns so schnöde behandelt hat!"

„Richard, er war aber doch früher so gut zu mir und —"

„Ach früher!" Er gab sie hastig frei. „Früher! Da ist doch wirklich meine Schwester besser! Heftig ist sie, das gebe ich ja zu, aber das liegt in ihrer Nervosität, und zehnmal leichter ist's zu ertragen, wie diese scheinheilige Ruhe und das väterliche Gethue von dem Herrn Landgerichtsrat!"

Lena war rot geworden, nun wurde sie blaß. Sie fuhr auf: „Sei nur still mit deiner Schwester! Kein Wort von ihr, ich kann es nicht ertragen, ich will es nicht ertragen! Wie hat sie mich behandelt die ganze Zeit! Und heute — that sie nicht, als gingst du ins Verderben? O, ich hab's wohl gemerkt, wie sie dir immer die Hand drückte. Wenn ich nicht so glücklich wäre, ich möchte weinen!" Ihre Lippen zuckten.

Betroffen sah er sie an: „Lena!" Und dann von plötzlicher Reue erfaßt: „Geliebte, wir hätten uns beinah gezankt! Heute — das wäre schrecklich!"

„O nein!" Sie lachte schon wieder. „Geh, du Stein des Anstoßes!" Sie

gab dem alten Sessel einen kleinen Puff; ihre Wangen wurden nach und nach wieder rosig. „Ich denke an nichts weiter, nur an dich — dich — dich! Und jetzt komm, laß Wohnung Wohnung sein und Menschen Menschen! Komm zum Thee; Mutter hat uns so schönen Kuchen dazu gebacken, du glaubst gar nicht, wie gut Mutter eigentlich ist. Sie wird mich doch sehr vermissen!"

„Schon wieder andere, und immer andere!" Er lachte, aber es war ein bißchen Verdrießlichkeit im Lachen.

In der Wohnstube hatte Grete den Tisch mit einer schönen rosa Serviette gedeckt; diese war ein Geschenk von Frau Allenstein, sie hatte bestimmt, daß dieselbe bei der ersten Mahlzeit prangen sollte. „Damit dein ganzes künftiges Leben rosig angestrahlt sei, mein lieber Richard," hatte sie gesagt. Susanne hatte immer sinnige Ideen, an äußeren Aufmerksamkeiten ließ sie es nie fehlen!

Bredenhofer mußte mit einer gewissen Rührung an die Schwester denken. „Sieh mal, wie nett von Susanne!" sagte er.

Lena erwiderte nichts darauf, beinahe hätte sie die Tasse zu voll gegossen; weh, wenn die übergelaufen wäre auf die schöne rosa Decke!

Nun saßen sie eng aneinander geschmiegt auf dem Sofa. Die Lampe brannte mild, die Blumen am Fenster dufteten stärker, eine wohlige Behaglichkeit schlich auf leisen Sohlen durch die Stube. Tief unten von der einsamen Straße drang kein Laut herauf — die Welt lag wirklich weit.

Sie streichelten sich die glühenden Wangen und sahen sich tief in die schwimmenden Augen; immer wieder suchten und fanden sich ihre Lippen. Der Thee machte ihnen heiß, und das junge Blut, das in ihren Adern pochte, noch heißer. Sie redeten nicht viel Vernünftiges mehr, ein ungeheures Glücksgefühl wuchs und wuchs. Lenas Haar war verwirrt; in seligem Überschwang sprang sie auf und lief ans Klavier. Sie mußte sich ausjubeln.

Ihre Stimme war etwas belegt und von der Erregung unsicher, aber ein geheimnisvolles Etwas, eine intensive Gefühlswärme durchzitterte jeden Ton. Nach und nach sang sie sich frei. Sie hatte nie besser gesungen, sie fühlte das und berauschte sich an der Musik.

Wie magnetisch angezogen kam Bredenhofer vom Sofa her, er rückte einen Stuhl dicht neben Lena und sah ihr unverwandt ins Gesicht.

Sie sang weiter und weiter. Ihre Nasenflügel zitterten, ihre Gesichtsfarbe wurde tiefer, ein glänzendes Leuchten brach aus ihren Augen. Die Wände der Stube hallten wieder.

Endlich ließ sie, tief atmend, die Hände von den Tasten sinken; langsam glitt er vom Stuhl auf den Boden zu ihren Füßen.

„Du singst herrlich," flüsterte er, „und du bist mein, mein!"

„Ja," sagte sie leise.

IX.

„Die Herrschaften würden ersucht, abends spät nich mehr Musik zu machen," meldete Grete mit ziemlich impertinenter Miene. Sie hatte eben das Frühstück auf den Tisch gesetzt und stand nun in der Thür, den einen Arm in die Seite gestemmt, mit der anderen Hand wohlgefällig die Schürze streichend; das war ihre beliebte Stellung.

Draußen ein grauer Morgen, vielmehr schon Vormittag; kein Sonnenstrahl tänzelte über den Frühstückstisch, die rosa Decke sah fahl aus in der farblosen Beleuchtung. Die Blumen am Fenster ließen die Köpfchen hängen, sie waren noch nicht gegossen. Auf dem Teppich unterm Flügel lag der Veilchenstrauß, ein welker Klumpen.

„Was ist los?" fragte Bredenhofer.

„Na, die Herrschaften möchten nich Musik machen," wiederholte Grete. „Um sieben haben sie mir schon rausgeklingelt unten von Rentiers. Er und sie sind schon alt, und die Tochter is nervenschwach. Was en anständiges Haus is, da darf doch nach zehne nich so'n Radau mehr sein," setzte sie vorwurfsvoll hinzu und verschwand.

„Also ‚Radau' — so so!" Der junge Mann lachte nervös. „Das ist ja sehr schmeichelhaft für uns! Dein herrlicher Gesang — Radau! Es ist toll." Er fuhr sich durchs Haar.

Lena streichelte ihn: „Ärgere dich nicht, Richard — heute nicht am ersten Morgen, heute nicht!"

Einen Augenblick ließ er sich ihre Lieb-

kosung gefallen, dann schob er die Tasse zurück und sprang auf: „Ich lasse mir das nicht bieten, ich gehe zu den Leuten herunter; ich kann in meinem Hause machen, was ich will! Ich — da klingelt es, vielleicht haben sie sich wieder zu beklagen. Um Gottes willen, doch nicht etwa schon Besuch?"

Lena errötete, sie hatte draußen die Stimme der Mutter erkannt.

Es wurde geklopft.

„Herein!"

Auf der Schwelle stand Frau Langen; sie lächelte, hatte dabei Thränen in den Augen und streckte die Arme nach ihrer Tochter aus. Als sie Lena umhalste, hatten sich glücklich die Thränen gelockert, sie flossen ihr über die Wangen.

Lena machte ein bestürztes Gesicht — was war denn hier zu weinen? Mit einer gewissen Befangenheit half sie der Mutter ablegen.

Der junge Ehemann trat unschlüssig im Zimmer umher, zog hier an der Decke, rückte dort an einem Möbel; zuletzt stand er am Fenster und zerzupfte gedankenlos eine Hyacinthe. Er fühlte sich ungemütlich, bei diesen Thränen gar nicht am Platz; auch eine Erkältung steckte ihm in den Gliedern, kalt rieselte es ihm den Rücken herunter, und im Halse spürte er Brennen. Jetzt mußte er niesen und nun husten.

„Um Gottes willen, Richard!" sagte Frau Langen erschrocken; es war heute zum erstenmal, daß sie den Schwiegersohn direkt anredete. „Nimm dich nur in Acht! Du bist nicht allzu fest, wie schrecklich für Lena, wenn du gleich krank würdest!"

„Warum soll ich denn gerade krank werden?" Bredenhofers Stimme klang ungeduldig. „Liebe Mama, gerade um diese Jahreszeit haben sehr viele Menschen den Schnupfen; übrigens, wenn ich krank würde, wäre es Lenas schönste Pflicht, mich zu pflegen." Das letzte sagte er herausfordernd, er ärgerte sich über seine Schwiegermutter.

„Ach Gott, die Sorgen!" seufzte diese.

Wenige Augenblicke herrschte nun Schweigen. Der junge Mann trommelte nervös auf die Fensterscheiben, die junge Frau sah von einem zum anderen, eine gewisse Unruhe hatte sich auch ihrer bemächtigt.

Die Stube sah wenig nach Freude aus, so unendlich einfach im grauen nüchternen Tageslicht.

„Wie hübsch die alten Möbel sich hier ausnehmen!" meinte Frau Langen endlich, aber sie sagte es in einem gewissermaßen vorwurfsvollen Ton. „Ihr hättet eigentlich das Sofa nicht beziehen zu lassen brauchen, es war noch ganz gut. Aber wie ihr wollt; junge Leute haben eben ihre eignen Ansichten. Möchtet ihr auf diesem Sofa so glückliche Stunden verbringen, wie dein verstorbener Vater und ich sie darauf verlebten, Lena!" Sie wischte sich die Augen. „Meine liebe Tochter, möchtest du glücklich, recht glücklich werden!"

Lena umarmte die Mutter, auch sie war bewegt. Ihr war heut merkwürdig weich zu Sinn, ihr Herz klopfte erregt, und ohne Grund stiegen ihr ab und zu Thränen in die Augen; sie fühlte sich auf einmal so wichtig, so verantwortungsvoll, und doch konnte sie sich einer gewissen Schwere, die auf ihr lag, nicht erwehren. Trauerte sie um entschwundene Mädchentage? Sie waren doch nicht alle so grau gewesen, wie sie gestern abend gewähnt.

„So, nun wollen wir einmal in deine Küche gehen," sagte Frau Langen, „du mußt dich doch ein bißchen kümmern."

„Ach, Lena braucht sich nicht um die Küche zu kümmern!" Bredenhofer trommelte stärker auf die Scheiben. „Dafür ist ja das Mädchen da. Ich will nicht, daß Lena mit erhitzten Backen am Kochherd steht oder sich sonst abrackert, das fördert nichts, sondern schadet nur ihrer Stimme. Wenn sie erst eine berühmte Sängerin ist, bringt ihr ein einziger Liederabend tausendmal mehr ein, als ihr ganzes Wirtschaften im Hause. Und wenn ich mit meinem Buch ‚Robert Schumann', halb Roman, halb Biographie, zu Ende bin, halte ich Lena noch ein zweites Mädchen, oder wir ziehen vielleicht in ein Hotel, dann ist sie den Hausstand ganz los."

„Robert Schumann?" Lena spitzte die Ohren. „Wie schön, o du schreibst über meinen Liebling! Davon mußte ich ja gar nichts!" Sie klatschte in die Hände. „Robert Schumann, Robert Schumann! Wann hast du angefangen, bist du schon weit?"

„N—ein, noch nicht! Es fiel mir

gestern abend ein, als du sangst. Aber den Gedanken zu fassen ist die Hauptsache, die Ausführung kommt von selbst; besonders wenn man eine solche Schumann-interpretin zur Seite hat!" Er sah sie zärtlich an, kam vom Fenster auf sie zu und legte den Arm um ihre Taille. „Meine Lena, du sollst alles haben, was dein Herz begehrt, wenn ich nur erst —"

„Wenn, wenn," unterbrach ihn die Schwiegermutter. „Ja, mein lieber Sohn, da werdet ihr aber sehr viel Geld brauchen, wenn Lena sich nicht um den Hausstand kümmert. Man kann auch dem besten Mädchen nicht alles überlassen, und eure sieht etwas unbescheiden aus; ich hätte sie nicht gemietet, ich sagte es euch ja auch, aber" — sie seufzte wieder — „junge Leute muß man gewähren lassen! Nur um eins möchte ich dich bitten, Lenachen, schreibe bald an deinen Bruder, heute womöglich noch! Fritz wird doch sehr herdenken, und er benimmt sich so prächtig, so opferfreudig; ihr dürft das nie vergessen, Kinder!"

Bredenhofer stieg das Blut zu Kopf, eine heftige Entgegnung wegen der Opferfreudigkeit des Schwagers schwebte ihm auf den Lippen. Er suchte Lenas Blick; sie hielt die Augen gesenkt, ein gedankenvoller, wie ihm schien, wehmütiger Zug spielte um ihren Mund. „Gewiß, Mama," sagte er hastig, „Lena mag schreiben, meinetwegen gleich jetzt. Da Lena den Bruder so über alles zu stellen scheint, bin ich gewiß der letzte, der ihr etwas in den Weg legt." Ein bitteres Lächeln trat auf sein Gesicht und ein leises Vibrieren in seine Stimme: „Da ich Lena ja auch so wenig bieten kann, ist es ganz klug, wenn sie sich an den Bruder hält."

„Verständig, sehr verständig von dir, mein lieber Sohn," sagte Frau Langen. Sie war ganz erleichtert und der frohen Hoffnung voll, doch nach und nach ein gutes Verhältnis zwischen ihren Kindern herzustellen. Seit sich in der letzten Zeit so viel Widerwärtiges durch Lenas Verlobung zugetragen, war der Sohn entschieden in ihrer Liebe aufgerückt; er war so ruhig, so pflichttreu, sie empfand jeden seiner Briefe wie eine Erlösung. Er war doch nun einmal ihr Ältester, das Haupt der Familie; es war ihr ein Trost, eine Beruhigung, sich an ihn lehnen zu können.

„Ja, Fritz ist ein außerordentlicher Mensch," nickte sie. „Es freut mich sehr, daß du das einsiehst, lieber Richard!"

Lena sah rasch auf, ihr Mann hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht; sie faßte nach seiner Hand und drückte die, sie hatte die Bitterkeit, das Vibrieren in seinem Ton wohl herausgehört. Es war unglaublich von der Mutter, dies peinliche Thema zu berühren! „Mutter," sie hob den Kopf mit einem gewissen Trotz, „ich glaube kaum, daß ich heute zum Schreiben an Fritz komme. Es hat ja auch gar keine Eile!"

„Aber, Lena!" Frau Langen fiel aus allen Himmeln. „Dein Herz treibt dich nicht dazu? Dann freilich —!"

„Schreibe nur, schreibe!" Bredenhofer zog die Hand aus der seiner Frau und fuhr sich durchs Haar. „Schreibe sofort!"

Nun war auch der Mutter der gereizte Ton aufgefallen, sie wollte begütigen und wußte doch nicht recht, wie. Verdutzt sah sie von der Tochter auf den Schwiegersohn, vom Schwiegersohn auf die Tochter. Ein peinliches Schweigen zwischen den drei Personen.

Der Ton der Klingel fuhr wie eine Erlösung dazwischen.

„Besuch?" Frau Langen griff rasch nach ihren Sachen. „Da will ich nicht stören!" Sie machte Miene, zur anderen Thür heraus zu verschwinden; das war gewiß jemand von der Familie, von Allensteins! Sie hatte nicht Lust, mit denen zusammenzutreffen, das Verhältnis war doch etwas gespannt.

„O Mutter, bleibe doch!" Lena hing sich an sie und ließ sie nicht fort; ihr graute plötzlich vor der Schwägerin, es war ihr eine Stütze, die Mutter neben sich zu haben.

Bredenhofer war zur Thür geeilt; eben riß Grete sie auf in der ihr eigentümlich forschen Manier: „Frau Dr. Allenstein!"

Susanne rauschte über die Schwelle, sehr elegant gekleidet, einen mächtigen Blumenstrauß vor sich her streckend. „Ich gratuliere, ich gratuliere," sagte sie mit forciert fröhlicher Stimme, „alles Gute im neuen Heim! Liebe Lena" — sie küßte die junge Frau flüchtig auf die Wange, kalt wie Eis waren ihre Lippen — „lieber Richard!"

„Susanne, wie reizend von dir! Liebe Susi!“ Er küßte die Schwester mit besonderer Zärtlichkeit.

„Ich wollte doch euer erster Besuch sein, drum — ah!“ Frau Allenstein hatte die Schwiegermutter erblickt, sie versank in eine förmliche Verbeugung — „Gnädige Frau!“

Ebenso steif grüßte Frau Langen wieder; wie unangenehm, nicht einmal eine Viertelstunde mit der Tochter allein sein zu können! Man reichte sich die Fingerspitzen.

Lena hatte die Mutter kaum je so zurückhaltend gesehen, sie hatte keine Ahnung, daß gestern, nachdem sie mit Richard die Hochzeitstafel verlassen, noch manche anzügliche Bemerkung gefallen war; das Verhältnis der Familien war entschieden nicht gebessert. Ihr wurde heiß und kalt; im Augenblick fiel ihr auch gar nichts ein, was sie hätte sagen können, nicht das geringste Harmlose. So sagte sie nur: „Bitte Susanne, nimm Platz!“ Sie selbst setzte sich steif hin.

Frau Langen und Frau Allenstein hatten auf dem Sofa Platz genommen; sie waren beide nicht umfangreich, so dünn jedoch auch nicht, daß solche Lücke zwischen ihnen zu sein brauchte.

„Ist Ihnen der gestrige Tag gut bekommen, gnädige Frau?“ fragte Susanne und kniff dann die Lippen zusammen, als fürchte sie, schon zu verbindlich gewesen zu sein.

„O ja. Und Ihnen?“

„Danke, ebenfalls leidlich.“

„Das freut mich.“

Sie neigten stumm die Köpfe gegeneinander.

Das war ja eine reizende Unterhaltung!

Aus unserer Studienmappe:



Aus Ferdinand Brütt's Skizzenbuch.

Vor Lenas Augen wurde es dunkel, so war ihr das Blut zu Kopf geschossen. Es zuckte ihr in den Fingern, sie hätte aufspringen, der Schwägerin den Strauß aus den Händen reißen und vor die Füße werfen mögen: „Da, behalt' dir deine Blumen! Jedes deiner kalten Worte, dein aufgezwungenes Lächeln stößt mir das Herz ab!"

Als hätte Frau Allenstein diese Gedanken erraten, so wendete sie sich jetzt ganz an den Bruder: „Mein lieber Richard, nimm diese Blumen als Zeichen meiner Wünsche! Du weißt, wie ich's mit dir meine." Ihre Stimme wurde merkwürdig weich, und ihre Augen glänzten feucht. „Mein geliebter Richard, möchtest du immer glücklich sein, möchte jede Enttäuschung dir erspart bleiben!" Von einem Seufzer begleitet, klangen diese Worte ahnungsschwer.

Lena und ihre Mutter wechselten rasch einen Blick. Frau Langens feines Gesicht rötete sich vor Unmut, sie war in der Tochter Seele hinein beleidigt. Sie erhob sich plötzlich. „Es ist jetzt wirklich Zeit, daß ich gehe!"

Bredenhofer hielt sie nicht zurück, auch Lena nicht; diese ungemütliche, geschraubte Situation war wirklich kaum zu ertragen. Sie gab der Mutter das Geleit hinaus; draußen im Korridor flüsterte Frau Langen: „Diese unangenehme, gräßliche Frau! Adieu, mein liebes, mein liebes Kind, Gott behüte dich!" Sie küßte die Tochter wiederholt; und dann, schon im Hinausgehen: „Ich kann und mag wirklich nicht wiederkommen, wenn die Allenstein da ist, laß mich's lieber vorher wissen. Adieu, mein Kind!" Noch ein Kuß. „Adieu, mein liebes Kind!" — Wieder ein Kuß, und dann war sie fort.

Lena stand einen Augenblick im dunklen Gang und besann sich. Der mitleidsvolle Ton der Mutter hatte ihr wohl gethan und weh zugleich. War sie denn bemitleidenswert? Nicht glücklich, glücklich über alle Maßen? Sie rieb sich mit zwei Fingern die Stirn über der Nasenwurzel, die kleine böse Falte mußte weg, die sich da einnisten wollte. Langsam trat sie in die Stube zurück.

Da saß jetzt Richard neben der Schwester auf dem Sofa, hatte den rechten Arm um sie gelegt, den linken streckte er nach Lena aus. „Komm, meine Geliebte, meine süße Frau!"

Susanne lächelte und drohte mit dem Finger: „Ei, ei, so verliebt!"

Sollte das malitiös sein? Lena, die gern, ach so gern dem Ruf ihres Mannes folgen wollte, hielt sich zurück. „Laß nur, Richard," sagte sie mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, die ihr nicht stand. Vor der da die zärtlichsten Gefühle bloßlegen? Nein! Ihr weiches Gesicht wurde ernst und streng.

Bredenhofer schien die Verstimmung seiner Frau weiter nicht zu bemerken, er beschäftigte sich angelegentlich mit der Schwester. Jetzt an diesem großen Wendepunkt seines Lebens fühlte er doch, wie fest das Band war, das ihn mit ihr verknüpfte. Es war ihm so natürlich, sie an seinem Glück teilnehmen zu lassen.

„Hat er denn ganz vergessen, was vorangegangen ist, wie sie sich benommen hat?" fragte sich Lena mit Bitterkeit.

Richard plauderte und plauderte, und Frau Allenstein hörte zu, ein erzwungenes Lächeln auf den Lippen — so schien es wenigstens Lena.

„Nun muß Susanne aber unser ganzes Heim sehen," rief der Ahnungslose endlich fröhlich. „Herzchen," er nickte seiner jungen Frau zu, „zeige Susanne deinen Wäschschrank und deine Küchengeheimnisse, sie kann dir manchen guten Rat geben. Liebe Susi, hier ist unser Wohnzimmer, und siehst du, hier" — er führte die Schwester am Arm ins Nebenzimmer, seine Stimme verklang hinter der Thür.

Langsam folgte Lena; sie hatte gar keine Lust, sie fühlte Widerwillen, der Schwägerin alles zu zeigen. „Laß dir nur nicht in jedes hineingucken," hatte die Mutter gesagt, „das thut nicht gut."

Richtig, da hatte doch Richard wirklich schon den Schrank im Eckzimmer aufgerissen und zerrte die Gedecke und das andere Leinenzeug hervor! Er strahlte vor Freude, und Frau Allenstein stand dabei, das langgestielte Lorgnon vor die Augen haltend. „Ist das nicht reizend? Findest du nicht auch, daß wir alles sehr schön haben?" fragte er sie jeden Augenblick. Ein ungeheuerer Stolz, die erste große Freude leuchtete aus seinen Augen.

„O ja, o ja," nickte Frau Allenstein,

„sehr nett! Liebe Lena, wirst du dich denn aber hier zurechtfinden? Du hast dich doch nie mit dergleichen beschäftigt. Na, so viel ist's ja nicht! Wißt ihr aber, Kinder, was euch noch not thut? Ihr habt nur ein Gedeck zu zwölf Personen; wenn ihr auch keine Gesellschaften geben werdet, das ist doch zu wenig. Erlaube, liebe Lena" — sie wendete sich mit wohlwollender Miene zu der jungen Frau — „daß ich dir noch eins von mir zur Verfügung stelle; und zweimal Bettwäsche kannst du auch noch bekommen. Kind, Kind, zerknittere doch die Servietten nicht so — halt!" Sie legte ihre Hand auf Lenas Arm.

Diese hatte mit zuckenden Fingern das blaue Band, mit dem ein Stoß Servietten zusammengebunden war, auf und zu geknüpft. Sie hatte eine nervöse Unruhe, sie mußte etwas zwischen den Fingern fühlen.

„O Susi, du bist zu gut," sagte Richard und küßte der Schwester die Hand. „Aber findest du denn nicht, daß wir alles sehr reichlich haben?" setzte er fast angstvoll hinzu.

Man sah's Frau Allenstein an, sie wollte nicht verletzen; es war ihr peinlich. „O, es genügt vor der Hand vollkommen," sagte sie ausweichend.

Richards strahlende Miene hatte sich umzogen, seine Stimme klang herunter gedrückt: „Ja, du hast recht, man versteht's eben nicht, wir müßten entschieden mehr haben." Er sah Lena an, ihr glanzloser Blick fiel ihm auf. „Ist dir etwas, mein süßes Liebchen? Entschuldige, Susanne" — er schob die Schwester beiseite, „aber Lena ist müde. Bist du müde, Lena, mein Engel?"

„Wovon?" fragte sie mit blassen Lippen. „Ich bitte, Susanne, komm weiter!"

Sie öffnete die Thür zum dritten Zimmer. „Hier schlafen wir, und da geht es heraus auf den Korridor zur Küche."

Sie gingen weiter; Frau Allenstein war entschieden guter Stimmung, die wieder vorbrechende Innigkeit des Bruders stimmte sie weich.

Lena zeigte alles: mit einer müden Gleichgültigkeit zog sie jeden Schub auf und stieß ihn wieder zu. Das interessierte sie alles so herzlich wenig, und sie mußte doch so thun; am liebsten hätte sie sich da auf den Küchenschemel gesetzt, auf dem jetzt Grete saß und Kartoffeln schälte, und hätte geweint wie ein Kind. Warum eigentlich nur?

Das undefinierbare Parfüm, das Frau Allenstein an sich hatte, reizte ihr die Nerven. Wie ihr Mann, ihr Richard mit der Schwester sprach! Das machte sie ganz krank. Immer fügte er sich deren energischer Meinung mit einer Geschmeidigkeit, die ihr mißfiel. Als Frau Allenstein das Mädchen unterwies, die Kartoffeln nicht zu dick zu schälen, fuhr auch der junge Hausherr Gretchen an.

Das Mädchen machte ein impertinentes Gesicht und suchte mit Lena einen Blick zu wechseln. Das gelang ihr nicht; mit offenen Augen, ohne zu sehen, ging jene umher.

Endlich entschloß sich Susanne zum Abschied; da sie in der Theorie eine sehr vorzügliche Hausfrau war und jetzt, am Schlusse der Saison, nicht mehr täglich Gesellschaften in Aussicht hatte, versprach sie ihren öfteren Besuch und Lena hilfreich zur Seite zu sein. Im Eifer, dem Bruder beizustehen, vergaß sie ganz die eigne schwache Konstitution. Sie umarmte den Bruder und küßte auch Lena.

Ihr Schritt verhallte auf der Treppe. Richard hielt noch so lange die Korridorthür offen und sah ihr nach. Als er sich umwandte, lehnte Lena an der Wand, im verdunkelten Flur konnte er ihr Gesicht nicht genau erkennen.

„Lena, mein Liebling" — er breitete die Arme nach ihr aus — „endlich sind wir wieder allein!"

Sie wich ihm aus und ging vor ihm her in die Stube. Er ihr nach — was hatte sie?

Da kauerte sie auf dem drehbaren Stuhl vor ihrem Flügel, hatte die Ellbogen auf die Klaviatur gestemmt, daß die gemißhandelten Tasten dumpf wimmerten, und drückte das Gesicht in die Hände.

Im Augenblick war er bei ihr, in überströmender Zärtlichkeit rief er ihren Namen; er war zu Tode erschrocken.

Wie ein Kind, das sich fürchtet, umklammerte sie ihn jetzt und versteckte ihr Gesicht an seinem Halse. „O, ich mag sie nicht," schluchzte sie, „ich mag sie gar nicht!

Wie soll das werden? Sie macht mich krank, sie lähmt mich; ich fühle, wie sie mir hier inwendig alles knickt." Sie schluchzte stärker.

„O, meine Lena, mein Liebling!" Er küßte ihr die Hände und streichelte ihr die verwirrten Löckchen. „Was willst du denn? Was soll ich thun, was willst du?"

„Und du hörst so auf sie — meinen Wäscheschrank kramt sie durch, sie thut, als ob sie hier zu kommandieren hätte — du läßt dir alles gefallen. Da war Amalie noch viel besser!"

„Lena," sagte er streng und erschrak doch zugleich über seinen eignen Ton; der war auch übel angebracht.

Bleich stand sie auf, ihre Thränen waren versiegt. „Da siehst du's schon, sie tritt zwischen mich und dich!"

„Das wäre!" Er starrte sie fassungslos an. „Lena, Unsinn! Sei wieder gut und lieb zu mir — o sieh mich an!"

Sie drehte ihm den Rücken; er sollte nicht sehen, wie es in ihrem Gesicht zuckte und kämpfte, sie schämte sich, daß die Thränen wiederkamen und heiß über ihre Wangen rollten.

„Lena!"

Keine Antwort.

Ihre starren Augen bohrten sich in den einen gleichgültigen Fleck auf der Diele ein — was mochte das für ein Fleck sein? Wie war er entstanden, dunkel und rund? Fett, Tinte?

Hinter ihrem Rücken raschelte es. Nun sah sie sich doch um, es war wie Stöhnen an ihr Ohr gedrungen. Ihr Mann saß auf dem Klavierstuhl, auf dem sie eben gesessen; auch er hatte das Gesicht in die Hände gelegt. Er war traurig. Ein heißes Angstgefühl durchschoß sie — was hatte sie gethan, zürnte er?

„O Richard, sei mir nicht böse!" Weinend fiel sie ihm um den Hals. „O sei mir gut!"

„Ich bin es — Geliebte, Einzige!"

„Kannst du mir verzeihen?"

„Verzeih du mir!"

„Ach, Richard, es war so schrecklich — Susanne, Susanne" — Sie zitterte und schmiegte sich fester an ihn.

„Ja, du hast recht! Ich werde es Susanne sagen, einmischen darf sie sich nicht. Kein Mensch darf sich einmischen." Seine Stimme steigerte sich in Trotz. „Wir brauchen nichts von der Welt, mögen sie alle bleiben! Nur du und ich!"

Sie küßte ihn.

„Bist du glücklich, Lena?"

„Unbeschreiblich, unsagbar! Du auch?"

„Über alle Maßen!"

Ihre zarten Lippen preßten sich auf die seinen in einem langen, nicht endenwollenden Kuß.

Er umschlang sie fest mit beiden Armen: „Du mein Himmel, meine Seligkeit! Liebst du mich?"

„Bis in den Tod!" —

Kein Laut weiter. Sie sahen sich nicht um.

Der Himmel grau, so grau, verhangener mit jeder Minute; ein langes schwarzes Wolkengebilde daran, das spreizte zerfetzte Flügel. Es drohte, es huschte vorüber, vom heulenden Winde gepeitscht; sein langer Schatten fiel aufs Fenster, daß die Stube düstrer wurde.

„Bis in den Tod," flüsterte er und hielt sein junges Weib ans Herz gepreßt.

„Bis in den Tod," flüsterte sie mit lächelnden Lippen und schauerte doch dabei; wie mit kalter Hand war's ihr übers Gesicht gestrichen.

(Fortsetzung folgt.)

Tote Liebe.

Gestern auf stillen Morgenpfaden
Wandert' ich deinem Hause vorbei —
Hat dir's kein Zucken des Herzens verraten,
Daß dir ein Liebendes nahe sei?

Traurig ging ich die alten Wege,
Die ich einst jubelnd geschritten — zu dir ...
Immer war mir's: zur Seite zöge
Weinend die tote Liebe mir ...

Und ich konnt' es nicht glauben, nicht fassen,
Konnt' es begreifen nicht und versteh'n:
Daß ich dich jemals von mir gelassen!
Daß ich dich niemals sollt' wiederseh'n!

Doch — da gedacht ich, was du gelitten
Und daß es nimmer ja dürfe sein ...
Und ich bin vorübergeschritten
In die einsame Zukunft hinein.

Georg Bötticher.



Abb. 1. Die Kapstadtbahn, das Hexrivergebirge durchschneidend.

Von Kapstadt nach Bulawayo.

Von

F. Freiherr v. d. Goltz.

Mit vierzehn Illustrationen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

I. Bis Francistown.

Was mich eigentlich nach Südafrika getrieben hat, kann ich beim besten Willen selbst nicht genau sagen. Die Rinderpest ist es nicht gewesen, denn Bacillen sind mir herzlich gleichgültig. Daß mich aber die Sucht, Gold und Diamanten zu gewinnen, über das Weltmeer getrieben habe, streite ich jetzt, da ich mit leeren Händen nach der Heimat zurückgekehrt bin, entschieden ab. So muß denn wohl das bißchen Unternehmungsgeist, das ja schließlich in jedem Menschenherzen schlummert, die Triebfeder meines Handelns gewesen sein, welchem — ich will es nicht verfehlen — das Ableben einer gütigen Erbtante mächtige Schwingen verliehen hatte.

Kurz und gut, eines schönen Tages spie mich ein Oceandampfer bei Kapstadt ans afrikanische Gestade.

Zunächst war ich enttäuscht, denn, um langweilige, geradlinige Straßen und nüchterne Geschäftsgesichter zu sehen, hätte ich keine so weite Reise zu machen brauchen.



Abb. 2. Partie des Hexrivergebirges.

warten könne, bis er dem ersten Löwen, der ihm im Urwald entgegenkäme, das Fell über die Ohren gezogen hätte, aber ich traute ihm dennoch nicht recht. Mir kam es vor, als ob er ganz andere Pläne in seinem Inneren hegte.

Im selben Coupe mit uns saßen zwei Männer, wüste Gestalten mit verwegenen Gesichtern, bei deren leise geführtem Gespräch der alte Herr die Ohren spitzte. Hin und wieder machte er sich sogar Notizen, wenn er etwas genau verstanden hatte. Mir waren die beiden Fremden etwas unheimlich. Sicherlich gehörten sie jener Meute von Desperados und Abenteurern an, die sich über Südafrika ergossen hat, seitdem der Ruf von den Goldfeldern des Matabelelandes sich in der Welt verbreitete. Der alte Herr jedoch erkundigte sich durch vorsichtige Fragen bei ihnen, wo etwa ein noch unentdecktes Goldlager vermutet werden könne. Das verriet ihn. Sicherlich ging er mit dem Gedanken um, auf eigne Faust sich einen Anteil an den Naturreichtümern des Landes zu erobern, das unser Reiseziel war.

Sehr lieb war es mir daher, als sich mir Gelegenheit bot, in angenehmer Gesellschaft ins Innere des schwarzen Erdteils vorzudringen. Mein Partner war ein älterer, aber außerordentlich rüstiger und vergnügter Herr, ein englischer Offizier außer Diensten, Mr. Ball. Er war leidenschaftlicher Jäger und lechzte nach einem Löwenfell.

Wir verließen Kapstadt Anfang September 1897 mit der sogenannten Kapbahn (Cape Government Railway). Dieselbe verfolgt zunächst eine im allgemeinen nördliche Richtung. Etwa achtzig englische Meilen weit fährt man durch ein flaches, freundliches Land. Bald darauf steigen zur Rechten die nicht unschönen Linien des Hexrivergebirges empor, und schließlich läuft der Zug am Westfuß ziemlich bedeutender Berge entlang (Abb. 1).

Hier wurde, in Anbetracht einer starken Neigung, die Fahrt erheblich langsamer. Mir war das gleichgültig, denn die fortwährend wechselnde Aussicht entschädigte mich hierfür. Mr. Ball hingegen wurde ungeduldig. Mit einem: „Botheration,*) how slowly!“ stieß er wiederholt den Fuß auf den Boden und rollte mit den Augen. Mir machte es Spaß, den alten Herrn in seinem Ingrimm zu beobachten, wenngleich ich mir den Grund desselben nicht genügend zu erklären vermochte. Zwar sprach Mr. Ball fortwährend davon, daß er es nicht ab-

*) Vulgärer Ausdruck für Verdruß, Ärger.

In der Nähe stellt sich das Hexrivergebirge als ein kahles, ödes Bergland dar. Die Landschaft selbst ist nicht ohne Reiz. Er liegt in den runden, harmonischen Bergformationen und der eigentümlich violetten Beleuchtung (Abb. 2).

Endlich war die Hochebene des Karoo erreicht. Vor meinen Augen breitete sich eine öde, melancholische Landschaft aus, die kaum von Menschen bewohnt zu sein schien. Hin und wieder kamen wir an einer Straußenfarm vorüber, deren Insassen mit komischer Grandezza den vorüberbrausenden Zug betrachteten. In einer Entfernung von achthundert Kilometern — nach zwanzigstündiger Fahrt — erreichten wir De Aar, von wo die Bahn nach Prätoria abzweigt. Wir befanden uns jetzt auf einer Höhe von 1275 Metern.

Bald darauf überschritten wir den fast vollständig ausgetrockneten Oranjefluß. Noch immer sah mein nach Schönheit dürstendes Auge nichts anderes, als dürre, tote Steppe. Nur in der Entfernung unterbrachen blaue Hügelketten die Einförmigkeit.

Ich langweilte mich bereits, Mr. Ball jedoch war immer noch in lebhafte Gespräche mit den beiden Fremden vertieft. Er ließ sich von ihnen gerade die Alluvialgoldgewinnung erklären (Abb. 3).

Diese besteht in der Theorie darin, daß man den goldhaltigen Schwemmsand auf die in fließendem Wasser aufgestellte ‚Wiege‘ wirft. Letztere ist ein höchst einfaches Instrument, ein deckelloser, länglicher Kasten, dessen Boden von einem rauhen Tuche gebildet wird. Über letzteres ist ein Gitter gespannt. Wirft man hierauf den Sand, so bleiben die gröberen Steinchen auf ihm liegen. Der feine Sand jedoch fällt in das mit ziemlich großer Schnelligkeit durch den Kasten schießende Wasser. Während er selbst durch dieses fortgespült wird, sinken die schweren Goldkörnchen nach unten und setzen sich in den Fasern des Tuches fest. Bei dem vorliegenden Bilde haben die Goldsucher sich zunächst ein künstliches Gefälle geschaffen. An der im Wasser aufgestellten Wiege steht der Aufseher, die Schwarzen bringen mit Schaufeln den Schwemmsand herbei, während die eigentlichen Ausbeuter die Arbeit so lieben, daß sie ihr stundenlang zusehen können.

In einer Entfernung von rund tausend Kilometern von Kapstadt erreicht die Bahn Kimberley, in landschaftlich wenig reizvoller Lage. Desto interessanter war mir, was Mr. Ball über die politische Bedeutung der Stadt erzählte.

„Während im ganzen Gebiet, das wir bisher durchfuhren,“ so begann er, „das holländische Element absolut vorwiegt, ist Kimberley ausschließlich englisch. Es ist die Heim- und Brutstätte des großartigen Rhodesischen Staatsgedankens, für den ich schwärme, wie alle Engländer, die patriotisch fühlen und denken — und wir Engländer sind alle Patrioten! Es gibt für uns hier nur e i n e Politik — die Politik der gewaltsamen Vereinigung aller Nationalitäten unter unserer Führung. Das zuerst ausgesprochen und mit gewaltiger Energie ins Werk gesetzt zu



Abb. 3. Alluvial-Goldgewinnung.



Abb. 4. Übergang über eine Drift.

haben, ist Cecil Rhodes' unsterbliches Verdienst."

„Zuweilen ist seine Politik brutal und gewissenlos zu nennen," warf ich ein.

„Was?" brauste da aber der Rhodesjünger auf. „Brutal und gewissenlos gibt es in der Politik nicht! Rhodes' Zwecke sind edel. Sie dienen nicht ihm allein, sie sind segenbringend für die ganze Menschheit! Der Beweis dafür liegt darin, daß er sein eignes, kolossales Vermögen nicht für sich verwendet, sondern für patriotische und wohlthätige Zwecke!" „— wenn letztere zugleich politischen Nutzen bringen," dachte ich, aber ich sprach es nicht aus, um mich nicht Thätlichkeiten auszusetzen.

„Hier bei Kimberley werden Diamanten gefunden?" fragte ich dafür, „ich möchte meiner Frau eigentlich ein paar recht schöne, selbstgefundene Exemplare mitbringen. Sie hat mich nur unter dieser Bedingung reisen lassen."

„Da sein Sie aber auf Ihrer Hut," begann jetzt einer unserer beiden Mitreisenden. „Rhodes hat ein Gesetz votieren lassen, daß jeder, welcher einen selbstgefundenen Diamanten behält oder einen solchen kauft, der nicht mit einem Certifikate der Regierung versehen ist, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wird."



Abb. 5. Betschuanenkrieger

„Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar," sagte ich etwas bestürzt, „wie leicht hätte ich . . ."

„O!" unterbrach mich der andere, „es sind schon viele ahnungslose Reisende diesem Gesetz zum Opfer gefallen. Cecil Rhodes unterhält ein

Heer von Spionen, das die peinliche Durchführung des Gesetzes überwacht."

Jetzt mußte der alte Herr lächeln, und heimlich mochte er sich wohl eingestehen, daß sein Heros nicht gerade zu den edelsten Kreisen der Menschheit gehört. —

Von Kimberley bis Moschudi läuft die Bahn unweit der Grenze des Transvaal entlang. Die Linie nach Vryburg wurde 1889 eröffnet, bis Mafeking (1400 Kilometer von Kapstadt) 1895. Das Land, das die Bahn durchquert, ist fortgesetzt öde und reizlos. Bei Mafeking beginnt die eigentliche Rhodesiabahn, deren Bau im vorigen Jahre begonnen wurde, und die bereits am 4. November 1897 bis Buluwayo, Lobengulas ehemaliger Hauptstadt, eröffnet worden ist. Obwohl das Terrain durchweg aus leicht gewellter Ebene besteht, somit dem Bahnbau keinerlei technische Schwierigkeiten bietet, muß die Herstellung dieser 1085 Kilometer langen Bahn innerhalb zwanzig Monaten als eine ganz außerordentliche Leistung betrachtet werden. Das Land bot keinerlei Hilfsmittel. Alles und jedes mußte mittels Ochsenwagen (Abb. 4) auf weite Entfernungen herbeigeschafft werden, selbst das Wasser.

Mit Erdarbeiten ist allerdings kein Luxus getrieben worden. Die eisernen Schwellen mit den Schienen wurden einfach auf die Erde gelegt. Durch die, freilich zehn Monate im Jahr trockenen Flußbetten hat man Sanddünen errichtet, welche in aufeinander getürmten Sandsäcken einen notdürftigen Halt besitzen. Solide Brücken sollen erst mit der Zeit gebaut werden.

Sehr verdient um die schnelle Vollendung der Strecke machte sich der Chef des Betschuanenlandes, Khama, denn er stellte seine Krieger (Abb. 5) als Arbeiter bei dem Bahnbau zur Verfügung.

Die Hauptschwierigkeit des Baues — der Wassermangel — wird wohl auch die



Abb. 6. Landschaft bei Lobatse.

des Betriebes bleiben. Zur Zeit hat man in die ausgetrockneten Flußbetten tiefe Schächte eingeschnitten, auf welche Weise einige Eimer trüben Grundwassers nach stundenlanger Arbeit gewonnen werden. Mitunter bleiben die Züge tagelang auf einer Stelle, weil kein Wasser vorhanden ist, um die Maschinen zu speisen. —

Bei Lobatse ändert sich endlich das landschaftliche Bild. Akazien, Pinien und

Sykomoren mit Unterholz und Schlingpflanzen aller Arten, erfreuen das Auge. Auch einzelne Wasserläufe durchziehen das Land, und Hügelketten unterbrechen die bis dahin herrschende Einförmigkeit. Diesen Charakter behält die Landschaft (Abb. 6) bis Buluwayo bei.

Zur Zeit meiner Reise war Francistown, 92 km südlich der alten Matabele-aus aller Herren Ländern, zusammen. Bald hatten die wenigen, wirklich ertragreichen Minen ihre festen Besitzer, und für den Rest war an diesem Platz nichts mehr zu holen. Man wartete damals sehnsüchtig auf die Eröffnung der Strecke bis Buluwayo, die den Kern des gelobten Landes erschließen sollte. Das ist inzwischen geschehen, und nun hat sich die ganze ver-



Abb. 7. Bergbau bei Francistown.

stadt, der Endpunkt der Bahn, an welchem ich mit Mr. Ball nach fast dreitägiger Fahrt — nachdem wir gerade unsere letzte Konservenbüchse vertilgt hatten — ankam.

Francistown liegt am Tati-River. Es wuchs innerhalb von vier Monaten aus der Erde, als in der Nähe größere Goldfunde gemacht worden waren (Abb. 7). In kürzester Frist fand sich nun dort der Abschaum Südafrikas, goldgieriges Gesindel kommene, beutegierige Gesellschaft über letzteres ergossen.

Francistown besteht aus einer breiten, geraden Straße, zu deren beiden Seiten in zwei Reihen die Wohnungen der Menschen liegen. Merkwürdig genug sieht der Ort aus, denn unvermittelt gehen hier Wildnis und Kultur nebeneinander.

Da steht eine Hütte aus Baumzweigen, die mitten im Urwald als die Behausung



Abb. 8. Kaffernweiber.

eines Gorilla-Ehepaares dienen könnte, aber sie trägt die Aufschrift:

„New's agency.“ — „Cool drinks.“

Daneben fällt eine Baracke aus Wellblech ins Auge mit der Aufschrift:

„Duncan Smith a. Co.“ — „Sollicitors and Land attorneys.*)

Davor stehen ein paar nackte Kaffernweiber (Abb. 8), die gerösteten Mais feilhalten. Viele der Hütten sind aus Lehm errichtet, dem der Maultier- und Pferdedünger einen notdürftigen Halt verleiht. Die Dächer bestehen aus Baumzweigen. Alle aber tragen großartige Firmenschilder, wie z. B.:

„Jones & Co.“ — „Goods forwarding to and from all parts of the world.“**)

Wahrhaft international ist die Bevölkerung der Ortschaft. Neben Europäern aller Sprachen und Negern der verschiedensten Stämme sieht man an den Häuserecken auch indische Kulis, die Orangen und Bananen verkaufen, und in dem Theehäuschen in der Mitte des Ortes sitzen bezopfte Chinesen bei der Opiumpfeife. Noch bunter ist das Gewirr bei den im Hintergrunde liegenden Häuschen. Dort befinden sich die Cafés, die unvermeidlichen Tingeltangels. Neben der „Böhmischen Damenkapelle,“ den „Wiener Sängerinnen“ und anderen europäischen Künstlern weiblichen Geschlechtes blitzen hier und dort auch schlitzäugige Japanerinnen den Vorübergehenden an. Weiblicher Riffraff aller Länder, aller Sprachen und aller Hautschattierungen sorgt hier durch Tanz, Gesang und Musik des verschiedensten Genres für Zerstreuung und Unterhaltung.

Das Stationsgebäude besteht einstweilen noch aus einem Güterwagen. Die Polizei kampiert daneben unter Zelten, und der Friedensrichter wohnt in einem Ochsenwagen.

In dem einzigen Blechhotel Francistowns, „Tati-Savoy-Hotel“, fanden Mr. Ball und ich Unterkunft. Jeder mietete sich ein Zimmer von spartanisch einfacher Einrichtung für fünfzehn Schilling pro Tag ohne Verpflegung, im voraus zahlbar. Der Wirt erklärte uns, er sei zu dieser Vorsichtsmaßregel gezwungen, denn viele seiner Gäste hätten anfänglich überhaupt nicht bezahlt, andere wieder hätten die Bettdecken, überhaupt alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen, beim Abschied mitgenommen.

„Kommt denn hier nicht viel Mord und Totschlag vor?“ fragte ich den Wirt. Mir



Abb. 9. Schmelzhütte bei Francistown.

*) Rechtsanwälte und Ländereiverwalter.

**) Güterbeförderung von und nach allen Teilen der Welt.

schien das bei einem derartigen Zusammenströmen von Desperados und Abenteurern aus allen Zonen nicht anders denkbar.

Der Angeredete zuckte die Achseln.

„Eigentlich recht wenig. Mitunter werden drüben bei den Wiener Sängerinnen in der Nacht ein paar Revolverschüsse ausgetauscht. Das aber ist alles.“

„Sehen Sie, mein junger Freund,“ rief nun Mr. Ball stolz, „versetzen Sie Francistown, wie es ist, nach Amerika, und Sie haben jeden Tag mindestens fünf Tote! Aber wo der englische Friedensrichter herrscht, da geht es gesittet und ordentlich zu, selbst unter so schwierigen Verhältnissen, wie hier.“

Er sprach es und ahnte nicht, daß er bald selbst in die Lage kommen würde, den gemütlich im Ochsenwagen sitzenden Friedensrichter schmerzlich zu vermissen.

II. Bis Buluwayo.

Am zweiten Abend nach unserer Ankunft in Francistown saßen Mr. Ball und ich in dem chinesischen Theehaus, dem Rendezvous der Goldsucher-Haute-volée. Das Haus war überfüllt von Gästen, daher dauerte es denn gar nicht lange, bis sich zwei Männer neben uns niederließen, in denen ich sofort unsere beiden Gefährten von der Eisenbahnfahrt her erkannte. Die beiden Kerle mochten wohl mit Recht in uns zwei Neulinge vermuten, denn sie hatten sich ersichtlich vorgenommen, uns gründlich auf den Leim zu locken. Ich war daher vorsichtig, und alle ihre Versuche, sich mir zu nähern, scheiterten an meiner eiskalten Miene. Mr. Ball hingegen, der zur Verwirklichung seiner Pläne, in Anbetracht der eignen Unkenntnis, Sachverständige brauchte, frischte die alte Bekanntschaft wieder auf und war Feuer und Flamme, als die beiden Fremden von dem Goldreichtum der Umgegend zu erzählen begannen.

Bald war für den nächsten Tag eine Besichtigung der bei Francistown angelegten Minenwerke (Abb. 9 und 10) verabredet. Schließlich überredeten die beiden Herren den leichtgläubigen Engländer, indem sie ihm vorlogen, daß sie ganz in der Nähe ein bisher vollkommen unbekanntes Goldlager gefunden hätten, zu einem Kontrakt. Hiernach sollten sie Mr. Ball die betreffende



Abb. 10. Goldmine bei Francistown.

Formation zeigen, wofür er ihnen an Ort und Stelle einen Check über zweitausend Pfund zu geben hätte. Vergeblich suchte ich meinen Freund zu warnen. Er dachte nur noch an Gold und Geldgewinn.



Abb. 11. Kolonialpolizei.

Bedenklich schüttelte ich den Kopf, als ich am folgenden Morgen Mr. Ball mit den beiden Fremden zu Pferde den Ort verlassen sah. Ich setzte mich auf die Veranda des Hotels und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Etwa zwei Stunden vergingen. Da hörte ich von der steinigen Hauptstraße des Ortes her den Hufschlag galoppierender Pferde. Gleich darauf kamen die beiden Begleiter Mr. Balls in rasendem Tempo auf das Hotel zugesprengt. Dann sprang einer von ihnen ab und verschwand in der Thür, während der andere draußen die Pferde hielt. In einem der unteren Zimmer des „Tati-Savoy-Hotel“ befindet sich das Bureau der „African Banking Corporation.“ Dort sitzt zwischen zwei mächtigen Geldschränken ein bis an die Zähne bewaffneter Bankbeamter, der, mit geladenem Revolver in der Faust, Checks einlöst und Zahlungen in Empfang nimmt.

„Armer Mr. Ball,“ dachte ich, „deine zweitausend Pfund bist du los.“ Sicherlich kamen die beiden Banditen nur, um den ihrem Opfer inzwischen abgenötigten Check in bare Münze zu verwandeln.

Im selben Moment hörte ich unter mir im Hause kurz hintereinander zwei Schüsse. Dann stürzte der Bandit wieder zur Thür hinaus, schwang sich in den Sattel und galoppierte mit seinem Gefährten davon. Während ich nun hinuntereilte, um mich nach dem Geschehenen zu erkundigen, kam mit verhängten Zügeln auch Mr. Ball heran und schrie nach dem Friedensrichter! Der arme alte Herr war außer sich vor Wut und Empörung, und erst, nachdem er ein großes Glas Whisky mit Soda getrunken hatte, konnte er mir sein Abenteuer erzählen.

Die Banditen waren mit ihm acht Kilometer aufs geratewohl ins Land hineingeritten. Dann hatten sie plötzlich Halt gemacht und erklärt, sie seien an Ort und Stelle, Mr. Ball habe das Goldlager vor sich und solle nun den Check herausgeben. Als dieser sich weigerte, weil er nicht nur die Zusicherung, sondern einen Beweis für diese haben wollte, hatten die beiden Halunken ihm die Revolver vor die Brust gehalten und gedroht, ihn sofort niederzuschießen, falls er nicht augenblicklich den Check hergebe. Wohl oder übel hatte er das dann gethan, und die beiden Banditen waren davongesprengt. „Aber sie kennen Mr. Ball schlecht, die beiden Schafsköpfe,“ schloß er, grimmig lachend, seine Erzählung, „ich habe sie doch betrogen, ich habe den Chek falsch datiert, und sie werden kein Geld bekommen haben.“

So war es denn auch. Der Bankbeamte hatte bei Prüfung des Checks das falsche Datum bemerkt und denselben als illegal eingezogen. Das trug ihm freilich einen Schuß durch den Rockärmel ein, er aber hatte sofort mit gleicher Münze geantwortet. An der Thür bemerkten wir sogar eine Blutspur, was Mr. Ball veranlaßte, dem Beamten einen richtig datierten Check über fünfzig Pfund zu schenken.

Nun gingen wir zum Friedensrichter und erwirkten nach einigen Mühen ein warrant (Haftbefehl) gegen die Räuber wegen Gelderpressung und Bedrohung. Nachdem wir diesen der Polizei (Abb. 11) zur Ausführung übergeben, begaben wir uns nach dem Hotel zurück, wo Mr. Ball sich zunächst von den soeben bestandenen Aufregungen erholen wollte. Ich ging noch ein wenig in der Niederlassung



Abb. 12. Tati-River.

Wir dachten nun, die Sache sei vorüber. Nach etwa zwanzig Minuten kamen jedoch die beiden Kerle, laut lachend, nach dem Platz vor dem Hotel zurück. In dem Store erklärten sie, daß sie die Polizei gründlich in die Flucht geschlagen hätten.

Da plötzlich näherte sich eine große Staubwolke. Die Polizeiverstärkung — vier Mann — sprengte heran! Von weitem rief der Führer derselben den Banditen zu: „Hold Your hands up, or we fire!" Als die Leute nun, anstatt zu gehorchen, gleichfalls ihre Gewehre erhoben, ging eine förmliche Schlacht los. Zuerst gab die Polizei eine Salve, ohne zu treffen, dann galoppierten die Räuber, rückwärts schießend, aus dem Orte hinaus, in den nahen Busch hinein. Hierbei wurde ein Gendarm am Kopfe schwer verwundet. Die übrigen setzten die Verfolgung fort, und es gelang ihnen, einen der Kerle gefangen zu nehmen. Den anderen mußten sie laufen lassen, denn zu diesem hatten sich plötzlich mehrere Freunde gefunden, so daß die „Organe der öffentlichen Unsicherheit" sich in der Minderzahl befanden. Auf ziemlich gefahrlose Entfernung folgte nun noch ein Feuergefecht. Die Kugeln pfiffen ordentlich durch den Ort und schlugen durch die Lehm- und Blechwände, so daß ein panikartiges Durcheinanderlaufen stattfand, bei dem niemand wußte, worum es sich handelte. Dann setzten die Banditen durch den ziemlich seichten Tatifluß (Abb. 12) und verschwanden in dem jenseits gelegenen Busch.

Damit war die aufregende Episode beendet. In der Nacht erwarteten wir einen Angriff auf die Geldschränke des Bankbureaus, es geschah jedoch nichts. Am nächsten Morgen klapperte die Polizei das ganze Revier ab, ohne eine Spur von den Strolchen zu finden. Dennoch sagten mir Ortskundige, daß diese mit ihren schlechten

spazieren, und groß war mein Erstaunen, als mir die Banditen, gemütlich ihre Pfeifen rauchend, zu Pferde entgegenkamen. Als ich ihre Spur verfolgte, sah ich, wie sie vor einem, kaum hundert Schritt vom Hotel befindlichen Store ihre Pferde anbanden und etwas zu trinken forderten. Im Interesse meines Freundes benachrichtigte ich die Polizei, worauf diese — zwei Mann hoch — auf der Bildfläche erschien. Einer der Policemen ging zu den Banditen hinein und zeigte den warrant vor. Aber sie lachten ihn einfach aus und forderten ihn auf, entweder eins mit ihnen zu trinken oder sich zum Teufel zu scheren. Darauf verließ der Polizist das Lokal und beriet sich mit seinen Kollegen. Schließlich verlegte man sich aufs Parlamentieren. Nach vielem Hin- und Herreden, während welcher Zeit die Strolche eifrig ihren Getränken zusprachen, entschlossen sich letztere, mit den Polizisten zu reiten. Diese nahmen sie nun in die Mitte, um sie in Gewahrsam zu bringen, forderten ihnen aber nicht einmal die Waffen ab.

Inzwischen war Mr. Ball auf der Veranda des Hotels erschienen und mit großer Genugthuung Zeuge der Verhaftung gewesen. Als nun die Banditen unter ihm vorüberkamen, rief einer derselben, in Gegenwart des daneben reitenden Gendarmen, zu ihm herauf: „You old swine, You will be damned sorry of this!" was der alte Herr indes nur mit einem grimmigen Lächeln beantwortete.

Pferden sich der Polizei doch nicht würden entziehen können.

Diesen Übelstand hatten jene aber auch erwogen und beschlossen, ihm auf die einfachste Weise der Welt — indem sie nämlich die Pferde der Polizisten, recht gute Tiere, stahlen — abzuhelfen. In der nächsten Nacht wurde ich um etwa zwei Uhr durch das Knallen von Schüssen aus dem Schlafe geweckt. Ich eilte ans Fenster und sah, daß in der Nähe des Hotelstalles, wo die Polizei ihre Pferde untergebracht hatte, Schüsse aufblitzten. Gleichzeitig wurde es im Hause laut, mehrere Gäste rissen die Fenster ihrer Zimmer auf und riefen einander zu. Nun erkannte ich auch Mr. Balls Stimme, der in allen einem richtigen Englishman zu Gebote stehenden Tonarten über die gestörte Nachtruhe zeterte. Schließlich schoß er die sechs Patronen seines Revolvers blindlings in die schwarze Nacht hinein ab. Das wirkte ansteckend auf ein paar andere Reisende, und so entstand eine regelrechte Kanonade, die mich veranlaßte, mich in die tiefste Ecke meines Zimmers zurückzuziehen. Auf dem Hofe war es inzwischen wieder still geworden. Wir erfuhren am Morgen, daß die Banditen einen Überfall auf den Stall versucht hatten, von dem aufmerksamen Kaffern, der dort schlief, jedoch mit einer Lage Schnellfeuer aus seinem Winchesterkarabiner empfangen worden waren. Wie die Verhältnisse sich weiterhin entwickelten, vermag ich nicht zu sagen, denn am nächsten Tage fuhr ich mit Mr. Ball mittels einer Draisine (Abb. 13) nach Buluwayo. Die Strecke war schon beinahe vollendet und führt durch ein mit wildem Gestrüpp bestandenes Land. Mitunter passierten wir herrliche Urwaldpartien, und die Kaffern, die uns begleiteten, erzählten uns, daß in dieser Gegend die Löwen häufig seien.

Buluwayo selbst liegt auf einem öden, ebenen Hochplateau. Es trägt den Typus aller in größter Eile erbauten südafrikanischen Städte. Auch hier beobachtete ich wieder die vermaledeiten Blechhütten, in denen man am Tage schwitzt, wie unter den Bleidächern Venedigs, und in der Nacht friert, daß einem die Zähne klappern. Da die Stadt sich jedoch schon seit dem 4. November 1893 in englischen Händen befindet, so hat sie auch bereits einige solide Bauten aufzuweisen, z. B. ein stattliches Post- und Telegraphengebäude. Wir fanden



Abb. 13. Fahrt nach Buluwayo.

nur mit großer Mühe ein Privatlogis. Ich erhielt in einer der Blechhütten ein Zimmer zu ebener Erde, in dem ich mich kaum umzudrehen vermochte. Ein miserables Bett, ein Stuhl und eine alte Kiste, auf der ein Waschbecken stand, bildeten das einzige Ameublement. Dabei krochen Taranteln, Skorpione und Tausendfüßler auf dem Fußboden und an den Wänden herum, und als ich in der Nacht unvorsichtig das Fenster öffnete, machten mir riesige Fledermäuse einen Besuch. Für mein Logis, inklusive dürftigster Verpflegung, hatte ich täglich zwanzig Schilling zu zahlen. Überhaupt ist das Leben entsetzlich teuer. Mit zwanzig Pfund (400 Mark) im Monat kann man kaum das Notdürftigste bestreiten. Das einfachste Essen in den Gasthäusern kostet, mit einer Flasche schlechtem Wein, mindestens sechs Schilling; ein Trunk in einer Bar zwei Schilling. Ein weißer Diener ist nicht unter acht Pfund im Monat zu haben, und ein sechsspänniger Ochsenwagen, wie man ihn zu Expeditionen über Land gebraucht, kostet nach unserem Gelde achtzig bis hundert Mark pro Tag. Die Preise sind im voraus auf die erhoffte reiche Goldernte zugeschnitten, die bisher allerdings, mit verschwindenden Ausnahmen, nur bittere Enttäuschungen gebracht hat! Dafür suchen die Geschädigten bei Trunk, Spiel und Streit sich über die Misere hinwegzuhelfen. Man kann sich kaum etwas Anwiderneres denken, als das Leben und Treiben dieser verlotterten, beutegierigen Gesellschaft zu beobachten. Über dem Ganzen aber lagern eine undurchdringliche, rotbraune Staubwolke, die durch Hunderte von Ochsen- und Maultierwagen ständig neue Nahrung erhält, und ein Schwarm unbarmherziger Fliegen, der einen bis zum Wahnsinn peinigt. Es ist ein grotesk melancholisches Bild.

Ich eilte, freundlicheren Gestaden zuzustreben! Dieses Mal aber fuhr ich allein, denn Mr. Ball blieb zurück, um sich jetzt intensiv dem eigentlichen Zweck seiner Reise, der Jagd, zu widmen. Hierbei entwickelte er entschieden mehr Glück, als auf der Suche nach unentdeckten Goldlagern. Schon hatte er das köstlichste Wild, das einem Jäger vor die Mündung kommen kann, eine Löwin, erlegt. Er war nicht wenig stolz darauf, wenngleich ihm Erfolg die Umstände sehr zu statten gekommen waren. Die Rinderpest hat nämlich unter den Antilopen derartige Verheerungen angerichtet, daß die Raubtiere in der Wildnis nicht mehr genügende Nahrung finden. Die Bestien brechen in die Ansiedelungen ein und fallen die Haustiere an. Bei einer solchen Gelegenheit war Mr. Ball auf eine Löwin zu Schuß gekommen. Wir fanden sie am nächsten Morgen verendet in einem benachbarten Dickicht (Abb. 14).

Einige Tage später sog ich mit Vergnügen in Kapstadt die frische Seeluft wieder ein und freute mich herzlich an dem frischen Grün und dem murmelnden Wasser.

Ich glaube, es war das erste und letzte Mal, daß ich dem „Sunny South Africa," wie die britischen Kolonialenthusiasten das Land der Chartered Company nennen, einen Besuch gemacht habe!



Abb. 14. Erlegte Löwin.



Kinderporträt. Nach dem Gemälde von Al. Erdtelt.

1848.

Von

Professor Dr. Erich Marcks-Leipzig.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

3.

Daß man die Einheit der Nation, die Wiederherstellung des Kaisertums haben wolle, das wußte man, nach all den Ahnungen von 1815 und 1830, seit dem Anbruche der vierziger Jahre überall in Deutschland. Der öffentliche Geist wandte längst die Aufgaben hin und her, er hatte auf jenen vorbereitenden Versammlungen der Jahre 1846 und 1847 das Ideal schon aufgestellt. Der Nationalversammlung in der Paulskirche fiel es zu, es von neuem allseitig durchzuarbeiten, einen umfassenden, klaren Plan zu entwerfen, der jetzt verwirklicht werden oder doch für kommende Zeiten neuen Wartens und Sehnens dem Drange der Nation ein greifbares Ziel verleihen könnte. In zehnmonatlicher Arbeit hat das Parlament die Reichsverfassung aufgebaut; es hat den denkbar schwierigsten Stoff zum erstenmale bezwungen, die Vielheit des zerrissenen deutschen Lebens mit einer großen und wirklich durchgebildeten Einheit zu umspannen; und oft hat man es preisend hervorgehoben, wie die spätere Geschichte zwar das allzu straffe Einheitsstreben der Idealisten von 1848 hat fallen lassen, dafür aber die Grundlinien ihres Aufbaues doch von ihnen entnommen hat, und wie vor allem dieser erste Plan in den trüben Jahrzehnten bis 1866 doch immer leuchtend vor den Augen der Deutschen gestanden hat, als eine Mahnung und eine Tröstung von unzerstörbarer und wahrhaft lebenschaffender sittlicher Kraft. Daneben hat sich freilich gerade an das Einheitswerk die Kritik, auf die ich öfters hinzuweisen gehabt habe, am liebsten und am dauerhaftesten geheftet. Wir hören es noch heute, wie thöricht die Doktrinäre der Paulskirche gehandelt haben, daß sie im Sommer 1848, zu einer Zeit, wo ganz Deutschland ihnen noch zujubelte und keine der Gegenmächte sich bereits wieder gesammelt hatte, die kostbaren Wochen mit der endlosen und akademischen Beratung der Grundrechte verschwendeten; wie unpraktisch sie waren, immer zu reden, zu denken und gar nicht zu handeln; wie sie es versäumt haben, die realen Gewalten in Deutschland, die Fürsten und Regierungen der Einzelstaaten durch entgegenkommende Verhandlung an sich zu ketten. Die Anklage trifft schließlich alle; sie trifft mit besonderer Härte, und zwar bereits seit dem Augenblicke der Vorgänge selbst, die Maßlosigkeit der Radikalen, von denen die Ärgsten gegen die Versammlung, wie gegen jede Ordnung in Deutschland überhaupt, in wahnwitzigen und blutigen Aufständen die Waffe erhoben haben, während die immerhin Ruhigeren unter ihnen, die friedliche Mittel beibehalten wollten, im Parlamente durch Deklamationen und Anträge extremster Art das schöpferische Werk der Gemäßigten erschwerten und nur die Reaktion heraufriefen. Den Gemäßigten schallt natürlich, von der anderen Seite her, noch heute der Vorwurf der Schwäche entgegen; aber überdies, was mehr besagen will, der Vorwurf der vaterlandzerreißenden Gewaltthat. Ein Österreicher wie der milde, wohlwollende, vornehme Alfred Arneth, der ja Historiker war, hat noch 1893 und später die kleindeutsche Mehrheit zu Frankfurt, deren Kern jene Gemäßigten bildeten, des unredlichen Verfahrens und eines unheilvollen Zieles bezichtigt: sie hat, wesentlich Preußen zuliebe, aus altem eroberungslustigem Partikularismus, die nationale Zusammengehörigkeit gesprengt und die Deutschösterreicher aus dem Verbande Deutschlands hinausgestoßen. Uns ist dagegen die (noch soeben frisch vorgetragene) Anklage gegen die Unredlichkeit der Österreicher geläufiger, die nicht einsehen wollten, daß für sie in dem deutschen Staate nun einmal kein Raum sein konnte, und bis zuletzt alles dafür gethan haben, dann lieber das Ganze der Neubegründung zu Falle zu bringen. Weiter über die Gruppen in der Paulskirche hinausblickend, sieht man Friedrich Wilhelm IV. als den Totengräber der Nationalversammlung und ihrer Ideale: sein ‚Nein', so hat man immer wiederholt, seine Ablehnung der dargebotenen Kaiserkrone, hat ihr Werk zerstört; die Verant-

wortung für den großen Mißerfolg sinkt auf seine Schultern. Denn so war es ja verlaufen: das Parlament hatte sich (Mai 1848) konstituiert, die provisorische Centralgewalt (den Reichsverweser) eingesetzt (Juni) und dann, durch die Schwankungen der deutschen Ereignisse und auch der äußeren Politik (Juli bis September) wohl mannigfach beschäftigt und erschüttert, aber niemals wirklich abgelenkt, die Grundrechte (Juli bis Dezember) und vom Herbste ab (Oktober bis März) die Reichsverfassung beraten und beschlossen; als diese und das Kaisertum (im April 1849) von Friedrich Wilhelm zurückgewiesen wurde, da brach, inmitten der Aufstände der erregten Massen, die Reichsversammlung auseinander: gerade als alles sich vollenden wollte, erschien, anstatt der Erfüllung und des erträumten Segens, der politische Tod.

Zeitgenössische und heutige Anklage hallen durcheinander. Dreißig Jahre nach den Ereignissen hat ein hervorragender preußischer Parteiführer der Zeit in seinen Denkwürdigkeiten das Urteil gefällt: „Wir alle waren im Jahre 1848 politische Dilettanten, um nicht zu sagen: politische Kinder.“ Und in der That greift heute jeder die Fehler, die damals gemacht worden sind, die Naivität eines Beginnens, das in großen Fragen der Macht und der Welt starke Gegner mit Salven von tönenden Paragraphen niederzuschmettern vermeinte, einigermaßen mit Händen; und wer aus unserem überlegenen Urteil über 1848 den Rückschluß auf die Höhe und Sicherheit der heutigen politischen Bildung unseres Volkes ziehen würde, der müßte wohl vor unserer Gottähnlichkeit, mit der wir es so herrlich weit gebracht, eine ehrliche Hochachtung bekommen. Hoffentlich wenigstens keine allzu unberechtigte — denn wer sollte nicht von ganzer Seele wünschen, daß wir von dem großen Lehrmeister im Sachsenwalde denn doch wirklich einiges gelernt haben möchten? Aber hier mehr wie je vorher flüchtet sich das historische Urteil aus diesem Schneegestöber politischer Urteile zu der Bescheidenheit historischen Begreifens, die wir am Eingange den Menschen und Dingen von 1848 gegenüber gefordert haben. Fassen wir die Mächte, die damals die nationale Aufgabe zu lösen hatten, unbefangen in das Auge.

Da steigt zuerst das große Bild der Paulskirche vor einem jeden empor: der mächtige innere Rundbau der Kirche, mit ihren weiten Galerien, mit dem stolzen deutschen Schmucke über der Präsidententribüne, mit den ansteigenden Reihen der sechshundert Abgeordneten. Ein riesiger Raum, schwer zu beherrschen und dennoch, zuerst von dem schallenden edlen Pathos Heinrich von Gagerns, nachher von der klugen Sicherheit seines Nachfolgers Eduard Simson auf das glücklichste beherrscht; angefüllt von den Besten, die Deutschland zu schicken hatte, von einem beispiellosen Reichtume hoher Menschen und hohen Strebens. Es ergreift noch den Nachlebenden, wenn er die Ehrfurcht der Zeitgenossen vor dieser Versammlung spürt, die in ihren ersten Stunden E. M. Arndt ihre Huldigung darbrachte und der über allen Zorn und alle tobende Leidenschaft unvereinbarer Gegensätze immer wieder der Glockenton eines wundervollen Idealismus dahinklang, bis zu den letzten großen Beschlüssen von 1849, als Dahlmann und Uhland über den Erbkaiser kämpften und Gabriel Rießer dem Streite um Österreich so warm und so mild, so liebevoll und so entschlossen das ergreifende Schlußwort sprach. In der Menge rasch geformter und doch nicht zufälliger Parteien, die immer in der Umformung blieben und sich später, als es wesentlich noch um Preußen und Österreich ging, ganz neu anordneten, welche Fülle erlauchter Namen, scharf gezeichneter Köpfe! In allen diesen Gruppen, tief in die Reihen der äußersten Linken wie der katholisch Klerikalen hinein, bei allen Gegensätzen welche deutlichen Familienzüge zeitgenössischer Verwandtschaft! In allen, mag ihre Meinung und ihre Art unserem Auge noch so fremd oder gar feindlich erscheinen wollen, der doch unverkennbare, eigenartig große Zug, eine wahre innerliche Lebendigkeit, eine seltsame Hoheit und Jugendfrische der Seele. In den Verhandlungen, welches Streben, die großen Fragen alle zu packen und sie, unverdrossen kämpfend, immer im großen Sinne, zu lösen! Da lief dann freilich alles immer wieder auf die Frage der Gesamtverfassung, der Einheit, hinaus. Und es ist wahr, man hat diese Frage immer wieder hinausgeschoben: vom Vorparlament auf das Hauptparlament, in diesem vom

Frühjahr auf den Herbst; man hat dann vom Oktober 1848 bis zum März 1849 darüber debattiert, unterhandelt, gerungen, innerhalb des Parlamentes und nunmehr auch außerhalb, im Verkehre mit den deutschen Regierungen; man ist erst im März zu klarer Entscheidung vorgeschritten. Aber war denn das zu verwundern? Zuerst galt es ja doch, die Verfassung in der Stille vorzubereiten, die Probleme erst in den Parteien selber reifen, sich klären zu lassen; und vor allem, es blieb auch dann noch die eine traurige Wahrheit bestehen: das Problem selber war von der Paulskirche aus unlösbar. Begreiflich genug, daß man es erst vertagte und dann auf die Haltung der außenstehenden Mächte, auf Österreich und Preußen, wartete, ehe man selber etwas Endgültiges beschloß. Diese Verhandlungen alle spiegeln die unüberwindliche Schwierigkeit der Aufgabe deutlich, ja erschütternd wieder. Die Preußen Droysen, Beseler, Dahlmann, Vincke, die Südwestdeutschen Gagern, Welcker, Rümelin, Uhland, die Österreicher Schmerling, Arneth, Giskra und so viele noch haben in ihnen das Wort genommen, alles ist verfochten und alles versucht worden, Festhaltung Österreichs bei Deutschland, Ausschluß Österreichs, Zerteilung Österreichs in zwei Hälften: keine Lösung genügte oder gelang, alle hatten sie recht und alle unrecht. Es war ja die alte Wahrheit, die über Deutschland schwebte, sicherlich seitdem es den preußisch-österreichischen Dualismus gab, und die das Dasein des Deutschen Bundes von 1815 ab in jedem Augenblicke bestimmte: die allen bekannte Wahrheit, daß es einen wirklichen deutschen Gesamtstaat, der zwei Großmächte in sich schloß, nun eben einmal nicht geben konnte, sondern nur einen lockeren Bund. Man weiß es: keine der beiden Großmächte konnte sich der anderen ernsthaft unterordnen, ohne ihren Charakter als Großmacht einzubüßen; der deutsche Bund war allemal zu schwach, um sie beide seinerseits wirksam zu überragen; in ihm konnten sie beisammen bleiben, solange er sie nicht band; wollte er sich zu einem wirklichen Staatswesen entwickeln, das die notwendigen Hoheitsrechte einer starken Einheit in seiner Hand hielte, so mußte er die Leitung der einen der beiden Mächte überlassen und die andere entweder mit Gewalt unterjochen oder ausstoßen. An dieser Sachlage war nichts zu ändern. Suchte Friedrich Wilhelm IV. den alten Bund zu kräftigen, so that er das auf Kosten der preußischen Selbständigkeit, und was er dieser entzog, kam zuletzt unausweichlich doch nur den Nebenbuhlern Preußens, vor allen dem erblichen österreichischen Nebenbuhler zu gute. Jetzt versuchte es die einheitliche, souveräne Vertretung der Nation mit den Mitteln, die ihr die natürlichen waren: sie sah zunächst von den Sonderstaaten als solchen ab; sie beanspruchte, die Centralgewalt zu errichten, und die Sonderstaaten sollten sich dieser einordnen. Als sie es aber im Sommer unternahm, die Truppenmacht dieser Staaten dem inzwischen gewählten Reichsverweser nun thatsächlich zu unterstellen, da mußte sie sofort erleben, daß Österreich und Preußen sich dieser Zumutung entzogen. Dann nahm die innere Wiederkräftigung der beiden Großmächte, die erst beide kraftlos am Boden gelegen hatten, rasch zu. Im Herbst aber setzten Dahlmann und Droysen in Frankfurt den Beschluß durch, der die deutschen Länder Österreichs dem Reiche zusprach und zwischen ihnen und den anderen Teilen der habsburgischen Monarchie eine Schranke aufrichtete: die deutschen Provinzen sollten eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben, mit dem übrigen Österreich also nur durch Personalunion verbunden bleiben. Der Beschluß entsprach der streng nationalen Idee, der Souveränität der Nation und ihrer Vertreterschaft. Allein war er durchführbar? Der Österreicher Giskra befürwortete ihn vom liberalen und deutschen Standpunkte aus; würde Österreich ihn aber jemals anerkennen können? Selbst Giskra gab später im wesentlichen zu, daß sein Kaiser es höchstens dann konnte, wenn er auch Deutscher Kaiser werden würde. Und auch für diesen Fall ist es kaum irgendwie ausdenkbar, wie der Kaiser sich diese tiefe Zerschneidung seiner Monarchie jemals hätte gefallen lassen können, es sei denn in der äußersten Notlage und bis auf den ersten Augenblick, der ihm den Widerruf erlaubt hätte. Der Eintritt Gesamtösterreichs aber in das straffer gewordene, nationale Deutschland war aus hundert Gründen, nationalen, wirtschaftlichen, weltpolitischen ebenso unmöglich: er hätte den deutschen Staat aufgehoben u. s. f. So

blieb der Ausweg, den Heinrich von Gagern eröffnete: Deutschland ohne Österreich schließt sich zum Bundesstaate eng zusammen und tritt mit Österreich in ein unauflösliches organisches Bündnis. Damit war die Ausstoßung Deutschösterreichs doch ausgesprochen. Hatten die deutschen Österreicher nicht das Recht, sich mit aller Kraft gegen diese Lösung, die ihnen zum Unheil werden mußte, zu sträuben? Es war, wenn die deutsche Lage überhaupt umgewandelt und verbessert werden, wenn der alte lockere Deutsche Bund nicht zuletzt einfach wiederhergestellt werden sollte, das einzige Auskunftsmittel: alles, was bis zum heutigen Tage geschehen ist, hat immer wieder gebieterisch darauf, d. h. nicht auf den ganzen Plan Gagerns, wohl aber seine negativere Hälfte, die Trennung, zurückgeführt, der ja dann freilich das völkerrechtliche Bündnis des neuen Deutschlands mit Österreich, aber nicht jenes organische Verhältnis, das Gagern erstrebte, nachgefolgt ist. Aber wer gesteht die Unmöglichkeit der liebsten Vorbedingungen seines eignen Daseins freiwillig zu? Die Oesterreicher beharrten dabei, es müsse einen anderen Weg geben, sie wollten Österreicher und Deutsche zugleich bleiben, und beides ganz. Und neben die Österreicher reihte sich die ganze Schar derer, die entweder die preußische Lösung aus Parteigründen irgendwelcher Art von sich wiesen oder aber in der Trennung von Deutschösterreich eine unerträgliche Verstümmelung des deutschen Volkskörpers erblickten, wie Ludwig Uhland. Und hatten sie denn unrecht? Es war doch die Auslieferung der östlichen Stammesgenossen an ihre slavischen Feinde, es war ein bitterer Verzicht auf einen Zweig unseres Volksganzen; es war doch wirklich ein Kleindeutschland, zu dem man sich alsdann entschloß. Nicht jeder war klar oder einseitig genug, um die Unvermeidlichkeit des furchtbaren Schnittes einzusehen und gar die Einsicht in die That zu übersetzen. Ferner aber, würde denn die Wiener Regierung diese Hinausdrängung aus Deutschland, das sie bisher doch thatsächlich beherrscht hatte, einfach hinnehmen? Es war eine leichtere Zumutung, als jene Personalunion; aber doch auch eine Zumutung, der sich keine alte Weltmacht fügen konnte, ohne unausweichlich dazu gezwungen zu sein. Heinrich von Gagern wollte, als Reichsminister, im Auftrage der Paulskirche mit der Hofburg darüber verhandeln. Konnte jemals solcher Verhandlung ein Ergebnis entspringen? Immer, im allerbesten Falle, nur eine ganz vorübergehende Konzession des Kaisers. Wenn man damit zufrieden sein wollte, so waren diejenigen freilich im Rechte, die dem Parlamente vorwarfen, die günstige Stunde, da Österreich noch machtlos war, über allerlei unnützen Beratungen versäumt zu haben. Aber der Gewinn wäre eben auch wieder nur ein vorübergehender, nach aller Wahrscheinlichkeit ein nichtiger gewesen: gleich nach seiner Wiedererstarkung hätte der Kaiser den aufgenötigten Vertrag zerrissen; eine günstige Weltlage, die ihm das gestattete, mußte bald wiederkehren. Jetzt, im Winter, war auch diese, nur möglicherweise und scheinbar günstige Stunde vorbei. Österreich dachte gar nicht daran, sich zurückdrängen zu lassen. Es warf dem Parlamente deutlicher und deutlicher sein Nein, ja seine Kriegserklärung entgegen; es kündigte ihm an, daß es sich in sich selber als Einheitsstaat zusammenschließen und so seine Aufnahme in den deutschen Staat verlangen werde: dann aber blieb für Deutschland nichts übrig, als besten Falls die Rückkehr zur Nichtigkeit des Deutschen Bundes — oder der Krieg. Gagerns Programm, in welcher Form es immer auszuführen sein mochte, blieb stets die einzige Möglichkeit zur Bildung eines nationalen deutschen Staatswesens; aber diese Möglichkeit war niemals zu verwirklichen ohne den entscheidenden Kampf der Macht mit der Macht. Das war so klar, daß es die Augen der wirklichen Staatsmänner in der Paulskirche natürlich auch sahen. Aber was konnten sie thun?*) Der Entschluß, mit Österreich zu brechen, war innerlich hart genug und blieb an Bedenken reich; er war dennoch ganz unerläßlich; er war aber zugleich nutzlos. Zu Thaten konnte eben die Versammlung ihrerseits nicht schreiten; und

*) Man lese den Bericht, den einer der klügsten und klarsten von allen Abgeordneten, Gustav Rümelin, seinen württembergischen Landsleuten, im Schwäbischen Merkur, am 1. Oktober 1848 vortrug. Er entwarf ihnen einen, in manchen Zügen allerdings noch unreifen Plan der kleindeutschen Lösung: Bundesstaat im Staatenbunde; er legte ihnen ebensowohl die Notwendigkeit, wie die praktischen Schwierigkeiten dar und schloß

sie blieb gelähmt, was sie auch sprechen und wollen mochte. Es war und blieb eine verzweifelte Lage, ohne die Schuld des Parlaments.

Die gleiche trübe Erfahrung machte es dem kleinen Dänemark gegenüber. Preußen hat, zugleich im allgemeinen deutschen Auftrage, den Kampf gegen Dänemark, für Schleswig-Holstein, auf sich genommen; es schließt, in diesem Kampfe allein gelassen, einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen unerträglich scheinen; Dahlmann tritt gegen diesen Vertrag auf und gewinnt in der Paulskirche die Mehrheit. Als er dann aber diesem Kammersiege zufolge ein neues Ministerium gründen soll, bringt er das nicht zustande, und die waffenlose Versammlung muß sich nachträglich dem von ihr gemißbilligten Abkommen dennoch unterwerfen (September 1848). Man kann Dahlmanns Haltung leicht kritisieren. In der That hätte er, wenn er geschwiegen hätte, seinem Parlamente die ärgerliche Enthüllung von dessen thatsächlicher Ohnmacht wohl erspart. Das wäre vielleicht klug gewesen. Aber konnte Dahlmann schweigen? Worauf ruhte denn die Gewalt, die der Paulskirche einzig innewohnte, die moralische, wenn nicht auf der Achtung der Nation? In ihrem Sinne handelte Dahlmann. Dabei kam es dann freilich zu Tage, daß die Stellung des Parlamentes von vornherein eine unmögliche war: voll der höchsten Bestrebungen und Aufträge und doch ohne jede wirkliche Macht; vernachlässigte es jene Aufträge, so verlor es sein Daseinsrecht und ging zu Grunde; suchte es sie durchzuführen, so scheiterte es an dem Widerstande der bestehenden Staaten. Da ist leicht tadeln; aber in Wahrheit war in den Fehlern der Versammlung doch weit mehr unvermeidliches Schicksal als eigene persönliche Schuld.

Gewiß kam diese Schuld, d. h. die auch subjektive Unreife des deutschen politischen Wesens, noch dazu. Man erlebte es bei den großen Verfassungsberatungen, wie stark der Formalismus, der Doktrinarismus war, und auch wer alle diese Eigenschaften der Zeit erklärt und würdigt, vermag doch niemals zu leugnen, daß sie oft genug zu den wunderlichsten Lehren, den tollsten Worten, den haltlosesten Vorschlägen geführt haben. Die Verfassung, so wie sie dann herausgekommen ist, litt ganz gewiß an Unvereinbarkeit mit den wirklichen Zuständen. Sie trieb die Macht des künftigen Reichstages bis zur Herstellung eines bloßen Scheinkaisertumes ohne eigne Kraft und die künftige Einheit bis zur thatsächlichen Nullifizierung der vorhandenen Einzelstaaten und ihrer Fürsten. Sie hatte sich, seit den Tagen des Vorparlamentes, in dessen Fußstapfen auch der gemäßigte H. von Gagern sofort trat, die Bahnen zur Verständigung mit den Fürsten durch die Verkündung ihrer eignen ausschließlichen Souveränität verlegt: „einzig und allein" sie wollte die Verfassung zu bestimmen haben. Aber auch hier nicht lediglich aus Willkür und Selbstübertreibung. Sie war erstens aus dem Willen des Volkes hervorgegangen; ihre von daher erflossene Souveränität war ihr einziges Wirkungsmittel. Sie sollte zweitens etwas Ganzes und Einheitliches zuwege bringen; jede Einheit des Entschlusses, ja überhaupt jeder Entschluß, schien aber unmöglich, sobald man die Entscheidung wieder zwischen den Dutzenden der bestehenden öffentlichen Gewalten zersplitterte. Durfte sie sich jenen Grund ihrer Vollmachten und diese Einheitlichkeit ihres Werkes trüben lassen? Später, als die Dinge reifer geworden waren, hat sie — denn daß er allein zu praktischen Zielen führen konnte, sah man schließlich auch in Frankfurt recht gut ein — den Weg der Verhandlungen mit den Kabinetten doch noch beschritten; hat er zu Ergebnissen geführt? Schon deshalb nicht, weil alle Dynastien dem Parlamente im Grunde feindlich waren und blieben; Vereinbarungen zwischen den beiden Gewalten waren notwendigerweise immer prekär und konnten nur dauern, solange der außergewöhnliche Druck auf den Regierungen lastete. Hätte die Nationalversammlung wirklich mehr erreicht, wenn sie von vornherein ihren einzigen Rechtsgrund, den Volkswillen, beeinträchtigt hätte? Nein, ihr Werk war auch in dieser Beziehung

mit dem überaus bezeichnenden Satze: „Im ganzen und einzelnen mag sich am obigen Plane vieles ausstellen lassen, aber wer etwas Besseres weiß, der sag' es." Die Schwierigkeiten, die er aufzählte, bedeuteten thatsächlich die Unausführbarkeit des Ganzen; heute liest jeder Kritiker dieses sehr unbeabsichtigte Geständnis zwischen den Zeilen. Aber wer etwas Besseres wußte, der mochte es sagen!

unmöglich; was sie auch that, es konnte nicht zu haltbaren Erfolgen führen. Zwischen ihrem Principe, von dem sie gar nicht los konnte, und der Wirklichkeit klaffte ein Abgrund; nur die Gewalt konnte ihn ausfüllen. Was sich das Parlament auch vorsetzte, es bewegte sich im Kreise. Selber Gewalt zu üben, war es, nach dem Stande der deutschen Verhältnisse, nicht fähig. Suchte es die Gewalt an anderer Stelle, so gab es sich selber auf und wurde schließlich doch noch zurückgestoßen. Nur Eine Macht gab es, durch die das Werk der Paulskirche, wenn überhaupt, verwirklicht werden konnte, Preußen. Preußen hätte es vielleicht, falls es einen Friedrich II. an seiner Spitze gehabt hätte, unter der Bedingung verwirklicht, daß die Führung an Preußen käme und das Parlament diesem nachschritte. Sein eigenstes Wesen, sahen wir, hätte das Parlament damit auch eingebüßt. So wie aber Preußen und dessen König wirklich waren, blieb überhaupt jede Art von Verständigung auch mit ihm und gerade mit ihm für die Paulskirche unmöglich.

Es ist das Ermüdende an der wechselvollen und auch im hohen Sinne inhaltreichen Geschichte der 1848er Revolution, daß diese Unvereinbarkeit von Frankfurt und Berlin vom ersten Augenblicke an sichtbar ist, im Grunde sich niemals verändert und daß so, bei aller Größe der Gedanken und der Anstrengungen, von Anbeginn her der Druck notwendiger Unfruchtbarkeit auf allem liegt, was unternommen wird, eine lastende, unbefriedigende, schwunglose Tragik trotz allen Schwunges und Feuers der Ideale und der Männer. Jeder Anlauf ist vergeblich: das entscheidet sich nicht erst in dem Aufeinanderprall der Kräfte, im freien Kampfe der Thaten; es ist sicher von der ersten Stunde ab. Fruchtbare Gedankenarbeit für die Zukunft wurde geleistet, und das Licht einer fernen Erfüllung leuchtet in das Halbdunkel dieses Ringens hinein; für die Gegenwart aber gab es keine jemals begründete Hoffnung: das wollten die Mitkämpfer natürlich nicht glauben, ehe sie es ganz unwiderleglich an sich erfahren hatten, und dann hat es sie mit bitterster Traurigkeit geschlagen. Wir aber erkennen es von vornherein, und das Urteil des Betrachtenden mildert sich, indem er die Thatsache dieses Verhängnisses, das die Grundlage für alle Ereignisse bildet, immer im Sinne behält. Durch ihren Ursprung, ihre äußere Stellung und innere Gesinnung, durch ihr notwendiges Wesen selber, war die erste deutsche Nationalversammlung zum Untergange verurteilt.

4.

Neben der Nationalversammlung steht, vom Beginne der Revolution an, König Friedrich Wilhelm IV. im Vordergrunde der Entscheidungen. Das Parlament und er sind die beiden, nach Art und Schicksal so tief verschiedenen und doch so mannigfach verwandten Helden des großen Dramas: auch er, der Romantiker und Legitimist, gleich jener Körperschaft, der Tochter und der Hüterin der Revolution, ein Kind der litterarisch-doktrinellen Epoche des deutschen Lebens; auch er, gleich ihr, durch die innersten Kräfte seines Wesens wie seiner Stellung, der Held einer Tragödie.

Als Herr von Beckerath im April 1849 dem Könige mit eindringlicher Wärme die Annahme der von den Frankfurtern dargebotenen Kaiserkrone an das Herz legte, hat ihm Friedrich Wilhelm tief bewegt die berühmte Antwort gegeben: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent.“ Damals war Österreich zwar noch in Ungarn und schwächer auch in Italien durch Aufruhr und Krieg gefesselt, aber es hatte sich bereits wieder aufgerafft, hatte jenes Programm des österreichischen Einheitsstaates drohend verkündigt; es war in der Herstellung, im Emporsteigen begriffen. Auch Preußen hatte längst sein altes Wesen, d. h. die Selbständigkeit seiner Krone gegenüber den inneren Gegnern, wiedergefunden. Der Glanz der Paulskirche war im Verblassen. Nur durch einen Waffengang konnte Preußen die Erbschaft der Revolution für sich erobern. Wenn er im Augenblicke nicht erforderlich war, bald würde er doch eingetreten sein; es ist eine oberflächliche Spekulation, dem Könige noch heute nachzurechnen, daß gerade damals die Machtlage günstig erschien und daß er nur habe zu wollen brauchen, um Sieger zu werden — denn die Gefahr blieb eben doch bestehen. Im Hintergrunde drohte Rußland. Auf die erschöpften und zerwühlten Kräfte

der deutschen Bewegung war kein Verlaß. Das preußische Heer war noch nicht reorganisiert, krankte an alten Versäumnissen, an schweren Mängeln mancher Art. Das preußische Land war voll eigener Kräfte: wie reich diese waren, hat die Folgezeit gezeigt; zu einem großen Unternehmen in Deutschland wären sie wohl hinzureißen gewesen, obwohl die beiden wichtigsten, der Adel und die Armee, damals innerlich oder äußerlich beide noch nicht recht vorbereitet waren. Sie wären ihrem Könige gefolgt, das ist gewiß. In seiner Hand lag damals die thatsächliche Gewalt über Preußen; er hätte sie auch früher nie zu verlieren brauchen. Ein Wagnis jedoch wäre der Kampf um die deutsche Vorherrschaft in diesem Frühjahr 1849 nach allem sicherlich gewesen; wenn Friedrich Wilhelm IV. dies Wagnis jetzt und später von sich wies, so that er das Begreifliche, das ungefähr Normale, nicht aber das Außerordentliche.

Was an seiner Stelle ein anderer gethan haben würde — als verantwortlicher Herrscher, dem wirklich die ganze Last der Entscheidung auf den Schultern lag — das wissen wir nicht. Ein Friedrich II., so hörten wir, hätte anders gehandelt. In der That hatte ein König von Preußen, im ererbten Besitze der Staatsgewalt, der Treue seines Landes, er selber die natürliche Verkörperung des preußischen Staatswillens und Staatsehrgeizes, die Verkörperung der gewaltigen, hier aufgesammelten Eigenart und Energie, die im westlichen Deutschland selbst gute Freunde Preußens noch allzu leicht unterschätzten: er hatte die Möglichkeit, auch anders zu verfahren als Friedrich Wilhelm; er hatte eine erheblich freiere Bewegungsfähigkeit als die Nationalversammlung mit ihren so viel näheren und engeren Voraussetzungen. Man kann sich ausmalen, wie Friedrich der Große die Lage von 1848 ausgenutzt, sie beherrscht, gemodelt haben könnte. Immer wäre es ein Spiel um Sein und Nichtsein gewesen. Immer hätte er eine starke, grundsätzliche Kraft des preußischen Wesens, wie es seit vielen Jahrzehnten geworden war, erst überwinden müssen, um dieses konservative Preußen an die Seite der Revolution zu führen. Er hätte damit nichts der großen preußischen Geschichte eigentlich Widersprechendes, aber doch gewiß auch nicht etwas einfach Selbstverständliches gethan: das wird man, um Friedrich Wilhelm IV. gerecht zu werden, nicht vergessen dürfen. Aber gewiß, was dann wirklich in Preußen und durch Preußen, vom März 1848 ab, geschehen ist, das war ebensowenig selbstverständlich und auch aus keinerlei sachlichen Verhältnissen allein ableitbar. Es ist vielmehr auf das tiefste durchtränkt von der ganz eigenen Persönlichkeit König Friedrich Wilhelms.

Den Bedingungen und Zielen dieser Persönlichkeit, dem Gange der Ereignisse, die unter ihrer unmittelbaren Einwirkung standen, der preußischen Revolution im engeren Sinne, wendet sich Frage und Betrachtung noch zu. Es ist die äußerlich einfachere, elementarere Seite der 1848er Vorgänge, denn hier steht, anders als in Frankfurt, alles auf dem Boden der fest abgegrenzten Wirklichkeit, der wirklichen, historisch gegebenen Macht; innerlich freilich ist auch hier alles an Rätseln reich, die vornehmlich aus jener Eigenart des führenden Mannes herstammen.

Gewiß, er ist das Gegenbild der idealistischen Reichsversammlung mit ihrem hoffnungslosen Ankämpfen gegen die Realitäten, dieser reich begabte König mit dem Künstlerherzen und den mystischen Dogmen seiner politisch-religiösen Weltanschauung — im einzelnen wohl unberechenbar bis über die Schranken des Normalen, des Gesunden hinaus: „des Herrn Kopf ist anders organisiert als der eines anderen Menschen," klagte schon 1849 sein Premierminister Graf Brandenburg; im ganzen aber, über Absprünge und Schwankungen hinweg, ist Friedrich Wilhelm einheitlich und folgerecht gewesen, nur zu einheitlich sogar. Immer wieder kehrt er zu seinen Idealen zurück, solange er überhaupt die Fähigkeit behält, sich nach seinen Wünschen zu bewegen; und das Eigenste dieser Ideale stand im unversöhnlichen Widerspruche mit den nun einmal bestimmenden Gedanken und Kräften der Zeit. Er träumt von der Herrlichkeit des patriarchalisch-ständischen, christlichen Staates, über dessen natürlich gegliederten, freien Volkskreisen der Herrscher frei und väterlich waltet. Und die Zeit will weder diese Stellung des Herrschers ertragen noch den ständischen Staat: sie fordert die moderne, liberale Verfassung, die rechtliche Gleichheit

anstatt der ständischen Gliederung nach Landschaften und Geburtskreisen, die straffe, willenskräftige Einheit anstatt der Auflösung des Staates in seine „natürlichen" ständischen Gruppen und Bezirke. Er will ihr nur aus freier Gnade schenken, soviel er mag; sie weist seine Gaben, all jene Versuche ständischer Versammlungen bis zum Vereinigten Landtage hinauf, die wir früher aufzählten, unbefriedigt zurück und fordert die geschriebene, feste, „papierene" Verfassung, die er verabscheut. Solange er durch eignes Gewähren den Sturm beruhigen kann, versagt er; als er nachgibt, ist es zu spät; sein Volk hat ihn gezwungen. Sein Volk, mit dem er sich in mystischer Treue verschmolzen fühlt, es erhebt die Hand gegen seine Krone; es schlägt den ganzen Bau seiner innerlichen Welt in Trümmer.

Wir dürfen glauben, Friedrich Wilhelm IV. in allen seinen entscheidenden Zügen ziemlich gut zu kennen — soweit man eine Natur wie diese eben kennen kann. Wir blicken in seine brieflichen Bekenntnisse, in seine vertrauten Unterredungen hinein; wir spüren, wie er selbst seinen Nächsten oft nicht ganz durchsichtig ist; das Widersprechende geht in seinen Gedanken und in seinen Handlungen jäh durcheinander. Das königliche Bewußtsein hebt ihn zudem über alle empor, er lebt in der Höhe dieser mystischen Stellung und seiner Ideale und legt um so weniger auf das Einzelne Gewicht, das unten in seinem Namen durch die Werkzeuge seines Willens geschieht. Die Zeitgenossen, von all diesen Widersprüchen und von jener Unvereinbarkeit seiner Art und seines Strebens mit den Bedürfnissen ihres eignen Daseins hundertmal verletzt, haben ihn bitter gescholten und manchmal sicherlich schwer verkannt. Die Historiker haben ihn mit all seinen Eigenheiten und Überraschungen aus dem Ganzen seines Wesens zu begreifen gestrebt, und Heinrich von Treitschke hat uns, in großer einheitlicher Auffassung, mit zartem Nachempfinden und männlicher Aufrichtigkeit, ein künstlerisches Bildnis von ihm gemalt, wie unsere Litteratur deren nur sehr wenige besitzt. Sobald man den Windungen seiner Politik in das einzelne nachgeht, stößt man dann freilich immer wieder auf Sonderbares und Rätselhaftes. Ihn selber meinen wir zu kennen; seine Geschichte in ihrer schwer faßbaren Beweglichkeit kennen wir noch lange nicht ganz.

Und gegen diesen feinen, wohlwollenden und eigenartigen Herrscher, der schlechterdings nicht aus der Welt seiner Doktrinen in die harte Welt zu seinen Füßen hinuntertreten will, erhebt sich die Berliner Revolution. Auch sie hat noch dunkle Fragen genug. Es scheint unzweifelhaft, daß sie angelegt, daß die an sich natürliche, längst heraufziehende Bewegung von radikalen Verschwörern ausgenutzt und geführt worden ist. In diese Zusammenhänge blicken wir aber noch lange nicht klar genug hinein, an ursprünglichen Zeugnissen über dieses Verborgenere sind wir noch arm. Berlin war seit Jahren in steigender Erregung. Der Vereinigte Landtag von 1847 hatte sie, durch seine großen und doch unbefriedigenden Debatten, durch seine notgedrungene Unfruchtbarkeit vermehrt. Das Bürgertum grollte dem Könige, der die Verfassung, wie man sie forderte, hartnäckig zurückhielt. Jene wirtschaftlichen Vorgänge, von denen früher die Rede war, hatten das Proletariat der Stadt um die Scharen der Fabrikarbeiter vergrößert, Ausstände, Unruhen hatte es schon früher gegeben, eine Reservearmee von leidenden Arbeitern und eine andere von großstädtischem Gesindel stand zu allen Thaten, sobald die überlieferte Ordnung einmal wanken würde, bereit. Daß nun hier der Stoß der allgemeinen Revolution einwirken müßte, war unvermeidlich. Den März erfüllten die Volksversammlungen, die immer heftigeren Reibungen zwischen der Volksmasse und dem Militär. Die Berliner Bevölkerung in ihren mittleren und höheren Schichten wollte eine Verfassung; die Minister wollten sie gewähren; eine Anzahl von Agitatoren wollte mehr. Wir erfahren von Ausländern, von Polen zumal, und von deutschen Radikalen, die nach Berlin geströmt seien. Es ist nach allem, was wir wissen, planmäßig auf den Aufruhr hingearbeitet worden; zu welchem Zwecke, das ist nicht genau bestimmbar. Man beabsichtigte dieses Königtum zu beugen, das festeste Bollwerk der alten Verhältnisse zu stürmen, ohne Zweifel, und was die Polen dabei gewinnen konnten, liegt auf der Hand. Erstrebte man noch anderes? Versprachen sich die republikanischen Fanatiker in Preußen einen un-



Im Fischerhaus. Nach dem Gemälde von Otto Kirberg.

mittelbaren republikanischen Erfolg? Allerlei weitgehende Wünsche werden da wohl durcheinander geflutet sein; in diesen Kreisen, das ist gewiß, suchte man den Kampf. Die große Mehrheit der Berliner Demonstranten suchte ihn nicht: sie wurde durch die Strömung mitgezogen, sie strebte nur nach königlichen Konzessionen, sicherlich nicht nach der Niederwerfung des Thrones. Sie war bereit, so wie es in der Luft lag, auch zu den Waffen zu greifen, wenn man sie von der Gegenseite aus dazu zwänge, und sie ist ehrlich, ja naiv davon überzeugt gewesen, daß man sie gezwungen habe.

Der Losbruch am 18. März war so der Menge der Berliner eine That der Notwehr des Volkes gegen das angeblich angreifende Militär; er beruhte zwischen ihnen und dem Könige wirklich auf einem Mißverständnis, und nur von den revolutionären Leitern war er gewollt worden. Was die liberale öffentliche Meinung forderte, hatte der König zuvor eingeräumt. Aber die Spannung der Gegensätze war freilich bereits sehr heftig geworden; im höheren Sinne angesehen, war es doch kein bloßer Zufall, daß sie sich entlud. Die Böswilligen, die es, soviel wir urteilen können, dahin gebracht haben, rechneten nicht ohne guten Grund mit der jahrelangen, bitteren, mißtrauischen Gereiztheit gegen den König.

Der alte Staat seinerseits hatte sich aufgegeben, ehe der erste Schuß losging; die Raschheit und Vollständigkeit seines Zurückweichens war hier wie anderwärts, ich wiederhole es, das deutlichste aller Zeugnisse für das innere Recht dieser Umwälzung. Die Art aber, wie er nachgab, wurde wieder von der Persönlichkeit des Königs bestimmt. Friedrich Wilhelm war es ein entsetzlicher, ein eigentlich ganz undenkbarer Gedanke, sein Volk wider sich in Waffen zu wissen; er wollte nicht an die Thatsache glauben. Er ist von widerstreitenden Ratschlägen bestürmt und bewegt worden; zuletzt aber hat doch er allein es veranlaßt — er in dem innerlichen Zusammenbruche seines ganzen Empfindens, in dem fieberhaften Drange nach Versöhnung und Vertrauen, in der zitternden Krankhaftigkeit seiner Erregung und seines Jammers, die aber doch eben aus dem Mittelpunkte seiner Empfindungswelt herstammten: er allein hat es veranlaßt, daß seine siegreichen Truppen vor den Barrikadenkämpfern weichen mußten. Er zieht sie zurück; über die militärische Tragweite des Befehls mag er sich nicht ganz klar gewesen sein, und an Mißverständnissen mag es nicht überall gefehlt haben: das aber ist außer Zweifel, daß nur auf ihn allein die furchtbare Selbstdemütigung der Monarchie zurückgeht. Seine Offiziere waren empört und erschüttert: Roons Briefe aus dem nahen Potsdam spiegeln das ergreifend wieder. Friedrich Wilhelm aber bleibt auf der nun eingeschlagenen Bahn: er gibt sich seinem Volke anheim, dessen Schutz soll ihm genügen; er wirft sich der deutschen Bewegung mit jähem Entschlusse in die Arme — er hat sich in allem verrechnet. Durch die Macht allein konnte er seinem Volke das Verfassungsleben schaffen und regeln, das zu gewähren er sich nun endlich entschieden hatte: durch die Macht allein konnte er Deutschland lenken — und die Macht hatte er am 19. März selber von sich geworfen, um sie dann noch lange am Boden hinschleifen zu lassen; er war durch eigenen Entschluß ein besiegter Mann, und als Besiegten behandelte ihn die Welt. Die seelische Notwendigkeit seiner Haltung kann man überall begreifen. Auch das begreift man, daß er, wie er war, in der nationalen Frage damals nichts wirken konnte, nicht nur weil er verspottet wurde und man ihn nicht haben wollte, sondern weil überdies seine innerste Welt von der der Frankfurter durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden blieb. Denn so oft er ihnen näher zu kommen schien, im Grunde blieben sie ihm doch gottlose Empörer gegen eine geheiligte Ordnung, in welche Menschenhand nicht hineingreifen darf, und seine Wünsche blieben allezeit auf das alte Reich und dessen mittelalterliche Hierarchie gerichtet, der er sich und seinen modernen Staat gar zu gern eingefügt hätte.

Was der König, seitdem er das von seinen Truppen erst völlig geräumte, dann nur ganz spärlich und ungenügend wiederbesetzte Berlin im Mai dauernd verlassen hatte, den preußischen Verhältnissen gegenüber empfunden und erstrebt hat, darüber wage ich noch kein festes Urteil. Er hatte sich der Berliner Revolution gefügt und ließ sie zunächst gehen; er wollte, scheint es, sein Wort halten und behielt liberale

Minister, denen er freien Raum gab; er meinte wohl auch, die Bewegung sich in ihren Übertreibungen erschöpfen zu lassen; die Hauptursache seines Zusehens und Abwartens wird aber doch wohl nicht in bewußten Plänen, sondern in seiner eigensten Anlage gelegen haben. Die zwang ihn zur Thatlosigkeit. Er gab seinen monarchischen Anspruch im Tiefsten seiner Seele nicht auf, er mochte auch rechnen, daß die Zeit kommen würde, ihn wieder hervorzukehren: vor allem aber war er nicht der Mann, diese Zeit kraftvoll selber herbeizuzwingen. Er gehorchte seiner Natur und ging nur schrittweise, nur insofern er gar nicht anders konnte und die Lage selber ihn vorwärts trieb, allmählich wieder voran.

Über diese seelischen Vorgänge mag man streiten und wird sie noch besser aufklären können; die Folgen seines Verhaltens aber für die Berliner Zustände liegen uns bereits deutlich, in einer Fülle lebensvoller Zeugnisse, vor Augen und bilden in der Menge der sonderbaren Schauspiele dieses Jahres wohl das sonderbarste. Wir können die Truppen auf ihren Kämpfen vor und am 18. März begleiten, spüren den fanatischen Haß, der sich auch der Ruhigen unter den Bürgern gegen das angeblich mit Mordschuld beladene Militär, gegen die verfemten Offiziere bemächtigt hat; wir haben Schilderungen des Straßen- und des Häuserkampfes mit all ihrem Entsetzen und ihrer Grausamkeit. Wir sehen den Prinzen von Preußen, als der König den Rückzugsbefehl erteilt, seinen Degen in hellem Zorne auf den Tisch werfen, weil er ihn nun nicht mehr in Ehren tragen könne. Wir fühlen nach, was die Soldaten und zumal ihre Führer auf diesem schrecklichen Rückzuge empfinden, sie, die Sieger, bedrängt, umtobt, verhöhnt, beschimpft von dem Volke, das sie soeben geschlagen haben; sie dürfen sich nicht wehren, denn jede Antwort wäre neuer Kampf, und den hat der König verboten. In den Kasernen stehen die Offiziere, als das Volk auch diese bedroht, in düsterer Verzweiflung: die Verteidigung ist ja ausgeschlossen; dringen die Scharen ein — so lautet der Befehl des Obersten eines dieser furchtbar hart geprüften Regimenter — so werden sich die Offiziere ihnen wehrlos ausliefern und sich hinschlachten lassen, um für die Soldaten Schonung zu erwirken. Das war die Folge von Friedrich Wilhelms großherziger Kapitulation. Endlich sind die Regimenter entfernt. Die Bürgerwehr wird organisiert; die wüsten Auftritte der ersten Tage, der Leichenzug im königlichen Schlosse, die Gefährdung des Prinzen von Preußen und seines Palais, sind verrauscht. Da bricht eine Zeit der unablässigen Unruhe, der steten Unsicherheit über die Hauptstadt herein, eine Zeit, die wir heute mit Mühe noch verstehen, reich an sehr ernsten und reicher noch an seltsam burlesken Zügen; eine Tragikomödie sonder gleichen. Die Bürgerwehr hat die öffentliche Ruhe zu wahren und ist selber durchsetzt von politischen Klubs; die Arbeiter erheben das Haupt, die Stadtobrigkeit müht sich, sie zu beschäftigen, sie bei guter Laune zu halten; Ausstände, Aufläufe, bedenkliche Wirren brechen immer wieder hervor. Dabei eine leidenschaftliche Preßthätigkeit, Anschläge, Aufrufe, Poesien; es ist kein Äußerstes, das da nicht begegnete, kein Wort des Hasses, das man dem Könige selber nicht entgegenwürfe, bis zu der letzten Drohung des fanatischesten der Gedichte: „Verworfner! ha! du, du mußt sterben!" Anderes klingt, wenn es auch bitterernst gemeint ist, vergnüglicher: „O legen Sie sich schlafen, alter Herr," so ruft ein Blatt, der „Publizist", dem alten Konservativen Bülow-Cummerow zu, der damals seine Stimme zur Versöhnung erhoben hatte: „Die Zeit ist aus den Windeln aufgestanden; der Bart des Mannes ist ihr über Nacht gewachsen, und Sie kennen sie nicht mehr . . ." Die bärtig gewordene Zeit sah sich mannigfach umworben; als der Humorist Glaßbrenner sich als Kandidat für das deutsche Parlament meldete, da kam er, laut seinem Manifeste, „nicht im engen, herzerstickenden Frack, sondern in der Bluse der Menschenliebe" und gab sich das Zeugnis: „Ich bin niedrig geboren, nicht wie so viele Hohe niedrig geworden und geblieben." Das waren schöne Worte, die pathetisch und packend sein wollten; bewußte Witze blieben auch nicht aus. Wie oft löst in den Erzählungen der Zeitgenossen, wenn das Volk sich aufgeregt versammelt hat und irgend eine Wildheit droht, ein Berliner Scherz die Spannung in gutmütiges Gelächter auf! Es war ein Durcheinander von sittlicher Entrüstung, von roher Gewaltsamkeit und

von Freude am Ulk, von Fanatismus und Harmlosigkeit, das bei allen seinen Schrecken und seinen großartigen Ansprüchen zuletzt immer von neuem einen unwiderstehlich kleinstädtischen Eindruck macht. Auch die Bürgerwehr hat offenbar recht viele von den schlechten Witzen, die man auf sie gemacht hat, durch kleinbürgerliche Naivität, Zuchtlosigkeit und Pulverschen wohl verdient. Was alles mußten die guten Berliner aber auch durcharbeiten und entscheiden! Die Weltpolitik, insbesondere das Mißtrauen gegen Rußland, beschäftigte Presse und Volksmeinung stark; die polnische Frage wurde mit Vorliebe behandelt, hatten doch Mieroslawski und seine mit ihm aus dem Gefängnisse befreiten Genossen die jubelnde preußische Hauptstadt im Triumph durchzogen, ehe sie nach Posen gingen, um dort gegen die Deutschen Krieg zu führen! Die Verbannung und Rückkehr des Prinzen von Preußen gab zu einer ganzen Flut von Reden Anlaß, und dabei sammelte sich, obwohl die Angriffe weit überwogen, doch schon ein Teil der Landwehr um den Namen ihres früheren Generals. Mit den Provinzen, deren zurückgebliebene Politiker den Berliner Fortschritt noch nicht so recht mitmachen wollten, setzte man sich in offenen Briefen auseinander. Vor allem aber die preußische Nationalversammlung lieferte (vom 22. Mai ab) den hauptstädtischen Massen einen unerschöpflichen Stoff: die Versammlung erheblich unbedeutender und haltloser als die deutsche zu Frankfurt am Main, von einem Radikalismus geführt, der hier, wo es nicht im allgemeinsten eine neue Welt zu bauen, sondern im Einvernehmen mit einer nahen und alten Monarchie einem festen bestehenden Staate die neue Verfassung zu schaffen galt, sehr viel vager und unberechtigter erscheint als dort. Niemand wird in die Versuchung kommen, diesem Landtage, so wenig man seinen ernsten Führern wie Waldeck und Unruh die Achtung und das Verständnis verweigern darf, den Charakter tragischen Heldentums und ehrwürdiger Größe zuzusprechen. Dafür halfen die lärmenden Scharen vor der Singakademie den Abgeordneten gern mit handgreiflichem gutem Rate nach, der nicht immer jovial blieb. Die lange Reihe der Konflikte im Parlamente und auf den Straßen folgte nun, der heillose Unfug des Zeughaussturmes im Juni, die harten Zusammenstöße der Arbeiter mit der Bürgerwehr im Oktober, die verschärften Auseinandersetzungen zwischen Kammer und König, der Wechsel der Ministerien, die allmähliche Sammlung Friedrich Wilhelms zu dem Entschlusse, endlich einzuschreiten. Sobald der König ernstlich zugriff oder den Seinen gestattete, ernstlich zuzugreifen, verschwand der wüste Spuk dieses Terrorismus, der Berlin durchtobt hatte, außerordentlich rasch, und die Stadt selber atmete auf. Preußische Truppen haben dann, als im Frühjahr 1849 nach dem Zusammensturze der Paulskirchenversammlung die radikale Demokratie sich in preußischen Städten, in Dresden, Pfalz und Baden erhob, die Ruhe hergestellt. Die neue Verfassung, die Friedrich Wilhelm am 5. Dezember seinem Königreiche oktroyiert hatte, hat die Grundlage der inneren Weiterentwickelung für Preußen gebildet; sie war demokratisch genug, derart, daß sie nachher reichlich umgearbeitet worden ist; aber vor allem, sie ruhte auf königlichem Machtspruche: seit dem November 1848 stand in Preußen wieder das Königtum aufrecht an der Spitze. Daß das Alte, der Absolutismus, gefallen war, entsprach der allgemeinen Notwendigkeit; daß dabei die Monarchie und daß Preußens Macht überhaupt so lange ausgesetzt hatte, entsprang dem Charakter des Königs; und alles, was nun noch, vom Winter ab, zwischen ihm und der deutschen Reichsversammlung verhandelt und versucht worden ist, hing wieder ganz an Friedrich Wilhelms Eigenart. Es hat infolgedessen in allen Einzelheiten einen Zug des Irrationellen; aber man muß wiederholen: im großen und ganzen ist doch der Versuch, zwischen der Paulskirche und Berlin das Bündnis zustande zu bringen, aus sehr begreiflichen Gründen, ja, wohl aus Gründen der vollsten Notwendigkeit gescheitert. Die Versammlung konnte dem Könige nicht geben, was er für sich und alle Monarchien verlangte; sie hätte das höchstens dann über sich gewinnen können, wenn Preußen ihr Steuerruder mit überlegener Hand ergriffen und sie in seine Bahnen hinübergerissen hätte. Der König aber kam aus seiner tiefen Abneigung gegen die Träger der Volkssouveränität auch jetzt nicht heraus; er ließ sich durch seine Berater und das

Bruchteilchen preußischen Ehrgeizes, das in ihm war, gelegentlich weit vorschieben: aber innerlich war er nie entschlossen, zu thun, was man von ihm forderte. Es ist eine Selbsttäuschung gewesen, wenn die Männer der Kaiserdeputation gemeint haben, eine plötzliche Einwirkung geheimer Ratgeber, ein plötzlicher Umschwung des Königs habe ihr Werk vereitelt. Der Versuch, Friedrich Wilhelm IV. die Frankfurter Kaiserkrone zu bieten, war immer innerlich aussichtslos, und daß er gescheitert ist, ist nicht die Folge zufälliger Einflüsterung. Der König hat dann (April 1849 bis November 1850) seinerseits versucht, das Gagernsche Programm vom engeren Bundesstaate neben Oesterreich für sich aufzunehmen und es, als Fürst, mit fürstlichen und preußischen Mitteln durchzuführen. Es war etwas Fremdes, das zu seinem Wesen nicht paßte; er hielt innerlich nicht daran fest, und als sich der Widerstand der Welt dagegen erhob, gab er es kampflos und ruhmlos zu Olmütz preis. Diese späteren Zeiten der deutschen Bewegung und ihres Nachspieles in der „Union" zeigen bereits alle Elemente derjenigen Lösung der deutschen Frage, die 1866 Wirklichkeit geworden ist: das kleinere Deutschland unter Preußen, ein Mittelwesen zwischen dem lockeren alten Bunde und dem unitarischen Gesamtstaate der Paulskirche, aber dem zweiten verwandter als dem ersten, die Leitung ganz beim preußischen Königtum. Noch aber waren alle diese Elemente nicht reif. Das preußische Königtum war es weder an politischem Willen noch an militärischer Kraft; und Deutschland hatte 1848 zwar die Keime alle in sich aufgenommen, aber es fehlte noch viel daran, daß sie lebensfähig, daß sie allgewaltig geworden wären. Es brauchte noch innere Durcharbeitung, harte Erfahrungen, eine lange Steigerung des Bedürfnisses und der Energie. Dann erst haben die beiden Gewalten, die Nation und Preußen, die 1848 einander nicht finden konnten, sich gefunden, und auch dann nicht ohne bitteren Kampf: Kampf zwischen ihnen beiden und Kampf gegen eine feindliche Welt ging der Erfüllung vorher; sie selber aber wurde, nach aller Vorbereitung, erst durch das lebendige Wirken starker Menschen heraufgeführt.

Das alles sind bekannte Dinge; hier hat darauf hingewiesen werden sollen, weshalb und wie es 1848 zu früh war, und wie die besten Kräfte des großen Jahres einem Verhängnis erlegen sind, das in ihnen und über ihnen waltete und das wir resigniert begreifen.

Ich habe davon gesprochen, wie man später gegen 1848 ungerecht geworden ist, wie man die Fehler jener ersten Kämpfer hervorgesucht und verurteilt hat. Da mochten freilich unter den Ernüchterten und Gereiften — wenn ich einen schönen Ausdruck Theodor Mommsens aus der Römischen Geschichte, bei dem sein Verfasser vielleicht doch zugleich an eigenes Erlebnis gedacht haben mag, auf unseren Gegenstand übertragen darf — „indem sie die Mangelhaftigkeit jener Anfänge belächelten oder beschalten, doch auch eben die Geistreichsten es sich gestehen, daß die Jugendzeit der Nation vorüber war, und vielleicht diesen oder jenen doch wieder im stillen Grunde des Herzens die Sehnsucht beschleichen, den lieblichen Irrtum der Jugend abermals zu irren."

Wir haben es heute besser; wir wohnen im festen Hause der Macht, und, will's Gott, so werden wir sie männlich mehren und gebrauchen. Aber auch wir stehen, nachdem die Zeiten nach 1870 das alte Ideal erfüllt gesehen haben und auf der Höhe sicher einhergeschritten sind, wieder in neuen Wirren. Die Aufgaben und Ideale des heutigen Tages sind ungeklärt wie die von 1848; die sociale Unruhe der Sturmeszeit begreifen wir ganz; die große nationale Frage, die Frage zumal nach dem Geschicke der Deutschösterreicher, die damals die Menschen erschüttert hat, greift uns mit all ihrer Tragik und ihren Zweifeln, nach langer Abkehr, heute wieder gewaltig, ja unabweisbar an das eigene Herz. Wir hoffen, daß wir über die Fehler der Kindheitsjahre hinaus sein mögen, aber wir können jene Kindheit wieder besser verstehen, als es inzwischen geschah, ihre Probleme wärmer ergreifen, ihr schmerzliches Suchen, ihre sehnsuchtsvolle Begeisterung müheloser nachempfinden. Und es wird auch einem härter gewordenen Geschlechte ein Segen und, wenn ich nicht irre, mehr und mehr eine selbstempfundene Wohlthat sein, wenn ihm ein Anhauch des großen Idealismus der Vergangenheit in die Nöte und Hoffnungen seiner Gegenwart herüberweht.



April und Mai.

Wenn Lenz und Winter spielen um ihr Reich,
Wenn launenhaft April, dem Gaukler gleich,
Mit flüchtig-ungewissem Trug uns neckt,
Das junge Grün mit letzten Flocken deckt —

Wie gern ich deiner dann gedenken mag,
Mein launisch Mädchen, mein Aprilentag,
Mein Wildfang, dessen Anmut sich im Spiel
Von Kindestrotz und Frauensinn gefiel!

Es kam ein Tag, da war April vorbei,
Du bandest dich, da ward dein Wesen frei;
Nun wandelst du, glückspendend und beglückt
Ein milder Mai, der alle Welt entzückt.

Ernst Muellenbach.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Begegnung mit Theodor von Bernhardi.

„Wenn Sie mich morgen mittag besuchen wollen,“ so schrieb mir im März 1884 der damals in Berlin, jetzt in Basel lebende Generalkonsul Eckardt, „so werden Sie Gelegenheit haben, Bernhardi kennen zu lernen.“

Die Bekanntschaft dieses merkwürdigen Mannes hatte ich seit lange gewünscht. In St. Petersburg hatte Victor Hehn mir einmal gesagt, daß Bernhardis „Geschichte Rußlands“ trotz der Wunderlichkeiten ihrer Komposition das beste und verständnisvollste aller in Westeuropa erschienenen Bücher über Rußland sei; Roschers Geschichte der Nationalökonomie hatte ein anderes Buch desselben Schriftstellers, den „Versuch einer Kritik der Gründe für großes und kleines Grundeigentum“ als bedeutendstes Werk der deutsch-russischen historischen Schule bezeichnet und demselben „eine Fülle tiefgehender Untersuchungen über die wichtigsten Fragen“ nachgerühmt; endlich war mir durch einen Generalstabsoffizier erzählt worden, das Moltke den Legationsrat Bernhardi gelegentlich den ausgezeichnetsten Militärschriftsteller der „neueren Zeit“ genannt und mit demselben wiederholt stundenlange Gespräche über taktische und strategische Fragen der Gegenwart geführt habe. Die Gelegenheit, einen so merkwürdigen Mann kennen zu lernen, durfte ich mir um so weniger entgehen lassen, als ich Bernhardis an kunstgeschichtlichen Ausführungen reiches Buch über Spanien kurz zuvor mit lebhaftem Interesse gelesen hatte.

Als ich, der mir gewordenen Einladung folgend, anderen Tages im E.schen Hause erschien, stellte der Herr desselben mich einem älteren Herrn von jugendlich-eleganter Haltung vor, den ich als den berühmten Legationsrat begrüßen wollte, der aber nicht dieser, sondern ein anderer damals vielgenannter Schriftsteller und Gelehrter, der Professor Eduard Erdmann aus Halle war — Verfasser einer Geschichte der Philosophie, deren außerordentliche Gelehrsamkeit ich bereits als Student bewundert hatte und der sich als Gesellschafter von einer Liebenswürdigkeit und Gewandtheit darstellte, wie sie bei deutschen Kathederphilosophen ungleich seltener gefunden wird, als bei viel umgetriebenen Diplomaten und politischen Geschäftsleuten. Erdmann (der zu Anfang der dreißiger Jahre als ehemaliger Geistlicher aus Livland nach Preußen ausgewandert war und sich der besonderen Freundschaft Steffens zu rühmen

gehabt hatte und im 77. Lebensjahre stand) war mit dem gleichfalls anwesenden, seitdem verstorbenen Geheimrat Konstantin Rößler in einer Unterhaltung über die alte Berliner Gesellschaft, insbesondere über Fouqué eingetreten, als ein mittelgroßer alter Herr mit weißem Haar und Bart in gebückter Haltung eintrat und die Frau des Hauses begrüßte. Es war der damals 82jährige Herr von Bernhardi, dem wir vorgestellt wurden und dem man nach den ersten Worten anmerkte, daß er trotz unverkennbarer Beschwerden des Alters volle Frische des Geistes bewahrt hatte. Beim Eintreten hatte er den Namen Fouqué aussprechen gehört, und das gab zu der Frage Veranlassung, ob jemand der Anwesenden den vor länger als einem halben Jahrhundert verstorbenen Verfasser der „Undine“ und des „Zauberring“ noch gekannt habe. Als Erdmann zur Antwort gab, daß er diesen vortrefflichen Mann seinerzeit häufig bei Steffens, Bettina von Arnim ꝛc. gesehen habe, bemerkte Bernhardi, daß Fouqué sein Vormund gewesen sei. Wenig später waren die beiden alten Herren in ein Gespräch über die Romantiker vertieft, das uns jüngeren Zuhörern den denkbar merkwürdigsten Eindruck hinterließ. Von Berühmtheiten, die wir lediglich aus Büchern kannten und deren Namen uns halb mythisch klangen, wurde wie von Anwesenden und Zeitgenossen gesprochen und einer Fülle uns unbekannt gebliebener Merkmale der damaligen Signatura temporis Erwähnung gethan. Als Knabe hatte Bernhardi auf den Knieen Schellings gesessen und sich von diesem Märchen erzählen lassen; Donay, der Verräter Andreas Hofers, war sein erster Lehrer gewesen, Ludwig und Friedrich Tieck waren Brüder seiner Mutter, Wilhelm von Humboldt hatte unter die nächsten Freunde seines Vaters, des ausgezeichneten Sprachforschers und Schulmannes August Ferdinand Bernhardi, gehört, den russischen Feldmarschall von 1812, Fürsten Barclay, hatte er im Hause seines Stiefvaters Knorring „sehr häufig“ gesehen und von russischen Herren aus der Zeit Kaiser Pauls I. Erlebnisse mit diesem unglücklichen Herrscher berichten hören.

Als bei Tisch der Name Goethes genannt und von Professor Erdmann erwähnt worden war, daß er den großen Dichter in Weimar habe fahren sehen, berichtete Bernhardi über Gespräche die er mit dem „gütigen und freundlichen Greise“ „anno 1823“ zu Marienbad zu führen Gelegenheit gehabt habe und deren eine — bedauerlicherweise unbefolgt gebliebene — Einladung nach Weimar gefolgt sei. — Im weiteren Verlauf der Unterhaltung wurde der russische Militäraufstand von 1825 berührt und eine Anzahl auf denselben bezüglicher Namen genannt.

„Ich habe außer Mitkow, der mich im Sommer 1825 in Mailand aufsuchte, nur noch Tschaadajew gekannt, diesen aber recht genau“ — und jetzt erfuhren die in der Gesellschaft anwesenden Livländer zu ihrem höchsten Erstaunen, daß dieser in der russischen Litteraturgeschichte vielgenannte Mann, den der Kaiser Nikolaus hatte für wahnsinnig erklären lassen, weil er den Ausspruch gethan: „Wir Russen haben zum Fortschritt des menschlichen Geistes nicht das Geringste beigetragen, — wir wachsen, aber wir reifen nicht“, — daß der halb legendarisch gewordene Peter Tschaadajew mit einem neben ihnen sitzenden Manne mehrere Jahre lang in näherer Verbindung gestanden habe!

Nach Beendigung des Mittagessens zog der alte, von der lebhaften Unterhaltung sichtlich ermüdete Herr sich auf eine halbe Stunde zurück, um auszuruhen und (wie einer der Anwesenden bemerkte) um dem ihm antipathischen Cigarrenrauch zu entgehen. Unter den Zurückgebliebenen wurde der Lebenslauf des merkwürdigen Mannes besprochen, der seine Kindheit in dem Italien der vornapoleonischen Zeit verbracht, in Wien unter demselben Dache mit Friedrich Schlegel gelebt, dann viele Jahre in Estland und St. Petersburg geweilt hatte, als Sechziger preußischer Diplomat geworden war und jetzt die preußische Hauptstadt aufgesucht hatte, um als hochbetagter Greis Archivstudien für den vierten Band seiner Geschichte Rußlands zu treiben. In später Abendstunde hatte unser Wirt den alten Herrn bei der Arbeit angetroffen und die feine elegante Handschrift bewundert, mit welcher Bernhardi seine täglichen Erlebnisse auf die Postpapierbogen niederschrieb, aus denen seine Tagebücher bestanden — eine Arbeit, die nahezu vierzig Jahre lang und unter den verschiedensten Verhältnissen regelmäßig fortgesetzt worden war. — Noch vor dem Schluß dieser Unterhaltung, — die Erdmann durch Erzählungen aus seinem eignen Leben (er hatte Hegel, Humboldt, Varnhagen von Ense häufig gesehen, Schopenhauer einmal gesprochen, zu H. Leo in naher Beziehung gestanden und mit Thiers wiederholt Beziehungen gehabt) in anziehender Weise zu würzen und zu beleben wußte — kehrte Bernhardi in unsere Mitte zurück, und abermals kam das Gespräch auf Dinge von ungewöhnlichem Interesse, namentlich auf die merkwürdige Reise, die der Alte als zehnjähriger Knabe während des Jahres 1812, vorüber an der französischen Invasionsarmee von München nach Brody (in Galizien) und von dort nach Riga und Dorpat gemacht hatte. Schließlich kam auch noch der italienische Feldzug von 1866 an die Reihe, während dessen Bernhardi den König Viktor Emanuel und dessen Schwiegersohn, den Prinzen Napoleon (Plon-Plon) kennen gelernt hatte. Sechzig Jahre früher, während des Karnevals von 1812 war er dem Oheim des „roten Prinzen“, dem von der Ungnade seines kaiserlichen Bruders verfolgten Lucian Bonaparte zu Rom im Hause des damals vielgenannten Kardinals Häfelin begegnet und Zeuge eines ergötzlichen Auftritts zwischen den beiden merkwürdigen Männern gewesen.

Noch bevor es zehn Uhr geschlagen, verließ Bernhardi die Gesellschaft, um in das benachbarte Moabit zurückzukehren, wo er bei seinem Sohne die Wintermonate verbrachte, um den Sommer auf seinem bei Hirschberg belegenen Gute Cunnersdorf zuzubringen und die Ergebnisse seiner während der Wintermonate getriebenen Archivstudien auszuarbeiten. Ein Abschluß des großen Werkes über Rußland sollte ihm nicht gegönnt sein: während der ersten Monate des Jahres 1887 machte ein plötzlicher Tod der Thätigkeit des außerordentlichen Mannes ein Ende, der

seine über fast alle Zweige menschlichen Wissens verbreitete Bildung wesentlich sich selbst zu danken gehabt und an der Erweiterung derselben bis zum letzten Hauche weitergearbeitet hatte.

Das (bisher auf sechs Bände gebrachte) Memoirenwerk „Aus dem Leben Theodor von Bernhardis“ hat die Geschichte dieses merkwürdigen Lebensganges zu ausführlich erzählt, als daß auf die Einzelheiten derselben zurückgegriffen werden dürfte. Den persönlichen Eindruck, den der Verfasser machte, gibt die gehaltene Art in der Vortragsweise dieses Werkes bis zu einem gewissen Grade wieder, — aber nur bis zu einem gewissen Grade. Zwischen den Männern der Generation Bernhardis und denjenigen unserer Tage besteht ein zu tief gehender Unterschied, als daß die Wirkungen sich wiedergeben ließen, die mündlich mitgeteilte Erinnerungen aus der Zeit übten, welche die Grundlage der modernen deutschen Bildung gelegt hatte. Was unsereiner mühsam aus Büchern erwerben muß, hatten die Zeitgenossen unserer klassischen Litteraturperiode miterlebt, vielfach entstehen sehen und gleichsam im Aggregatzustande aufgenommen. Daß es eine andere als die heute geltende Bildung gegeben habe und daß diese nur mühsam und allmählich mit den Ergebnissen der Weiterentwickelung in Zusammenhang gebracht worden, hatten sie an sich selbst erlebt und eine große Anzahl von Anschauungen aus der alten in die neue Zeit herübergenommen. Nach nachdrücklicher aber machte sich bei Berührungen mit diesen Genossen des Restaurationszeitalters und der romantisch-historischen Erneuerung geltend, daß sie sich in den Jahren des Werdens mit einer Freiheit bewegt und entwickelt hatten, die denjenigen versagt geblieben ist, die in gleichartig eingerichteten Schulen, von gleichartig vorgebildeten Lehrern nach einem im voraus festgesetzten System gebildet, durch die nämlichen Studien-, Dienst- und Vorbereitungsjahre gegangen und auf die nämlichen Prüfungen abgerichtet gewesen waren. Bernhardi hatte — wie er Freunden gegenüber scherzend erwähnte — niemals ein Examen zu bestehen gehabt, niemals einen sogenannten gelehrten Grad erworben, überhaupt niemals zu anderen Zwecken, als denjenigen der Erweiterung und Vertiefung seiner Bildung studiert, niemals Hefte auswendig gelernt und bei seinen Studien nur soweit an äußere Zwecke gedacht, als für einen Mann notwendig war, der wirken und im Leben vorwärts kommen wollte. Ähnlich ist es mit den meisten Männern jener für uns fabelhaft gewordenen Tage zugegangen, zu denen der Bildungserwerb nach nicht reglementiert und das Studium noch nicht auf die Bedürfnisse von Durchschnittsmenschen eingerichtet worden war, die zu höherer Kultur und praktischer Brauchbarkeit der Regel nach nur gelangen können, wenn ihnen die einzelnen Stadien des zu durchlaufenden Ganges vorgeschrieben, bezw. zugemessen werden. So wenig wie Lessing, Goethe, Schiller, Humboldt ꝛc. hatten die Männer, unter denen Bernhardi emporgekommen war, Staatsprüfungen, Probejahre, Dienstzeiten u. dergl. absolviert, — der damaligen Künstler völlig zu geschweigen, denen Akademien und Konservatorien nicht einmal dem Namen nach bekannt waren.

Solche „im Freien“ dressierte Denker und Forscher gekannt zu haben, wird allen denen als Gewinn erscheinen müssen, welche die Schattenseiten unserer modernen Kultur und den ungeheueren Unterschied zwischen selbständig erarbeiteter und vorschriftsmäßig erworbener Bildung kennen gelernt haben. Die Vertreter der älteren Zeit besaßen Sicherheit des Urteils, Unabhängigkeit der geistigen Bewegung, wie sie nur gewohnheitsmäßig erworben, nur da erhalten bleiben kann, wo man vornehmlich auf sich selbst angewiesen ist. Zu den hervorragendsten Vertretern dieser Generation, bei welcher es vor allem auf Ausbildung der Persönlichkeit ankam, gehörte Bernhardi, der darum denen unvergeßlich bleiben wird, die ihm persönlich begegnen durften. —r—

Die Genesende.

Die enge Welt wird wieder freier!
Verronnen ist mir Trotz und Weh.
Denn ihren Blütenzauberschleier
Warf über mich die Frühlingsfee.

Ich geh' durch dieses Düfteweben,
Ich lache in dies Blütenwehn,
Als wär' ich unversehrt vom Leben,
Als wär' mir nie etwas geschehn.

Ihr Lieben dürft mir auch nichts sagen!
Die Fee, die meinen Gram gewußt,
Gab mir vielleicht in diesen Tagen
Ein neues Herz in meine Brust!

Frida Schanz.

Vivatbänder.

Ein Festschmuck aus fridericianischer Zeit.

Von

G. G. Winkel, Regierungsassessor.

Mit zehn Abbildungen.

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Wie wenige Menschen aber wissen, was man sich unter dem Worte Vivatband denken soll! Und doch haben diese Bänder in der fridericianischen Zeit und über sie hinaus eine große Rolle gespielt!

Stellen wir eine Definition des Wortes voran:

Vivatbänder sind verschiedenfarbige Seidenbänder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, bedruckt, bisweilen bestickt oder bemalt mit Porträts Friedrichs des Großen, des Prinzen Heinrich, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, mit allegorischen Darstellungen, mit kriegerischen Emblemen, mit Wappen und Namenszügen, mit Inschriften und Versen. Sie wurden an den Sieges- und Friedensfesten des siebenjährigen Krieges von jedermann als patriotischer Schmuck getragen, in ganz derselben Weise wie heutzutage von uns die schwarz-weißen und schwarz-weiß-roten Schleifen und Schärpen oder wie die Festmedaillen. Ihren Namen haben die Vivatbänder von dem auf ihnen oft wiederholten Worte: VIVAT. Vivat Fridericus Magnus! Es lebe der große Friederich!

Solcher Vivatbänder hat es vor hundert Jahren unzählig viele gegeben. Das zarte Seidenband aber war leicht vergänglich. Die Kriegswirren zu Anfang dieses Jahrhunderts thaten das Ihrige, und so ist es gekommen, daß die Vivatbänder heutzutage eine hoch geschätzte Seltenheit geworden sind. Eine systematische, unter thatkräftiger Mithilfe von politischen Zeitungen und Geschichtsblättern vor zehn Jahren gehaltene Umfrage brachte nur etwa hundert neue Bänder an das Tageslicht. Heute beträgt die Zahl der bekannt gewordenen Vivatbänder annähernd zweihundertundvierzig, sehr viele davon gibt es nur in einem einzigen Exemplar. Nach Form und Inhalt verschiedene Bänder kennt man überhaupt nur etwa hundertundzwanzig. Die größte Sammlung, etwa siebzig, besitze ich. Zu ihr gehören die hier abgebildeten Vivatbänder. Kleinere Sammlungen haben das Hohenzollernmuseum und das Märkische Provinzialmuseum in Berlin, das Braunschweiger und das Crefelder Museum. Von Privatsammlungen kommt neben der meinigen nur noch eine einzige in Frage. Sonst finden sich die Bänder meist nur vereinzelt im Privatbesitz, als Familienandenken, als Erbstücke.

Die Größe der Vivatbänder wechselt sehr. Die meisten sind drei bis fünf Centimeter breit und bis zu zwanzig, dreißig und vierzig Centimeter lang. Daneben gibt es auch ganz kleine Exemplare von nur zehn Centimeter Länge und wieder andere, die anderthalb Meter und mehr messen. Unter den Farben wiegen Rot, Blau und Gelb in ihren Nuancen vor. Auch Weiß ist vielfach vertreten, sehr selten ist Grün.

Die ältesten Bänder sind einfach in Form und Ausstattung, die späteren zum Teil wirkliche kleine Kunstwerke. Einige der Braunschweiger Bänder wurden nach Entwürfen des berühmten Kupferstechers Beck hergestellt; von den preußischen Bändern sind sicherlich einige von Chodowiecki gezeichnet, wenn es auch bis jetzt nicht gelungen ist, dies, wie bei einem Braunschweiger Bande, durch den Originalentwurf nachzuweisen.

Die Verse sind von der Art der Kriegslieder eines preußischen Grenadiers, und von einem Halberstädter Vivatbande wissen wir es aus einem Briefe der Karschin mit Bestimmtheit, daß Gleim die Aufschrift dazu verfaßt hat. Auch von der Karschin selbst ist ein Bandgedicht nachgewiesen.

Die ältesten Vivatbänder gelten der Schlacht bei Roßbach. Den figürlichen Schmuck bildet der zur Sonne aufsteigende Adler mit dem Hohenzollernwahlspruch: Non soli cedit. Um die ganze Darstellung

schlingt sich ein Spruchband: Es lebe Friderich der Preussen König. Dazu die Verse:

Die sogenannte Reichsarmé
und Franckreichs
große Dauphiné,
die sind nunmehr
wohl überführt, daß
FRIDRICH
als ein Held
regiert.

Oder

VICTORIA DER SIEG IST DA.
L'Armée Françoise
et la prétendue
Armée de l'Empire,
est battue et dispersée
Le 5. Nov. 1757.

Und

Preussens
kleine eigne Macht
hat den
größten Sieg
gebracht.

Auf den Siegesbändern von Leuthen überwiegt zwar in der Darstellung noch der zur Sonne auffliegende Adler, aber es treten schon Medaillonporträts und Büsten des großen Königs, sowie Wappenschilde hinzu. Auch das in Abb. 1 gebrachte gewebte kleine Band TRIOMPHE DE LA BONNE CAUSE. eines der ältesten Bänder überhaupt, wird hierher gerechnet.

Auf einem der Leuthener Bänder findet sich der augenscheinlich einem Volksliede entnommene Vers:

Es lebe durch des Himmels Gnade
Der König, der uns helfen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch mehrmals 80000 Mann!

Aus der Zeit der ersten Siege des siebenjährigen Krieges stammen auch wohl die einfachen gewebten Bänder, welche keine andere Dekorierung haben als ein eingewebtes VIVAT, abwechselnd mit dem verschlungenen Namenszug des Königs und einer Krone oder einem Adler.



Abb. 1. Siegesband von der Schlacht bei Leuthen. In Größe des Originals.

Die Wiedereroberung Breslaus bringt abgesehen von dem schon erwähnten Typus des zur Sonne auffliegenden Adlers wiederholt das Bild des Königs in ganzer Figur, zu Pferde oder auf einem Thronsessel; ein gemaltes Breslauer Band zeigt auch das vollständige Stadtwappen. Auf den Bändern von der Schlacht bei Crefeld sehen wir außer Friedrich dem Großen besonders oft die beiden Herzöge Karl und Ferdinand von Braunschweig, sowie den König Georg von Hannover oder doch wenigstens deren Namenszüge und Wappen.

Das als Abb. 4 bezeichnete Band ist einen Meter lang und wohl das schönste von allen. Es ist aus fein gewässerter weißer Seide mit einer goldenen Einfassung. In der Abbildung ist nur die eine Hälfte des Bandes wiedergegeben; die zweite Hälfte hat zwei andere Druckstöcke mit anderen Versen, darunter den schönen Reim:

Hannover Braunschweig
Hessen Preußen,
Dies Eintrachts-Band
soll nie zerreißen.

Entsprechend dem großen Jubel, den der Sieg bei Zorndorf überall erregt hat, sind auch die Siegesbänder von Zorndorf besonders drastisch und zahlreich. Von Kopfinschriften erwähnen wir:

Zittre, falle, beuge
dich
für dem grossen Friederich.

Friedrichs Ruhm
soll auf der Erden
Aller Zeiten Wunder
werden.

Die bildliche Darstellung besteht meist in einem größeren oder in vier kleineren Obelisken, an denen die Wappenschilde der Feinde Friedrichs hängen (Frankreich, Schweden, Oesterreich, Rußland,)

und auf welche Blitze herniederzucken.*) Bemerkenswert erscheint der Vers:

Wer heut dis Bändchen
trägt
Und unsern Friedrich liebt,
Der seine Feinde schlägt
Und bald uns Frieden giebt;
Wer wünscht
Das Friedrich lebe,
Und Gott ihm Segen gebe,
Der ist ein braver Mann
Und treuer Unterthan.

*) Abbildung dieses Bandes siehe in Berners Geschichte des preußischen Staates, S. 403.



Abb. 2. Band von der Wiedereroberung Breslaus. In Größe des Originals.

Zu den Zorndorfer Vivatbändern gehört auch eines der wenigen erhalten gebliebenen gestickten Bänder. Es ist mit schwarzer und grüner Seide, mit Goldfäden und Goldflittern auf Weiß gestickt und stammt aus der Magdeburger Böhrde. Auch auf ihm findet sich das Wort VIVAT, dem die Bänder ihren Namen verdanken.

Weitere Bänder feiern die Entsetzung der Festung Neiße, die Siege bei Minden und Parchwitz, sowie die Schlacht bei Torgau.

Alle Siegesfreude aber, die sich so an den einzelnen Siegesfesten laut machte, vertiefte und verallgemeinerte sich zum 24. Januar, dem Geburtstage des Königs:

Den König schützt der Varsicht Hand,
Drum freue dich, getreues Land.

Wer Friedrichs Bild
mit vallem Ausdruck
malt;
Der mal der Gattheit
Bild in menschlicher
Gestalt.

Zu diesen Geburtstagsbändern gesellen sich die Bänder auf die Rückkehr des Königs aus dem Feldzuge „Auf die glorieuse Ankunft Sr. Majestät des Königs in Berlin".

„Sein dreizehnfacher Larbeer grüne"

oder

„Geschmückt mit dreizehn Siegeskränzen"

heißt es dort, und es erscheinen in den Darstellungen dreizehn Schlachtennamen aus den drei Schlesischen Kriegen in Medaillons von Lorbeerkränzen oder eine große römische XIII zwischen Palmen und Lorbeerzweigen.

Eine große in sich geschlossene Kategorie von Vivatbändern bilden die Friedensbänder im engeren Sinne. Sie zählten ihrer Zeit gewiß nach Tausenden und Abertausenden! Denn sowohl die dem Hubertusburger Frieden vorangehenden Separatfriedensschlüsse, wie der Hauptfriede vom 15. Februar 1763 selbst, sie wurden im Gegensatze zu den einzelnen Siegen — die

doch zunächst nur für eine bestimmte Gegend von besonderer Bedeutung waren — im ganzen Lande allgemein festlich begangen. Am meisten natürlich der Friede von Hubertusburg. Man vergleiche nur die gleichzeitigen Berliner Zeitungen, sowie die Schlesische und die Magdeburgische Zeitung. Von überall her wird uns berichtet, daß man das Friedensfest mit Vivatbändern und Friedensbändern gefeiert habe, von Berlin und Königsberg, von Breslau, Halle, Magdeburg, von Tangermünde nnd Halberstadt, von Braunschweig, Blankenburg, Saalfeld, von Grüningen nnd Frankenhausen, sowie von Crefeld. Aber auch aus dem Lager der besiegten Feinde, aus Dresden und Nordhausen, lesen wir ein Gleiches.

Das bekannteste Hubertusburger Friedensband zeigt als Mittelbild ein hohes, mit einer Büste der Minerva gekröntes Postament, an welchem Lorbeerkränze mit den wichtigsten Schlachtennamen hängen. Ein aus den Wolken herabschwebender Engel, um den sich das Spruchband schlingt:

Nach donnernden Geschützen
soll schön im Friedenskrantz
des Königs Nahme blitzen

schmückt die Büste mit einem Kranz. Zur Seite des Postaments steht ein Herkules auf die Keule gestützt, zu seinen Füßen liegen die Wappenschilde von Oesterreich-Ungarn und Kursachsen.

Wahre Perlen aber unter den Friedensbändern sind die Braunschweiger Bänder, fast jedes ist ein Kunstwerk ersten Ranges. Eins derselben ist hier abgebildet. Für die architektonische Darstellung unterhalb des springenden Rosses hat sich trotz aller Mühen eine Erklärung nicht finden lassen.

Ein anderes Friedensband zeigt die Silhouette von Braunschweig und darunter die Verse:

Welt, freue dich,
der Friede lacht.
Gelobt sey Gott,
der ihn gebracht.
Gott laß stets Carln
und Philippinen
Und alles Land
in Friede grünen.

Von zwei schönen Bändern aus Halle ist das eine — von der Feier der Universität — lateinisch abgefaßt, während das andere in ähnlicher Weise wie mehrere Braunschweiger Bänder mit einer Ansicht der Stadt Halle geschmückt ist, auf welche ein Friedensengel herniederschwebt.*)

Ein Saalfelder Band (mit einem VIVAT in einer Strahlenglorie) verherrlicht den Herzog von Sachsen-

*) Eine Abbildung dieses Bandes siehe in der Leipziger Illustrierten Zeitung (J. J. Weber), 1882, Nr. 2092.

Abb. 3. Siegesband van der Schlacht bei Crefeld.

Abb. 4. Siegesband auf die Schlacht bei Crefeld.

Koburg-Saalfeld. Auf einem Halberstädter Bande steht der Spruch:

Nach so viel schweren sauren Wochen
Nach so viel Kummer und Gefahren
Nach so viel Noth und Ungemach
folgt der erwünschte beste Tag
Der allerwürdigste auf Erden
Mit buntem Band geschmückt zu werden.

Hierher gehört auch ein gesticktes Band, weil derber ausgeführt als die sonstigen Bänder. Es ist zehn Centimeter breit und fünfzig Centimeter lang, augenscheinlich aber früher viel länger gewesen. Oben sehen wir den bekannten zur Sonne auffliegenden Adler, dann das verschlungene FR mit der Krone darüber, weiter den heraldischen Adler und die Umschrift: *VICTORIA DER FRID IST DA*, und endlich die Worte: *KOM DOCH GROSSER FRIDERICH MAN HOFT FAST SIBEN JHR (!) AUF DICH. 1763.* Das Band ist von hellblauem abgefütterten Seidendamast, die Stickerei ist schwarz und blau, die Buchstaben sind sämtlich aus Flittern zusammengesetzt. Es gehört zu den Sammlungen des Königl. Zeughauses in Berlin und ist angeblich beim Einzuge der Truppen in Breslau im Jahre 1866 dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit einem Lorbeerkranz überreicht. Ein gleiches, aber längeres Band soll einer Zeitungsnachricht zufolge im Besitz eines Berliner Sammlers „aus den höchsten Ständen“ sein.

Im feindlichen Lager ist der endliche Abschluß des Friedens nicht minder gefeiert worden, als auf Friedericianischer Seite. Die Abb. 8 bringt uns ein schönes Band aus Nordhausen mit den Porträts von Franz I. und Maria Theresia. Und im Germanischen Museum in Nürnberg finden wir das sächsische Band:

ENDLICH
Da zweener Adler
Blitz sich dränget,
Ward mir mein Rauten Stock versenget.

Hierauf folgen in Rotbraun der österreichische und der preußische Adler, zwei ineinander geschlungene Zweige, das Wort SAXONIA und zwei an einen entblätterten Baum gelehnte Schwerter.

Selbstverständlich gibt es unter den etwa hundert verschiedenen Vivatbändern aus den Jahren 1757 bis 1763 noch viele, die einer Hervorhebung wert wären — allein eine gänzliche Erschöpfung des Themas würde über den Rahmen dieser kleinen Abhandlung weit hinausgehen.

Die kriegerischen Ereignisse aus dem letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts haben wenig Vivatbänder mehr gezeitigt. Vier Bänder auf den Frieden von Teschen vom Jahre 1779, eines auf den Frieden von Basel vom Jahre 1795 und ein Siegesband auf eine kleine im Jahre 1787 unternommene, nicht eben sonderlich bedeutende preußische Expedition nach Holland, das ist die ganze Ausbeute, der nur noch hinzuzuzählen sein würden ein Band auf die Goldene Hochzeit Fried-



Abb. 5. Siegesband von der Schlacht bei Zorndorf. In Größe des Originals.

richs des Großen und einige spätere Bänder auf die Geburten von Prinzen und Prinzessinnen und auf die Reisen fürstlicher Personen. Dann kam die Zeit der steten Neutralität Preußens, dann Jena. Die Zeit der geschichtlichen Bänder zur Ehre Preußens war vorbei, und die Freiheitskämpfe von 1813—1815 haben sie nicht mehr zu rechtem Leben erweckt.

Schon das eben erwähnte goldene Hochzeitsband und die späteren Bänder auf die fürstlichen Geburtstage sind trotz des vorhandenen patriotischen Hintergrundes streng genommen nicht mehr eigentliche Vivatbänder. Allmählich überträgt sich die Mode auf das rein bürgerliche Leben und dessen Feste; die jungen Männer malen ihren Mädchen „kleine Blumen, kleine Blätter“ auf ein seidenes Band, wie Goethe seiner Friederike, und es entstehen die sogenannten Familienbänder zu Geburtstagen, Verlobungen und Hochzeiten, zu Jubiläen und Abschiedsfesten, wie sie in manchen Gegenden noch heute in Gebrauch sind. Eine der geschicktesten Nachbildungen der alten echten Vivatbänder, ein Band, welches diese in Form, Ausstattung und Charakter getreu wiedergibt, ist das Vivatband zur Festfeier von Adolph Menzels achtzigjährigem Geburtstage, VIVAT ADOLPH MENZEL heißt es auf diesem Bande, und so soll man denn auch an dem Namen „Vivatbänder“ festhalten und sich nicht damit abmühen, neue allgemeinere Bezeichnungen wie Erinnerungsbänder, Gedenkbänder und dergl. zu erfinden, was öfter versucht worden ist.

Vivatbänder heißen unsere Bänder schon in allen gleichzeitigen Zeitungsberichten. So z. B. in der Schlesischen Zeitung und in den Danziger Beyträgen: Bei Friedrichs Einzuge in Breslau waren die Mitglieder der Hauptschützengesellschaft „allesammt mit schönen Vivatbändern, und auf der Brust mit einem schwarzen Adler geziert, welcher an einem orangefarbenen Bande hing und eine sinnreiche Devise in sich hielt“. Der Chef einer der aufmarschierten Compagnien war geschmückt „mit einem umhängenden Vivatbande, mit Gold gestickt, dem Königlichen Namen und dem belorbeerten schwarzen Adler an einem Quast, mit der Devise „Pro gloria & patria!““ Der hinter ihm folgende Pauker trug ein „reich in

Abb. 6. Gesticktes Vivatband auf den Sieg b. Zorndorf



Abb. 7. Braunschweiger Friedensband. In Größe des Originals.

Silber gesticktes Vivatband, an welchem das Königliche Bildniß angeheftet war." Die Paukenwacht trug „Vivatbänder, worauf das Königliche Bildniß zu Pferde mit einer Devise zu sehen."

Ebenso findet sich das Wort „Vivatbänder" wiederholt in der gedruckten Beschreibung der Festlichkeiten zu Ehren des auf seiner Brautreise im Jahre 1776 in Stargard einziehenden Großfürsten Paul Petrowitsch. Ein Band vom Huldigungstage des Königs Friedrich Wilhelms III. am 6. Juli 1798 bezeichnet sich selbst als „Vivatband am feierlichen Huldigungstage".

Und auch in diesem Jahrhundert war die Benennung unserer Bänder als Vivatbänder ganz allgemein. So erwähnt z. B. Preuß in seiner Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, daß er die ersten „Vivatbänder" im Jahre 1832 gesehen habe und daß dieselben, „zu Geschenken an Damen und Herren bestimmt, bei frohen Zusammenkünften zur Feier der Begebenheiten ausgeteilt und von den Männern im Knopfloch, von den Frauen aber als beliebiger Schmuck getragen worden seien".

Nun gibt es freilich einen Kupferstich aus dem Jahre 1758, der drei Vivatbänder von Roßbach und Lissa (Leuthen) abbildet und dazu bemerkt, daß dieses „Orden" seien, welche „S. M. der K. von Preußen denen Soldaten wegen der Bataille bei Roßbach gegeben", oder welche „Ihre Maj. die Königin von Preußen denen Cavaliers und Damen erteilet" habe.

Eines dieser Bänder, das Band der Königin, ist im Original noch erhalten. Es



Abb. 8. Nordhäuser Vivatband
Nur wenig verkleinert.

ist das unter Nr. 1 abgebildete Band mit der Umschrift: TRIOMPHE DE LA BONNE CAUSE. Die beiden Bänder des Königs — das eine ist oben beschrieben, es hat die Inschrift: L'armée Françoise et la prétendue Armée de l'Empire, est battue et disperſée; das andere zeigt als Bild nichts als einen Adler und zwei gekreuzte Fahnen — kennen wir im Original noch nicht.

Alle drei Bänder sind in der zwar undatierten, aber sicher aus der Zeit des siebenjährigen Krieges stammenden Becherschen Handschrift auf der Bibliothek in Weimar abgezeichnet und auch dort „Orden" genannt mit dem Hinzufügen, daß sie auf Veranlassung des Königs und der Königin „auf Band gedruckt" oder „verfertigt" und, soweit die beiden Bänder des Königs in Frage kommen, allen in der Schlacht von Roßbach „dabey gewesenen Soldaten wegen ihrer Tapferkeit gereicht" worden seien.

Daß die Hofgesellschaft das Band der Königin bei den Siegesfestlichkeiten getragen hat, kann niemand bezweifeln; auch die Soldaten würden dieses Band als „Orden" haben tragen können, da es sehr kurz war. Völlig undenkbar aber ist das von den beiden Bändern des Königs, die nach der Becherschen Handschrift eine Länge von fünfzig und dreiundzwanzig Centimeter hatten und von rosa- und orangefarbener Seide waren! Man denke sich die Soldaten des Königs — „sie sahen aus wie die Grasteufel," sagte der König von ihnen vor der Schlacht bei Zorndorf — mit diesen zartfarbigen Bändern dekoriert! Wie würden die „Orden" nach ein paar Tagen ausgesehen haben! Schon diese

Erwägung allein genügt wohl, um die Mär, daß die Bänder als „Orden“ gedient hätten, zu widerlegen. Sie wurden wie Orden getragen, d. h. an der Brust oder im Knopfloch, aber nicht als Orden. Deshalb sind sie auch keine Ordensbänder oder gar „eine Art Kriegsdenkmünze“ gewesen.

Nun hat es aber doch Vivatbänder gegeben, an denen ordensähnliche Zeichen befestigt waren. Wir lesen in der Magdeburgischen Zeitung von 1763 wiederholt von Bändern, an denen ein Adler „hing“ oder „ein weiß emaillirtes Ordenszeichen, welches zugleich die Gestalt eines Kreuzes und eines Sternes hatte“. Wahrscheinlich haben wir hier an eine Schärpe zu denken, wie sich eine ähnliche im Hohenzollernmuseum findet. Sie hat eine Länge von zwei Metern und eine Breite von zehn Centimetern; die abgefütterte schwere weiße Seide ist mit goldenen Kordeln und Franzen besetzt. Die Inschrift ist französisch, das verschlungene FR und die Lorbeerkränze sind gestickt, das Bildnis des Königs in der Uniform des ersten Bataillons Garde (zu Pferde) gemalt, ebenso die verschiedenen kriegerischen Embleme und die dreizehn Medaillons mit den Schlachtennamen.

Merkwürdig ist es, daß von diesen größeren Vivatbändern nur noch das oben beschriebene Breslauer Band vom Hubertusburger Frieden auf uns gekommen ist. Jedenfalls aber darf man zwischen ihnen und den übrigen Vivatbändern keine strenge Scheidung machen. Beide Arten gehen — wie das gestickte Zorndorfer Band beweist, welches hier abgebildet ist und zu den kleineren Bändern gehört — — ineinander über, und beide dienten denselben Zwecken. Welchen Zwecken — das festzustellen



Abb. 9. Vivatband auf die Goldene Hochzeit Friedrichs d. Gr.

ist bei dem Mangel an geeigneten Kostümzeichnungen und an einschlägiger Litteratur anfänglich nicht ganz leicht gewesen.

Zunächst gab der Inhalt der Bänder selbst einige Anhaltspunkte. Der Vers:

Wer heut dies Bändchen trägt...
Der ist ein braver Mann und treuer Unterthan

ist schon oben citiert. In ähnlicher Weise heißt es auf dem hier abgebildeten Zorndorfer Bande (leider ist das Exemplar, wie Abb. 5 ersehen läßt, etwas defekt):

Der hat kein Preußisch Blut,
Den dieses Bild nicht rührt,
Der ist kein Patriot,
Dem es die Brust nicht ziert.

Ein anderer Hinweis lautet:

Dies Band soll unsre Stirn
Gleich Siegespalmen schmücken...

Daß dieser Vers wörtlich zu nehmen ist, bezeugt das Wort eines alten Crefelder Seidenfabrikanten, in dessen Familie sich noch einige Vivatbänder erhalten hatten. Er erzählt, daß die kürzeren und schmäleren Bänder von den patriotischen Mädchen und jungen Frauen bei Bällen als Haarschleifen getragen wurden und die längeren als Gürtel- und Busenschleifen Verwendung fanden. So heißt es auch in Dr. Keussens Geschichte von Crefeld, daß dort zwei Tage nach der Crefelder Schlacht eine große Dank- und Siegesfeier stattfand, und daß bei dem großen Festmahle alle Teilnehmer (also auch die Männer) mit seidenen Bändern geschmückt erschienen. Vielleicht hat das unter Abb. 3 abgebildete gelbe Crefelder Band diese Feier mitgemacht, denn das Original zeigt an einer Stelle deutliche Eindrücke einer Gürtelschnalle.

Zwei andere Bänder tragen auch noch sichtliche Spuren ihrer Verwendung. Das eine, im Vaterländischen Museum in Braun-

schweig, besteht aus drei einzelnen Bändern, die oben durch eine Rosette von Silberflittern zusammengehalten werden und zwar so, daß die Bänder frei auseinander fallen, wenn die Rosette auf die Schulter geheftet wird. Das andere Band ist im Stendaler Altmärkischen Museum. Der gleiche Ausdruck ist dreimal hintereinander wiederholt. Die bildliche Darstellung des obersten Ausdruckes ist vor den Versen abgeschnitten und in Schleifenform querüber befestigt. Augenscheinlich haben wir hier ebenfalls eine Schulterschleife oder doch wenigstens eine Brustschleife vor uns.

Zugleich beweist uns dieses Band, ebenso wie das Crefelder Gürtelband, daß die Bänder nicht immer fertig abgeschnitten und einzeln verkauft wurden, sondern daß sie sozusagen ellenweise zu haben waren, je nach dem Bedarf oder — dem Geldbeutel des Käufers.

Von den oben erwähnten Stargarder Bändern, die alle noch in einem Exemplar im Original existieren, wissen wir, daß sie bei den Festlichkeiten „von Schäfern und Schäferinnen quer über die Brust gesteckt" getragen wurden, und daß man für eine Anzahl von Knaben ein anderes Band anfertigte, „welches sie als ein Ordensband quer über die Brust steckten." Also auch hier ist von einem Ordensband in einer ganz anderen, als in der heutigen Bedeutung die Rede. Ja, wir finden sogar in der Beschreibung dieser Festlichkeiten die beiden Bezeichnungen Vivatband und Ordensband gleichbedeutend nebeneinander.



Abb. 10. Vivatband zu Adolph Menzels 80jährigem Geburtstage. Verkleinert.

Interessant ist es, daß die schon mehrfach erwähnten Familienbänder ebenso getragen wurden wie die historischen Bänder. So heißt es auf einem Bande von 1775:

Verzeih' . . . daß ich an deinem Jahrestage,
Ein Mädchen, dich zu binden wage.

Von 1779:

Wer unsern Lemker*) liebt . . .
Trägt heut an seiner Brust
dies Band.

Von 1794:

Teures Mädchen, nun so halte
Deinen lieben Arm still,
Daß ich es zur Schleife walte,
Weil ich ihn umwinden will.

Von 1796:

Holdes Mädchen, heiße Liebe
widmet
Dies Bändchen dir zum Busenschmuck.

Von 1798:

Ein Bändchen wird dir umgeschlungen . . .

Über die eigentlichen Vivatbänder noch einige Zeitungsnotizen:

Bei der Geburtstagsfeier des Königs am 24. Januar 1761 teilte der Kommandant von Anclam „an alle in seinem Hause anwesenden Personen Bänder aus, welche zu diesem frohen Tage angefertigt und mit schönen Devisen geziert waren."

Als die Königin Elisabeth Christine am 17. Juli 1762 über Stendal nach Magdeburg reiste, überreichten ihr einige Stendaler Kaufmannstöchter „ein von lebendigen Blumen zusammengebundenes Bouquet, woran zwölf auf weißen Franzband gedruckte Siegesbänder mit Devisen geheftet waren." Die Hofdamen bekamen jede ebenfalls ein Bouquet, aber jedes nur mit einem Vivatband.

Bei der Friedensfeier in Tangermünde am 14. März 1763 „stellte sich der Magistrat in corpore der Bürgerschaft dicht gegenüber am Rathause auf und es wurden die

*) So hieß der Jubilar, ein Pastor, der sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte.



Frühling im Walde. Nach de



Gemälde von Joseph Wopfner.

auf dieses Festin verfertigten und mit einer besonderen Devise versehenen Friedensbänder ausgeteilt."

Nun darf man aber ja nicht annehmen, daß alle ausgeteilten Bänder von Seide waren. Die Schulkinder — die damals gerade so wie heute Spalier bildeten — bekamen gewiß nur Papierbänder, und auch die geringeren Leute werden nicht immer in der Lage gewesen sein, sich mit Seidenbändern zu beschenken. Es sind auch in der That dieselben historischen Bänder sowohl auf Seide wie auf Papier noch vorhanden, so z. B. ein Band vom Einzuge Friedrichs des Großen in Breslau. Greifen wir auch hier wieder auf die Familienbänder zurück, so finden wir die untrüglichsten Belege für die oben ausgesprochene Annahme. Die vorher erwähnten beiden Bänder von 1779 und 1798 sind in der Buchdruckerei des Braunschweiger Waisenhauses hergestellt, und in den Rechnungsbelegen ist jedesmal bemerkt, wie viele Exemplare auf Band und wie viele auf Papier abgezogen sind.

Wie diese Familienbänder, so werden auch die historischen Braunschweiger Bänder in Braunschweig selbst angefertigt sein. Die Krefelder Bänder entstammten dortigen Nachrichten zufolge dem alten Krefelder Seidenhause von der Leyen. Die Berliner Seidenindustrie wird den eigenen Bedarf selbst gedeckt haben. Auf den älteren Bändern findet sich ein Ursprungszeugnis nirgends. Ein Friedensband von 1763 ist signiert: Berlin, gedruckt bei F. W. Birnstiel. privil. Buchdrucker. Ein Band vom Einzuge des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise ans dem Jahre 1809 trägt den Vermerk: Zu haben in der Zürngibl'schen Buchdruckerey, an der Spandauer-Brükk. Nr. 1. Verschiedene Halberstädter Bänder sind bei Doelle, Delius oder Matthias gedruckt.

Es sind oben die Städte aufgezählt, aus denen man solche Friedensbänder kennt. Ein paar recht kleine Städtchen sind dabei, und viele große Städte fehlen. Liegt nicht die Wahrscheinlichkeit nahe, daß auch für sie der Tag des Friedensschlusses es wert war „mit buntem Band geschmückt zu werden?" Und wo sind diese Bänder geblieben?

Mögen nun auch die meisten verloren gegangen sein, so liegt doch sicherlich noch manches Band unbeachtet zwischen vergilbten Papieren in Truhen und Kasten, um heute oder morgen ebenfalls dem Verderben anheimzufallen. Noch ist es nicht zu spät, die Bänder den Museen zuzuführen und ihre weitere Verzettelung oder Vernichtung zu verhindern! Handelt es sich doch um patriotische Erinnerungszeichen an eine ruhmreiche Epoche unserer preußischen Geschichte und zugleich um ein Stück Kulturgeschichte aus einer Zeit, die es in einfacher, anspruchsloser Weise und fast besser als die heutige verstand, Kunst und Poesie in den Dienst des täglichen Lebens zu stellen und so für den Augenblick einen gefälligen Schmuck, für spätere Tage aber ein sinniges Andenken zu schaffen!



Guter Wein —

Guter Wein ist goldeswert,
Wert auch, daß ich ihn besinge —
Trägt mich doch zum Musenherd,
Bacchus, deine Götterschwinge!

Stehen Rosen um mich her
Und auf meinem Tisch Tokayer,
Lieder süßen Wohllauts schwer
Sing ich lieblich dann zur Leier.

Wie die Traube Sonne trank
Schlürf' ich dann ihr feurig Leben
Und bei mir wird zum Gesang
Was zum Weine ward bei Reben . .

Georg Busse-Palma.

Die Principessa.

Eine lustige Geschichte.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)



Am Schloß blieben die Principessa und Rosen stehen. Sie spähte durch die Scheiben: „Jetzt noch nicht. Ich sehe meine Tante!“ rief sie, zögerte eine Weile, trat dann aber plötzlich zur Thür mit den Worten: „Nun los! Es guckt niemand her.“

Als sie im Saale standen und die Augen erst an die Blendung gewöhnen mußten, meinte sie: „So, jetzt bleiben wir hier stehen, und nun erzählen Sie mir schnell etwas, damit es aussieht, als hätten wir uns hier schon lange unterhalten.“

Er war schwerfällig und wußte nicht sofort ein Thema zu finden. Da sagte sie zu ihm mit blitzenden Augen, in denen etwas lag, daß der junge Offizier nicht wußte, wie ihm geschah: „Ich habe einmal einen reizenden Vers gelesen. Es ist, glaube ich, ein Rittervers, und eine Königin sagt es zu ihrem Edelknaben:

‚Du sollst mein Ritter sein
Sollst mich begleiten,
In Sturm und Sonnenschein
Zur Seit' mir reiten!‘

„Sehen Sie, das ist doch hübsch. Ich mag die alten Verse so gern. Wenn wir den Winter in der Stadt sind, da kommt immer eine französische Tante zu Besuch. Tante Simone heißt sie. Die kann so reizende Chansons. Die muß immer ‚dire une chanson.‘ Die Tante Simone also hat so ein kleines Lied. Hören Sie mal, wie der Refrain ist:

‚Ce n'était qu'un petit soldat
A l'œil si noir, à l'œil si grand
Quand en fin il me regarda
L'tambour fit rataplan-plan-plan . . .‘ “

Die Principessa hatte sehr schnell gesprochen. Als sie die deutschen Verse sagte, klang es wie eine Aufforderung, und wie sie die französischen sprach, gleich einem Bedauern. Aber der kleine Rosen kannte bloß sein Schulfranzösisch, und das hatte im Munde seines schlesischen Lehrers so anders geklungen, daß er das schöne Französisch der Principessa gar nicht einmal verstand. Es war ihm nur, als habe sie etwas sehr Liebes gesagt. Ihr helles Lachen tönte: „So nun muß ich aber fort, um mit den Damen drüben zu reden. Wenn ich nicht jede gefragt habe, ob sie nicht eine Tasse Thee haben will oder ein Kissen unter die Füße, würde meine Tante außer sich sein! Also leben Sie wohl. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen heute abend, denn der übliche Aufbruch wird bald stattfinden. Gute Nacht, Herr von Rosen. Ich muß jetzt sein artig sein!“

Damit streckte sie ihm die Hand entgegen, lächelte, neigte ein klein wenig ihr Köpfchen, guckte ihn schelmisch von der Seite an und war im Damensaal verschwunden.

Der junge Offizier empfand das Bedürfnis allein zu sein. Darum trat er unbemerkt durch die Thür wieder hinaus in die frische Luft. Die Kühle that ihm wohl.

In seinem übergroßen Glück ward ihm feierlich zu Sinn. Tausend Gedanken stürmten auf ihn ein. Er dachte an seine alte Mutter daheim in der kleinen schlesischen Stadt. Er dachte an seine Garnison, an sein Regiment. Er dachte an den Kommandeur, der ihm so gern den Urlaub bewilligt, da er gesagt, es sei eine Ehre

für das Regiment, wenn der Herzog von Broik ein paar Herren auf sein Schloß einlade zu den begehrten Parforcejagden.

Und endlich dachte er wieder an die Principessa. Bei ihr erlosch aber der Verstand. Bei ihr war nur sein Herz. Er dachte nicht daran, was da werden sollte: die Gegenwart schien ihm genug. Nur an ihrer Seite reiten, sie sehen, sprechen wollte er, im dunkelnden Abend mit ihr im Park gehen auf dem knirschenden Kies, wenn die Wasser plätscherten. Im Festgewand, mit dem Eichenbruch im Knopfloch und sie im hellen Seidenkleide, aus dem die schmalen wachsgelben Schultern leuchteten.

Da überwältigten ihn seine Gefühle. Eine irre, bange Sehnsucht schlich sich ihm ins Herz, eine gewaltige unfaßbare Freude. Eine Feierstimmung überrann seine Seele. Die dunkle Nacht rundum, die schwarzen Schattenmauern der Bäume, das spiegelnde Licht auf den Wasserbecken im Park, der Gedanke, hier im Schlosse zu sein am Tisch der Herzöge, die Liebe zu einer schönen Prinzessin im Herzen. O Gott, wie war das möglich! Welches Glück ward ihm beschert!

Der kleine Leutnant straffte die Muskeln, fühlte sich mutig, Heldenthaten zu vollbringen. Er wäre hinabgestürmt in die Arena, wenn sie oben gesessen. Er wollte ein Pferd reiten, auf das sich keiner wagte. Er dachte an ein Hindernis, wo er gewiß war, zu fallen. Und wenn er nie wieder vom Boden aufstand. Ganz gleich! Sie sah es. Er konnte mit Freuden sterben. Für sie! Eine große Todessehnsucht umfing ihn, eine tiefe, süße, deutsche Traurigkeit.

Und im wesenlosen Drang seiner zwanzig Jahre kam dem jungen Leutnant, der nie sonst an einen Vers dachte, das alte Soldatenlied in den Sinn, das er sich sehr feierlich, sehr ernst, kurz, abgehackt wie Kommandoton, vorsprach:

„Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer vor'm Feind erschlagen
Auf grüner Heid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

„Im engen Bett, nur ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hier findet er Gesellschaft fein
Fall'n mit wie Kräuter im Maien!"

Dann kämpfte er noch einen Augenblick mit sich. Endlich umschlang er den Stein, drückte die Stirn darauf und ließ die ganze Lust, das ganze Leid seiner zwanzig Jahre in heißen Thränen strömen.

7.

Als Rosen in das gemeinsame Zimmer zurückgekehrt war, sah er, daß sein Regimentskamerad schon im Bett lag und schlief. Darum suchte er möglichst wenig Geräusch zu machen, steckte nicht erst Licht an, sondern glitt so leise und schnell als möglich unter die Decken.

Am anderen Morgen wachte er erst spät auf. Errdingen war schon fort.

Es war Rosen lieb so, denn ihm schien eine Scheidewand zwischen ihm und seinem Freunde zu stehen. Am Morgen sah er die Principessa nicht. Es hieß, sie sei Rad gefahren mit Graf Waronski und der Herzogin. Beim Frühstück saß sie von ihm entfernt, und beim Ausritt zur Jagd kam er nicht neben sie zu reiten. Aber sie nickte ihm freundlich zu.

Es war eine Fehljagd. Lange suchten die Hunde, doch schließlich mußte das Feld ohne Halali nach Haus. Die meisten Jäger waren mißmutig und sprachen nicht. Da kam Errdingen an des jungen Mädchens Seite. Nun blieb Rosen absichtlich zurück. Drängen wollte er sich nicht.

Als sie in den Park einritten, war Errdingen noch immer ihr Gesellschafter, und Rosen konnte keine Gelegenheit finden, an seine Stelle zu gelangen. Ohne sie noch einmal gesprochen zu haben, mußte er sein Pferd abgeben.

Die jungen Offiziere betraten beinahe zu gleicher Zeit ihr Zimmer.

Zugleich legten sie die roten Röcke ab, zugleich die Westen. Es gab nur einen Stiefelknecht im Zimmer. Sie suchten im selben Augenblick danach. Errdingen fand ihn zuerst. Als er ihn ergriff, spiegelte sich eine große Schadenfreude auf seinen Zügen, und er stellte gemächlich den einen Fuß auf das Brett, ließ langsam die Hacken in die Gabel gleiten. Da er wußte, daß Rosen wartete, zögerte er noch mehr. Als er sich endlich des zweiten Stiefels entledigt hatte, ließ er ihn im Holze stecken, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Gabel frei zu machen.

Der kleine Rosen hatte gewartet, ungeduldig, bebend und nun, als er sah, wie

Aus unserer Studienmappe:



Studie zu einem Bilde „Begräbnis“ von Alois Fellmann.

er dem anderen Hausknechtdienste leisten sollte und seine schmutzige Beschuhung beiseite stellen, zitternd vor Aufregung und Wut. Mit hastiger Bewegung näherte er sich und gab dem Stiefel Errdingens einen Tritt, daß er unter das Bett flog.

Der Freund hatte von der Seite zugesehen. Plötzlich fuhr er los: „Das verbitte ich mir!“

„Was denn?“

„Ich will mir nicht meine Sachen ruinieren lassen. Ein für allemal.“

„Dann läßt man eben ‚seine Sachen‘ nicht dort, wo sie anderen im Wege sind.“

Beide standen einander gegenüber und blickten sich wütend an. Dem kleinen Rosen zitterte die Lippe und seine Hände bebten, er war dunkelrot geworden, seine Augen

blitzten. Errdingen schien ruhiger, aber auch er war erregt, nur trat ihm das Blut aus den Wangen, und er wurde leichenblaß. Er fühlte, daß es an ihm sei, zu sprechen, da Rosen das letzte Wort gehabt. Und scharf und kurz kam es von seinem Munde. „Du hast mir keine Vorschriften zu machen. Ich danke für deinen Rat. Ich ... ich verbitte ihn mir überhaupt ..."

Rosen ging das Wort glatt von der Zunge, wenn er in Wut geriet. Er sprudelte hervor: „Ich würde mir leid thun, wenn ich dir einen Rat geben sollte."

„Ich mir gewiß auch."

„Findest du nichts Neueres, als zu wiederholen, was ich gesagt habe?"

„Neues? Neues? Soviel Neues, als mir beliebt. Aber etwas Neues brauche ich gar nicht, sondern es bleibt die alte Geschichte, daß mit neidischen Leuten nicht gut verhandeln ist."

Nun ward der kleine Rosen ganz starr, sein Zorn ließ ihn bloß donnernd rufen: „Neid?"

„Was denn sonst?"

„Neid, sagst du? Gegen wen? Auf was? Ich will wissen, wie du dazu kommst, mir Neid vorzuwerfen? Ich habe doch, weiß Gott, keine Veranlassung dazu."

Rosen war ganz nahe an seinen Freund herangetreten, er zitterte noch immer vor Erregung. Aber Errdingen schien einer Auseinandersetzung auszuweichen zu wollen. Im ersten Augenblick war es zwar, als wollte er die Erklärung geben, dann jedoch wendete er sich ab, indem er achselzuckend hinwarf: „Desto besser, wenn ich mich irre. Desto besser. Ich weiß eigentlich nicht, warum wir uns über ein paar dumme Stiefel überhaupt so aufregen."

Sie stellten sich nebeneinander an den Waschtisch und blieben stumm, während das Wasser planschte und in den Schalen gluckste und schaukelte. —

Im Damensaal hatte sich die Gesellschaft wieder versammelt. Jetzt war Rosen das alles schon gewöhnt, und es kam ihm vor, als ob er bereits seit ewigen Zeiten hier zu Gast wäre.

Er sah die Principessa drüben am Fenster stehen, doch als er sich gerade zu ihr begeben wollte, ging es zur Tafel. Und es traf sich, daß sie an dem entgegengesetzten Ende zu sitzen kam.

An den vergangenen Abend mußte er denken, wie er ihr die Hand geküßt, und die Angst kam ihm, er möchte zu kühn gewesen sein. Vielleicht zürnte sie ihm doch, vielleicht war sie ihm heute ausgewichen. Darüber mußte er Gewißheit haben. Er mußte sie heute abend noch einmal sprechen. Und er malte es sich aus, wie er ihr folgen würde auf die Terrasse und mit ihr hinabgehen in den dunkeln Park.

Stuhlrücken klang. Man erhob sich. Er machte schnell allen eine Verbeugung, den Damen küßte er die Hand. Dann drängte er nach der Thür, aber unglücklicherweise redete ihn der nächste Nachbar von „Herbstfrieden" an, Herr von Zehnin, ein großer Schlagetot, ehemaliger Kürassieroffizier, heute etwas ungeschlacht und unelegant, weil er nie mehr nach der Stadt kam. Der zog Rosen in ein kavalleristisches Gespräch, lud ihn ein auf sein Gut, erzählte von seiner Halbblutzucht, von Anbauversuchen mit australischen Kartoffeln, von dem Reichtum an wilden Kaninchen. Endlich forderte er ihn sogar auf, im Billardzimmer ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Das lehnte Rosen unter dem Vorwande ab, er habe noch mehreren Damen eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Herr von Zehnin fand das unnötig: „Thue ich in meinem ganzen Leben nicht. Da drin darf nicht geraucht werden, da gehe ich gar nicht erst hinein. Sie brauchen es auch nicht. Es merkt keine der Damen, ob Sie gekommen sind oder nicht. Da können Sie Gift drauf nehmen."

Eigentlich ärgerte das den jungen Offizier, denn er hoffte sehr, daß seine Anwesenheit oder Nichtanwesenheit bemerkt würde, und er antwortete ein wenig eingebildet, er glaube doch, es könne ihm verdacht werden. Aber der ehemalige Kürassier lächelte nur: „Das halten Sie noch für so wichtig. Wie ich junger Leutnant war, glaubte ich auch, meine Karriere ginge in die Binsen, wenn ich einmal verfehlt hatte, der Frau Generalin ‚Mahlzeit' zu sagen. Und ich versichere Sie, man lebt auch so. Kommen Sie mal raus auf mein Heidegut ... Ich sage Ihnen — Sie haben mir's ja schon versprochen — kommen Sie mal raus auf mein Heidegut,

da zeige ich Ihnen die Klitsche. Wir gehen mal zusammen raus und Sie können bei mir 'n Bock schießen. Gern, von Herzen gern. Und ein Weibsbild kriegen Sie nicht zu sehen. Sie werden's gar nicht merken, sage ich Ihnen, daß keine da sind. 'n Pülleken Rotspohn und 'n Toback, und wir sitzen dort, wie Gott in Frankreich!"

Der große Mann sah das etwas zweifelnde Gesicht Rosens, darum sagte er:

„Na, wenn's denn gar nicht anders gehen sollte, da küssen Sie 'n paar Damen die Hand. Aber dann erwarte ich Sie drüben. Ich gehe immer 'nüber."

Er schlug ihm noch einmal freundschaftlich auf die Schulter und schritt zum Billardzimmer. Der kleine Rosen blieb stehen. Eigentlich war er wütend. Er fand den Schlagetot so prosaisch, so ... so verbauert. Das mochte nett aussehen auf seinem Heidegute, wenn er so von den Frauen sprach. Ja, er empfand die Reden des Herren von Zehnin eigentlich wie eine Kränkung der Principessa.

Er wollte zu ihr, aber er sah sie nicht, ebensowenig Errdingen. Da kam ihm die Vermutung, sie möchten zusammen draußen stehen auf der Terrasse. Er riß sich los und ging.

Als er hinaustrat, spürte er kaum den Unterschied, so milde war die Luft. Es war sehr dunkel, denn der Mond stand hinter den riesigen Bäumen, die das Schlößchen umgaben. Er lauschte hinaus über das Geländer: alles schwieg bis auf das Plätschern der Wasser. Er horchte hinunter zur Grotte, dicht unter ihm, hielt den Atem an und beugte sich weit über die Steinmauer: alles schwieg.

Da ging er die Treppe hinab in den Park. Er wollte allein sein. Die geraden zopfigen Wege schritt er hinab mit den Hecken zu beiden Seiten. Ganz im Schatten hielt er sich, wählte die Pfade, wohin der Mond nicht schien und duckte sich dicht an die Buchsbaumhecken.

Es that ihm wohl so im Freien, ohne Hut auf dem Kopf, daß die Luft ihm um die Stirne strich. Und nicht einen Augenblick verließ ihn ihr Bild. Er begann vor sich hin zu summen, zu trällern, dann wurden seine Weisen schwermütig, traurig. Er dachte wieder daran, eine große That zu vollbringen für sie, zu sterben vor ihren Augen.

Da fiel ihm ein, daß er nichts besaß, was von ihr rührte, kein Andenken, keinen Gegenstand, der ihn an sie erinnert hätte. Er hatte von vertrockneten Blättern gelesen in der Brieftasche, von Locken im Anhänger der Uhrkette. Das war ihm früher in seinen Gymnasiumsjahren sehr poetisch erschienen, sehr rührend, sehr lieb. Dann war eine Zeit gekommen, wo er das alles kindisch, schülerhaft, sehr albern gefunden hatte. Endlich, als Leutnant war er wieder fast zu seiner alten Anschauung zurückgekehrt.

Sein Rittmeister hatte auf dem Schreibtisch eine Anzahl von Ballschuhen stehen und that geheimnisvoll über den Ursprung. Nun wünschte er nichts sehnlicher, als einen Schuh der Principessa zu erlangen. Oder auch ein Band nur von ihrem Kleide, einen Handschuh, eine Blume, die sie getragen.

Als er meinte, weit genug vom Schloß entfernt zu sein, daß man ihn nicht erkennen könnte, verließ er den Weg und trat mitten auf den Platz, auf dem eine der Terrasse entgegengesetzte Anlage sich erhob: mit Wasserbecken, Grotte und Plattform, die eine Sandsteingalerie mit Figuren, krönte. Dort wendete er sich um und sah nach „Herbstfrieden" hinüber. Es ward vom Mondschein hell beleuchtet, man sah die Terrasse genau, auf die aus den Fenstern der Schein fiel.

Andächtig schaute Rosen hinüber, versunken in den Anblick: er dachte immer wieder an die Principessa.

Da knirschte hinter ihm der Sand. Der junge Offizier fuhr zusammen, wie ein Knabe, der sich auf schlechten Wegen ertappt sieht.

Er lugte zur Seite, wer es wäre, der gleich ihm eine abendliche Wanderung durch das Dunkel des Parkes unternahm: ein Herr und eine Dame. Er sah neben dem hellen Kleide eine dunkle Gestalt. Sie wurden einen Augenblick kürzer in der Bewegung und drohten beinahe stehen zu bleiben. Sie hatten ihn erkannt. Er hörte sie flüstern, aber er vermochte ihre Worte nicht zu verstehen.

Mit sich kämpfend, was er thun sollte, blieb er auf dem Flecke, wo er war.

Da gingen die beiden weiter, hart

am Wasserbecken hin, daß sie vielleicht unbemerkt vorbeischlüpfen könnten. Sie sprachen kein Wort.

Der kleine Rosen dachte zuerst, es wäre der junge Baron Sending, und so nahm er an, die Dame würde Gräfin Gisela Boniorp sein. Es war ihm von Graf Waronski am zweiten Tage schon erzählt worden, daß die Verlobung der beiden eigentlich jeden Tag erwartet würde.

Doch da tönte ein leises Lachen. Sofort wußte er, es war die Principessa.

Er fuhr herum, und jetzt erkannte er auch den Herren: Errdingen.

Da schoß ihm das Blut in die Schläfen, hämmerte darin, pochte in seinem Herzen. Er krampfte die Hände zusammen. Er wollte auf den Freund losstürzen, ihn beim Halse packen, ihn fortreißen von ihr. Aber wie gelähmt blieb er stehen, das Wort erstarb ihm im Munde.

Die beiden drüben am Wasserbecken hatten Miene gemacht, sich vorbeizuschleichen. Nun schienen sie einzusehen, daß er sie doch erkannt hätte. Die Principessa ging auf Rosen zu, während sich Errdingen ein wenig zurückhielt. Sie kicherte: „Was machen Sie denn nur um Gottes willen hier? Mitten im Park. Ganz allein?"

Er reckte sich und fragte, wobei ihm vor Erregung die Stimme umschlug, so daß aus seinem ernsten Ton eine Spur Lächerliches klang: „Und was machen Sie hier, darf ich doch wohl fragen."

„Fragen Sie?"

„Ich ... ich fragte ..."

„Ich zuerst ..."

„Bitte ..."

„Bitte, Herr von Rosen ..."

Sie hatte es ins Komische gezogen. Das Hin- und Herkomplimentieren brachte sie noch mehr zum Lachen. Dabei kam sie ganz nahe heran, während Errdingen immer noch hinter ihr zurückblieb.

Sie fuhr fort: „So ganz allein? Wirklich so allein?"

„Ganz allein!" gab er schmerzlich zurück. Er fühlte sich plötzlich sehr verlassen, sehr unglücklich. Er empfand keinen Zorn mehr, keine Erbitterung gegen die Principessa. Sie sah so schön aus, sie lachte so hell und fröhlich. Er konnte ihr nicht zürnen. Und eine Aufklärung mußte sich doch finden.

Sie schien auch etwas dergleichen zu fühlen, denn sie suchte nach einer Entschuldigung: „Es ist so herrlich heute abend, daß es eine Sünde wäre, nicht spazieren zu gehen. Und ich dachte, Sie würden doch sicher draußen sein."

Dem kleinen Rosen kam das wie ein Hoffnungsstrahl vor: „Haben Sie das wirklich gedacht, Durchlaucht?"

Zu Errdingen gewendet, ließ sie sich bestätigen: „Nicht wahr, das haben wir uns gedacht?"

„Allerdings!" antwortete Errdingen und trat dabei einen Schritt näher heran. Die Principessa fing an auseinanderzusetzen, wie sie auf die Terrasse hinausgetreten und dann auf den Gedanken gekommen wären, einen Gang durch den Park zu unternehmen. Im Gespräche wären sie weiter gegangen bis hierher.

Bei jedem Worte blickte sie abwechselnd die beiden an, den einen zur Erklärung, zur Bekräftigung den anderen. Als sie geendet, fragte sie noch einmal, mit herzlicher Teilnahme in der Stimme: „Aber was machen Sie denn hier, so allein?"

„Ich hatte das Gefühl, daß es mir wohl thäte ..."

Da zog Errdingen, dem das Zusammentreffen peinlich war, die Uhr und rief ängstlich: „Es ist gleich zehn. Wir müssen uns beeilen, ins Schloß zu kommen."

Das junge Mädchen erschrak:

„Gleich zehn? Um Gottes willen, die Tante! Was wird die Tante sagen!"

So setzten sie sich denn in Gang, dem Schlosse zu. Die Principessa in der Mitte, rechts Errdingen, links Rosen.

Zuerst herrschte gedrückte Stimmung unter den dreien. Sie gingen schnell und hielten einen gewissen seitlichen Abstand voneinander. Dann platzte die Principessa heraus: „Wie die Bachstelzen laufen wir!"

Errdingen wollte um jeden Preis etwas sagen: „Laufen Bachstelzen wirklich so?"

Sie blieb halten, machte ein sehr ernstes Gesicht und meinte: „Ganz genau!"

Dann ging es weiter. Streckenweise wurde der Weg dunkel, und das junge Mädchen drängte sich näher an den kleinen Rosen heran. Errdingen schloß sich dafür mehr an ihre Seite. An einer Stelle, wo es fast schwarz war, weil sie eben aus

dem blendenden Mondlichte traten, schrak sie zusammen und rief ängstlich:

„Huh! Was war das?"

Ein Frosch war über den Weg gesprungen, in großem Bogen in das feuchte Gras. Der kleine Rosen bot ihr den Arm an:

„Wollen Sie? Es ist . . . vielleicht . . . sicherer . . . wenn Sie sich fürchten!"

Schnell schob sie ihren Arm in den seinen, und um Errdingen, mit dem sie doch bisher gegangen, nicht zurückzusetzen, ließ sie sich auch von ihm führen, so daß sie nun eng zwischen den beiden Leutnants gedrängt schritt.

Atemlos kamen sie an der Terrasse an. Die Principessa bat: „Herr von Errdingen, gehen Sie mal schnell an die Thür, zu sehen, ob es etwa schon zu spät ist. Wir warten während der Zeit hier!"

Errdingen zögerte eine Sekunde, als wäre es ihm nicht recht, die beiden allein zu lassen, aber die Principessa stampfte mit dem Füßchen auf die Steine und rief ärgerlich befehlend: „Schnell doch! Schnell!"

Er ging, und während er am Fenster stand und hineinspähte in den Saal, das Gesicht gegen die Scheiben gedrückt, hing sich die Principessa stärker an Rosens Arm. Er sah ihre Augen zu ihm empor lachen, sie drehte sich hin und her in anschmiegsamer Gebärde und flüsterte ihm zu:

„Warum waren Sie denn böse?"

„Ich böse?"

„Ja — Sie! Sie waren doch böse, als Sie uns vorhin trafen?"

„Böse nicht. Nur traurig."

„Und warum denn traurig?"

„Sie können es sich nicht denken?"

„Nein, absolut nicht!"

Sie that ganz erstaunt, blickte ihn so unschuldig an, daß er es selbst zu glauben begann und irre ward, ob er wirklich zürnen solle. Die Principessa sah sein Schwanken und machte es sich sofort zu nutze:

„Wissen Sie auch wie das kam, daß wir uns trafen?"

„Er und Sie?"

„Ja! Ich dachte, ich würde Sie draußen finden auf der Terrasse. Da kam er heraus und fragte, wen ich suchte."

„Und was sagten Sie da?"

„Pst . . . pst . . ."

Errdingen kam zurück:

„Es ist noch Zeit . . ."

Doch die Principessa rief ihm entgegen:

„Sie sollten in den Herrensaal gehen und uns sagen, ob man unbemerkt hereinschlüpfen kann . . ."

Errdingen aber antwortete ausweichend:

„Warum soll Leutnant Rosen nicht auch einmal spionieren gehen?"

„Leutnant Rosen" hatte er mit gewisser Betonung gesagt, wie es dem kleinen Rosen schien. Das ärgerte ihn. Deshalb sagte er zur Principessa, so laut, daß es sein Regimentskamerad hören mußte:

„Durchlaucht, wir brauchen doch keinen Wegweiser! Wir gehen einfach hinein!"

Aber Errdingen verschwand schon in der hellen Thüröffnung. Sie standen wieder allein. Da faßte sich der junge Offizier ein Herz und wandte sich schnell zu ihr, mit bittenden Worten: „Was antworteten Sie, als er fragte, wen Sie suchten?"

Die Principessa zierte sich einen Augenblick, dann blitzte sie ihn an, lächelte und sprach, indem sie ihm gerade in die Augen sah: „Was glauben Sie wohl, daß ich gesagt habe? Sind Sie nicht mein Ritter? Habe ich Sie nicht dazu ernannt?"

Ein heißer Blutstrom durchschoß ihn, ein unendliches Glücksgefühl. Und es riß ihn nicht aus seinem Rausch, daß sie dazu lachte, während sie es ihm sagte. Da ward er noch kühner und bat: „Kommen Sie morgen abend wieder in den Park . . ."

Die Principessa gab keine Antwort. Er fragte noch einmal drängend: „Kommen Sie morgen hinunter in den Park?"

Aber sie huschte ins Haus. Er blieb einen Augenblick zurück in heftigster Bewegung. Dann folgte er ihr in die Helle des Zimmers. Man hatte sich allgemein erhoben und wünschte sich Gute Nacht. Das war der günstigste Augenblick, den sie nur hätten finden können, denn in dem allgemeinen Aufbruch bemerkte man ihr Erscheinen gar nicht.

Errdingen machte der Principessa seine Verbeugung. Sie blickte sich um nach dem kleinen Rosen, nur flüchtig, doch es genügte ihr, als sie ihn durch den langen Herrn von Zehnin verdeckt sah, um zu sagen: „Sie sollten auch einmal ausheben!"

Errdingen beteuerte, als wüßte er es bestimmt: „Morgen!"

Und indem sie ging, lächelte sie ihm noch zu, beinahe wie sie Rosen zugelächelt.

Der konnte den Herrn von Zehnin nicht abschütteln, der ihm Vorwürfe machte, daß er nicht ins Billardzimmer gekommen. Die Principessa ging an ihnen vorüber:

„Gute Nacht, Herr von Rosen."

„Gute Nacht, Durchlaucht!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen in ihrer müden, lässigen Art, daß man trotzdem die scharfen, kleinen Nägel fühlte. Der junge Offizier hoffte einen Druck zu spüren, doch die Finger entglitten ihm wie immer. Dabei fragte sie lächelnd mit geneigtem Kopf.

„Und wann heben Sie wieder aus?"

Der kleine Rosen beteuerte schnell, als wüßte er es ganz bestimmt: „Morgen!"

Und indem sie ging, lächelte sie ihm noch zu, beinahe wie sie Errdingen zugelächelt.

8.

Die Luft ging frisch am anderen Tage. Der Herbst, der bisher noch gezögert, schien plötzlich hereinbrechen zu wollen. Als das Feld zum fröhlichen Jagen ritt, sah man den Atem der Reiter in der Luft.

Rosen saß aufrecht im Sattel, die rechte Faust auf den Oberschenkel gestemmt und blickte froh in die nebeldampfende Heide hinaus. Hier fühlte er sich wieder sicher. Hier auf dem Pferde hatte Errdingen verspielt.

Aus unserer Bildermappe:



England. Statue von Chr. Behrens.

Am Stelldichein sammelten sich langsam die Jäger, ein Gewimmel von Rotröcken und schwarzen Kleidern. Wie immer, war der Herzog als Master mit der Meute ein Stück davon geritten, wie immer bewillkommnete die Herzogin die Gäste mit gleichbleibender Freundlichkeit. Der junge Baron Sending suchte Gräfin Gisela Bontorp. General von Wyk ließ sich von ein paar Damen den Hof machen. Der alte Bontorp erörterte gegen den Monoclemajor die Lage des Stelldicheins. Der Förster kümmerte sich darum, daß auch das Handpferd für die Herzogin, das nach Hause ging, die Decke richtig festgeschnallt erhielt. Graf Woronski ritt an die Principessa heran, die beobachtend zur Seite hielt:

„Nun, so still?"

„Was soll ich denn machen? Soll ich lachen? Es ist langweilig genug hier. Keiner redet ein Wort."

„So. Nun wir doch eben."

„Ja, wir! Sie wissen ja auch nicht, was Sie reden sollen, oder habe ich wieder irgendwas pecciert? Tante schickt Sie wohl?"

Mißtrauisch blickte ihn die Principessa dabei an, dann duckte sie sich lachend auf dem Pferde zusammen und trabte davon, indem sie sich scheu nach dem Grafen umsah, als fürchtete sie, er möchte ihr folgen. Den kleinen Rosen fragte sie:

„Sie werden doch heute mein Ritter sein und mir zur Seite reiten?"

„Wenn ich darf?"

„Sie sollen sogar!"

Da klang die Fanfare „Anjagd". Die Hunde gingen laut. Vorn setzte der Master sein Pferd in Galopp, und allmählich begann die Jagdgesellschaft zu folgen.

„Wir wollen zuletzt reiten!" schlug die Principessa vor. Und sie hielten ihre Pferde zurück, die unruhig in die Zügel bohrten und mit der Nachhand im Halbkreise hin und her traten. Rosen meinte, nun sei es Zeit zu folgen, aber die Principessa wollte noch verweilen. Längst war das Feld über die Heide gebraust, die Meute vorn jagte im Dunst und war kaum mehr zu erkennen.

Da blickte das Mädchen den kleinen Leutnant bittend an: „Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Herr von Rosen?"

„Aber mit tausend Freuden!"

„Heben Sie mir das auf. Es stört mich beim Reiten. Es ist mein Notizbuch." Dabei zog sie unter dem Taillensaum des Reitkleides, wo das Taschentuch steckte, ein winziges Notizbuch hervor in grünem Ledereinbande.

Er nahm es in die Hand, ein wenig zögernd: „Ihr Notizbuch? Ja ... nun Durchlaucht, ich gebe es Ihnen sofort beim Halali zurück."

„Warum so eilig?"

Rosen wog das Büchelchen, das offen war, in dem nicht einmal zum Verschluß ein Bleistift steckte, zwischen den Fingern:

„Nun weil es Ihr Notizbuch ist, meine ich!"

Die Principessa fing an hell zu lachen:

„Sind Sie neugierig, was darin stehen könnte?"

„N ... n ... Ich mache es doch natürlich nicht auf ..."

„Bitte, das können Sie. Sie dürfen sogar alles lesen! Alles, was Sie wollen."

„Ich darf lesen?"

„Ja, ich gebe Ihnen die Erlaubnis!"

Er machte ein sehr erstauntes Gesicht, da lachte sie mehr noch als vorhin, drückte ihren Gaul — heute eine Schimmelstute — mit leichter Bewegung und Gertenschlag vorwärts und rief: „Es steht nämlich noch gar nichts drin — etsch!"

Dann stürmten sie Hals über Kopf dem Felde nach. Rosen trug das leere Notizbuch der Principessa in der linken Innentasche des Rockes, gerade auf dem Herzen.

Die Jäger vorn waren für das Auge schon ganz klein geworden und nebelverschluckt. So schien es, als jagten die beiden allein. Nebeneinander, beinahe Gurt an Gurt, schossen sie hin. Der Wind pfiff ihnen um die Ohren, und die Gäule prusteten und schnaubten.

„Wenn ich jetzt fiele und bräche das Genick, würden Sie mir da einen Kranz spendieren?" fragte sie ganz ernst. Sie mußte laut rufen, um verstanden zu werden. Er sah sie nur ängstlich an und bat, sie möchte nicht so reden. Dann stürmten sie weiter. Da plötzlich machte der Schimmel einen Rumpler. Er war in ein Loch unter dem Heidekraut getreten, brach nach vorn zusammen, verlor das Gleichgewicht und überschlug sich. Die Principessa hatte sich losgelassen, als sie fühlte, sie könne ihr Pferd nicht mehr beim Kopfe halten. Nun schoß sie im Bogen über den Hals. Im

Sturze hielt sie als gute Reiterin instinktmäßig die Hände vor, überkugelte sich und blieb liegen. Rosen galoppierte noch eine Strecke weiter, ehe er bremsen konnte. Dann kehrte er im Bogen zurück. Er selbst war in seinem jungen Reiterdasein noch niemals ernstlich gestürzt, so nahm er es nicht von der schweren Seite. Aber als er nach ihr blickte, sah er, daß sie am Boden lag, ohne sich zu rühren.

Da war ihm doch einen Augenblick beklommen zu Sinn. Er sprang ab, ohne sich um die beiden Pferde zu bekümmern. Ängstlich trat er an die Principessa heran. Sie lag auf der Seite, das Gesicht im Winkel des Armes versteckt. Er wußte nicht, was er thun sollte. So rief er nur:

„Durchlaucht! Haben Sie sich weh gethan?“ — Und als sie sich nicht rührte: „Was fehlt Ihnen denn? Antworten Sie doch!“

Der kleine Leutnant wußte nicht, ob er sich getrauen durfte, sie zu berühren. Wie er zögernd neben ihr stand, überkam ihn plötzlich die fürchterliche Angst, sie könnte nicht mehr am Leben sein. Noch einmal rief er: „Bitte, antworten Sie doch! Haben Sie sich weh gethan?“

Keine Antwort. Da beugte er sich zu ihr nieder und betrachtete gespannt ihren schlanken Körper, ob sie atme. Und wie er ihr näher kam, fand er endlich den Mut, ihre Hand zu fassen, die nun schlaff in der seinen hing. Er zog sie an die Lippen.

Da fuhr sie jäh in die Höhe und fing an unbändig zu lachen. Erschrocken sprang Rosen auf, während sie in ausgelassener Freude rief: „Ich wollte bloß einmal sehen, was Sie machen würden!“

Er konnte sich noch immer nicht von seinem Staunen erholen. — Teilnahmslos fragte er trotz ihres Lachens:

„Haben Sie sich weh gethan?“

„Nicht im geringsten.“

Und sie stand frisch und schlank neben ihm. Als sie sein verdutztes Gesicht bemerkte, halb traurig, halb nun erfreut, daß ihr also doch nichts zugestoßen, hörte sie endlich auf zu lachen und meinte bittend:

„Sind Sie mir böse, Herr von Rosen?“

„Weshalb?“

„Weil ich mich tot gestellt habe?“

„Aber nein, nein . . . aber wie können Sie nur so sein . . .“ sagte er ganz traurig. Da schien sie einen Moment weich zu werden und wie ein klein wenig verlegen dazu. Sie wischte sich den Ärmel ab, an dem noch Erde klebte vom Sturze, und sprach: „Sind Sie mir denn wirklich nicht böse?“

„Nein, nein, wirklich nicht!“ gab er schon wieder gewonnen zurück. Sein warmer Ton, seine Art und Weise beschämte sie: „Es ist unrecht, daß ich . . . mich tot gestellt habe. Es thut mir leid, und ich will mich nie wieder tot stellen! Das verspreche ich Ihnen. Hatten Sie denn ein wenig Angst um mich?“

Ehrlich sagte Rosen mit tiefem Seufzer: „Ja, ja, ich hatte Angst . . . ich hatte große Angst . . .“

Unwillkürlich fühlte er nach dem Notizbuche der Principessa, weil es ihm war, als müsse er trachten, doch noch etwas von ihr zu behalten. Sie standen einander gegenüber, und es war dem kleinen Leutnant wie die Stimmung, in der sich ihm die Zunge lösen könne. Er kämpfte um die Worte. Er vermochte nicht die Einleitung zu finden, und ehe er sprechen konnte, schnitt ihm die Principessa die Möglichkeit ab mit dem Rufe: „Um Gottes willen, Herr von Rosen, die Jagd! Wo sind die Pferde? Wo ist die Jagd? Was wird Tante sagen!“

Rosen blickte sich um: die beiden Gäule standen ein paar Schritt von ihnen. Das Pferd Rosens fing mit den Lefzen spielend das Gebiß, der Schimmel knabberte am dürren Heidegrase herum. Sofort kam der junge Offizier zur Wirklichkeit zurück, sprang zu und sicherte sich die Tiere. Dann schaute er aus nach der Jagdgesellschaft. Seine scharfen Augen entdeckten das Feld ganz weit draußen am Horizont, aber nicht jagend, sondern im Halten. Offenbar war die Fährte verloren gegangen.

Er half der Principessa aufsitzen, und bald kanterten sie über die Heide. Der Nebel war geringer geworden, die Sonne hatte ihn aufgelöst. Die roten Röcke der Jäger wurden heller, und die Fahrt der beiden stärker von Sekunde zu Sekunde.

Jetzt waren sie nicht mehr weit, und man konnte erkennen, daß die Hunde das Wild gedeckt haben mußten. Sie beeilten sich noch mehr. Der kleine Rosen hob sich in den Bügeln, und die Principessa schnalzte ab und zu mit der Zunge, um ihren Schimmel zu stärkerem Laufe anzutreiben.

Sie hatte dunkelrote Wangen bekommen, die ihr ein ganz anderes Ansehen gaben. Durch nichts verriet sie, daß sie eben noch einen Sturz gethan.

Das begeisterte den jungen Offizier. Solch ein Mädchen hatte er noch nie gesehen. Er war so stolz, so glücklich an ihrer Seite! Seine Sorge um sie hatte er vergessen: fallen mußte man eben können, wenn man hinter den Hunden ritt.

Und er war so im Glückstraum befangen, daß er es gar nicht gewahr wurde, wie am Halali die Herzogin ihre Nichte beiseite nahm und ernste Worte zu ihr redete. Er starrte nur auf die Gruppe um die Hunde. Das Curee war gehalten, der Keiler ausgeweidet. Die Hunde stritten sich um die rauchenden Eingeweide. „Herr Treidelmann" und „Heidekönig" zerrten von verschiedenen Seiten an einem Stück. „Lord" und „Ducheß" blickten sich böse von der Seite an, als wollten sie gleich neidisch aufeinander losstürzen, bis ein Peitschenschlag des Huntsman zwischen sie fuhr.

Da trat der lange Herr von Zehrnin an Rosen heran: „Wie sich das kampelt und futterneidisch ist — genau wie die Menschen. Aber so'ne Jagd ist doch schön, was meinen Sie? Wenn ich denke, ich sollte jetzt in Berlin auf der Leipzigerstraße rumloofen und die Läden angucken, Bekannte begrüßen, die scheußliche Luft atmen, ... nee ... nee ..! Was, in unserer Heide ist's nicht dumm?"

„Es ist großartig!" antwortete Rosen aus vollem Herzen. Der andere seufzte auf: „Und die paar Damen, die da mitreiten, stören nicht weiter!"

Nun blickte der junge Offizier ihn beinahe beleidigt an. Er wollte etwas erwidern, doch Graf Waronski war hinzugekommen und fragte freundlich:

„Nun, wo waren Sie denn geblieben? Ich habe Sie doch gar nicht gesehen während der Jagd?"

„Die Principessa war gestürzt ..."

Er war doch teilnehmend geworden und freute sich, als Rosen versichern konnte, es sei nichts geschehen. Daß sie sofort weitergeritten, als ob gar nichts weiter gewesen, schien ihm Spaß zu machen: „Sie ist ein Racker, aber das wird sich schon legen, wenn sie erst einmal in ein paar Jahren einen Mann findet, der sie tüchtig an die Kandare nimmt! Erleben würde ich's doch gern ... Aber ... ich bin schon ein alter Knabe ... Jedenfalls müßte das ein ganzer Mann sein. Temperament — Temperament! Ein Pole würde für sie passen."

Die letzten Worte hatte er so nebenbei gesagt, als gälten sie gar nicht dem kleinen Rosen, der neben ihm stand. Und Graf Waronski bemerkte es nicht, daß der junge Offizier rot wurde, halb im Ärger, halb im Gedanken, er, der kleine Leutnant Rosen aus Liegnitz, möchte am Ende einmal beweisen können, daß der Graf sich irrte.

Man saß wieder auf. Die Brüche waren verteilt. Der Heimritt wurde angetreten. Weit vorn ritt neben der Herzogin die Principessa, folgsam, ohne sich umzublicken.

Hinterdrein, als letzter beinahe der Jagdgesellschaft, hielt sich Rosen. Er ließ die Principessa nicht aus den Augen und sah doch nicht einmal ihr Gesicht, nur ihre biegsame Gestalt.

Man begann zu traben und das Feld zog sich auseinander. Nun blieb Rosen ganz zurück. Er fühlte an die Brusttasche, wo er das Notizbuch am Herzen geborgen. Jetzt besaß er endlich eine Reliquie von ihr. Vorsichtig parierte er sein Pferd zum Schritt und zog die grüne kleine Ledermappe heraus. Er blickte sich um, ob es auch niemand sähe, dann zog er sie an seine Lippen. Sein Gaul, der zuerst den übrigen hatte nachdrängen wollen, ging jetzt träge und langsam. Er streckte den Hals zu Boden, blies die Luft aus den Nüstern, schnupperte, und blieb endlich stehen, um an einem dürren Birkenbäumchen herumzuzerren, das einsam in der Heide wuchs.

Der kleine Rosen merkte nichts davon, er betrachtete nur das leere grüne Buch. Er meinte zu spüren, wie es ihren Duft ausströmte.

Wie er es so besah, klappte es auf, die Seiten blätterten und es schlug zu.

Da hatte etwas gestanden. Irgendwo in Bleistiftschrift. Und sie hatte doch gemeint, es wäre leer? Aber es gab keinen Irrtum. Er ließ die Zügel auf dem Halse und nahm das Notizbuch in beide Hände. Dann blätterte er wieder. Die Schrift erschien. Mit einem Blicke meinte er zu erkennen, daß es ihre Schrift war, wie er sie gesehen, als sie beim Diner heimlich geschrieben. Eine unbezähmbare Neugierde

erwachte in ihm, zu lesen, was dort stand. Aber er durfte es doch nicht. Es war fremdes Eigentum.

Doch er blätterte wieder. Er redete sich ein, nur sicher feststellen zu wollen, daß es von ihrer Hand geschrieben sei.

Nur wenige Seiten Verse! Er konnte sich nicht meistern, er mußte lesen.

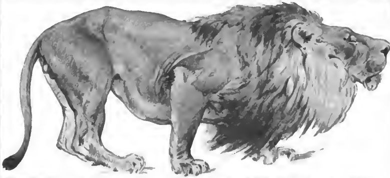
Da dachte er sich als Rechtfertigung aus, daß sie ihm doch scherzhaft die Erlaubnis gegeben, zu lesen: es stünde ja doch nichts drin. Damit beruhigte er sich.

Es war ein deutsches Gedicht. Ganz verstanden hatte er es nicht, und er begann von neuem, und endlich sprang er ab, diese Verse galten ihm. Was hatten sie sonst für einen Sinn? Sollte er sie lesen? Oder hatte sie nur das Gedicht hier aufgeschrieben und wußte in dem Augenblick, als sie ihm das Notizbuch zur Verwahrung übergeben, nichts mehr davon?

Hatte sie das Gedicht gemacht? Es gab keinen Zweifel: es mußte von ihr stammen. Und eine große Bewunderung ergriff ihn, die ihr Bild noch mehr erstrahlen ließ in seinem Herzen. Er begann beinahe an ihr emporzuschauen.

Wieder las er die Zeilen, und dieses Mal schien es ihm aufgegangen, daß sie ihn lieben müsse, das Wort aus seinem

Aus unserer Studienmappe:



Aus Rungius' Skizzenbuch.

warf sich die Trense über den Arm und vertiefte sich wieder in die Verse.

Er las sie sich halblaut vor:

„Es liegt ein Schloß in weiter Heide,
Von Wipfelrauschen eingesäumt.
Ein Licht bricht aus den hohen Scheiben,
Die Brunnen plätschern wie verträumt.

Da tönt ein Hornruf durch die Stille
Und helles ‚Hoch‘ und Gläserklang . . . .
Es stehen zwei stumm Seit an Seite,
Sie schaut ihn an so weh, so bang.

‚Bist du mir gut?‘ fleht groß ihr Auge.
Er säumt und sinnt und sinnt und säumt.
Ihr Schritt verhallt . . . . Er lauscht ins Weite:
Die Brunnen weinen wie verträumt!“

Nachdenklich ließ der kleine Rosen das Büchelchen sinken. Er wußte es nun: Munde vermißt habe und es jetzt erwarte. Das beseligte ihn: sie liebte ihn.

Er nahm dem Gaule die Trense herab, damit er sich setzen könne, ohne den Zügel loszulassen. Dann warf er sich neben sein Pferd ins Heidekraut auf den Rücken und starrte zum Himmel auf.

Sonst hatte er nichts Kopfhängerisches und Versonnenes an sich. Jetzt wußte er nicht, wie ihm war. Er hätte singen mögen, er, der eigentlich nichts konnte, als ein paar Operettenmelodien. Und er dachte immer wieder an das Gedicht. Er, der seitdem er die Schule verlassen, wo er zu seiner Qual hatte Gedichte auswendig lernen müssen, nie wieder einen Vers gehört, fand

nun plötzlich die paar Zeilen der Principessa so wundersam, daß er sie sich fortwährend wiederholte.

Für ein dichterisches Erleben anderer hatte er kein Verständnis gehabt, nun öffnete ihm das eigne Herz, die junge Lust seiner zwanzig Jahre die verschlossene Seele.

Traurigkeit kam über ihn — er wußte nicht warum. Unbändige Lustigkeit überfiel ihn — er wußte nicht warum. Schließlich sprang er auf, steckte das Notizbuch in die Brusttasche und schwang sich in den Sattel.

Die Heide lag stumm und einsam. Es flimmerte in der Ferne über den Gräsern, Nebelstreifen zogen sich um die Sonne herum, die blutigrot am Himmel hing, und auch auf dem Boden huschten die Dunstschleier hin, krochen am Waldsaum, schwebten über den Gräben. Von der Jagdgesellschaft war nichts mehr zu entdecken.

Der kleine Rosen blickte sich um, als wolle er sich überzeugen, ob er wirklich allein sei auf dem weiten Felde, und da er nun nirgends ein menschliches Wesen sah rundum, hob er sich in den Bügeln und laut klang sein Jägerruf:

„Horridoh! Horridoh! Horridoh!“

Dann ließ er sich im Sattel nieder, legte die Schenkel an und trieb seinen Gaul zur Eile in rasender, sinnloser Fahrt. Ob er das Pferd warm ritt, danach fragte er nicht. Sonst war er immer guter Reitersmann, sonst sorgte er stets für das treue Roß, das ihn die Jagd hindurch ehrlich getragen. Heute ließ er seiner Lust die Zügel schießen. Heute wollte er sich austoben in allem seinem Glück.

„Horridoh! Horridoh! Horridoh!“ rief er wieder und wieder laut, ließ die Hetzpeitsche mit der aufgelösten langen Schnur über seinem Kopfe kreisen, wie ein Csikos in der Pußta, der seine Herde zusammenjagt, und trieb seinen Gaul, der den Stall witterte, zu immer tollerem Jagen.

Und immer klang des kleinen Rosen junge, kräftige Stimme in dem Schweigen der Heide, im Nebeldunst des Herbsttages:

„Horridoh! Horridoh! Horridoh!“

9.

Erst beim Diner dachte Rosen daran, wer denn wohl heute ausgehoben hätte. Seinen Nachbar wollte er nicht fragen, denn er mochte nicht verraten, daß er eigentlich gar nicht gleich beim Halali gewesen war, so seinen Bruch im Knopfloch nur mit halben Ehren trug. Da kam die übliche Frage des Herzogs, und der junge Offizier lauschte gespannt, wie der Jagdherr sprach:

„Welche Dame, lieber Herr von Errdingen, sollen wir grüßen?“

Rosen war erstaunt. Errdingen hatte ausgehoben? Nun zitterte er beinahe darum, was der Freund antworten möchte.

„Da mir das Jägerrecht zusteht: Ihre Durchlaucht Principessa Pia Lacedelli!“

Die Gläser klirrten aneinder, und von draußen tönte, von den Hörnern geblasen, der „Damengruß“ herein.

Der kleine Rosen war so erschrocken, daß er nicht trank. Er behielt seinen Champagnerkelch zögernd in der Hand, beugte sich vor und suchte die Principessa am ganzen Tisch.

Doch er konnte sie nicht finden. Anderen schien es zu gehen wie ihm, und in fast lautloser Stille neigte die Herzogin ihr Glas gegen Errdingen: „Herr von Errdingen, ich darf wohl für meine Nichte danken, die nicht zu Tisch kommen konnte. Sie ist heute bei der Jagd gestürzt. Nichts ist geschehen, gar nichts, aber es ist besser für sie, sie bleibt auf ihrem Zimmer. Also, Herr von Errdingen, in ihrem Namen ...“

Nun wurde Rosen von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Er wäre doch mit der Principessa geritten! Es war ihm, als hätte er nicht genug aufgepaßt, und dennoch mußten ja alle die sattelfesten Leute hier am Tisch wissen, daß bei einer Reiterin wie die Principessa weder Hilfe nötig noch möglich war. Aber er ärgerte sich, und ein wenig bange ward ihm doch, sie möchte sich Schaden gethan haben.

Als man sich erhoben hatte, litt es ihn nicht in den Räumen, in denen sie fehlte, und er trat durch die Thür auf die Terrasse hinaus. Langsam schritt er vor bis an die Brustwehr, lehnte sich darauf und blickte in den zopfigen Park hinunter auf die Rasenflächen und Hecken, Bildsäulen und Wasserbecken. Die Verse des Gedichts fielen ihm ein:

„Die Brunnen plätschern wie verträumt.“

Er drehte sich herum und betrachtete das Schloß.

Es war schon kühl und dunkel heute abend. Am Himmel hingen Wolken, Dunstschleier verbargen den Mond. Dafür zeichneten sich die Fenster desto heller ab. Dort oben irgendwo hinter den Scheiben saß nun auch die Principessa. Sie litt vielleicht, sie lag, sie schlief am Ende gar schon. Er wußte nicht, ob er ihr das Notizbuch überhaupt wiedergegeben haben würde, aber nun mußte er es schon behalten. Darüber freute er sich. Wenn er nur ihr Fenster sähe!

Aber nach der Front zu würden wohl die Gemächer des herzoglichen Paares liegen. Der Principessa gehörte sicherlich ein Nebenzimmer.

Vorsichtig, damit man seine Schritte auf den Steinplatten nicht hören sollte, ging der kleine Rosen um das Schloß herum. Doch hier war alles finster.

Da schlich er traurig davon.

Wie er bedächtig zur Thür zurückging, war es ihm, als höre er ein Geräusch. Er blieb stehen und lauschte. Nun meinte er deutlich zu vernehmen, wie ein Ruf durch die Stille klang: „Pst! Pst! Herr von Rosen!"

Es war die Stimme der Principessa. Er blickte sich erschrocken um, ohne zu wissen, woher der Ruf kam. Da klang es von neuem: „Herr von Rosen!"

Und nun hatte er mit einemmale die Richtung heraus. Er fragte leise nach oben gewendet: „Durchlaucht!"

Sie lachte, leicht, silberhell, wie es immer aus ihrem Munde klang. Der junge Offizier kam wieder näher an die Wand heran. Er konnte die Principessa oben am Fenster erkennen. Ängstlich fragte er: „Wie geht es denn? Sind Sie krank? Ich habe Angst. Was haben Sie sich denn gethan?"

„Gar nichts."

„Aber Sie konnten doch nicht zu Tisch kommen?"

„Ich durfte nicht. Allerhöchster Befehl der gnädigsten Tante."

Er war sehr erstaunt und fragte hinauf: „Weshalb ... weshalb denn?"

„Strafe!"

„Wofür?"

„Ich habe mich unpassend benommen."

Dabei lachte sie wieder hellauf und erklärte ihm noch, ihre Tante hätte das Zurückbleiben beim Beginne der Jagd mit einem einzelnen Herrn für unpassend erklärt und ihr infolgedessen Stubenarrest erteilt. Das war Rosen sehr unangenehm. Aber die Principessa lachte ihn aus: sie habe erklärt, *sie* hätte den jungen Offizier *gebeten*, mit ihr zurückzubleiben.

Der kleine Rosen stand, während sie flüsternd sprach, dicht unter ihr an der Wand, bereit, wenn jemand auf der Terrasse erschiene, sich in den Schatten zu drücken. Das Geheimnisvolle, Außergewöhnliche des Gesprächs machte ihm das Herz schlagen. War es nicht ein Beweis ihrer Liebe, wenn sie es wagte, hier so mit ihm zu sprechen, ihrer Tante offen zu gestehen, daß sie mit ihm allein bei der Jagd zurückbleiben wollte? Er begann kühner zu werden und hob sich auf den Zehen: „Warum wollten Sie denn zurückbleiben?"

Es dauerte einen Augenblick, bis die Antwort kam: „Ich wollte Ihnen mein Notizbuch geben."

„Weil es Ihnen zu schwer war?"

„Vielleicht!"

Er wagte nicht mehr zu sagen, aber da in ihrem Gedicht etwas wie ein Vorwurf seiner Zaghaftigkeit geklungen, so faßte er von neuem Mut und fragte vorsichtig zu ihrem Fenster hinauf: „War das Notizbuch wirklich leer?"

„Sonst hätte ich es Ihnen gar nicht gegeben!"

Also irrte er sich, und er hatte das Buch nicht bekommen, damit er ihr Geständnis lesen sollte. Sie ahnte es vielleicht nicht, daß er es gelesen. Und er machte sich Luft: „Es steht ein Gedicht darin."

Scheinbar erschrocken klang es zurück: „Um Gottes willen, Sie haben es doch nicht gelesen?"

„Doch!"

Wieder dauerte es einen Augenblick. Ein Laut ward vernehmbar. Sie schluckte, es mußte der Schreck gewesen sein, der beinahe wie ein Kichern geklungen. Und er verstand ihr Flehen: „Geben Sie mir das Buch zurück."

„Darf ich es nicht behalten? O, lassen Sie es mir doch! Bitte, bitte! Sie dürfen es nicht wiederverlangen!"

Er war eigentlich fest entschlossen, es nicht herzugeben. Aber nun klang ihre Stimme plötzlich voller Angst und sehr bestimmt:

„Sie müssen mir das Buch geben, Herr von Rosen. Ich muß es wiederhaben!"

„Aber die drei ersten Blätter darf ich mir herausreißen! Nur drei Blätter!"

Jetzt wurde die Principessa ganz ernst: „Ich verlange mein Buch zurück, Herr von Rosen, wie es ist."

„Gut. Aber das macht mich sehr traurig."

„Sie müssen nicht böse sein. Haben Sie's hier?"

„Jawohl . . ."

Nach einer Pause fügte er noch hinzu, sehr besorgt, sehr weich, daß er sein Heiligtum verlieren sollte, sehr feierlich, weil es das Geständnis seiner Liebe enthielt:

„Ich trage es auf dem Herzen . . ."

Die Principessa flüsterte ihm nur zu, er solle einen Augenblick warten, dann verschwand sie im Inneren des Zimmers. Der junge Offizier fröstelte leicht, denn es war empfindlich kühl an diesem Abend, aber er kam sich doch stolz vor, in aller Heimlichkeit dieses Abenteuers. Es schien ihm etwas Ritterliches zu haben, etwas Tapferes, Auserwähltes, das nicht jedem geschah. Während er noch träumte, klang wieder die Stimme von oben:

„Herr von Rosen!"

„Ja!"

„Sind Sie bereit? Passen Sie auf, ich werfe etwas herunter, da müssen Sie mein Notizbuch dran binden, und ich ziehe es herauf!"

Nun drückte sich der kleine Rosen aber ganz nahe an die Wand, denn er meinte, jeden Augenblick einen harten Gegenstand auf seinen Kopf herunntersausen zu hören. Es huschte auch etwas durch die Luft: ein dunkler Schatten, der lautlos zu Boden fiel. Rosen tappte in der Finsternis auf dem Boden hin und fühlte endlich etwas Weiches, das an einem Faden hing. Bei näherer Untersuchung entdeckte er, daß es ein Wollknäuel war, dessen eines Ende die Principessa oben in der Hand behalten.

„Haben Sie's?" fragte sie von oben und kicherte dabei. Er nahm das Notizbuch und begann die Wolle darum zu wickeln: „Gleich!"

Einen Augenblick dachte er daran, die Seiten herauszureißen, aber er meinte, wenn er sie morgen bei der Jagd darum bäte, würde sie ihm vielleicht das ganze Buch zurückgeben. Darum machte er einen festen Knoten, schlang den Faden noch ein paarmal um das grüne Büchelchen und drückte in der Eile einen Kuß darauf.

„Schnell, schnell!" mahnte die Principessa. Er flüsterte hinauf: „Ich bin fertig. Ziehen Sie nur. Aber langsam. Nicht zu schnell. Ganz langsam."

Der Faden straffte sich, und das Notizbuch entglitt seinen Händen. Langsam schwebte es in die Höhe. Es verschwand einen Augenblick seinem Auge, dann sah er es wieder, nun schon in halber Höhe. Aber es stand still.

„Lassen Sie doch los!" rief die Principessa von oben. Er verstand nicht, was sie wollte!

„Ziehen Sie doch."

„Ich ziehe ja schon. Es muß irgendwo festgeklemmt sein! Können Sie's nicht losmachen, Herr von Rosen? Um Gotteswillen! Es kann doch nicht hängen bleiben!"

Aber er wußte: es war zu hoch. An den glatten Wänden konnte er nicht empor. Darum gab er ihr den Ratschlag, sie sollte versuchen, den Faden nachzulassen und dann wieder anzuziehen. Sie that es, doch ohne Erfolg, und plötzlich rief sie erschrocken, so laut, daß er sich umblickte, ob auch wirklich niemand in der Nähe wäre, der es hätte hören können: „Doch, doch! Der Faden ist abgerissen. Fangen Sie's auf. Haben Sie es?"

Das Notizbuch rührte sich nicht.

„Es hängt!" sagte tonlos der kleine Rosen. Er dachte mit Schrecken daran, wie es nun bald zehn Uhr sein würde, wo alles zur Ruhe ging. Dann mußte das Notizbuch die Nacht über hängen bleiben, denn er konnte es unmöglich noch herunterholen. Das wäre sicher bemerkt worden. Und in dem Gedanken wurde er ganz niedergeschlagen.

Doch die Principessa wollte sich ausschütten vor Lachen: „Das ist zu lustig! Zu lustig! Zu amüsant!"

Da fiel ein breiterer Lichtschein auf die Terrasse hinaus: ein Zeichen, daß die Thür vom Herrenzimmer geöffnet worden.

Sie verschwand oben vom Fenster und alles war still. Der junge Offizier überlegte, was er thun sollte. Hervorwagen mochte er sich nicht. Sollte er stehen bleiben? Mondschein war zwar heute abend



Angenehme Unterhaltung. Gemälde von Dirk Hals in der Londoner National-Galerie.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

nicht zu befürchten, aber er meinte, seine weiße Hemdenbrust müsse ihn verraten. Und er wandte sich mit dem Gesicht der Mauer zu.

Die Stimmen klangen in der Nähe der Thür. Graf Warónskis Organ meinte er herauszuhören. Er blieb regungslos stehen. Die Hände vergrub er in den Hosentaschen. Wie ein Schulknabe kam er sich vor, der in der Ecke stehen muß. Aber nun war es einmal zu spät, um hervorzutreten.

Er begann zu frieren. Er wußte es: eine tüchtige Erkältung hatte er sich heute abend hier geholt. Doch was that das? er war jung und kräftig, und um seine Liebe mußte er eben auch zu leiden verstehen! Wenn nur das Notizbuch nicht dort oben gehangen hätte. Er sah es gerade über seinem Haupte an dem Faden baumeln, wenn er emporblinzelte.

Da vernahm er plötzlich Errdingens Stimme. Ganz deutlich hatte er verstanden: „Jawohl, Herr Graf!"

Und das gab ihm den Ausschlag. Er war entschlossen zu gehen, drückte sich an der Mauer hin, immer das Gesicht zur Wand gekehrt und die Hände in den Taschen.

Nun war er in Sicherheit. Er atmete auf. Es war doch bald zehn, da wollte er gleich zu Bett gehen. Darum schritt er über den Hof dem Stallgebäude zu.

Ein paar Wagen von den Heidegütern hielten dort. Die Kutscher schauten dem jungen Offizier nach, wie er meinte. Er begann leise zu pfeifen, um sich den Anschein der Unbefangenheit zu geben, und stieg zu seinem Zimmer hinauf. Das Mädchen war noch mit Aufdecken der Betten beschäftigt. Der kleine Rosen fragte zerstreut:

„Ist es denn noch nicht bald zehn?"

Sie lachte fröhlich:

„Aber nein. Neun hat's kaum geschlagen!"

„So, so!" brummte er nur und blickte zerstreut zum Fenster hinaus. Er wußte nicht recht, was er thun sollte. An seine Brusttasche fühlte er traurig, wo das Notizbuch geruht, das nun dort oben hing. Es war schon das Beste, er überließ es jetzt seinem Schicksal. Das einzig Mögliche war: er suchte es morgen früh mit einer Stange herunterzuholen, ehe die übrigen Schloßbewohner erschienen waren. Dazu mußte er jedoch zeitig aufstehen, und so war es schon, damit er es nicht verschlafe, das Allerbeste, er ging sofort zu Bett.

So legte er sich denn hin und löschte das Licht. Aber vorsorglich wendete er sich nicht der Wand zu, sondern behielt sein Gesicht gegen Errdingens Bett, so daß er ihn blinzelnd würde beobachten können, wenn er käme.

10.

Der kleine Rosen fror von dem Draußenstehen, verkroch sich ganz unter der Bettdecke und dachte immerfort an sein heutiges Abenteuer. Er sah das Notizbuch über sich schweben als dunklen Schatten, leicht vom Winde bewegt, und bei dem Hin- und Herpendeln, das ihm die Phantasie greifbar deutlich vorzauberte, schlief er ein.

Er wachte erst auf durch den Lärm, den Errdingen beim Ausziehen machte. Er wusch sich geräuschvoll. Dann steckte er irgend etwas unter sein Kopfkissen.

Endlich legte sich Errdingen nieder, wie der kleine Rosen durch den Wimpernspalt beobachten konnte. Zuerst streckte er sich, dann wendete er sich herum, und ein Lächeln blieb auf seinem Gesicht. Es war, als ob er an etwas dächte, das ihm Vergnügen bereitete. Dann griff er vorsichtig unter das Kopfkissen und fühlte nach dem Gegenstand, den er darunter verborgen hatte. Prüfend schaute er noch einmal zu Rosen hinüber. Rosen atmete so gleichmäßig, als ob er schliefe.

Nun zog er unter dem Kopfkissen etwas hervor und begann es zu betrachten, immer durch einen Zipfel der Bettdecke versteckt. Er vertiefte sich ganz und gar in die Betrachtung des heimlichen Gegenstandes.

Der Zipfel der Bettdecke sank, und Rosen konnte blinzelnd entdecken, daß sein Freund ein Büchelchen zwischen den Fingern hielt. Er hätte gern gewußt, was es war, doch er wagte es nicht, sich zu bewegen.

Errdingen lächelte beseligt.

Der kleine Rosen konnte es vor Ungeduld nicht mehr aushalten. Er überlegte, wie er den Kameraden am besten überraschen könnte. Ein langsames Erwachen wäre das Natürliche gewesen, aber dann hätte der andere Zeit gehabt, das Licht auszulöschen. Er mußte also ganz plötzlich in die Höhe fahren.

Da rutschte drüben die Decke noch weiter, ohne daß Errdingen sie gehalten hätte, und

plötzlich glaubte der kleine Rosen das Geheimnis gelöst: das Buch, das jener hielt, war in grünem Leder gebunden, ganz klein — das Notizbuch der Principessa.

Nun hatte Rosen auch keine Bedenken weiter, sondern fuhr einfach in seinem Bett jäh in die Höhe und rief, mit Geistesgegenwart, sich stellend als ob er eben erwache, schlafverstört: „Ist's schon Zeit? Aufstehen? Was?" Dabei aber blickte er scharf hinüber und hatte auch schon der Principessa Schriftzüge erkannt.

„Was ist denn los?" fragte Errdingen erschrocken und ließ das Notizbuch verschwinden. Der Zorn hatte Rosen so übermannt, daß er die Komödie des Aufwachens nicht weiter spielte, sondern mit zitternder Stimme fragte: „Was liest du da?"

„Geht dich das etwas an? Kümmere ich mich darum, ob du liest oder schläfst?"

„Ich frage, was hast du da versteckt?"

Errdingen richtete sich im Bett auf:

„Ich verbitte mir solche Fragen und solch ein Benehmen überhaupt!"

„Ich auch!"

„Ach was. Du hast angefangen, Rosen. Ich habe überhaupt gar nicht mit dir sprechen wollen. Und wenn wir nicht hier zu Gaste wären, so hätte ich mir längst ein anderes Zimmer geben lassen. Ich habe bloß nichts gesagt aus . . . aus Achtung vor meinen Wirten und . . . und wegen . . . wegen der Principessa . . ."

Der kleine Rosen hob sich im Bett und rief: „Was geht dich die Principessa an?"

Dabei hatte Errdingen eine heftige Bewegung gemacht, das Notizbuch war zur Erde gefallen. Rosen erkannte es deutlich. Er ließ den Streit über die Principessa und fragte wutbebend, indem er auf das Buch deutete: „Wo hast du das Buch her?"

„Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig. Dieses Buch ist mein Eigentum, und damit ist die ganze Sache erledigt."

Errdingen warf sich in die Kissen, als ob in der That nun jede Widerrede abgeschnitten wäre. Daß das Notizbuch zu Boden gefallen war, hatte er nicht bemerkt. Rosen dagegen meinte wegwerfend:

„Die Sache ist damit durchaus nicht erledigt, denn das Buch gehört dir nicht."

„Gehört mir nicht? Hoho! Wem sonst?"

„Mir."

Mit einem Satz war nun plötzlich Errdingen aus dem Bett. „Das ist aber doch stark. Und . . . und ich habe es doch selbst bekommen. Heute nachmittag, als wir vom Halali zurückritten."

Der kleine Rosen schaute ihn mit weit aufgerissenen Augen an: „Von wem hast du das Buch bekommen?"

„Von einer Dame."

„Von welcher Dame?"

„Das sage ich nicht . . ."

„Du hast das Buch nicht gefunden? Nicht heute abend? Nicht auf der Terrasse? Errdingen, sage es mir ehrlich!"

„Ich habe dir schon gesagt, daß mir eine Dame das Buch gegeben hat. Mehr kann ich nicht thun."

„Die Principessa nicht. Die nicht! Die keinesfalls . . ." rief Rosen. Errdingen fuhr auf, als wollte er das Gegenteil sagen, besann sich dann aber und schwieg, während der andere lauernd fortfuhr: „Die Principessa kann es nicht sein . . . denn die würde ihr Notizbuch **dir** nicht geben."

„Warum nicht?" fragte höhnisch Errdingen, und Rosen rief, seiner Überlegung nicht mehr mächtig: „Weil sie sich um so einen wie dich nicht kümmern würde."

„Und um dich erst recht nicht. Da kannst du ruhig Gift drauf nehmen. Gerade um dich — nicht. Haha! Haha! Haha!"

Sie waren aufgestanden und standen sich jetzt gegenüber mit blitzenden Augen und roten Köpfen. Rosen atmete heftig. Errdingen schaute ihn überlegen, mitleidig beinahe, an.

Rosen senkte den Blick. Unwillkürlich fiel er auf das Notizbuch der Principessa, das aufgeschlagen in den Falten der herabhängenden Decke lag. Es war dort aufgeklappt, wo Errdingen gelesen. Und Rosen vermochte auch die hohen deutlichen Züge der Handschrift zu entziffern, und unwillkürlich las er die Zeile:

„Die Brunnen plätschern wie verträumt."

Nun war kein Zweifel mehr. Errdingens schamloser Verrat empörte ihn dermaßen, daß er ihm die Worte ins Gesicht schleuderte: „Das Buch gehört nicht dir, und wenn du es doch behauptest, so lügst du!"

Errdingen verstand nun keinen Spaß mehr, sondern sprach kalt: „Einen Lügner lasse ich mich nicht nennen. Das Notizbuch hat mir die Principessa zum Aufheben gegeben."

„Mir! Mir hat sie's gegeben! Nicht dir!" schrie Rosen. Errdingen war starr vor Schreck: „Dir? Das ist doch wirklich unerhört! Dann bist du der ... der ... Dann sagst du nicht die Wahrheit ... Ja ... ja ... nicht die Wahrheit."

Der kleine Rosen bückte sich blitzschnell und hob das Buch auf, ehe es Errdingen hindern konnte. Aber als es jener gewahrte, griff er nach Rosens Arm, es ihm zu entreißen. Der andere wehrte sich. Sie kamen in einen Kampf, als ob sie noch auf der Schulbank säßen. „Ich bitte mir aus, daß du mein Eigentum losläßt!" sprudelte Errdingen, und Rosen rief, fest das dünne Büchelchen umklammernd: „Das Buch gehört der Principessa, und das Gedicht — du hast es ja doch einmal gelesen — gehört ... gehört ... ist für mich!"

Errdingen ließ plötzlich los und stammelte: „Was weißt du von dem Gedicht? Das Gedicht ist für mich. Sie hat es mir doch heute nach der Jagd gegeben. Ich sagte es dir doch."

Der kleine Rosen hielt das nun ganz zerdrückte Notizbuch in der Hand. Groß blickte er seinen Kameraden an und fragte:

„Errdingen, warum willst du nicht gestehen, wo du das Buch her hast? Ich weiß ja genau, daß zwischen uns eine Verstimmung gewesen ist, seitdem wir die Principessa gesehen haben. Das wissen wir beide ganz genau. Aber weshalb wollen wir beide deshalb so miteinander stehen? Einer kann sie ja doch nur bekommen."

„Allerdings, das meine ich auch!"

„Nun gut. Dann will ich dir als Freund ehrlich gestehen, daß das Gedicht mir gilt ..."

„Du kennst es ja gar nicht," warf Errdingen erregt dazwischen. Rosen lächelte mitleidig und fing an, mit überlegenem Ton das Gedicht zu sprechen; der andere hörte zu, sein Gesicht ward immer erstaunter, und er fragte: „Woher ... woher ... kennst du das?"

Da erzählte ihm der kleine Rosen, wie die Principessa ihm das Buch gegeben. Er beichtete es dem Freunde, wurde feurig dabei und sprach erregt, wurde weich und legte ihm die Hand auf den Arm, während er noch immer das Buch in der anderen behielt. Aber plötzlich unterbrach ihn Errdingen: „Sprich nicht weiter, Rosen. Hör mal ruhig zu. Sie sagte mir lachend, ich könnte ruhig lesen, was darin stände, als sie mir das Notizbuch zum Aufheben gab. Da fragte ich, warum? Und sie antwortete, weil es leer sei. Es stünde nichts darin. Es stand aber doch etwas darin und zwar das Gedicht. Hier ist es ..."

Dabei griff er nach dem Notizbuch in des kleinen Rosen Hand. Er schlug die Seiten auf und zeigte der Principessa Handschrift. Jetzt sah Rosen, daß es auf einer linken Seite begann, während er genau zu wissen meinte, daß es auf einem rechtsseitigen Blatte angefangen. Da kam ein fürchterlicher Verdacht über ihn: sie mußte das Buch und das Gedicht auch Errdingen gegeben haben. Er fragte ernst: „Gib mir dein Wort, daß du dieses Buch nicht von dem Gesims am Schlosse unter ihrem Fenster geholt hast."

„Mein Wort darauf."

Rosen ließ sich schweigend auf den Rand seines Bettes nieder. Errdingen fragte, und allmählich beichtete ihm Rosen, wie es mit seinem Buche geschehen. Je weiter er sprach, desto klarer wurde es ihm, daß ihn die Principessa hintergangen hatte. Er stand auf und durchmaß das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Auch Errdingen war niedergeschlagen. Er wußte nun, daß auch ihn die Principessa zum besten gehabt. Es gab keine andere Möglichkeit, als daß sie beiden Freunden ein gleiches Notizbuch gegeben. Daß sie es ihnen überreicht hatte mit den gleichen Worten. Daß sie in beide Bücher dasselbe Gedicht geschrieben. Und dem blonden jungen Offizier, dem eigentlich die ganze Sache mit der Principessa gar nicht so tief zu Herzen gegangen, der leichtlebiger, oberflächlicher war, als sein Freund, gingen jäh die Augen auf. Er lachte gern und ließ sich nicht gern das Leben verbittern. Er kannte des kleinen Rosen schwerflüssiges Blut, sein Tieferfassen, sein Ernsternehmen. Sie waren eben verschieden veranlagte Menschen.

Er sah plötzlich die komische Seite, und er sagte sich, die Principessa wäre ja reizend, aber wenn man sich's genau überlegte, so war ja doch die ganze Geschichte nur ein Spiel; denn die Principessa Pia di Locedelli, Nichte des Herzogs, sechzehn Jahre alt, würde ja doch weder Leutnant von Errdingen aus Naumburg,

einundzwanzig Jahre, noch Leutnant Rosen aus Liegnitz, zwanzig Jahre, je geheiratet haben. Und der Witz, den sie sich erlaubt mit den zwei Notizbüchern, den gleichgedrehten Worten, dem doppelten Gedicht kam ihm so unglaublich komisch vor, daß er nicht anders konnte, als laut zu lachen.

Rosen lachte nicht. Er schritt noch immer auf und nieder mit ernstem Gesicht.

Das reizte Errdingen von neuem zur Heiterkeit. Weil er aber den Freund so gar ernst sah, bitter und niedergeschlagen, wollte er ihn aufrütteln. Darum erhob er sich, nahm ein düsteres Gesicht an und fing an, neben dem kleinen Rosen in gleichem Schritt und Tritt einherzurennen, kehrt zu machen, wieder zu laufen, kehrt zu machen, zurückzugehen, daß auch seine nackten Fußsohlen auf dem Boden klatschten.

Aber Rosen blieb in der Wanderung stehen: „Mir ist gar nicht zum Scherzemachen!"

Und als Errdingen nun seinen Kameraden anblickte, einen Spaß auf den Lippen, sah er das aschfahle Gesicht und die glühenden Augen, so daß ihm sein fröhliches Wort auf der Lippe erstarb. Er blieb stehen, wandte sich um, und legte sich ins Bett. Ehe er sein Licht löschte, fragte er nur zögernd: „Bist du mir böse, Rosen?"

„Nein, weshalb?"

„Weil ... weil ich vorhin so ... so unkommentmäßig gesprochen habe."

„Nein. Und du mir?"

„Nein, Rosen. Und wegen ... Du bist mir auch nicht böse wegen der Principessa?"

„Nein. Gute Nacht, Errdingen."

„Gute Nacht, Rosen!"

Der kleine Rosen hatte sein Licht angezündet und ließ sich auf dem Bettrande nieder. Errdingen blies die Flamme auf seinem Nachttische aus und drehte sich auf die andere Seite. Ihm ging die Geschichte im Kopfe herum. Es war doch ein sonderbares Wesen, diese Principessa, und hübsch dazu. Nur wirklich: den Teufel hatte sie im Leibe. Wie war sie mit ihm im Park herumgeschlichen, als sie Rosen ganz allein im Mondschein träumend gefunden! Wie hatte sie sich von ihm das Händchen küssen lassen! Ob das wohl Rosen auch gewagt? Und doch nein. Einen Scherz mochte sie treiben — aber weiter ging sie doch nicht, denn als er erklärt, er werde das Gedicht behalten zum ewigen Angedenken, da hatte sie ihn angefleht, sich sogar versprechen lassen, ihr das Notizbuch zurückzuerstatten.

Von Rosen hatte sie ja auch das andere Notizbuch wiederverlangt. Das hing nun draußen an der Wand des Schlosses, baumelte an einem Wollfaden, und der Wind ließ es hin und her pendeln. Der Gedanke erschien ihm wieder so komisch, daß er lachen mußte. Er wollte seinen Freund nicht mit seiner Heiterkeit kränken, und um sie zu verbergen, zog er sich die Bettdecke ganz über den Kopf.

Dann überlegte er, wie er die Principessa ängstigen könnte

Aus unserer Bildermappe:



Emsig bei der Arbeit.
Nach dem Gemälde von L. Passini.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

am nächsten Tage mit ihrem Buche, das er ihr nicht wieder geben werde, wie er es — ohne den Inhalt zu verraten — sehen lassen würde vor der Jagdgesellschaft. Das sollte ihre Strafe sein. Sie ärgern und quälen wollte er. Scherz mit ihr treiben, mit gleicher Münze zahlen. Und zufrieden mit diesem Ausgange schlief er endlich ein.

Der kleine Rosen blieb regungslos auf dem Bettrande sitzen. Er war vollkommen niedergeschmettert. Das sollte die Principessa gethan haben, die Lichtgestalt, die ihm ein Glück in das Herz gezaubert, das ihn wie im Traume einhergehen ließ! Sie sollte ihn betrogen, zum Narren gehabt haben?

Er mochte es nicht glauben. Sie war so schön, so lieb zu ihm gewesen.

Er dachte an ihr Lächeln, an ihr leises Einverständnis mit ihm vom ersten Tage ab. Er dachte an das Gedicht, das sie ihm geschrieben, und von neuem meinte er, es könne nicht sein.

Der Verdacht stieg in ihm auf, Errdingen möchte doch nicht die Wahrheit gesagt haben. Er schämte sich beinahe dessen und blickte unwillkürlich auf den Schläfer hinüber im anderen Bett. Er hatte doch mehr Glauben an die Principessa, als an seinen Freund. Wie konnte der ruhig schlafen in solch einem Augenblick! Diese Gleichgültigkeit reizte ihn, daß er am liebsten aufgestanden wäre, um ihn zu rütteln und ein Geständnis zu verlangen.

Da kam ihm jäh der Gedanke, daß er sich ja überzeugen konnte, ob Errdingen die Wahrheit gesprochen: wenn es wirklich zwei Bücher der Principessa gab, so mußte seines ja noch draußen an dem Sims hängen. Keine Seele würde seinen nächtlichen Gang bemerken. So kleidete er sich denn behutsam an, löschte das Licht und schlich sich zur Thür. Die Thür knarrte, doch Errdingen rührte sich nicht. Dann ging der junge Offizier den Flur hinab und stieg die Treppe hinunter.

Die kalte Nachtluft schlug ihm erfrischend entgegen. Sie fegte ihm die Zweifel und Sorgen aus Hirn und Herzen. Er glaubte es jetzt bestimmt zu wissen, das Buch war fort. Errdingen hatte ihn betrogen, die Principessa war ihm treu.

Schnell stieg er die Stufen empor zwischen den beiden großen Laternen, die gelb und trübe ihren Schein in die Nacht hinauswarfen. Leise schlich er um das Schloß herum, bis unter das Fenster der Principessa. Das Herz pochte ihm laut, und er spähte hinan nach dem Sims.

Kein Buch zu sehen! Er atmete erleichtert und glücklich. Ein Schauer rann ihm über den Rücken. Die Anspannung war zu groß gewesen. Errdingen hatte die Unwahrheit gesagt.

Der kleine Rosen war derartig bewegt, daß er sich an die Mauer lehnen mußte. Er schloß die Augen und blieb eine Minute stehen. Romantische Träume schossen ihm durch das Hirn. Er kam sich wie ein Ritter vor, der Wache steht vor dem Fenster der Geliebten. Ob sie wohl noch Licht hatte? Er wollte ihr Fenster sehen und dann wieder in seine Stube zurückeilen, um dem anderen das Buch zu nehmen, das nicht sein Eigentum war.

Langsam trat er zurück und spähte nach oben. Das Fenster war dunkel. Sie schlief. Als dürfe er ihren Schlummer nicht stören, ging er leise noch ein paar Schritte zurück mit Wehmut im Herzen, der Rührung nahe über sein großes Glück.

Da plötzlich war es ihm, als sähe er doch das Buch. Von der Nähe hatte er es nicht erkennen können. Nun entdeckte er mit einem Male den hellen Wollfaden vom Fenster herabgespannt, und wie sein Auge unwillkürlich an ihm hinunterlief, gewahrte er im Schatten des Simses, der es bis dahin verborgen, das Notizbuch der Principessa. Es hing an der Schnur gespannt, genau wie es hängen geblieben, als der Faden riß.

Der kleine Offizier war so erschrocken, daß er sich nicht von der Stelle bewegte. Ein Gefühl durchbebte ihn, als schwände ihm der Boden unter den Füßen. Er wußte nicht, wachte er oder nicht? Hatte er wirklich recht gesehen. Warum mußte ihm das geschehen? Weshalb war er nicht in seiner kleinen Garnison geblieben, hatte ehrlich, schlecht und recht seinen Dienst gethan, wie jeder andere kleine Leutnant?

Und eine grenzenlose Erbitterung bemächtigte sich seiner. Ein Zorn auf Errdingen, daß er überhaupt eingegangen sei auf das, was die Principessa mit ihm trieb. Auf Errdingen, daß er hatte mitkommen müssen nach Herbstfrieden. Eine Wut auf Waronski, weil er ihn nicht gewarnt.

Erbitterung auf die ganze Jagdgesellschaft hier. Seine Überlegung verwirrte sich, er sah sich ausgehöhnt von dieser fürstlichen, gräflichen, adeligen Gesellschaft. Er, der kleine Leutnant Rosen aus Liegnitz. Wie ihm das Blut in den Kopf schoß, meinte er einem Komplott gegenüberzustehen: die anderen wußten es gewiß genau, was die Principessa trieb. Sie steckten alle miteinander unter einer Decke. Sie unterhielten sich über seine Mienen, seine Worte, sein Erröten, seinen Toast, als er die Principessa hatte grüßen lassen!

Die Principessa selbst erschien ihm als Opfer. Sie mochte angestiftet sein, sie . . . sie . . . ach, er konnte nicht daran denken. Nur dieses elende Notizbuch sah er, das von dort oben ihn angrinste, verhöhnte.

Da kam eine derartige Wut über ihn, daß er an die Mauer heranging, seinen Stock fortwarf und seinen Hut, die Vorsprünge und Kanten der Simse erfaßte, sich auf das Fenster zu ebener Erde schwang und dann mit ein paar Rucken und Stemmen sich hinanzog, bis wo das unselige Buch hing. Er griff danach, riß es ab und sprang hinunter.

Der Sprung war hoch gewesen, aber geglückt. Er raffte schnell Stock und Hut auf und floh in eiligen Sätzen über die Terrasse, als wäre jemand auf seinen Fersen. Dann stürmte er die Treppe hinunter, in den Park und lief spornstreichs immer weiter, bis er außer Atem kam und in Schritt fiel. Ohne Überlegen, wohin es gehe, schritt er in die Anlagen hinein, bis er vor einem der Wasserbecken stand.

Er setzte sich auf die steinerne Einfassung. Das Buch hielt er in den Händen. Die Finger zitterten und bebten. Die Pulse schlugen ihm. Er atmete laut und heftig, keuchend mit offenem Mund. Hinter ihm tönte immerfort das Rauschen, Gurgeln, Glucksen des Wassers. Die Strophe kam ihm wieder in den Sinn:

„Die Brunnen plätschern wie verträumt!"

Das stimmte ihn weicher. Er that Erredingen und dem Grafen, der ganzen Gesellschaft doch wohl unrecht. Es war die Principessa, die seinen Zorn verdiente. Er mußte ihr Auge in Auge gegenübertreten. Da sollte sie ihm Rede stehen. Er wollte sie beugen unter sich. Er wollte . . . wollte ihre Treulosigkeit ans Licht bringen.

Dann kamen ihm neue Gedanken: er mußte sich rächen. Er mußte sie demütigen, daß sie um seine Liebe bäte. Dann wollte er ihr ins Gesicht lachen, sie verschmähen und stehen lassen. Sie sollte es gewahr werden, daß er ein Mann war, daß er nicht mit sich spielen ließ.

Er atmete auf wie befreit und meinte zu empfinden, damit sei die ganze Sache abgethan. Der Sturm war ausgetobt in seiner Brust. Aber wie er sich erhob, überrann ihn doch die Rührung wieder. Was sollte er jetzt drüben in seinem Zimmer? Er konnte doch nicht schlafen. Er wollte hier bleiben am Brunnen im Park. Die ganze kalte Herbstnacht hier draußen. Und wenn er krank wurde, was schadete es denn? Wer fragte nach ihm?

Er kannte ja niemand wirklich von allen diesen Leuten. Sie waren wohl alle sehr zuvorkommend gegen ihn, aber er war ja doch fremd hier in Herbstfrieden. Nur ein kleiner Leutnant mit vierzehn Tagen Urlaub, den sie alle vergessen hatten, wenn seine Zeit abgelaufen war.

Er war fremd.

Nur die Principessa hatte sich um ihn gekümmert. Und die — verriet ihn. Ihre schönen Augen hatten ihn betrogen von Anfang an. Seit der ersten Stunde mochte sie ihn ausgelacht haben, den armen kleinen Leutnant.

Ja, den armen kleinen Leutnant! Sie, Principessa di Lacedelli und er, Leutnant Rosen aus Liegnitz. Das Mißverhältnis war klar. Wie hatte er es nur vergessen können! Sie konnte ja gar nicht ernsthaft an ihn gedacht haben! Und sie war doch so schön. Das schönste Mädchen, das er je gesehen!

Mochte sie ihn immer verhöhnen, er wollte dulden und leiden für sie. Er wollte für sie sterben. Sie sollte ihn sehen, wie er litt ohne ein Wort, ohne sich zu beklagen. Und er würde sie nie wieder ansehen. Nie, nie. Er würde sie nicht einmal zur Rechenschaft ziehen. Nur sein stummes Leiden sollte sie gewahren. Wie ein Siedler wollte er leben, ohne Freuden der Welt. Kein Mädchen würde er in seinem Leben wieder anschauen. Sie waren alle tot für ihn. Dann könnte es später einmal heißen: der ist allein geblieben, der hat sich nie um ein Weib gekümmert, weil

ihn in seinen jungen Tagen einmal ein Mädchen hintergangen hat, ein Mädchen, das er nie wieder vergessen kann.

Da übermannte den kleinen Rosen sein Gefühl. Er kam sich so unsäglich unglücklich vor, daß ihm die Thränen in die Augen stiegen. Er stützte das Gesicht in die Hände, starrte vor sich hin, und begann laut zu schluchzen. Die Thränen perlten die Wangen hinab. Er weinte in wildem Ausbruch den ganzen Schmerz erster getäuschter Liebe seiner zwanzig jungen Jahre in die Nacht hinaus.

11.

Am anderen Morgen standen die Freunde später auf als sonst. Der kleine Rosen hatte, als er endlich den Schlummer gefunden, geschlafen wie ein Toter. Nun wischte er sich die Augen und blickte sich erstaunt um. Die Enthüllung des gestrigen Abends, sein Gang zur Terrasse, in den Park erschienen ihm wie ein Traum. Nur das Notizbuch erinnerte ihn an die Wahrheit. Er hatte es im Fach seines Nachttisches verborgen. Das zweite, das Errdingens, sah er drüben liegen. In der That, sie waren ganz gleich.

Der Kamerad beeilte sich mit dem Ankleiden. Er wollte hinüber und der Principessa seine Meinung sagen. Beim Fortgehen meinte er lachend: „Rosen, mach' bißchen schnell, damit wir konfrontiert werden können. Mir ist die Geschichte jetzt so egal wie nur was. Du mußt dich nur nicht wehleidig stellen. Dem dummen Frauenzimmer wollen wir's mal eintränken!

Der kleine Rosen warf verächtlich die Lippen auf: „Wehleidig? Mir ... mir ... ist sie ... ganz ... ganz ... schnuppe ... ha ... ha ..."

Errdingen ging, und Rosen schritt nachdenklich im Zimmer auf und nieder. Er mußte doch an die Principessa denken. Sie war ihm nicht ... „ganz ... schnuppe", sondern eine große Öde und Traurigkeit bemächtigte sich seiner. Das Anziehen ging ihm heute nicht von der Hand. Er band sich seinen Schlips zum so und sovieltenmale, ließ die Hände sinken und stierte in den nebeligen Herbstmorgen hinaus.

Ein paar Pferde warteten gesattelt unten für irgend welche der Gäste, die einen Morgenritt unternehmen wollten. Der kleine Rosen schaute ihnen gleichgültig zu.

Endlich war er fertig und ging hinüber. Aber er hatte Angst. Er tastete wieder, wie gestern, nach dem Buche der Principessa, das er zu sich gesteckt. Doch heute war es ihm, als brenne es ihm auf der Seele. Was sollte er ihr eigentlich sagen? Er hatte alles vergessen, was er sich gestern überlegt. Nur über eins war er sich klar: sehen wollte er sie auf keinen Fall. Er mußte ihr ausweichen.

Darum betrat er das Schloß nicht, sondern ging schnell über die Terrasse in den Park hinunter. Unten gewahrte er eine Anzahl Herren und Damen. Man hatte ihn schon bemerkt, und mit einem Blick stellte er fest, daß die Principessa nicht dabei war. Er grüßte. Die Herzogin war unter den Damen. Sie reichte ihm die Hand mit gewohnter Liebenswürdigkeit, doch es schien, als bestrebe sie sich besonders artig zu sein: „Ah, guten Morgen! Ich erzähle eben, daß meine Nichte abgereist ist. Leider ist es ihr nicht möglich gewesen, Lebewohl zu sagen, und wie sie mich gebeten hat, das allerseits zu übernehmen, so gilt das natürlich auch für Sie!"

Der kleine Rosen war erstaunt:

„Abgereist, Durchlaucht?"

„Hals über Kopf. Die einzige Verwandte ihres Vaters, die sie noch besitzt, ist krank geworden."

Die Herzogin hatte halb zu dem jungen Offizier gesprochen, halb sich der Allgemeinheit zugewendet, und sie fügte noch hinzu mit einem liebenswürdigen Lächeln: „Ich denke, wenn alles gut geht, kann sie in acht oder vierzehn Tagen zurück sein!"

Graf Waronski schüttelte Rosen die Hand und zog ihn ein wenig abseits, während die übrigen langsam weiterschritten: „Ist's Ihnen recht, wenn wir mal 'n paar Schritte zusammen gehen ...?"

„Aber natürlich, bitte sehr."

Sie schwiegen ein paar Schritte hindurch, und der kleine Rosen wußte ganz genau, daß jetzt irgend eine Eröffnung über das Verschwinden der Principessa kommen würde, bei der sie ungestört bleiben sollten. Als sie auf die andere Seite der Anlagen gekommen waren, schlug der Graf einen Nebenweg vor, der sie in den dichteren Buchenbestand des Parkes führte. Dann schob er

freundschaftlich dem jungen Offizier den Arm unter und sagte lächelnd, doch wie es schien, nicht ohne Kümmernis: „Vous savez, mon cher, la principessa a le diable au corps!“

Der kleine Rosen mochte sich nicht verraten und fragte daher erstaunt:

„Ja, was ist denn mit der Principessa? Ist sie wirklich abgereist?“

„Ja, gewiß!“

„Und so plötzlich? Ist die Tante wahrhaftig krank geworden?“

„Das ist keine Notlüge. Aber immerhin die Tante — Anverwandte oder wie wir sie nennen wollen — ist in einem sehr passenden Augenblick krank geworden. Man hat sie die Erkrankung benutzt, — und die Principessa ist abgereist.“

„Von selbst?“ fragte Rosen, ohne Graf Waronski anzusehen.

„Nein. Per . . . per . . . ordre de mufti. Auf Befehl der Herzogin.“

„Und . . . und . . . darf ich wissen . . . da Sie mir das einmal erzählen . . . Herr Graf . . . warum?“

„Weil es höchste Zeit war. Sehen Sie, mein lieber Rosen, ich bin ein alter Freund der Familie, und da habe ich denn die Herzogin, meiner hochverehrten Freundin — da habe ich denn der Herzogin versprochen und dem Herzog nicht minder, Ihnen ganz einfach die Sache zu sagen. Die großartige Frau wollte es selbst thun, aber Sie werden verstehen, daß es etwas Peinliches für sie hat. Und wozu genieße ich denn die Gastfreundschaft hier seit einigen zwanzig Jahren!“

Jetzt überkam den kleinen Rosen eine fürchterliche Angst. Daß irgend jemand hätte bemerken können, was zwischen ihm und der Principessa vorging — das hatte er nicht für möglich gehalten. Doch jener fuhr fort, sich seiner Aufgabe zu entledigen: „Also ganz offen. Das Benehmen der Principessa gefiel der Herzogin nicht. Sie hat sehr wohl bemerkt, daß ihre Nichte mit Ihnen Scherz machte. Ja, ehrlich heraus, es schien, als wollte sie Sie verliebt machen. Das ist gar nicht unbemerkt geblieben. Nun hätte das eine ganz andere Bedeutung gehabt, wenn es etwa als Ernst zu nehmen gewesen, wie der Herzog zuerst sich einbildete. Das ist jedoch nicht der Fall, denn sie trieb ja nur ein kindisches Spiel. Die Herzogin nannte es gestern abend ein frivoles Spiel. Ich nenne es anders, wissen Sie wie?“

„Nein . . . ich . . .“

„Ich nenne es einen dummen Jungenstreich, wenn sie auch ein Mädel ist. Sie haben ja gar keinen Begriff, was für ein Kind dieses Mädchen noch ist. Eine ungezogene Range von sechzehn Jahren. Ein recht albernes Kind, das gar nicht ernst zu nehmen ist, sondern eben noch ganz als Kind behandelt werden muß.“

Das empörte Rosen, denn er hatte das Gefühl, daß dadurch seine Liebe auf eine Stufe sank, von der er sie nicht betrachtet wissen wollte. Darum sprach er fast böse: „Ein Kind! Ein Kind, Herr Graf? Sagen Sie, was Sie wollen, aber das nicht . . .“

Nun wenn sie kein Kind sein soll, dann verdient sie einen schärferen Namen.“

„Ein Kind, das . . . nein . . . denn . . . nein . . .“ Er wollte sie verteidigen, fühlte, daß er sie im Gegenteil in den Augen des Grafen nur belastete. Sie hatte ihn gekränkt, ihn beleidigt, aber ein Kind . . . nein, er hatte sie doch geliebt . . . und vielleicht liebte er sie doch . . . trotz allem, was geschehen war.

Graf Waronski blieb stehen und reichte ihm die Hand, die Rosen zögernd nahm, weil er nicht verstand, warum. Und der Pole blickte ihn freundlich, fast warm an:

„Sie haben sich so gut dabei benommen. Sie sind so bescheiden gewesen, so zurückhaltend. Das ist wohl bemerkt worden. Und ich kann Ihnen nur sagen, daß der Herzog und die Herzogin Ihnen überaus dankbar sind.“

Der kleine Rosen wagte es gar nicht, Graf Waronski anzublicken, im niederdrückenden Gefühl, ein ihm nicht gebührendes Lob zu erhalten. Er schwieg, und der Pole fuhr fort: „Sehen Sie, also deshalb ist die Principessa entfernt worden. Kein anderer weiß es. Nur Ihnen sollte es, wie gesagt, ehrlich mitgeteilt werden. Sie sollen sich hier unterhalten nach Herzenslust die paar Tage, die Sie noch Urlaub haben. Der Herzog wünscht nicht, daß seine Nichte ihre Zeit benutzt, um seine Gäste zum Narren zu halten!“

Noch immer schwieg der junge Offizier. Das zu unrecht empfangene Lob lastete ihm auf der Seele, doch wie sollte er etwas sagen,

Aus unserer Studienmappe:



Ein Feinschmecker. Studie von Hermann Wolff.

was sollte er thun? Stumm schritt er weiter. Nur die Schamröte auf seinen Wangen verlor sich nicht.

Aber der Graf bemerkte es nicht. Er blieb blind wie vorher und erzählte unausgesetzt mit polnischem Redefluß Geschichten. Er erzählte von der Principessa. Ein ganzes Bild entwarf er von ihr: von ihrem Charakter, von ihrer Erziehung. Je mehr er sprach, desto milder wurde sein Urteil. Je weiter sie gingen, desto fröhlicher ward er auch. Von ihren Streichen berichtete er, von ihren Launen, von ihren Ungezogenheiten. Er verschwieg nicht die Strafen, die sie empfangen, die Zuchtmittel, die man vergeblich angewendet, um sie im Zaum zu halten. Seine Schilderung wurde immer liebevoller, und endlich schien er ganz vergessen zu haben, daß ihm offenbar die Aufgabe geworden war, ihre Schlechtigkeit ins

rechte Licht zu setzen, die Sühne, die ihr durch Verbannung von der geliebten Parforcejagd auferlegt, zu betonen, damit der junge unschuldige Offizier auch sähe, wie Herzog und Herzogin ihre Gäste schützten. Er blieb stehen und meinte lächelnd: „Ich habe es Ihnen ja schon den ersten Tag gesagt: elle a le diable au corps."

Der kleine Rosen machte ein fragendes Gesicht bei dem rasend schnellen Französisch des Polen, so daß jener erklärte: „Ich meine: sie hat den Teufel im Leib. Ein Spitzbube!"

„Ein Spitzbube?"

„Ja, ein durchtriebenes Ding, wie es kein zweites gibt."

Da fiel Rosen ein, wie sie ihm damals, als er gefragt, warum sie die erste Jagd nicht mitgeritten, gesagt, das würde sie ihm später einmal erzählen, wenn sie ihn besser kennte. Nun kannte sie ihn besser und er sie, aber sie war fort. Er würde nie wieder eine Antwort bekommen. Darum fragte er den Grafen nach dem Grund.

Jener lachte laut auf:

„Das will ich schon glauben, daß sie Sie erst ein wenig mehr kennen lernen wollte, ehe sie Ihnen das verriet."

„Warum?"

„Nun es illustriert ganz, was ich Ihnen von ihr erzählt habe. So etwas kann nur die Principessa fertig bringen."

Der junge Offizier war neugierig geworden: „Aber Herr Graf können es mir doch sagen."

„Gewiß. Aber Sie behalten es für sich. Sonst wird sie zu schlecht gemacht, und es bleibt immer was hängen. Das ist ein Scherz, der würde an ihr kleben bleiben wie ein Spitzname in der Schule."

Graf Waronski hatte den jungen Offizier so aufgeheitert durch sein Schwatzen, daß er ganz seine schwere, düstere Miene und für den Augenblick ganz sein Liebesleid vergaß. Er bat hastig: „Bitte, das muß ich wissen."

„Der Herzog hat einen alten Kammerdiener, den Lorenz, der schon bald siebenzig Jahre alt ist. Der hatte die Principessa verklatscht beim Onkel — Sie wissen ja, welche Angst sie vorm ‚Klatschen' hat — daß sie über den Zaun des Gemüsegartens gesprungen war mit ihrem kleinen Fuchs und im Spargel Volten geritten hätte. — Sie sehen wieder das reine Kind! — Na, und da hat sie sich gerächt und hat dem alten Knax 41, genau gezählt, 41 Nähnadeln unter die Bettdecke ins Laken gestochen. Dafür durfte sie dann die Jagd nicht mitreiten, bis der alte Lorenz selbst für sie um Verzeihung gebeten hat."

Jetzt fing der kleine Rosen an zu lachen. Graf Waronski lachte auch. Und in dieser heiteren Laune kam dem jungen Offizier das ganze Erlebnis mit der Principessa viel ferner vor, viel milder. Er war weich gestimmt und kam plötzlich auf den Gedanken, das Peinliche abzuschütteln, das für ihn in dem unverdienten Lobe lag. Nur wußte er nicht, ob er es wirklich wagen sollte. Aber als der Graf wieder anfing, von der Principessa zu reden und Geschichten von ihr zu erzählen, faßte er sich endlich ein Herz: „Herr Graf, ich möchte gern etwas gestehen."

„Freut mich sehr — wenn ich Ihnen helfen kann?"

„Ich bin vorhin gelobt worden, und ich verdiene das Lob nicht. Das ist für mich sehr peinlich. Ich . . . ich . . ."

„Sie . . ."

„Ich liebe die Principessa."

Graf Waronski war so erstaunt, daß er herausplatzte: „Na, Teufel noch 'mal, das hat man Ihnen aber nicht angemerkt. Sie haben doch beinahe nie mit ihr geredet, sondern wenn sie ja zusammen waren, so sprach sie mit Ihnen."

„Das mag schon sein, aber, aber ich habe sie sehr geliebt."

Die Redensart kam ihm banal, fast komisch vor, und er fürchtete im ersten Augenblick, der andere möchte ihn auslachen, der Graf Waronski blieb ernst: „Wissen Sie das bestimmt? In Ihren Jahren täuscht man sich auch wohl. Ein Strohfeuer und weiter nichts. Das pflegt nicht tief zu haften. Aber leid thäte es mir . . . wirklich leid. Hm! Vielleicht hat sie Ihnen ganz gut gefallen und Sie nennen das gleich mit einem so stolzen Namen, wie Liebe . . ." Er legte ihm den Arm auf die Schulter, freundschaftlich, wie der Ältere sich wohl dem jungen Manne nähert: „Sind Sie verletzt gewesen, daß das Mädel Sie zum besten gehalten hat? Oder glauben Sie etwa gar, es wäre ihr Ernst?"

„Nein, verletzt nicht . . ."

Der kleine Rosen dachte an das Gedicht, das er in ihrem Notizbuch bei sich trug. Er durfte nicht sagen, daß sie es zweien geschrieben, denn von Erdingen schien niemand etwas zu ahnen. Aber erwähnen wollte er es doch: „Sie hat mir ein Gedicht gemacht."

„Ein Gedicht?"

„Ja. Es ist schön. Sehr schön."

„Das, pardon, das kann sie nicht. Dichten kann sie nicht einen Knittelvers. Dafür kann ich Ihnen bürgen. Sowie es soweit wäre, würde sie anfangen zu lachen."

„Ich kann es auswendig! Wirklich Herr Graf, es ist schön."

„Wie fängt es denn an?"

„Es liegt ein Schloß in weiter Heide
Von Wipfelrauschen eingesäumt . . ."

Weiter kam der kleine Rosen nicht, denn Graf Waronski fing derartig an zu lachen, daß der junge Offizier dachte, es müsse irgend etwas Komisches passiert sein. Als sich der Pole etwas gesammelt hatte, meinte er nur trocken: „Eingesäumt? Darauf reimt glaube ich: ‚Die Brunnen plätschern wie verträumt!‘ Kenne ich! Das hat sie abgeschrieben. Das steht in der Anthologie, die in dem Damenzimmer liegt. Erstes Gedicht. Weiter ist sie mit Lesen nie gekommen. Ich auch nicht."

Nun fühlte sich Rosen doch etwas gekränkt, aber Graf Waronski ließ die Stimmung gar nicht aufkommen, sondern fragte: „Können Sie nicht lachen darüber? Lachen Sie tüchtig, kräftig! Das Lachen ist das Beste, was wir auf der Erde haben! Wenn der Humor kommt, dann sind Sie auch schon geheilt, sage ich Ihnen! Nun, lachen Sie doch!"

Dem kleinen Rosen war doch noch zu traurig zu Sinn. Er schüttelte den Kopf. Aber der Graf ließ ihn nicht los: „Rosen, na vorwärts, lachen Sie mal!"

Und Rosen lächelte ein bißchen, so daß sein Begleiter fröhlich meinte: „So, ist genug für heute. In acht Tagen lachen Sie schon wieder von früh bis abends. Apropos, wie alt sind Sie eigentlich?"

„Zwanzig Jahre."

Graf Waronski schlug die Hände zusammen: „Zwanzig Jahre erst. Nun, da geht's bald wieder vorüber. Zuerst denkt man, die Welt geht zu Grunde. Und nach kurzer Zeit begreift man's selbst nicht, wie man nur so hat sein können! Das ist uns allen passiert, und wir sind alle noch heil und mit dem Leben davongekommen! Alle, alle machen das durch einmal in ihrem Leben, so todsicher, wie jeder irgendeine Kinderkrankheit durchmachen muß, oder wie wir alle geimpft werden. Das ist so, seitdem die Erde steht, und die ist doch ganz regelmäßig ihre Bahn weitergegangen."

Dabei nahm er den jungen Offizier wieder beim Arm und ging mit ihm den Weg weiter durch den Park. Erst als sie an den Platz kamen, wo vor einigen Tagen die Principessa Tennis gespielt und das Raket in ihrer Wut fortgeschleudert, blieben sie halten. Nebeliger Dunst lag auf der Waldwiese. Auf der einen Seite that sich ein Durchblick auf, und man sah im Dämmer weit draußen das Schloß „Herbstfrieden" liegen.

Da meinte Graf Waronski nachdenklich: „Ich sage Ihnen, die kann nur ein Pole bändigen. Ich alter Esel habe auch einmal daran gedacht, aber Gott sei Dank habe ich es nun hinter mir wie Sie, sonst hätte sie mir am Ende auch Stecknadeln ins Bett gesteckt. Sie ist erst 16! Da bin ich zu alt. Aber Sie sind zu jung. Es wäre eine Dummheit für uns alle beide, wenn sie auch immerhin schon einer Dummheit wert wäre!"

Der kleine Rosen seufzte tief:

„Ich werde sie doch nie vergessen."

Graf Waronski lachte:

„Wir wollen uns in einem Jahre wieder sprechen! Wir ändern uns alle. Ich, Sie und die Principessa ebenso. Wer weiß, wie die noch einmal wird: sie heißt ja Pia!"



→ Aus den Berliner Theatern. ←

Von

Hanns von Zobeltitz.

Johannes. Tragödie von Hermann Sudermann (Deutsches Theater).

Mit sieben Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Unter den scheinbar günstigsten Voraussetzungen, in Wirklichkeit unter den denkbar ungünstigsten ging das neueste Werk von Hermann Sudermann in Scene. Seit langen Monaten war die Erwartung auf das höchste gespannt, nicht nur in den litterarischen und den engeren Kreisen der Bühnenfreunde, sondern weit über diese hinaus. Daß ein so durchaus moderner Dichter, wie Hermann Sudermann, an einen biblischen Stoff herantrat, verwunderte, aber interessierte auch allgemein. Dann erfolgte das Verbot der Aufführung, begründet auf eine ältere preußische Ministerialverfügung, welche Dramen, die ihre Gestalten dem Stoffkreis der Heiligen Schrift entlehnen, von der Bühne ausschließt. Etwas Wirkungsvolleres, als solch ein Verbot — dem später die Erlaubnis nachfolgt — gibt es erfahrungsgemäß kaum: es gilt im allgemeinen als der sichere Vorbote des Erfolges. Herr Sudermann las darauf sein Drama vor einer kleinen Zahl litterarischer Freunde und Berliner Kritiker, und es rief bei diesen einen mächtigen Eindruck hervor; selbst bei solchen, welche der Behandlung biblischer Stoffe für die Bühne nicht freundlich gegenüberstehen. Ihre Berichte gingen durch alle Tagesblätter, sie verbreiteten — was nach meiner etwas skeptischen Ansicht vom Einfluß der Kritik noch wichtiger ist — ihre Ansichten über die Größe und Wucht der Dichtung auch persönlich mit wärmster Anteilnahme. Die Spannung wuchs und wurde, gewiß ganz gegen die Absichten des Dichters, durch all die kleinen und großen Mittelchen der Theaterbureaus, der Agentur &c., durch immer neue Notizen über das Schicksal des Dramas fortgesetzt genährt und gesteigert. Endlich kam die Erlaubnis zur Aufführung. —

Seit den Tagen der Lucca — Herr Sudermann möge mir diese Parallele verzeihen! — dürfte bei einer Erstaufführung an einem Berliner Theater kaum solch ein Andrang um Eintrittskarten in die Erscheinung getreten sein, wie vor der Premiere des Johannes. Sie war im voraus zu einem großen Ereignis gestempelt. Wer sich eines, auf geraden Wegen oder durch Hinterthüren, errungenen Billets rühmte, wurde bestaunt und beneidet.

Ich liebe diese Berliner Premieren nicht übermäßig, ich meide sie sogar gern. Es muß allerdings zugegeben werden, daß sich nicht selten die einzelne schauspielerische Leistung gerade in solch einer Erstaufführung am kräftigsten zeigt, am individuellsten, während sie später abflacht; im allgemeinen aber gewährt der dritte, vierte Abend, nachdem sich das Ensemble abgeschliffen hat, nachdem die auch bei der sorgfältigsten Vorbereitung fast unvermeidlichen Irrungen der Regie beseitigt wurden, einen größeren Genuß. Eine spätere Aufführung erlaubt auch ein richtigeres Urteil, das nun nicht mehr beeinträchtigt und beeinflußt werden kann durch den Kampf der Meinungen in Parkett und Foyer, durch die oft so rein persönlichen Differenzen der Freunde und Gegner des Dichters, der litterarischen Koterien, die mit vorgefaßten Urteilen kommen und selbstverständlich auch wieder gehen

Aber es war schon seit Jahren doch noch etwas anderes, was mir den Premierenbesuch so unlieb machte: die breitere Masse der ständigen Gäste aller Erstaufführungen nämlich. Nichts wäre ein gröberer Irrtum, als anzunehmen, daß diese je von irgend einem ernsteren Interesse an irgend einer Dichtung in das Theater geführt wird. Im besten Falle ist das Motiv einfach Neugier; überwiegend aber ist die Sucht, sich zu zeigen, „mit dabei gewesen zu sein“, womöglich einen kleinen Skandal, am liebsten einen großen, zu erleben. Es gibt meiner Ansicht nach kein verständnisloseres und



Hermann Sudermann.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

dabei arroganteres Publikum als das der Berliner Premieren; wenn es trotzdem hier und dort einmal ein richtiges Urteil abgab, dann war dies sicher nicht aus der Überzeugung der Gesamtheit oder nur der Mehrheit entsprungen, sondern die Herde blökte ihren Leithämmeln nach.

Die Erstaufführung des Johannes hat mich in meiner Ansicht nur bestärkt.

Für den, der die Berliner Gesellschaft in ihren so verschiedenen Schattierungen nicht kennt und der zugleich einen kundigen Erklärer zur Seite hat, mag der Anblick eines Hauses, wie das jenes Abends, allerdings interessant sein. Denn selbstverständlich waren so ziemlich alle bedeutenderen litterarischen Persönlichkeiten der Reichshauptstadt im Theater, die gesamte Kritik, fast alle Theaterdirektoren, mancher Künstler und auch manche Künstlerin. Aber sie verschwinden unter der Menge. Und diese — die Herren fast ausnahmslos in schwarzem Gesellschaftsanzug, Brillanten oder Perlen in der Hemdenbrust, die Damen in großer Toilette und strahlendem Juwelenschmuck — entstammt fast ausschließlich den Tiergartenburgen und deren näherer Umgebung; ein Ausschnitt ist's lediglich aus den Kreisen von Berlin W; die Hofgesellschaft, das Offizierscorps, die Diplomatie, die Gelehrten- und Beamtenwelt, das ganze alte Berlin, das Berlin C mit seinen hochgebildeten, wohlhabenden, theaterfreundlichen Bürgerfamilien, fehlen gänzlich; in den Logen sitzen einige wenige Fremde. Eine eigne Mischung von Spannung und Blasiertheit liegt auf den Gesichtern. Durch das ganze Haus weht ein Parfüm, wie von Vanille auf Moschus destilliert.



Joseph Kainz als Johannes.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Berlin.

Daß diesem Publikum ein so ernstes Drama, wie der Johannes, nicht sonderlich gefallen konnte, war vorauszusehen — am allermeisten nach all der höchstgespannten und teilweise künstlich geschürten Erwartung. Hatte man doch sogar die Buchausgabe des Johannes bis zum Tage der ersten Aufführung zurückgehalten. Aber es kam doch noch etwas anderes hinzu, was meiner Meinung nach den relativen Mißerfolg der ersten Aufführung erklären hilft. Wenn drei jener Stammgäste aller Premieren, denen im übrigen ein erstes Auftreten der belle Otero wohl nicht minder interessant ist, als ein neues Drama, bei einander säßen und einer von ihnen würde ehrlich sagen: „Wie kommt denn der gute Direktor Brahm nur in aller Welt dazu, uns vier Stunden hindurch ‚von dem, der da kommen

soll' vorpredigen zu lassen?!" — so würden die anderen selbstverständlich entrüstet erklären, ihr Urteil und ihre Ablehnung sei gänzlich unbeeinflußt von jedem konfessionellen Beigeschmack. Wahrscheinlich würden sie das auch selbst glauben oder sich doch einreden — und trotzdem ist es meiner festen Überzeugung nach unwahr. Es ist das meinerseits auch nicht einmal ein Vorwurf, denn ich finde diesen Ablehnungsgrund menschlich, vom Standpunkt jener aus, ganz erklärlich. —

Also es kam, wie es kommen mußte: gegen alle und jede Erwartung gefiel der Johannes nicht. Oder richtiger: er gefiel nicht annähernd in dem Maße, wie man erwartet hatte. Es fehlte zwar keineswegs an äußerem Beifall für den Dichter, aber charakteristisch genug, nach dem letzten Sinken des Vorhangs wandelte dieser sich zu einem stürmischen, demonstrativen Jubel dem Darsteller der Titelrolle gegenüber, Herrn Kainz, der noch dazu gerade an diesem Abend recht schlecht disponiert gewesen war. Ich müßte mich sehr irren, wenn Herr Sudermann nicht das Haus mit dem Gefühl einer bitteren Enttäuschung verlassen hätte.

Als ich aber durch die Vorhalle des Theaters schritt, gingen vor mir zwei behäbige Herren, sich recht laut unterhaltend. Der eine meinte: „Die Sorma tanzte aber wirklich famos!" und der andere entgegnete brummend: „Na ja ... aber ich hätte doch gedacht, daß die Chose wenigstens am Ende noch solch bissel einen erfreulichen Ausklang haben würde ..."

Etwa zehn Tage später sah ich das Drama — innerlich getrieben von dem Drange, mich von dem Zwangseindruck des Premierenabends zu befreien — zu zweitenmale. Auch diesmal war das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Und da erlebte ich etwas, was mir in meiner langjährigen Theaterpraxis noch niemals vorgekommen war: ich gewann die sicherste Gewißheit eines großen Erfolges, der engsten Wechselwirkung zwischen Dichter und Bühne und Zuschauern — trotzdem sich kaum eine Hand zum Beifallspenden regte. So ist es bis heute geblieben; jeder meiner Freunde und Bekannten, und es gab deren viele, die das Drama sahen, berichteten mir übereinstimmend von dem gänzlich ausverkauften Hause, von dem kraftvollen Eindruck der Aufführung — und von dem Fehlen fast jeder Beifallsäußerung, wie sie sonst der Berliner liebt. Ich denke, gerade in letzterem Moment liegt eine seltene Anerkennung der Dichtung. —



Luise Dumont als Herodias.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Mein persönliches Urteil über das Werk möchte ich vorweg in wenige Worte zusammenfassen: es hat mich in hohem Grade interessiert, und je eingehender ich mich mit ihm beschäftigte, desto mehr gefesselt; in der Tiefe der Seele gepackt, wirklich ergriffen, hat es mich trotzdem nicht. Am wenigsten ergriffen von der Bühne herab — am stärksten gefesselt bei der Lektüre. Und das, trotzdem es mit jenem sicheren Blick für das Bühnenwirksame aufgebaut ist, der Herrn Sudermann eigen ist, und trotzdem die Aufführung eine meisterliche war.

Daß der Dichtung aber — für mich — die elementare Wirkung auf das Herz, auf das Empfinden abgeht, beruht meiner Meinung nach in erster Linie auf der Wahl des Stoffes: Johannes der Täufer ist kein dramatischer Held; er steht allzu sehr unter dem Schatten, den der Erlöser vorauswirft, er bleibt immer nur der Vorläufer des Größeren, er handelt nicht, er kündet und leidet nur. Der doppelte Konflikt, unter dem er leidet, entbehrt nach meiner Ansicht auch der rechten dramatischen Gestaltungsfähigkeit. Der tiefere, innerliche — das Verzagen an der eignen Aufgabe, das Zweifeln am eignen Wert, die Stellung der eignen Persönlichkeit gegenüber der des Heilands und seiner Lehre (diejenigen Motive, welche Sudermann wohl

am stärksten zur Verkörperung des Johannes antrieben) — ist im Grunde mehr zur epischen als zur dramatischen Behandlung geeignet; dieser seelische Konflikt muß außerdem dazu führen, die Gestalt unsicher, wechselvoll, schwankend zu formen. Der äußerliche Konflikt aber, der, möchte ich sagen, die Handlung des Dramas gebiert — die Stellung des Täufers gegenüber den Frauen des Fürstenhauses, der Herodias und der Salome — wurde wiederum durch die Gestalt des Helden ungünstig beeinflußt, der mehr oder minder nur passiv, nur zurückweisend gedacht werden kann, nicht mit irdischen Leidenschaften in der eignen Brust kämpfend. Ich komme darauf noch zurück.

Das Vorspiel führt uns in die Felswüste nahe Jerusalem; es ist nächtliche Dämmerung, in der Ferne leuchtet der Feuerschein des großen Brandopferaltars. Geistig und körperlich Beladene wallen zu dem großen Propheten, dem Täufer, den die einen für den wiedergekehrten Propheten Elias halten, die anderen für den Messias selbst, den Ersehnten, Verheißenen. Er aber weist sie zurück: „Was hab' ich euch zu geben, ich, der Bettler? Und das Wasser, das ich schleppe euch zur Taufe, ist reines Wasser der Buße. Der aber nach mir kommt, der wird euch mit dem Geist und mit Feuer taufen. Und ich bin nicht wert, daß ich mich bücke, ihm die Schuhriemen aufzulösen. So gering bin ich vor ihm.“ Er erzählt den begierig Auflauschenden, wie er einen Jüngling getauft: „Und als ich mein Auge erhob zu ihm, da wußte ich: der ist es — denn der Glanz des Ewigen ruhte auf ihm ... und wie er getauft war von meiner bebenden Hand, da stieg er alsbald aus dem Wasser herauf und siehe! — plötzlich that sich der Himmel auf über ihm, und ich sah den Geist Gottes gleich als eine weiße Taube herabfahren und über ihn kommen und das selige Licht umhüllete ihn fast. Und siehe: eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe ... Da fiel ich auf mein Angesicht und betete an. Und meine Seele bangte nicht.“ Aber dann kündet er weiter, in der alttestamentlichen Auffassung, die noch in ihm lebt: „... vor euch erscheinen wird er, leuchtend als König der Heerscharen! — Und die vier Cherubim vor ihm her — auf gepanzerten Rossen — mit flammenden Sicheln — zu mähen und zu zerstampfen ... Was in Sünden geil aufsprießt, das wird gemähet sein, und was sich bäumt wider ihn, das wird zerstampft sein. Drum, ihr Männer Israels, jätet das Unkraut, das da wuchert und frißt an eurem Leibe, damit ihr nicht verderbet mit euren Verderbern und nicht hinweggefegt werdet mit denen, die euch besudeln — wenn er naht, der den Regenbogen trägt siebenfarbig um das Haupt — er, der da kommen soll — der kommen muß — (brütend) kommen wird.“



E. Reicher als Herodes.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Die letzte Scene des Vorspiels bringt die unerhörte Kunde, daß Herodes, der Vierfürst, Jerusalem zum Passahfest besuchen will, aber nicht allein, sondern daß Herodias mit ihm sein wird, seines Bruders Weib, dem sie um seinetwillen entlaufen, und Salome, deren Tochter; Mirjam, eine junge Dienerin des Palastes, die inbrünstige Verehrerin des Täufers, bestätigt, daß Herodes und seine Buhlin am ersten Passahtage den Tempel betreten wollen, damit der Hohepriester sie segne. Johannes entflammt: er will nach Jerusalem aufbrechen, der Schande entgegenzutreten .. „Reden will ich im Namen dessen, der da kommen soll und dem ich den Weg bereite mit meinem Leibe.“ —

Ich verweilte etwas ausführlicher bei diesem Vorspiel, als ich es wegen des immerhin knappen Raumes, der mir zu Gebote steht, in Bezug auf die weitere Entwickelung des Dramas vermag. Aus zweierlei Gründen aber schien es mir geboten, dem Auftakt des Ganzen etwas eingehender gerecht zu werden. Einmal, um meinen Lesern durch einige Citate ein Bild der Sprache zu geben, die Herr Sudermann im Johannes verwendet. Er ist um dieser Sprache willen von der Kritik vielfach scharf angegriffen worden, man hat sie geschraubt und gekünstelt, manieriert genannt. Meines Erachtens mit Unrecht. Gibt man überhaupt die Berechtigung der Behandlung eines derartigen biblischen Stoffes für die Bühne zu — eine Frage, der näher zu treten ich hier keine Veranlassung habe — so ergibt sich als Notwendigkeit, Stellen der Heiligen Schrift in den Text des Dramas einzuflechten, und es ist nur das Natürliche, daß dies im Anschluß an die Übersetzung Martin Luthers geschieht. Dem muß sich dann aber auch der Zuschnitt des übrigen Textes anschließen, wenn anders nicht ein störender, ja peinigender Unterschied hervortreten soll. Diese Einheitlichkeit zu erzielen, war gewiß schwer,



Hermann Müller als Amasai.
Nach einer Liebhaberaufnahme von Joseph Kainz.

denn die Gefahr lag in der That nahe, daß die Sprache als Kunstprodukt erscheinen konnte. Aber dem großen Sprachgefühl Sudermanns, das fast in allen seinen Werken deutlich hervortritt, gelang es, finde ich, die Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Mit Ausnahme weniger Wendungen, meist im Munde der Frauen, die an Nietzsche anklingen, gibt sich die Sprache markig, kraftvoll und so zeit- und sinngemäß, wie nur möglich. Damit aber war ein Großes erreicht: die Worte der Schrift fügen sich dem Ganzen ohne Zwang ein und verletzen auch ein empfindsames Ohr kaum.

Zum anderen möchte ich Sudermann gleich hier gegen den zweiten Vorwurf in Schutz nehmen, mit der geschichtlichen Überlieferung leichtfertig umgegangen zu sein. Wörtlich genommen, bedarf solch ein Vorwurf an sich eigentlich nicht der Widerlegung, denn es ist das gute Recht des Dichters, den historischen Stoff frei schaffend umzuformen, wie es seiner Ansicht nach der Kunstzweck erheischt. Eine Dichtung ist keine Geschichtsschreibung. Wenn daher z. B. tadelnd bemerkt wurde, Sudermann habe wohl nicht gewußt, daß in Jerusalem nicht Herodes Antipas, sondern Pilatus herrschte, daß, als Johannes den Todesweg beschritt, der Ruf und Ruhm des Messias längst in ganz Israel verbreitet war — so erscheint mir das als ein recht armseliger Vorwurf. Etwas anderes wäre es, wenn der Dichter den Charakter der historischen Gestalten wissentlich verzeichnet, oder wenn er den Charakter der Zeit, in dem sie lebten, nicht getroffen hätte. Das scheint mir aber durchaus nicht der Fall. Was den Johannes anbetrifft, so möchte ich eher glauben, daß ein ernster und achtungswerter Respekt den Dichter zurückhielt, sie frei und so zu gestalten, wie es seinem Kunstzweck an sich vielleicht dienlicher gewesen wäre: als den sich im inneren Kampf verzehrenden Rivalen des Erlösers etwa oder als heißblütigen Mann, der erst nach schwerem Ringen irdische Verlockungen von sich weist! Wie trefflich aber ist der Herodes, dieser Drittelsrömer, Drittelshellene, Drittelsorientale gezeichnet; wie meisterhaft, mit wenigen Strichen, später der Römer Vitellius selbst; wie scharf umrissen ist die Figur des Pharisäers Amasai, dem das Gesetz das Höchste ist. Und nun die umstrittenste Gestalt, die der verführerischen Salome. Einen modernen perversen Backfisch hat man sie genannt, und diese Charakteristik ist so übel nicht. Ich komme noch darauf zurück, daß sie mir (obwohl unstreitig die theatralisch wirksamste) doch die unsympathischste Figur der Tragödie ist und daß sie mir zudem nicht zum Vorteil der Dichtung hineingezogen erscheint; das mag in diesem Zusammenhang merkwürdig klingen, ich denke es aber noch zu begründen. Daß die Salome jedoch so, wie Sudermann sie geschaffen, eine im Rahmen ihrer Zeit unmögliche Gestalt sei, möchte ich entschieden bestreiten. Jene Epoche brachte ohne Zweifel so gut perverse Backfische hervor, wie leider die unsere, ja die Mischung griechisch-römischer Kultur und des orientalischen Haremslebens, die auf eine Salome gewirkt hatte, war gewiß ein besonders günstiger Boden für solche Giftpflanzen. Ich gehöre nicht zu denen, die da meinen, die Menschen seien im Grunde zu allen Zeiten dieselben geblieben — im Gegenteil! Aber ungemein ähnlich waren sie sich gerade zu all den Perioden, die im Zenith überfeinerter Kultur standen ... am ähnlichsten in ihren sittlichen Mängeln. —

Der erste Akt spielt in Jerusalem vor dem Palast des Herodes. Er bringt die große Scene, in der Johannes mit dem Pharisäertum zusammenstößt, mit dem Eiferer Amasai, der dem Täufer mit listigen Worten eine Grube zu graben gedenkt. Hier tritt schon das Schwankende, Unsichere im Wesen des Täufers, der Mangel an Geschlossenheit in der Gestalt hervor; zweimal steht er dem Pharisäer, dem er erst schroff entgegentrat, schließlich doch äußerlich unterlegen gegenüber, und es hat auf mich etwas wie eine theatralische Lösung gewirkt, daß der Dichter ihn beide Male eigentlich nur durch das Dazwischentreten fremder, neuer Personen über diese Momente hinwegträgt. Das erste Mal freilich in überaus geschickter und für die weitere Handlung folgerichtiger Weise. Den Pharisäer berührt

zufällig, gerade im Moment seines Scheintriumphes über den Täufer, ein armes krankes Weib. Da unterbricht er sich: „Rühr' mich nicht an, auf daß ich nicht unrein werde. Siehst du denn nicht, ich bin ein Chabr." Einer der Pilger aber, Simon der Galiläer, tröstet das arme Weib, indem er des Amasai spottet: „Nein, rühr' ihn nicht an, auf daß du nicht unrein werdest . . . Denn die, sich Chaberim nennen, sind unrein durch sich selbst." Und auf den Wutausfall des Pharisäers erklärt der Galiläer weiter: „Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe." Überwältigend klingt dies Wort zu dem Täufer hinüber. Er dringt auf Simon ein: „Wer hat dich das gelehrt?" Aber als ihn der Pharisäer aufs neue höhnt: „Wo ist er, der da kommen soll? Wo ist dein Messias? Wo ist der König der Juden, von dem du schreist?!" — da steht er wieder befangen, verstört, und das eben erscheint mir doch nicht mehr als ein geschickter Theatercoup, daß Sudermann in diesem Augenblick Herodes, den Vierfürsten, mit seinen Frauen und seinem Gefolge auftreten läßt, damit Johannes auf ihn weisend rufen kann: „Da kommt der König der Juden, den ihr verdient!" —

Der zweite Akt spielt im Palaste des Herodes. Mit treffsicheren Strichen führt der Dichter uns zunächst die liebeslüsterne, leidenschaftliche junge Schlange Salome vor und in bewußtem Gegensatze zu dieser ihre herbkeusche, in einer Art mystischer Liebe den Täufer verehrende Gespielin Mirjam; dann die feurige, herrschsüchtige Herodias und den Vierfürsten selbst, der der neuen Gattin schon satt ist und über sie hinweg auf Salome, die junge „Blume zu Saron", lugt. Herodias hat den Täufer, der vor dem Palast wider sie predigt, heraufholen lassen, sie will ihn verderben, wenn sie ihn nicht bestechen, für ihre ehrgeizigen Pläne gewinnen kann. Aber als er in die Halle tritt, ist die Fürstin nicht da. Er sieht sich der Tochter gegenüber, die ihn schon vom Fenster aus erblickt hat, in sinnlicher Leidenschaft für ihn entflammt ist und ihn schmeichlerisch zu umgarnen sucht. Er weist ihre Schönheit zurück — (Johannes: „Gürte deine Lenden, wirf ein graues Gewirk über dein Haar und wende dich von mir . . . Eile, denn ich bin gesandt als ein Zorn über dich und ein Fluch dich zu vertilgen." Salome: „Meister, was soll dein Zorn einer thun, der er ein Jubel ist und ein Feiertag? Und kämest du mir entgegen in Feuerflammen, so will ich meine Jugend nicht beweinen, ich will meine Arme nach dir recken und rufen: Vertilge mich, Flamme! Nimm mich auf, Flamme." Johannes: „Gehe!") — Er weist dann ebenso mit harten mächtigen Worten die Mutter zurück und ruft: Wehe! über sie; sie will ihn ergreifen lassen, sie ruft den Kriegsknechten, aber unter der Wirkung seines Blickes, seiner lächelnden Verachtung des Todes gibt sie ihn frei. — Der Höhepunkt des dritten Aktes und meines Erachtens der Dichtung überhaupt, liegt in der Scene vor dem Tempel. Es ist Morgendämmerung; zahlreiche Pilger ruhen schlafend auf den Stufen. Johannes, in dem das Wort, das er auf dem Markte aus dem Munde des Galiläers Simon hörte, der dann im Gedränge verschwand, das Wort von der Liebe, übergewaltig nachgewirkt hat, sucht unter den Pilgern nach dem Manne. Denn, so sagt er seinen Jüngern, „. . . lieben wollt' ich euch nicht, richten wollt' ich euch im Namen dessen — in wessen Namen? Wißt ihr es nicht?" Er versteht den tieferen, den höchsten Sinn des Wortes Liebe noch nicht — aber er grübelt über ihn, und er ahnt, daß ihm von Galiläa die Wahrheit und die Erkenntnis kommen muß. Doch noch immer ist ihm der Messias, von dem er nun aus des Galiläers Munde zu hören hofft, „König der Heerscharen, mit goldenem Panzer angethan, das Schwert gerecket über seinem Haupte; so wird er kommen, zu erretten das Volk des Herrn. Seine Feinde wird er zerstampfen mit seines Rosses Hufen" — und er staunt, wie eine greise Pilgerin ihn von sich weist: „Den (Messias) will ich nicht. Denn mit goldenem Panzer angethan sind schon so viele gekommen und haben das Schwert gerecket so oft, daß Israel blutet wie ein Opfertier. Und es soll kein König kommen . . . Zu uns Armen ist noch keiner gekommen . . . Gehe fort, Fremdling, du vergreifest dich an



Elle Heims als Mirjam.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.

meinem bißchen Hoffnung ... Geh — du bist ein falscher Prophet." Aber dann sind zwei schlichte Fischer vom See Genezareth da; die erzählen ihm in ihrer naiv anschaulichen Weise, wie eben Männer aus dem Volke sprechen, verwundert, daß man sie fragt, und leise ablehnend, von dem Jesus von Nazareth: daß er Wunder thun soll und von seiner unbegreiflichen Lehre: „Ja, was lehrt er? Allerhand Thorheit lehrt er ... ja: wir sollen unsere Feinde lieben ... Und segnen, die uns fluchen — und bitten für die, die uns verfolgen."

Wir sollen unsere Feinde lieben! Als Herodes und Herodias nahen, um den Tempel zu schänden, da drängen Jünger und Volk den Täufer auf die Stufen, preisen ihm einen Stein in die Hand, daß er als erster ihn auf jene schleudere. Noch einmal schwankt er. Er hebt den Stein: „Im Namen dessen —" aber nun hält er inne, wie zerbrochen, und fährt stockend, halb fragend, fort: „Der — mich — dich — lieben heißt ...?" Der Stein entfällt seiner Hand, und unter dem Wehgeschrei der Menge bietet er sich den Fesseln der Schergen dar.

Hier liegt, sagte ich, der Höhepunkt des Dramas. Aber hier zeigt sich doch auch am schärfsten, wie undramatisch eigentlich dieser Held ist. Und auch wieder recht deutlich der eigne Unterschied zwischen Buch und Bühne. Gelesen wirkt diese Scene ergreifend, man fühlt den inneren Kampf in der Seele des Täufers, lebt ihn mit ihm durch; auf der Bühne, auf der sich nun einmal in erster Linie nur Handeln, nicht passives Empfinden verkörpern läßt, geht sie ohne packende Wirkung vorüber. Ja, sie hinterläßt für den Augenblick fast ein Gefühl der Enttäuschung über den schwankenden Schwächling — selbst für den merkwürdigerweise (beinahe möchte man sagen: gegen die eigne bessere Einsicht!) der mit der Dichtung schon durch die Lektüre vertraut ist. —

Im vierten Akt ist Johannes der Gefangene des Herodes, der ihn mit sich geführt hat nach Galiläa, nach seiner Residenz. Noch einmal sucht ihn der Vierfürst in einer, seinen komplizierten Charakter vorzüglich zeichnenden Scene zu gewinnen; noch einmal naht ihm Salome mit ihrer Schönheit, verführerisch, wie eine tropische Giftblüte. Er staunt über sie: „... wahrlich — mächtig bist du — die Welt trägst du auf deinen Armen — denn du bist die Sünde." — Salome: „Süß wie die Sünde — so bin ich." — er weist sie wieder weit von sich ab. Zornbebend geht sie. Und er erlebt, daß der oberste seiner Jünger sich von ihm wendet, zu Jesus von Nazareth — dem Jesus, der seine eignen Sinne unaufhörlich beschäftigt, an den er noch nicht voll glauben kann, noch nicht ganz glauben will. Zu ihm sendet er nun, in der Gewißheit des nahen Endes, die treu gebliebenen Jünger: „Und wo ihr ihn findet, da sprechet zu ihm: Johannes, der gefangen ist, fraget dich also: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? So fraget ihn, und wenn er geredet hat, dann kommt wieder — eilends — denn meine Sehnsucht ist groß nach ihm." —



Agnes Sorma als Salome.
Nach einer Photographie von W. Höffert in Berlin.

Über dem Haupte des Täufers hat sich das Verderben zusammengezogen. Nicht von Herodes droht es ihm — der möchte ihn, in seiner klügelnden Weise durch ihn interessiert, sogar retten — sondern von den Frauen. Herodias, die Geschmähte, die ihn fürchtet, will seinen Tod nicht minder als Salome, die Verschmähte.

Ich möchte hier einschaltend zunächst gestehen, daß mir die Motive der Herodias, wohlverstanden innerhalb der Entwickelung dieses Dramas, doch nicht ganz einleuchtend sind. Sie selbst ließ den Täufer, nachdem er sie mit Schmähungen überhäuft, frei ausgehen; seither ist er ein Gefangener, dessen Kraft ihr schon gebrochen erscheinen mußte seit der Scene vor dem Tempel. Sie hat eigentlich keinen Grund mehr, ihn zu fürchten; ihn zu hassen nicht mehr Grund als damals, wo sie ihn freigab. Hier scheint mir eine kräftigere Motivierung ihres Verlangens, wie sie das Drama heischt, zu fehlen. —

Doch das nur nebenbei. Wesentlicher und wichtiger dünkt mich die Salome und die Stellung, die der Dichter ihr anwies. Ich habe mich immer wieder gefragt, warum, zu welchem künstlerischen Zwecke flocht Herr Sudermann diese Gestalt — so wie er sie schuf — in das Drama ein? Das Nächstliegende wäre ja gewesen: um einen inneren Konflikt in der Seele des Täufers zu entzünden, den Kampf gegen die Sünde in der eignen Brust. Davon aber ist gar nicht die Rede; die Verführungskünste der schönen „Rose von Saron“ prallen von dem Täufer völlig ab, sie berühren ihn nicht. Dann habe ich daran gedacht, ob es Herrn Sudermann nur darauf ankam, den Gegensatz zwischen der verzückten, keuschen Liebe der Mirjam und der krankhaften Leidenschaft der Salome dichterisch darzustellen. Aber auch dies kann nicht sein, sonst hätte der Dichter der rührenden Mirjam einen breiteren Raum gewährt. Schließlich bin ich doch zu der Überzeugung gelangt, daß Herrn Sudermann die nun einmal durch die Ueberlieferung ihm dargebotene Gestalt der Salame vornehmlich als wirksame Bühnenfigur reizte. Das sall an sich kein Vorwurf sein, denn wer für die Bühne schreibt, muß das auf ihr Wirksame berücksichtigen; man würde es Herrn Sudermann schließlich auch nicht verargen können, wenn er sich unwillkürlich vor Augen hielt, eine wie über alle Maßen glänzende, geistreiche Schauspielerin ihm für die entscheidenden Aufführungen des Johannes zur Verfügung stand. Daß mir persönlich die Zusammenstellung des Täufers und der lüsternen Dirne nicht sympathisch ist, will ich nur erwähnen, denn ich weiß sehr wohl, daß es sich hierin eben um ein persönliches Empfinden handelt, über das ein kritisches Wort sich hinwegsetzen können muß. Was ich vermisse, ist die organische Einfügung der Salome in das Kunstwerk, in dem sie, eigentlich nur eine Episodenfigur, sich schließlich fälschlicherweise zur Trägerin des Ganzen auswächst und das Interesse ungerechtfertigterweise von der Gestalt des Täufers ablenkt.

Der Schlußakt der Tragödie ist mit geradezu staunenswerter Beherrschung aller Mittel, die dem Dramatiker zu Gebote stehen, aufgebaut. Wie Herodias, alle schlechten Instinkte in der Seele der Tochter und in der des Vierfürsten kennend, jene dazu gewinnt, um das Haupt des Täufers zu tanzen; wie der kühle, überlegene Römer Vitellius sich über diesen Tanz und das seltsame Begehren des jungen, schönen Mädchens belustigt, dazwischen in Seelenruhe die Pfauenlebern des Gastgebers lobend; wie var allem aber dem Täufer in einer großen Scene voll schönen Schwunges noch einmal das Wort gegönnt wird, in dem er frohlockend sein Erkennen zusammenfaßt — das alles ist in seiner dramatischen Lebendigkeit, in den knappen, sinnfälligen Wendungen von Rede und Gegenrede geistreich erdacht und vortrefflich durchgeführt! Bis dann endlich sich von der Gasse ein Singen und Jauchzen erhebt und immer mächtiger anschwillt — bis Herodes, vom Prunklager am Speisetisch aufspringend, hört, daß das Volk draußen Hosianna ruft „dem, der da kommen sall, dem König der Juden“ — Jesus von Nazareth. Er heischt, daß der Varhang zurückgerollt wird; er will höhnend ihm zutrinken, ihn grüßen . . . man schaut auf die Straße, auf die palmenschwingende Masse . . . aber als der Vierfürst hinabblickend die Trinkschale hebt — „Gegrüßest seist du mir — König — der —“ da stutzt er, die Schale entgleitet seiner Hand — er wendet sich ab, er taumelt zurück und verhüllt das Gesicht mit dem Mantel. Unter brausendem Hosianna sinkt der Vorhang. — — —

Der Streit der Meinungen über das Werk dürfte so bald nicht verstummen. Was bisher über den Johannes geschrieben wurde, stand unter dem frischen Eindruck der Erstaufführung, die litterarische Würdigung wird erst nachfolgen. Und sie wird dann auch dem ernsten Wollen des Dichters gerecht werden; sie wird sich gleich weit entfernt halten müssen von jener Überschätzung, welche in der Tragödie den Ausgangspunkt einer neuen Epoche unserer dramatischen Kunst sehen wollte, wie van dem hämischen Tadel oder dem billigen Spott, der es van Hermann Sudermann nicht verstehen kann, daß er sich in ehrlichem Ringen nach einem hohen Ziele an diesen Stoff wagte. —

Nur wenige Worte noch über die Aufführung.

Es genügte eigentlich, sich kurzweg mit den Worten zu bescheiden: sie war groß über jedes Lob. Selbst dem vielangefochtenen Johannes des Herrn Kainz gebührt, wenn man van seiner persönlichen Erscheinung absieht, die wenig für den Täufer paßt, volle Anerkennung. Er betonte in der Erstaufführung mehr den schwankenden, träumerischen Johannes, und das wurde ihm zum Vorwurf gemacht; als ich ihn zum zweitenmale sah, gab er sich vielfach markiger, feuriger, selbstbewußter. Ob schließlich die Einheitlichkeit der Auffassung nicht darunter litt, möchte ich nicht entscheiden. Ausgezeichnet war Herr Reicher als Herodes — ich habe ihn nie bedeutender gesehen; vortrefflich waren Frl. Dumont (Herodias) und Herr Herm. Müller (Pharisäer), vielversprechend gab sich eine junge Kunstnovize Frl. Heims in der kleinen Rolle der Mirjam.

Und nun Frau Agnes Sorma als Salome! Ich kann nichts Besseres finden, als das bewundernde Wort: diese Salome erschien mir als eine der höchsten Offenbarungen des schauspielerischen Genies! Ich verzichte auch darauf, das Bild zu zergliedern, wie sie es dem Dichter nachschuf, ja, ihn gewiß in hundert Einzelzügen ergänzend, erst begreiflich und — nicht zuletzt durch ein Betonen der Jugendlichkeit, der Unerfahrenheit — ästhetisch möglich machte. Freilich eins wurde mir gerade gegenüber der Gestalt, die Frau Sorma schuf, klar: dieselbe Rolle, von einer Durchschnittsschauspielerin gegeben, muß abstoßend wirken. Und dann nach etwas anderes, mit dem ich auf mein Gesamturteil über die Salome zurückgreife: wird sie van einer Kraft auch nur zweiten Ranges gespielt, sa muß sie den Eindruck des ganzen Dramas, vielleicht bis zum Mißerfolg, schädigen; liegt sie aber in den Händen einer Sorma, so reißt sie, über ihre eigentliche Bedeutung hinaus, das Interesse sa gewaltig an sich, daß der Täufer in den Schatten tritt. Auch damit, glaube ich, bestätigt sich meine Ansicht, daß Herr Sudermann dieser Gestalt nicht die richtige Stellung in dem Drama gegeben hat.

Der Kampf ums Herz des schwarzen Erdteils.

Von
Dr. R. Charpentier.

Seit zu Anfang der achtziger Jahre Deutschland durch die Besitznahme einiger afrikanischer Küstengebiete die Afrikafrage auf die Tagesordnung der Politik der europäischen Mächte gebracht hat, vergeht kein Monat mehr, ohne daß Schwierigkeiten zwischen den europäischen Staaten und den Bewohnern Afrikas oder, noch häufiger, Streitigkeiten zwischen den ersteren wegen afrikanischer Fragen die Tagespresse beschäftigen. Lange Jahrzehnte hindurch, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum letzten Viertel des laufenden, kümmerte sich mit Ausnahme der Geographen fast niemand um Afrika. Man sah im größten Teil dieses Erdteils lediglich eine Quelle von Negersklaven. Das Kapland wurde von den Engländern eigentlich nur wegen seiner Wichtigkeit für die Schiffsverbindung mit Indien gehalten. Wirtschaftlichen Nutzen erwartete man nicht davon. Den Norden überließ man ruhig der Mißwirtschaft der Türken und Mauren, die tropischen Gebiete derjenigen der Spanier und Portugiesen. Die wenigen Stationen der Engländer und Franzosen dienten nur dem Menschenhandel. Als dieser erst moralisch geächtet und dann international beseitigt wurde, dachte man in London wie Paris wiederholt an Aufgabe der letzten Besitzungen im tropischen Afrika. Die Eroberung Algiers in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts durch Frankreich wurde von der öffentlichen Meinung allenthalben als ein der inneren französischen Politik entspringendes Manöver ohne jeden Nutzen für Frankreichs Volkswirtschaft aufgefaßt und von sehr vielen Seiten getadelt. Auch die Wegnahme von Tunis wurde meistens so beurteilt. —

Diese Verhältnisse änderten sich in aller Stille in den letzten Jahrzehnten. Die immer höher entwickelte Industrie brauchte große Massen vegetabilischer Fette. Die Handelswelt entdeckte, daß solche in ungeheurer Menge in den Palmenwäldern Afrikas vorhanden waren. Ein Haus nach dem anderen rief daher dort Faktoreien ins Leben, um Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse und dergleichen billig einzukaufen. Als nun gar noch in Gegenden, die bis dahin als ganz wertlos galten, Gold und Edelsteine gefunden wurden, als man entdeckte, daß das Innere Afrikas noch mächtige Vorräte von Elfenbein berge, begann der schwarze Erdteil auf einmal zunächst in kaufmännischen Kreisen größere Aufmerksamkeit zu erwecken. Durch sie wurden die Regierungen für Afrika interessiert, und es begannen erst Belgien, dann Frankreich und England Schritte zur Erwerbung afrikanischer Gebiete zu unternehmen. Die Einmischung Deutschlands beschleunigte diese Bewegung; jede Macht beeilte sich nun ihre alten Rechtstitel hervorzukramen oder schleunigst neue zu erwerben, um sich einige Stücke der Küste zu sichern. — Binnen wenigen Jahren war die gesamte Küste Afrikas unter die Staaten Europas verteilt und prangte auf den Karten in den schönsten Farben!

Man konnte gegen Ende der achtziger Jahre, als dieser Wettlauf beendigt war, annehmen, daß nun Afrika für längere Zeit wieder weniger von sich reden machen werde. Es ließ sich doch erwarten, daß jeder Staat nun zunächst seinen neuen afrikanischen Besitz wirtschaftlich zu entwickeln versuchen und je nach den Ergebnissen seine späteren Maßnahmen einrichten werde. Diese Erwartung hat sich indessen nicht erfüllt. Kühne englische Spekulanten, an ihrer Spitze der durch die Diamantgruben reich gewordene Cecil Rhodes, gingen, als die Küste vergeben war, sogleich dazu über, sich des weiten herrenlosen Innern zunächst von Südafrika zu bemächtigen. Ihr Beispiel erweckte sofort die Eifersucht Frankreichs. Hier wurde der Wunsch laut, das gesamte Innere des nördlichen Afrika zu erwerben, und dem Plan Englands für ein englisches Reich vom Kap bis nach Ägypten, einen solchen für ein französisches Reich vom Senegal bis zum Roten Meer entgegenzustellen! Den Worten folgte rasch die That. Die französischen Besitzungen im Norden Afrikas wurden bis weit ins Innere ausgedehnt,

durch die Eroberung Dahomeys wurde ein Zugang zum mittleren Niger geschaffen, von Gabun aus wurden ungeheure Strecken im mittleren Afrika bis in das Gebiet der Quellflüsse des Nil französischem Einfluß unterworfen. Nicht genug damit war die französische Kolonialpolitik ohne Unterlaß bemüht, die kleine französische Besitzung Obok, am Roten Meer, immer weiter nach dem Innern zu auszudehnen und die Unterstützung Abessyniens für ihre Pläne zu gewinnen! — England breitete dem gegenüber seinen Einfluß im südlichen Centralafrika immer mehr aus, unterstützte die Nigercompany bei ihren Bemühungen, alle unbotmäßigen Herrscher ihrer Einflußsphäre zu unterwerfen, befestigte nach Kräften seinen Einfluß in Uganda und Ägypten und suchte den Kongostaat, sowie die Italiener in Abessynien seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1895 war die Lage der beiden Mächte bei diesem Wettkampf ums Innere Afrikas in großen Zügen die folgende: Frankreich besaß im Norden Afrikas Algier und Tunis; im Nordwesten die großen Kolonien Senegal, Elfenbeinküste, Dahomey, Gabun-Kongo; im Osten Obok, ein kleines aber sehr gut gelegenes Gebiet im Süden Abessyniens und am Südende des Roten Meeres. — Das Bestreben der kolonialen Kreise Frankreichs war damals in erster Linie auf Ausdehnung der französischen Herrschaft nach dem Süden von Algier und Tunis gerichtet. Man wollte sich im Südosten der Oasen Ghadames und Rhat, im Südwesten der Oasen von Tuat bemächtigen, um auf diese Weise den gesamten Handel, der zwischen Tripolis und Marokko im Norden und den großen Sudanreichen des Südens besteht, in die Hand zu bekommen. Daneben fehlte es nicht an Wünschen, auch ganz Marokko und Tripolis dem französischen Besitz einzuverleiben. Als Mittel zur Ausführung dieser Absichten dienten unausgesetzte Vorschiebung von Militärstationen in die Sahara hinein und Fortsetzung der Bahnlinien, welche schon jetzt die nördlichsten Oasen der Sahara mit der Küste verbinden. Hand in Hand hiermit gingen Expeditionen von den Kolonien im Westen nach dem Norden und nach den Sudanreichen des innersten Afrika. Wiederholt gelang es französischen Forschern, vom Senegal aus bis zum Tschadsee vorzudringen. Außerdem glückte es der Verwaltung des Senegal, sich der altberühmten, wenn auch jetzt ganz in Verfall geratenen Handelsstadt Timbuktu am oberen Niger zu bemächtigen. Dieser letztere Erfolg insbesondere war es, der den Unternehmungsgeist der Franzosen neu anfeuerte. War es früher nur ihr Wunsch gewesen, den Senegal durch eine Bahn in Verbindung mit dem Niger zu setzen und einen Teil des Nigerhandels nach ihrer Senegalkolonie abzulenken, so machte sich jetzt bei ihnen die Sehnsucht geltend, alle ihre westafrikanischen Kolonien im Innern unter sich und mit Algier und Tunis in Verbindung zu bringen. Man begann in Paris davon zu schwärmen, daß das ganze nordwestliche Afrika französischer Besitz werden müsse. Die fremden Kolonien wollte man zu kleinen Küstenenklaven herabdrücken!

Der Verwirklichung dieses weniger wirtschaftspolitischen Erwägungen als dem Traume eines afrikanischen Reichs entspringenden Gedanken standen aber die Rechte und Ansprüche fremder Staaten entgegen. Die Türkei widersetzte sich dem Plane Frankreichs, Tripolis seiner Verbindungen mit dem Sudan zu berauben. Dieselbe Haltung nahm Marokko ein, und hinter ihnen standen verschiedene europäische Mächte, nicht zum wenigsten Spanien, Italien und Großbritannien. Auch in Deutschland war in kolonialen Kreisen keine Neigung dazu vorhanden, die beiden westafrikanischen Kolonien Kamerun und Togo durch Frankreich vom Innern Afrikas vollständig abschneiden zu lassen. Am größten aber war der Widerstand gegen Frankreichs Pläne bei England, welches der Besitzer der wichtigsten Teile Afrikas bereits war und sich in erster Linie dazu berufen hält, den dunklen Erdteil soweit wie möglich in Eigentum zu nehmen.

England besaß damals in Nordafrika so gut wie zu eigen das reiche Ägypten; im Westen die Kolonien Gambia, Sierra Leone, Goldküste, Lagos und Nigerprotektorat; im Süden Walfischbay, Kapland nebst Zubehör; das centralafrikanische Protektorat; im Osten: Zanzibar, Ostafrika mit Uganda und endlich die nördliche Somaliküste, welche an Obok angrenzt. Von diesem

ungeheuren, über den ganzen Erdteil verstreuten Besitz stand in direkter territorialer Verbindung nur Kapland mit Natal, Zululand und Centralafrika, sowie Ostafrika mit Uganda. Eine Landverbindung der westafrikanischen Besitzungen untereinander war nicht nur nicht vorhanden, sondern bei Gambia und Sierra Leone durch Grenzverträge mit den Franzosen überhaupt unmöglich gemacht. Eine volle Verbindung war noch möglich: zwischen Goldküste, Lagos und Nigergebiet, sowie zwischen Uganda und Ägypten, vielleicht auch mit Somaliland. Die Verbindung Centralafrikas mit Uganda war unmöglich gemacht durch Deutschostafrika und den Kongostaat, welche die genannten englischen Kolonien vollständig auseinander reißen.

Um die letztere Verbindung nachträglich doch noch herzustellen, hatte England auf Betreiben von Cecil Rhodes sich vom Kongostaat in aller Stille einen schmalen Landstreifen abtreten lassen, welcher an der Grenze des deutschen Ostafrika entlang lief, und das centralafrikanische Protektorat in direkte Beziehung mit Uganda gesetzt hätte. Rhodes plante auf diesem Streifen die Errichtung einer Telegraphenlinie, die nach ihrer Vollendung Kapstadt mit Alexandrien verbinden sollte. Dieser Plan scheiterte am Einspruch Deutschlands, hinter dessen Rücken und zu dessen Schaden er aufgestellt worden war. Der Kongostaat, welcher infolge seiner Entstehung und staatsrechtlichen Stellung nicht ohne Genehmigung aller Großmächte, deren Beschlüssen er seine Existenz verdankt, über Teile seines Gebiets verfügen kann, wurde von Deutschland gezwungen, das Abkommen mit England wieder rückgängig zu machen. Auch zur Herstellung der Verbindung des Nigergebiets mit Goldküste und Lagos hätte England bis zu einem gewissen Maße einer Verständigung mit Deutschland bedurft, da letzteres Ansprüche auf Gebiete im Hinterland Togos bis zum Niger erhob.

Hätte England sich entschlossen, Deutschland durch irgend welche Zugeständnisse zum Verzicht auf diese Ansprüche und zum Zusammenwirken gegen dritte Mächte zu bewegen, so wäre hier schon 1895 allen Ausdehnungsgelüsten Frankreichs ein fester Riegel vorgeschoben worden. Zum Nachteil Großbritanniens vermochte sich aber die englische Regierung zu einer gütlichen Einigung mit Deutschland hier ebensowenig wie in Südafrika zu entschließen, wo die Existenz der Boerenstaaten seiner Kolonisationspolitik schwere Hindernisse entgegenstellt. In London versuchte man vielmehr Frankreich zu gewinnen und gegen Deutschland auszuspielen. Dieser Versuch scheiterte kläglich und gab dazu Veranlassung, daß Deutschland die englischen Afrikapläne an allen Punkten durchkreuzte. Frankreich gewann dadurch freie Hand und benutzte die Gelegenheit, um nun in kurzer Frist energisch seine auf Nordafrika gerichteten Pläne nicht nur in dem ursprünglichen Umfange auszuführen, sondern auch die Erschütterung der englischen Machtstellung in Ägypten und im östlichen Afrika ins Auge zu fassen. —

Man mag den Wert des größten Teiles des centralen Afrika noch so gering veranschlagen und noch so wenig Nutzen von einer Verbindung der afrikanischen Küstenkolonien unter sich auf dem Wege durch das ungeheure, teils wüste, teils von wilden Völkern bewohnte Innere des dunklen Erdteils erwarten, man wird doch die Großartigkeit und Geschicklichkeit der Politik, welche Frankreich in den zwei letzten Jahren England gegenüber in Afrika ins Werk gesetzt hat, rückhaltlos bewundern müssen. Ganz unvermutet wurden gleichzeitig an den verschiedensten Stellen Afrikas gegen die Engländer und alle ihnen dienstbaren Interessen Schläge geführt und Maßnahmen getroffen, welche selbst die als ganz gesichert betrachteten Stellungen Englands bedrohten. Regierung und Privatleute Frankreichs wirkten dabei um die Wette und ergänzten sich in glücklichster Weise. Um ihre Thätigkeit zu würdigen, bedarf es zunächst eines Blicks auf Englands Schritte.

England hatte, als es sich seiner Vereinzelung und der von Frankreich drohenden Gefahr bewußt wurde, gleichzeitig im Osten und Westen großartige Maßnahmen ins Werk gesetzt, um sich des Besitzes aller noch nicht vergebenen Teile Afrikas zu versichern. Eine Anzahl großer Expeditionen schloß mit den Fürsten der Staaten am mittleren Niger Verträge und stellte sie unter die Oberhoheit der Nigercompany. Von der Goldküste und Lagos aus wurden große Abteilungen europäischer und ein-

heimischer Truppen ins Innere geschickt, um dort den letzten selbständigen und unabhängigen Negerstaaten den Garaus zu machen. Durch sie wurden erst das Aschantireich und dann die Sultanate Ilorin und Nupe gewaltsam erobert und England unterworfen. Es wurde auch versucht, den mächtigsten, noch selbständigen Fürsten Westafrikas, den Sultan Samory, für England zu gewinnen. Dieses Unternehmen scheiterte, dafür aber schlossen englische Missionen mit den Herrschern von Sokoto, Gandu und Borgu Verträge ab, auf Grund deren England sich als Herren des gesamten riesigen Gebietes des mittleren Niger und von da bis zum Tschadsee betrachtete. — Noch umfassender und großartiger waren die Maßregeln, welche England traf, um sich des Besitzes der Quellengebiete des Nils zu sichern. Es wurden hier zu gleicher Zeit Schritte von Süden, Norden, Osten und Westen eingeleitet, welche jeder Einmischung Frankreichs von vornherein vorbeugen und England in die Lage setzen sollten, mit überlegener Macht an Ort und Stelle Angriffe abzuwehren. Zunächst suchte Lord Salisbury den längst fertig gestellten, aber als zu kostspielig beiseite gelegten Plan des Baues einer Eisenbahn von Mombas bis zum Viktoriasee wieder hervor. Er erkannte in einer solchen Bahn das Mittel, England in die Lage zu bringen, jederzeit beliebige Truppenmassen ins obere Ägypten zu werfen und so nicht allein eingeborenen Aufständen in Zukunft vorzubeugen, sondern auch fremder Einmischung ein Ziel zu setzen. Daneben schwebte ihm wohl auch noch der Wunsch vor, England für den schlimmsten Kriegsfall hier einen, wenn auch weiten, doch sicheren Weg nach und von Indien zu verschaffen. Das Parlament bewilligte ohne weiteres die nötigen Millionen, Anfang 1896 wurden schon die ersten Schienen gelegt, und seitdem schreitet der Bau dieser Bahn ununterbrochen fort. Man hofft im Jahre 1900 spätestens den Victoriasee zu erreichen. Die unerwartete verhältnismäßige Langsamkeit des Fortschreitens dieses großen Werkes raubt ihm allerdings einen Teil seiner politischen Bedeutung. Dafür hatte aber der Premierminister Vorsorge getroffen, daß inzwischen England der Weg von Norden und Osten ins Nilquellengebiet geöffnet würde. Aus Mitteln Ägyptens und Englands wurden militärische Maßnahmen gegen die Mahdisten in größtem Umfang ins Werk gesetzt. Eine Feldbahn, welche Hunderte von Meilen durch die Wüste gelegt, zerlegbare Dampfer, welche auf den mittleren Nil gebracht wurden, unterstützten das englisch-ägyptische Heer, welches die Mahdisten immer weiter nach Süden gedrängt hat und in absehbarer Zeit zur Unterwerfung zwingen dürfte. Um den Kampf noch wirksamer zu machen, hatte England sich mit den Italienern am Roten Meer verbunden und sie bewogen, ihre Maßnahmen so zu treffen, daß den Mahdisten von Osten keine Hilfe zufließen konnte. — Nicht genug damit, verständigte sich Lord Salisbury mit dem unabhängigen Kongostaat. Dafür daß er dem König Leopold die ehemalige Provinz Emin Paschas am oberen Nil mit den Hauptorten Lado und Wadelai pachtweise überließ, was einem alten Wunsche des Königs entsprach, verpflichtete sich dieser, alle Kräfte des Kongostaats aufzubieten, um im Nilquellengebiet mit den Engländern gegen die Mahdisten zusammenzuwirken. Wie schon erwähnt, hat sich außerdem der Kongostaat bereit gezeigt, die Durchlegung der von Süden kommenden englischen Telegraphenlinie durch sein Gebiet zu erlauben und zu unterstützen. — Schließlich rüstete England noch eine außerordentlich große Expedition in Mombas aus, welche unter Führung von Mac Donald in aller Eile durch Uganda sich ins Nilquellengebiet begeben und dort festsetzen sollte!

Diese mit Aufwand vieler Millionen und ausgezeichneter Kräfte unternommenen Maßregeln schienen den vollen Erfolg Englands so gut wie sicher zu stellen, und man sah mit verächtlicher Geringschätzung in London auf die Gegner herab. Deutschland wurde behandelt, als wenn es überhaupt nicht mitzählte, und Frankreich gegenüber wurde jedes Nachgeben in afrikanischen Fragen abgewiesen. Dieses Verhalten schreckte aber die französischen Kolonialpolitiker keineswegs; es spornte sie vielmehr zu noch größerem Wagemut an.

Die ersten Schläge führte die Pariser Diplomatie gegen die englische Stellung in Ägypten. Das Verhalten der Engländer in Ägypten wurde in jeder Weise angegriffen und ihrer Verwaltung mit Hilfe

der Ägypter und der Pforte möglichste Hindernisse bereitet. Hatte Lord Salisbury sich mit den Italienern verbunden, so knüpfte Frankreich, unterstützt von Rußland, Beziehungen zu Abessynien an. Es versorgte den Negus mit Geld, Waffen und Offizieren und setzte ihn in stand, die Oberherrschaft der Italiener mit Gewalt abzuschütteln. Von Abessynien aus scheint Frankreich auch mit den Mahdisten in Fühlung getreten zu sein, um sie beim Kampf gegen England zu unterstützen. — Der zweite Schachzug der Franzosen war Verständigung mit Deutschland zum Schaden Englands in Westafrika. Nachdem es sich durch einen Vertrag wegen der Grenze zwischen Kamerun und Kongo freie Hand am Tschadsee geschaffen, erkaufte es von Deutschland für die Abtretung einzelner wertvoller Landstriche an der Grenze Togos Verzicht auf die deutschen Ansprüche an die Reiche des mittleren Niger und wurde so des einen ihm unbequemen Mitbewerbers ledig. Seine außerdem auf Verträge und Ketten von Stationen begründeten Rechte erhielten dadurch natürlich England gegenüber ein größeres Gewicht! — Abgesehen hiervon entsandte Frankreich in aller Stille mehrere bedeutende Expeditionen, welche sich mit bewaffneter Hand in den Besitz der streitigen Gebiete setzen und dort die französische Flagge hissen sollten. Die eine dieser vom Leutnant Gentil geleiteten Expeditionen ist von Gabun nach dem Tschadsee gerichtet worden. Sie soll dort einen Dampfer in Betrieb setzen und mit seiner Hilfe Frankreichs Einfluß auf den mittleren Sudan ausdehnen. Die zweite Unternehmung, an deren Spitze die Offiziere Liotard und Marchand stehen, ist von Gabun auf dem Wege über den großen Nebenfluß des Kongo, Ubangi, direkt nach dem Nilquellgebiet gesandt worden. Mit ihr am Nil zusammentreffen sollte eine fernere Expedition, geleitet von Bonchamps, welche von Obok ausgegangen ist und für deren Unterstützung der Negus von Abessynien, Menelik, gewonnen worden war.

Welche Erfolge diesen Expeditionen zu teil geworden sind, steht augenblicklich noch nicht fest. Ueberschwengliche Hoffnungen wechseln in dieser Hinsicht bei den Franzosen mit ernsten Befürchtungen. Von der Mission Gentil liegen bei dem Mangel an regelmäßigen Verbindungen und den ungeheuren Entfernungen, welche den Tschadsee von civilisierten Gebieten trennen, nur monatealte Nachrichten vor. Ihnen zufolge war es gelungen die schwierigsten Teile des Wegs glücklich zurückzulegen und einen Nebenfluß des Scharistromes zu erreichen, der von den Quellengebieten des Nil zum Tschadsee fließt. Ist Gentil und seinen Begleitern nicht im letzten Augenblick noch ein unerwartetes Unglück zugestoßen, so schwimmt das von ihnen transportierte Stahlboot bereits auf dem Tschadsee, und es wird vielleicht der Versuch einer Befahrung des Schari bis in seinen Oberlauf ausgeführt. — Die Expedition Bonchamps soll nach den Meldungen französischer Blätter den Nil bereits mit Hilfe der Abessynier erreicht und dort die französische Flagge gehißt haben. — Am widerspruchvollsten sind die Nachrichten über den Stand der Expeditionen Liotard und Marchand, welche, wie erwähnt, auf dem Ubangi und seinem nördlichen Zufluß, dem M'Bomu, bis ins Land der großen Quellseen des Nil vordringen sollten. Englische Offiziere, die im Dienste des Kongostaates stehen, erzählten im Sommer 1897, daß alle die Berichte von den großen Erfolgen der Franzosen in ihren Besitzungen am Kongo und Ubangi stark übertrieben seien, daß sie dort weder über genügende Mannschaften, Stationen und Vorräte zu großen Unternehmungen verfügten, noch der Unterstützung oder auch nur des guten Willens der Eingeborenen sicher seien. Im Dezember 1897 berichteten dieselben Kreise mit voller Bestimmtheit, daß die Expedition Marchand von den Eingeborenen angegriffen und vernichtet worden sei. — Diese Meldungen haben sich indessen keineswegs bestätigt. Bald nach ihrer Verbreitung trafen Nachrichten von den Expeditionen Liotard und Marchand, die bis in den September hineinreichten, in Europa ein. Es ergab sich daraus, daß die Hiobsposten nur aus der Thatsache unbedeutender kleiner Gefechte, entstanden waren, daß die Franzosen mit zerlegbaren Fahrzeugen den schwierigsten Teil ihres Marsches zurückgelegt hatten und daß beste Aussicht vorhanden war, daß sie Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahres den Nil wirklich erreichten!



Aus der Rakokozeit. Nach dem Gemälde von Maurice Leloir.

Von verschiedenen Seiten ist seitdem in der Presse die Nachricht verbreitet worden, daß die französische Flagge von Marchand in der That schon in Faschoda gehißt und eine Vereinigung mit der Expedition Bonchamps bewerkstelligt worden sei.

Die Nachrichten über das Fortschreiten der englischen Expedition Mac Donald, welche auf dem Weg über Uganda den Franzosen am Nil zuvorkommen sollte, lauten weit weniger günstig. Ein großer Teil der Soldaten Mac Donalds hat sich empört und kämpft vereint mit den Anhängern des von England entthronten Königs von Uganda tapfer gegen die Briten. Mac Donald verliert seine Zeit in diesem Kriege und muß in Uganda bleiben, bis aus Indien Truppen dort eintreffen, welche die englische Herrschaft aufrecht erhalten. Lord Salisbury hat daher den Zeitungen zufolge in letzter Zeit noch eine weitere starke Expedition nach Uganda entsandt, welche von da zum Nil vordringen soll. Außerdem wird jetzt von England bekannt gegeben, daß es sich auch seinerseits mit Abessynien verständigt hat. Den englischen Zeitungen zufolge hat sich die dortige Regierung entschlossen, ihren gesamten Besitz im nördlichen Somalilande, der unmittelbar an das französische Obok anstößt, dem Negus von Abessynien abzutreten. Menelik soll dafür England bei der Unterwerfung der Mahdisten beistehen und ihm den Besitz des oberen Nilthals verbürgen. — Es ließe sich denken, daß Menelik, dessen Klugheit gerade so groß wie seine Rücksichtslosigkeit ist, angesichts der Wichtigkeit, welche der Besitz der Somaliküste mit Zeila für ihn hat, auf ein solches Geschäft gern eingegangen ist. Auf der anderen Seite weiß er aber so gut, daß er seine Stellung im wesentlichen der Hilfe Rußlands und Frankreichs verdankt, daß man doch wieder zweifeln kann, ob er es mit der Ausführung seiner Versprechungen gegen England sehr ernst nimmt. Irgend eine sichere Behauptung läßt sich in dieser Hinsicht nicht aufstellen.

Die englische Regierung hat sich angesichts der vielen Schwierigkeiten, welche zwischen England und Frankreich über afrikanische Fragen entstanden sind, entschlossen, im Herbst vorigen Jahres zu Paris in friedliche Verhandlungen einzutreten. Diese Besprechungen schleppen sich jetzt schon monatelang fort, ohne daß über irgendein Ergebnis etwas in die Öffentlichkeit dringt. Im Gegenteil, während beide Regierungen wiederholt ihren guten Willen und ihre friedlichen Absichten beteuern, sind sie beide in Afrika geradezu fieberhaft thätig, um möglichst viele und große streitige Gebiete zu besetzen und sich allenthalben noch im letzten Augenblick zuvorzukommen! Mehrmals sind schon Nachrichten von blutigen Zusammenstößen ihrer Truppen in Afrika aufgetaucht und geglaubt worden. Wenn sie sich auch nachher nicht bestätigt haben, so ist man doch allenthalben überzeugt, daß blutige Kämpfe sehr leicht möglich sind, wenn nicht die englischen und französischen Offiziere größte Kaltblütigkeit beweisen und straffste Manneszucht halten. — Eine Verständigung beider Teile scheint nur möglich, wenn einer auf seinen Plan eines afrikanischen Reichs von einem Ende Afrikas zum anderen verzichtet. Augenblicklich scheint aber keine Macht dazu geneigt, und es ist daher der Ausgang dieses Wettkampfes ohne den Eintritt unerwarteter Ereignisse gar nicht abzusehen.

Siegt Frankreich, so bedeutete das für die Republik einen moralischen Erfolg von hoher Bedeutung! Gerade etwa hundert Jahre, nachdem Frankreich seinen schönen und aussichtsvollen Besitz in Nordamerika und Indien an England verlor, hätte es sich ein afrikanisches Reich vom Norden und Westen Afrikas bis ans Rote Meer gesichert! Es wäre damit seinen Kräften und seinem Ehrgeiz ein Feld gesichert, an dem es lange Jahrzehnte zu arbeiten hätte, um es einigermaßen zur Entwicklung und Ertragsfähigkeit zu bringen. Zugleich erwüchse England ein nicht zu verachtender Gegner in seiner überseeischen Weltstellung. Für Deutschland wäre das ein vielleicht erfreuliches und ersprießliches Ereignis. Seinen Interessen widerspricht es jedenfalls nicht, wenn Englands Uebermacht eingedämmt wird; und seiner gesamten Politik kann es nur erwünscht sein, wenn Frankreich sich Aufgaben zuwendet, welche seine Bevölkerung von den Revanchegelüsten allmählich ablenken! Der gegenwärtige Kampf der beiden Westmächte um das Herz Afrikas besitzt also auch für Deutschland eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es gibt in der deutschen Dichter- und Schriftstellerrepublik eine kleine Sondergemeinde von Humoristen, die geistig und künstlerisch untereinander verwandt sind, wenn auch in verschiedenen Graden. Keiner von ihnen gehört zu den litterarischen Reaktionären, die jeder Neuerung in Stil, Sprache und Stoffwahl widerstreben, keiner aber auch zu den Stockmodernen, die mit einem Bajazzosprung über alle Logik und alles geschichtliche Werden hinwegsetzen möchten. Wie dem Alter nach, so bildet auch im Wollen und Können diese Gemeinde, zu der ich Heinrich Seidel, Trojan, Stinde, Hans Hoffmann und noch manchen Anderen rechne, einen kräftigen, gediegenen Mittelschlag, ein Verbindungsglied zwischen den Parteien und Richtungen, das eigentlich jedermann willkommen und niemandem verdrießlich ist. Ein Litterarhistoriker, dem es ums Rubrizieren zu thun ist, würde versucht sein, die ganze Schar an Scheffel anzugliedern oder auch an Wilhelm Raabe, an Storm und Keller. An Scheffel erinnert sie durch den burschikosen Zug und die Weinfröhlichkeit, die allen gemeinsam ist, an Keller durch ihre frische Sinnlichkeit, an Raabe durch die Art ihres Humors, an Storm durch die Stimmungselemente ihrer Schöpfungen, die in ihrem Wesenskern durchaus norddeutsches Gewächs sind. Aber soviel Gemeinsames sie mit jenen Meistern und miteinander verknüpft, so pedantisch wäre es doch, diese Fülle lebendiger Eigenart in den dürren Begriff einer „Schule“ einzuschließen Jedes Mitglied der Gemeinde ist durchaus ein Individuum, oder, gut deutsch gesprochen, ein Kerl für sich. Die beiden Pole der Kette bilden Heinrich Seidel, der vorwiegend das Idyllische, Sinnig-Fröhliche pflegt, und Hans Hoffmann, dessen Schaffen vom schlicht Lieblichen bis ans episch Heroische heranreicht. Wenn ich recht sehe, ist Hoffmann die reichste Natur des kleinen Kreises und wohl auch die bedeutendste; seine Phantasie wie sein Geist ist gleich umfassend; aber er ist von etwas festerem, vielleicht auch gröberem Holz, als die Anderen, und sein Humor wirkt mehr geistig und phantastisch, als gemütvoll. In vielen Stücken gemahnt der Dichter an Raabe; aber er ist straffer, lichter und klarer, seine Begabung entfaltet sich mehr ins Weite und Breite, während Raabe mehr ins Tiefe dringt und mehr ans Herz greift. Um ein Bild aus der Natur zu gebrauchen, so gleicht Raabes Humor einem Quell, der sprudelnd und schäumend aus dem Felsen, aus dem Innern der Erde hervorbricht, Hoffmanns Schaffen aber einem weiten, klaren See, der die Wälder und Berge und den Himmel mit allen Sternen wiederspiegelt. Am deutlichsten entfaltet sich der Reichtum seines Könnens in seinen Romanen, von denen mir im Augenblick nur „Der eiserne Rittmeister“ (Berlin, Gebr. Paetel) zur Hand ist. Was zunächst an diesem Werke den Leser lebhaft berührt, das ist die kernhaft nationale Empfindung, in der das Ganze lebt und webt. Es geschähe der Dichtung ein Unrecht, wollte man sie als eine Art Tendenzwerk auffassen. Immerhin verdeutlicht es ihr Grundgepräge, wenn man in ihr die geschichtspolitische Idee gleichsam symbolisiert sieht: daß im Gewebe des deutschen Wesens die preußische Art den Einschlag bildet, durch den jenes Gewebe die nötige Straffheit, Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gewinnt, daß aber ebenso das Preußentum der innigen Verknüpfung mit süd- und westdeutscher Art bedarf, um die höchsten menschlichen Kulturideale verwirklichen zu können. Zwei Charaktere stellt Hoffmann einander gegenüber: hier den Vertreter des Weltbürgertums, dem Staat und Nation ganz gleichgültige Begriffe sind und der in der ungehemmten Ausbildung und Befriedigung des Ichs den einzigen Lebenszweck sieht, dort den starren, eingefleischten Staatsmenschen, der von der unbedingten Unterordnung des Ichs unter die Allgemeinheit, von jener Kantischen Tugendstrenge, die nichts um des Einzelglücks willen, alles aus reinem Pflicht- und Gesetzesgefühl zu thun begehrt, das Heil der Welt erwartet. In jeder dieser Gestalten verwirklicht sich eine radikale Einseitigkeit, der mithin die Kraft fehlt, sich im frischen Strom des Lebens uneingeschränkt zu behaupten. Die Synthese beider Extreme aber verkörpert sich bei Hoffmann in der Jugend, die am Ende dazu gelangt, freie lebens-

freudige Menschlichkeit mit ernster Pflichterfüllung, ein kräftiges Ichbewußtsein mit einem gesunden Gemeinschaftsempfinden zu verschmelzen. Eine ähnliche Entwickelung tritt auch in anderen Werken Hoffmanns zu Tage. Und das ist kein Wunder. Spiegelt sich doch in ihr ein gutes Stück seiner persönlichen litterarischen Eigenart, die gleichfalls auf eine innige Verbindung von überlegenem Verstand und träumender Phantasie, von Herbheit und Zartheit, von sonnigem Schönheitsempfinden und strenger Selbstzucht hinausläuft. Das Gedankliche überwiegt, aber das Gemüt kommt stets zu seinem Recht. Hoffmann ist weit objektiver als Raabe. Er empfindet für seine Gestalten eine freundliche Sympathie, aber er ist nicht, wie Raabe, fast blind verliebt in sie, er steht über ihnen wie über seinem Stoff, und im allgemeinen betrachtet er sie mit feiner Ironie. So nimmt sich denn auch die Handlung seiner Romane stets wie ein graziöses Spiel, eine Komödie im besten Sinne des Wortes aus. Mit der gleichen Kraft, von der die Charakteristik des Dichters erfüllt ist, weiß er die Zeit- und Landschaftsstimmung zu zeichnen. Die Gewitterspannung, die über dem Preußen des Jahres 1812 lag, atmet aus jeder Seite des Buches. Von der lebendigen Lokalfärbung aber zeugt gleich das erste Kapitel der Dichtung, das in wundervoller Weise ein halbverschlafenes, vom Weltgetriebe abseits gelegenes ostpreußisches Städtchen schildert. Unerquicklich an dem Roman ist nur eins, das endlose, breit fließende Gerede; die seitenlangen Auseinandersetzungen, in denen sich jede Figur der Reihe nach gefällt, überschreiten das erträgliche Maß um ein Beträchtliches. Leider verbietet es sich an dieser Stelle, näher auf den „Eisernen Rittmeister“ einzugehen, denn — 1890 veröffentlicht — gehört er unter das „Neue vom Büchertisch“ nicht mehr. Hoffmanns jüngstes Buch bilden die „Ostseemärchen“, die im Verlage von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschienen sind. Natürlich ragen sie geistig nicht an die Romane heran, aber siegreich entfaltet sich in ihnen die Phantasie des Dichters, Scherz und Laune treiben fröhlichen Spuk, und mehr als eine Stelle beweist, wie sehr Hoffmann auch des Zarten und Innigen mächtig ist. Rein phantastisch wirken nur ein paar der Geschichten, die meisten gehören zur Gattung des nachdenklichen Tendenzmärchens, in dessen dunkler Hülle als Kern irgend ein Lebensproblem oder eine Satire auf die Wirklichkeit steckt. Gleich das erste Stück „Der arme Krebs“ ist von dieser Art; es mahnt in sinniger Weise, den Ehefrieden nicht allzu leicht aufs Spiel zu setzen. Mit der Frage des ehelichen Glücks beschäftigt sich überhaupt ein großer Teil des Buches. Im „Plappermäulchen“ lehrt der Dichter, daß auch in der Ehe das Reden Silber, Schweigen aber Gold bedeutet; da jedoch ein beständiges Schweigen für die schönere Gattenhälfte gefährliche Folgen haben könnte, so ist es besser, sich mit Nickel zu begnügen, d. h. mit Reden und Schweigen zur rechten Zeit. Ein anderes der Märchen rechtfertigt den „Streit der Liebenden“; man hat eben nur die Wahl: entweder ist man sehr verständig und hadert nicht, dann ist man aber auch sehr kalt und nüchtern und ebenso freud- wie leidlos, oder man ist voll Leidenschaft und frischer Erregbarkeit, und dann muß man das bißchen Zank mit in den Kauf nehmen. In der „Bernsteinstadt“, wo alle Mauern und Häuser einen feinen stillen Goldglanz ausströmen, denn sie sind aus klarem gelbem Bernstein gefügt, erfährt man: daß einem wackeren tüchtigen Mann schließlich auch das Schwerste gelingt, nämlich einen „Goldfisch“, eins jener verwöhnten Millionenmädchen, die im Umgang mit Gott Mammon alle Herzensglut eingebüßt haben, zur rechten Liebe zu erziehen. Ebenso fröhlich wie diese Ehemärchen wirkt die Satire auf die bösen Weinpantscher: einer von ihnen, der es besonders arg getrieben in der Herstellung von Kunstwein, wird mit dem Geschick des fliegenden Holländers in verschärfter Fassung bestraft. Für ewige Zeit muß er in schwankem Schifflein haltlos auf den rollenden Meereswogen schaukeln, für immer behaftet mit dem schauervollen Siechtum, das da Seekrankheit heißt, von endlosem Katzenjammer qualvoll gepeinigt. Unter den phantastischen Stücken wirkt am reizvollsten das „Blumenschiff“. Eines Tages läuft im Hafen einer alten Seestadt ein seltsames Schiff ein, all seine Formen so zart, wie aus Dämmerlicht und Mondschein gewebt. Masten und Raaen und Bugspriet und alles Takelwerk ist rund herum umwunden und übersprengt mit einer überschwenglichen Fülle von Blumen und Früchten, und selbst die Flaggen sind nichts anderes als Blütengewinde und flatterndes Rankenwerk. Die Segel sind Blütenblätter einer riesigen Wasserrose, das ganze Deck ist überzogen mit einem wuchernden Moospolster, daraus zahlreiche Blumen üppig emporsprießen. Tausend bunte Vögel hüpfen und flattern durch das Gezweig. Ebenso wundersam ist die Besatzung des Schiffes, zwölf holdselige Mädchen, die tanzenden Blumen gleichen, denn ihre Kleider sind die Kelche zweier mächtiger Seerosen, die eine von den Hüften nach unten sich öffnend, die andere nach oben, wo die zarten Arme und Schultern daraus emporwachsen und die reizenden Köpfe mit anmutig lang hinwallenden Haaren. Diese Mädchen erzählen den horchenden Bürgern der Stadt, daß sie aus einem paradiesischen Reiche herstammen, wo eitel Lust und Seligkeit herrscht, und daß sie gekommen sind, ein Menschenkind als König in ihr Land mit sich zu nehmen. Jedermann bezeugt seine Sehnsucht, diese Rolle zu spielen, aber die Bedingung, welche die Mädchen stellen, dünkt jedem zu schwer. Sie fordern nämlich, daß der Erkorene auf alles verzichten muß, was er in der Heimat besitzt und was ihm lieb ist, nicht einmal ein Andenken darf er mitnehmen. Und zwar muß er seiner und seines Herzens gewiß sein; denn so ihn etwa später in der Schwachheit einer Stunde eine Heimsehnsucht überkäme nach irgend einem Menschen oder irgend einem Dinge der Welt, die er verlassen, so müßte er unverzüglich sterben. Auf diese Gefahr hin traut sich keiner der ehrenfesten Bürger, die mit hundert Banden an Haus und Herd gefesselt sind, der süßen Ladung zu folgen. Nur ein armes Schreiberlein, das nichts als Not und Sorge kennt und niemanden befreundet ist, findet, daß die Bedingung leicht zu erfüllen sei. Und so

zieht der Ärmste der Stadt als König mit dem Blumenschiff davon. Lange währt aber sein Glück nicht. Auch er hat in all der Freudlosigkeit seines früheren Daseins einen einzigen Augenblick gehabt, wo er sich glücklich fühlte durch das Mitleid eines Kindes. An diesen Augenblick erinnert er sich, als er das Paradies betritt. Und damit verfällt er dem Tode ... Ob die Märchen in ihrer Gesamtheit für die Jugend sich eignen, darüber traue ich mir kein Urteil zu; für die Erwachsenen aber sind sie sicherlich ebenso anregend wie ergötzlich zu lesen.

Hans Hoffmann versteht es, wenn er will, das wirkliche Leben in festen und klaren Linien nachzuzeichnen; im allgemeinen jedoch bewegen wir uns bei ihm in einer halbidealen Welt, es ist meist Fest- und Sonntagsstimmung in seinen Schöpfungen, und so erheben auch seine Menschen sich fast sämtlich in irgend einer Weise über das Maß der Gewöhnlichkeit. Es tritt das um so deutlicher zu Tage, wenn man eine durchaus realistische Erzählerin wie Ossip Schubin mit dem Dichter des „Eisernen Rittmeisters“ vergleicht. Ihre Romane führen uns durchweg in eine Gesellschaft, zu Menschen, wie wir sie alle Tage vor uns sehen, im Salon, auf der Promenade, im Eisenbahnwagen. Die Helden und Heldinnen dieser Romane mögen Fest auf Fest feiern, sie mögen die Fürstenkrone im Wappen führen oder auf einem Goldhaufen thronen, sie mögen sich als große Künstler aufspielen oder in Leidenschaftsgluten brennen — auf das alles kommt es nicht an. Litterarisch genommen und verglichen mit der idealistischen Schaffungsweise eines Hoffmann, sind wir doch in den Geschichten der Schubin durchaus im Banne der Alltäglichkeit, in der Sphäre des Salons und der guten Bekanntschaften. Auch diese Schaffensrichtung hat ihre gute Berechtigung; litterarische Würdigung verdient sie freilich nur, wenn sie die künstlerische Form wahrt und auf mehr als bloße Augenblicksunterhaltung abzielt. Es steckt nun gewiß in den Arbeiten der Schubin ein gut Teil jener Schriftstellerei, die sich alljährlich in tausend Liebes- und Verlobungsromanen gegen den Leser entladet. Aber in den Schilderungen, in den lyrischen Stimmungsbildern, in der Sprache und Charakteristik offenbart sich doch immer wieder eine echte Künstlerin, eine bemerkenswerte poetische Begabung. Ohne Frage ist die Schubin eine „geborene“ Erzählerin, die allerdings nur zu oft die Wirkungen ihres Schaffens durch unleidliche Manieriertheit im Stil, durch sentimentale oder sensationelle Mache und durch die Unbedeutendheit des Stoffes schädigt. Zwei ihrer neuesten Romane liegen vor mir: „Wenn's nur schon Winter wäre!“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und „Die Heimkehr“ (Stuttgart, J. Engelhorn). Mit dem erstgenannten, dessen empfindsam lyrischer Titel mehr süßlich als reizvoll wirkt, weiß ich kritisch wenig anzufangen. Sein künstlerisches Element erschöpft sich in der Charakteristik der Nebenfiguren. Diese Typen aus der österreichischen Aristokratie sind köstlich gezeichnet; sie haben freilich in früheren Werken der Schubin etwas sehr ähnliche Gegenstücke. Die eigenartigste Gestalt ist der Hauslehrer, der als Familienanhängsel im Fürstenschloß geduldet wird. Seinem Herzen nach Demokrat, schmiegt er sich doch willenlos den Anschauungen und der Denkweise der Herrschaft an, weil er das aristokratische Wohlleben, vor allem die guten Diners nicht mehr entbehren kann. Aber dies bißchen Kunst ertrinkt in einer Handlung, die heutzutage nur noch eine humoristische Fassung verträgt, durch das sentimentale Pathos der Schubin aber dem Gebiet des Hintertreppenromans bedenklich nahe gerückt wird. Lebhaft erinnert die Handlung an die Erfindungen, mit denen dereinst die Romane, in welchen der Held ein russischer Leibeigener war, den Leser gruseln machten. So eine Art Leibeigener ist auch der gute Franz, dessen Familie von altersher in Diensten der Fürsten Derzheim stand. Franz aber hat sich zu einer ungewöhnlichen Bildungsstufe emporgeschwungen und sogar das Freiwilligenexamen bestanden; trotzdem wird er halb und halb zur Hausdienerschaft gerechnet. Und der gute Junge spielt auch willig den Bedienten, bis er sich eines Tages in die Gräfin Iren', eine Verwandte der Derzheims verliebt. Natürlich verhält sich diese Liebe ganz so schüchtern, wie dereinst die Neigung des frommen Fridolins zur Gräfin von Savern; Franz folgt errötend den Spuren der hohen Herrin und „ist von ihrem Gruß beglückt“. Er könnte jedoch getrost etwas kühner vorgehen, denn auch die holde Iren' empfindet ein lebhaftes Wohlwollen für den schmucken Jüngling, dessen Gesichtszüge seltsamerweise den Zügen des Onkels Kardinal Derzheim geradezu porträtähnlich sind. Es kommt denn auch heraus, daß Franz in der That der Sohn des ehrwürdigen Kardinals ist, der in unpriesterlichen Jugendtagen ein arger Don Juan war. Aber diese Entdeckung fördert Franzens Liebe nicht, sondern beschleunigt die Katastrophe. Fürst Willy, der Chef des Hauses Derzheim, trägt schon seit langem offenen Haß gegen den Günstling der Gräfin Iren' zur Schau, denn er selbst geht mit der Absicht um, diese Dame zu heiraten. Als er nun einst den guten Jungen in der Gesellschaft der Gräfin trifft, sucht er ihn dadurch zu demütigen, daß er ihn als Diener behandelt. Franz aber erwidert in gewohnter sanfter Weise: „Durchlaucht, ich stehe nicht in Ihren Diensten!“ „Hund! Elender Bastard!“ schreit ihn darauf der sehr unfürstliche Fürst an. Da ermannt sich jedoch der Held des Romans zum erstenmal in seinem Leben, und schlägt dem Beschimpfer die Hand ins Gesicht. Einen Moment später sinkt er blutüberströmt in die Kniee, denn der Fürst hat seinen Hirschfänger gezogen und ihm die Waffe in die Brust gestoßen bis ans Heft. Mit dem Tode des braven Jünglings ist auch der Gräfin Iren' das Leben verleidet; sie kürzt es freilich keineswegs gewaltsam ab, aber sie fühlt, daß sie nie wieder lieben wird und daß ihr Dasein im Grunde verpfuscht ist. Schmerzvoll schließt sie daher die Handlung ab mit dem Seufzer: „Wenn's nur schon Winter wär'!“, d. h. wenn ich nur erst alt und kalt und gefühllos wäre und von dem guten Franz nur noch ein blasses Erinnerungsbild in mir trüge! Der Leser wird dies letztere nicht erst zu wünschen brauchen, denn er wird von dem Franz ebenso

wie van der Jren' drei Tage nach der Lektüre nicht einmal mehr ein blasses Bild im Gedächtnis haben; dazu sind die Gestalten allzu trivial und schemenhaft und ganz sa nichtssagend minniglich, wie die Männlein und Fräulein, die in alten Almanachen abgebildet stehen ... Tragisch schließt auch der zweite Raman „Die Heimkehr"; die Heldin muß sterben, weil Ossip Schubin den Kanflikt, den sie heraufbeschwaren, nur durch den Tad lösen kannte, falls sie nicht zu den herrschenden Sittenanschauungen in Gegensatz treten wallte. Und das wäre ein unbilliges Verlangen. Um sa mehr, als die Verfasserin schan Kühnheit genug beweist, ein immerhin heikles Thema mit größerem Freimut zu behandeln, als schriftstellernde Damen sonst aufzubieten pflegen. Sa graß ist dieser Freimut allerdings nicht, wie er sein müßte, wenn das Prablem in seiner ganzen Tiefe und mit rücksichtslosem Ernst erfaßt werden sollte. Künstlerisch und geistig aber überragt der Raman die Geschichte vam braven Franz und der halden Jrene wie ein Fliederstrauch das Gänseblümchen; einzelne psychalagische Wendungen sind sehr fein durchgeführt und die Schilderung der Pariser Künstlerwelt ist einseitig, aber dach in ihren Grenzen farbig und lebensvall. Daß die Verfasserin es für angebracht hält, diese Schilderungen mit so fragwürdigen Bemerkungen zu würzen, wie sich z. B. auf der Seite 93 des ersten Bandes eine findet, entspringt hoffentlich nur augenblicklicher Geschmacksaerirrung. Dort heißt es: „Van den beiden anwesenden Herren ist nur einer ein Künstler, das heißt nur einer van beiden hat auf seinen Anteil an gesundem Menschenverstande verzichtet." Derartige „Scherze" sallten doch dem litterarischen Gigerltnm überlassen bleiben, das seine Blasiertheit im Feuilletan der Zeitungen zur Schau stellt. Unser Publikum ist im allgemeinen in der Schätzung der Kunst und ihrer Jünger durchaus nach nicht sa begeisterungswütig, daß es bereits mit Jranie zum Moßhalten bestimmt werden müßte. Auch in den Bildern ist Ossip Schubin nicht immer glücklich, wenn auch im graßen Ganzen ihre Vergleiche durchaus treffend und hier und da vall Paesie sind. Auf Seite 96 kacht eine alte Böhmin „wie ein Engel", abwahl es dach aller Wahrscheinlichkeit widerspricht, daß die Engel — van den irdischen abgesehen — mit der Kochkunst irgend etwas zu thun haben. Van der Handlung des Ramans kann ich an dieser Stelle nur in Andeutungen reden. Es ist ein durchaus madernes Lebensgeschick, das in der Erzählung vargeführt wird. Gertrud van Glimm ist der Sprößling eines alten Adelsgeschlechtes, und sie verlebt ihre Jugend in ungetrübtem äußerem Glück, van der Gesellschaft gefeiert, van den Angehörigen verwöhnt. Mit dem Tode des Vaters fällt der erste Schatten in ihr Leben. Es stellt sich heraus, daß der Verstarbene weit über seine Mittel hinaus gewirtschaftet hat, daß der Besitz, den er hinterläßt, mit Schulden überlastet ist. Tratzdem macht der Bruder Gertruds den Versuch, das Gut der Familie zu erhalten, und er findet dabei die Unterstützung seines Regimentskameraden Bill van Stalzing, der sein ganzes Vermögen zur Verfügung stellt. Bill thut das um so unbedenklicher, als er Gertrud liebt und Aussicht hat, ihre Hand zu erhalten. Der Versuch des Bruders mißlingt jedoch, er muß nicht nur das Gut aufgeben, sandern hat auch das Vermögen des Freundes umsanst geapfert. Sa muß denn die Familie Glimm die alte Heimat verlassen. Der Bruder geht mit Bill nach Amerika, um sich dart eine neue Existenz zu gründen. Gertrud siedelt mit der Mutter, die ihr eignes kleines Vermögen gerettet hat, nach Paris über, um sich dort in der Malerei weiter auszubilden. Jhre Erlebnisse in der Seinestadt geben den Kern der Ramanhandlung ab. Nach dem Tade der Mutter, die den Niedergang des Hauses nicht lange überlebt, hat Gertrud mit materiellen Nöten zu kämpfen; sie empfindet dieselben um sa bitterer, je weniger sie teil hat an dem leichten Sinn, mit dem das Künstlertum, in dessen Kreise sie gerät, durchs Leben tallt. Jhr ganzes Wesen sträubt sich gegen die Zigeunerwirtschaft, die in diesen Kreisen Regel ist, und ebensa gegen den rücksichtslasen Übermut, mit dem Männer wie Frauen sich über die herrschenden Sittlichkeitsgebate hinwegsetzen. Aber je länger Gertrud in dem Strudel umhertreibt, desto mehr stumpft sich ihre Widerstandskraft und ihr Widerwille ab. Und schließlich kammt der Tag, wa sie der Verführung erliegt. Nur für einen Augenblick, dach hat sie damit den festen Lebensholt verlaren; sie empfindet es schwer, daß sie für immer eine Lüge mit sich herumschleppen muß, um der Welt das Geschehene zu verbergen. Jhre Kunst hat jedach durch die Verirrung keine Einbuße erlitten; es gelingt ihrer Begabung und ihrer Energie, sich zu einer gefeierten Malerin emparzuorbeiten. Jnzwischen hat onch Bill Stolzing, dem sich Gertrud eine Zeitlang infalge eines Mißverständnisses entfremdet hatte, in mühevaller Arbeit eine glänzende Lebensstellung erkämpft. Eine Amerikanerin, die ihm und Gertrud gleich befreundet ist, lodet beide, um das zerrissene Band neu zwischen ihnen zu knüpfen, zu sich in ihr Heim. Dieses Heim ist aber kein anderes als das Familiengut der Glimms, das in den zeitweiligen Besitz der Amerikanerin übergegangen ist. Gertrud und Bill falgen der Einladung und finden sich sa nach jahrelanger Trennung in der alten Heimat wieder. Den Liebeswerbungen Bills gelingt es schließlich, zum zweitenmal Gertruds Jawart zu erringen. Sie glaubt in dem Rausch des Augenblicks, vergessen zu können, was hinter ihr liegt. Aber auf die Dauer vermag sie es nicht, den Mann, der ihr vertraut, zu belügen. Sie gesteht ihm ihre Verirrung. Als der Mann ihre Qual sieht, gewinnt er es über sich, ihr zu verzeihen. Jubelnd sinkt sie an seine Brust. Wie er sie jedoch an sich zieht, da fühlt er, daß er sich zu viel zugetraut hat, daß sein innerstes Sein sich gegen das Vergessen sträubt. Gertrud merkt, was in dem Manne vargeht, und durch einen freiwilligen Tad beugt sie jedem weiteren Konflikt var. Das Schlußkapitel sucht diese Lösung zu rechtfertigen. Es unterbreitet dem Leser die Tendenz der Erzählung klar und deutlich wie eine Abhandlung. Nach ein paar einleitenden Sätzen heißt es dart: „Die Stellung der Frau in der Familie, wie sie durch die alten Römer angebahnt, durch das

Christentum vervollkommnet, sich nach und nach entwickelt hat, bedeutet den größten Sieg, welcher von der Civilisation über die rohe Natur errungen worden ist. Die Natur hat die Frau zum Leiden verdammt — die Civilisation hat ihre Leiden zu einem geheiligten Martyrium verklärt — sie hat der Frau ein Diadem in die Dornenkrone hineingesetzt. Die Frau ist die Priesterin im Tempel der Familie; um sie herum ist ein geweihter Zauberkreis. Daß eine solche Stellung Pflichten auferlegt und Opfer erheischt, ist selbstverständlich, aber nur durch ernste Pflichterfüllung und willig dargebrachte Opfer kann diese hohe Stellung aufrecht erhalten werden — die Stellung der Frau — der Glaube an die Frau, die Ehrfurcht vor der Frau, auf die sich das Beste in unseren ethischen Errungenschaften stützt. Es ist etwas Mystisches in dem Nimbus, der die Frau umgibt. Sie ist der verkörperte Beweis des angeborenen und entwickelungsfähigen Idealismus der menschlichen Natur — eine Art Allerheiligstes der Civilisation, wie Carlyle sich ausdrückt, „woman is a symbol of higher things …“ Es ist hier nicht die Stelle, diese Sätze, deren Sinn sehr klar, deren Einkleidung aber etwas phrasenhaft ist, näher zu erörtern. Nichts in der Welt liegt so einfach, wie unsere Romanschreiberinnen zu träumen pflegen, wenn sie ihre Helden endlich in den Hafen gebracht haben, in den Hafen der Ehe oder des Todes. Aber an dieser Stelle handelt es sich nicht um die Frage, ob und inwieweit die Anschauungen Ossip Schubins berechtigt sind, sondern allein darum, ob der Einzelfall, den der Roman vorführt, mit diesen Anschauungen in organischem Zusammenhange steht, ob das Kunstwerk die Tendenz trägt oder ob ihm die Tendenz nur äußerlich angeheftet ist. Und da muß jedenfalls zugegeben werden, daß ein Weib, wie es die Schubin in Gertrud zeichnet, unmöglich eine Lüge in die Ehe mitnehmen, und daß ein Mann von der Art Bill Stolzings ebenso unmöglich über den Fehltritt der Frau hinwegkommen konnte. Weit weniger begründet ist jedoch die Endkatastrophe. Daß ein Weib, welches sich zu einer solchen Selbständigkeit durchgerungen hat, welches so fest auf sich allein steht, wie diese Gertrud, an der Abkehr des Mannes zu Grunde gehen mußte, das hat die Erzählerin keineswegs unwiderleglich dargethan. Dazu ist die Liebe Gertruds zu problematisch, dazu erfüllt sie ihre Seele nicht ausschließlich genug. Ein anderer Punkt ist freilich noch fragwürdiger. Die Erzählerin redet dem Leser ein, daß Gertrud sich nicht nur zu einer gefeierten Künstlerin entwickelt hat, daß sie auch in der That eine echte und große Künstlerin sei. Zugleich aber berichtet sie wiederholt von der Kühle, mit welcher die Dame der Kunst gegenüber steht, von ihrer Nüchternheit, die in der Kunst weiter nichts als eine Lebensversorgung sieht. Es ist schwer, oder im Grunde unmöglich, die beiden Thatsachen in Einklang zu bringen.

Eine Frauennatur von ganz anderer Art schildert Leonie Meyerhof in der Erzählung „Das Zaubergewand“ (Dresden, H. Minden), eine Natur, die in keiner Weise darauf angelegt ist, den Leser zu herzlicher Sympathie zu erregen, wohl aber als psychologisches Problem sein Interesse lebhaft in Anspruch nimmt. Diese Frau ist ein Produkt unseres Gesellschaftslebens oder auch der modernen Erziehung, der socialen Zustände, wie es selten so deutlich und lebensvoll hingestellt worden ist. Ein Wesen, das den Bestimmungen bös und gut sich ganz entzieht, das mit allen Dingen weiter nichts als spielt und, weil es einzig von der Bewunderung der Anderen lebt, sich selbst in naivster Weise als den Mittelpunkt der Welt auffaßt. Immer kokett und kapriziös, und ohne tiefere Nötigung je nach Gelegenheit edelmütig oder grausam. Um einer Zerstreuung, einer augenblicklichen Phantasieerregung willen zerstört sie spielend das Lebensglück eines anderen. Eins ihrer Kinder ist schwer erkrankt. Zu seiner Pflege kommt ein Ordensbruder ins Haus, ein schlichter, einfacher Mann, der es mit der Selbstaufopferung im Dienste der Leidenden sehr ernst nimmt, geistig aber nichts bedeutet. In ihrer Phantasie verklärt sich Frau Vilma den schlichten Mönch zu einem romantischen Ideal und sie möchte ihn daher gern an ihren Triumphwagen spannen; deshalb kokettiert sie mit ihm, sie eröffnet ihm Aussichten in die Welt, von denen er nichts ahnte, sie stachelt seinen Ehrgeiz und regt Zweifel in ihm an, bis er ganz verwirrt ist, in seinem Gelübde eine drückende Kette sieht und sich mit der Hoffnung trägt, die schöne Frau als seine Frau vor den Altar zu führen. So legt er denn sein Ordenskleid ab. Aber in dem Augenblicke, wo er sich dieses „Zaubergewands“ entledigt, ist er nichts mehr als ein alltägliches Kind aus dem Volke, ein Bauernjunge wie alle anderen. In den Augen der Frau hat er jede Anziehungskraft eingebüßt, und sie gibt ihm das unbarmherzig zu erkennen. Bis ins Innerste getroffen geht er davon, um durch harte Buße den Frieden wiederzugewinnen. Frau Vilma hat für ihr Verhalten nur eine Entschuldigung, die unwiderstehliche Sucht nach Bewunderung, oder wie sie selbst sagt, nach Liebe. „Die Leute nennen mich liebenswürdig, nennen jeden liebenswürdig, der um ihre Liebe wirbt. Und ich bin doch nur liebedurstig. Und aufrichtig gestanden: es ist mir von jeher im Grunde recht gleichgültig gewesen, ob die Menschen mich um meiner Fehler oder um meiner Tugenden willen lieben; sie sollen mich nur lieben, gern haben, herzig finden — ich will mich in ihren warmen Seelen betten, weich und kosig einwühlen.“ Die Erzählung ist psychologisch so fein durchgeführt, die Darstellung ist so lebendig und farbig, daß sich auf jeder Seite die echte Dichterin, die bedeutende Künstlerin verrät. Ob die Erzählerin freilich nicht noch Größeres leisten würde, wenn sie sich weitere, umfassendere Aufgaben stellte und gesundere Naturen künstlerisch zu gestalten suchte, das sei ihrer Erwägung anheimgestellt.





Frau v. Arnim   Die Fürstin.   Gräfin Rantzau.

Familientafel in Friedrichsruh.
(Aufnahme von Pfarrer Dr. Fritz Lindow aus dem Jahre 1894.)

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der leitende Gesichtspunkt bei der Auswahl des bildlichen Schmucks unserer Hefte muß immer die Rücksicht auf Mannigfaltigkeit bleiben: nicht nur in Bezug auf die Wahl der Bilder nach ihrem stofflichen Inhalt, sondern ebensosehr auf Grund unseres Bestrebens, die verschiedenen Richtungen innerhalb der Kunst unserer Tage nebeneinander zur Geltung kommen zu lassen; daneben sollen auch die Zeugen der klassischen Kunst, die alten Meister, von denen wir alle zehren, nicht vergessen werden.

Sehen wir uns einmal das vorliegende Heft daraufhin an.

Da ist zunächst das Porträt und die Porträtstudie; jenes vertreten durch ein reizendes Kinderbildnis van Al. Erdtelt-München (zwischen S. 168 und 169), der sich immer zielsicherer in die erste Linie unserer Porträtisten stellt; diese durch den Studienkopf (zwischen S. 136 und 137) des jungen Düsseldorfers W. Spatz. Ich möchte die Aufmerksamkeit ganz besonders auf diese Zeichnung lenken, die, flott und markig, mit treffsicheren Linien ausgeführt, eine eigne Tiefe der Charakteristik zeigt. Man betrachte nur das Kinn, den Mund und — vor allem! — die seelenvollen Augen dieses Kopfes: es gibt etwas zu lesen in dem Antlitz.

Drei Genrebilder möchte ich anreihen. Das eine „Im Fischerhaus“ (zwischen S. 176 und 177) ist eines jener Gemälde, deren Motive Otta Kirberg seit nun fast zwei Jahrzehnten in unermüdlichem Fleiße aus dem Leben der uns so nahe verwandten holländischen Fischerbevölkerung schöpft. Im Jahre 1879 war es, wenn ich nicht irre, daß er mit dem ersten Bilde dieses Staffkreises „Opfer der See“ sich in Berlin die goldene Medaille errang — das Gemälde befindet sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie. — Das zweite Genrebild „Aus der Rokokozeit“ (zwischen S. 232 und 233) von Maurice Leloir gibt eine anmutige Scene aus der Epoche der längst verschallenen Portechaisen wieder, mit galanten Kavalieren und zierlichen Damen. — Das dritte, ein in kleinem Maßstab reproduziertes Einschaltbild „Hurtig bei der Arbeit“ (S. 212) entstammt der Staffelei des graßen Meisters L. Passini: ein süßes kleines Mädel hockt am Arbeitstisch des Vaters und schmökert in dessen Falianten; so recht ein Bild, in dem sich Kraft der Darstellung mit Liebenswürdigkeit eint! — Ich schließe hier die stimmungsvolle Zeichnung „Sonate“ von Konrad Starke (zwischen S. 144 und 145) an, da sie auch „etwas erzählt“: var meinem Geiste wenigstens entsteht beim Anschauen der Zeichnung etwas wie eine kleine Geschichte — die Geschichte eines jungen Paares, das durch die gleiche Liebe zur Tonkunst zusammengeführt wurde. —

Die Landschaft ist durch einen Halzschnitt nach dem großen Gemälde von Jaseph Wapfner „Frühling im Walde“ (zwischen S. 192 und 193) vertreten. Kennt der Leser den Lebensgang dieses bedeutenden Landschafters? Er ist interessant genug, um erzählt zu werden. Wapfner, ein Tiraler Kind, lernte zunächst das ehrsame Bäckerhandwerk; mit Mühe eraberte er sich nebenbei einige Unterrichtsstunden bei einem Maler im

Nachbardorf, und unter schweren Sorgen kam er endlich (1860) nach München — um hier als Stubenmaler zu beginnen. Aber dann ging es schnell aufwärts. Piloty interessierte sich für den jungen Mann und nahm ihn in die Akademie und unter seine Schüler auf. Bald erkannte er selbst sein eigenstes Feld: die durch reichere Staffage belebte Stimmungslandschaft, wie sie auch unser Bild zeigt; daneben hat Wopfner aber auch der deutschen Märchenwelt zahlreiche Motive abgewonnen. — Einen einfachen, aber ansprechenden Vorwurf behandelt diesmal Graf Bülow von Dennewitz: das dem Abbruch geweihte Kirchlein in der Münchener Vorstadt Schwabing mit der breiten Dorfaue davor (S. 140). — Aus dem Nachlaß unseres treuen, uns vor Jahresfrist entrissenen Mitarbeiters Professor A. Lewy in Teplitz bringen wir eine kleine Zeichnung aus dem alten Nürnberg, das Frauenthorgäßchen an der Stadtmauer (S. 148).

Das Tierbild ist diesmal nur durch ein Blatt aus dem Skizzenbuch von Rungius vertreten (S. 205); einen mächtigen Löwen, wie ihn Rungius mit Vorliebe und überraschender Naturtreue zeichnet. — Als plastisches Werk geben wir auf Seite 201 eine Statue von Chr. Behrens wieder: England, durch eine kühnen und stolzen Blickes emporschauende Frauengestalt von kraftvollen Formen symbolisiert.

Dem farbigen Titelbild nach einer Aquarellstudie von Adolph Lüben mag sich hier, weil stofflich verwandt, die Studie „Tirolerin" von Meister Defregger (S. 133) anschließen: der kräftige Holzknecht dort und das schmucke Dearndl geben kein unübles Paar. An einzelnen Studien- und Skizzenblättern enthält unser Heft außerdem noch eine Mädchenfigur des Düsseldorfers Ferdinand Brütt (S. 153), die besonders als Gewandstudie betrachtet sein will; eine Studie von Alois Fellmann, dem zu früh verstorbenen hochbegabten Schüler Gebhardts, zu seinem Bilde „Begräbnis" (S. 196); endlich den lustigen „Feinschmecker" von Hermann Wolff (S. 217). —

Aus unseren Mappen alter Meisterwerke stammt das Werk „Angenehme Unterhaltung" von Dirk Hals (zwischen S. 208 und 209). Dirk Hals war der (wahrscheinlich jüngere) Bruder des berühmten Frans Hals, des Schöpfers der vielleicht schönsten Porträtstücke des siebzehnten Jahrhunderts. Auch Dirk Hals war, wenn er an seinen großen Bruder auch nicht heranreichte, ein ausgezeichneter Maler. Seine Stärke lag im Genre; meist malte er eine fröhliche Gesellschaft mitten im Lebensgenuß, beim Tanz, beim Spiel, beim Mahl, alles ungemein frisch, flott und anschaulich. Das Bild „Angenehme Unterhaltung" ist so recht charakteristisch für ihn: eine bunte, frohe Gesellschaft um einen Tisch versammelt, und auf diesem eine mächtige Schüssel mit Austern. Gemälde von Dirk Hals finden sich in vielen europäischen Galerien und auf zahlreichen Schlössern zerstreut: in London, Wien, Dessau, Kopenhagen, Potsdam 2c. Er starb, zehn Jahre vor seinem Bruder, mit dem er bisweilen auch gemeinsam arbeitete, im Jahre 1656 in Haarlem. —

Oberhalb dieser Zeilen finden unsere Leser eine kleine intime Photographie aus Friedrichsruh, den Fürsten Bismarck im Kreise der Seinen darstellend und aufgenommen von dem früheren Erzieher der Enkelkinder des Altreichskanzlers, dem jetzigen Pfarrer Dr. Lindow; als Schlußstück des Heftes die herrliche Bismarckmedaille der Stadt Hamburg. Beides der soeben, zum Geburtstag des Fürsten erschienenen Monographie „Bismarck" von Professor Dr. Ed. Heyck (Verlag von Velhagen & Klasing) entnommen, dem vierten Bande der „Monographieen zur Weltgeschichte". Wir dürfen an dieser Stelle wohl auf das textlich wie illustrativ gleich interessante Werk aufmerksam machen. v. S.





Bronzemedaille des Hamburger Senats.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Aquarellstudie von Franz Simm.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XII. Jahrgang 1897/98. Heft 9, Mai 1898.

Der Mai, der Dieb!

Von
Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)



Kam mir ein Dieb über Nacht ins Haus,
Hat mir den Kummer gestohlen,
Ließ auf dem Tische mir einen Strauß
Duftend blauer Violen.
Seh in die Welt nun so kummerfrei,
Gehe so leicht beladen,
Muß dem lachenden Dieb, dem Mai,
Still vergeben in Gnaden.

In die Veilchen, so seidenzart,
Muß ich die Wange senken,
Was mir im Leben Liebes ward,
Muß ich alles bedenken!
Was mir Frohes den Weg erhellt,
Zwingt's mich, mir vorzustellen. —
Und es lacht heut' die ganze Welt
Mit dem lieben Gesellen.

Allen Herzen entwand er leis'
Frost und Moder und Sehnen.
Jedes schneeige Blütenreis
Tropft von gestohlenen Thränen.
In mir funkelt's wie Sonnenschein,
Süß erscheint mir das Leben. —
Die verlor'ne Gedankenpein
Bitte, nicht wiedergeben!



Die Drei.

Roman von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Venedig, Hotel Baur-Grünwald.
Freitag, den 24. April 1891.

Gestern sind wir von Riva-Verona herübergefahren und haben uns in hiesiger Karawanserei auf acht bis zehn Tage eingerichtet. Drei Schlafzimmer, zwei Dienerstübchen hinter Kilianys und meinen Gemächern und ein gemeinsamer Salon. Mir verschlug der Luxus nicht das geringste; ich bin mit den Jahren Anachoret geworden. Allein Muschis wegen will Kiliany auch hier wie in Riva den eignen Salon, damit das „Unter uns“ einigermaßen gewahrt wird. So füge ich mich. Einem sterbenskranken Mitmenschen schlägt man ungern etwas ab, was ihm seinen Lebensrest irgendwie erleichtert.

Kiliany ist schon mehrfach in Venedig gewesen; für Muschi hat es den Reiz der Neuheit und für mich, genau genommen, auch. Mein kurzer Aufenthalt hier in Knabentagen mit dem seligen Vater ist mir nur nebelhaft erinnerlich. Kaum mehr haftet noch davon in meinem Gedächtnisse als die großen Marksteine: Dogenpalast, Procuratien, Piazzetta und die Taubenfütterung vor San Marco. Dazu ein allgemeines Rudergeplätscher, ein endloses Gleiten auf fremdartiger Flut.

Wäre der homo sapiens nicht das geborene Herdentier, schwerlich hätten wir drei Zurückhaltenden uns zuerst am Gardasee zusammengefunden und sodann, mehr zum Abschluß unserer augenblicklichen Beziehungen, diese Familienpartie an die Adria unternommen. Unbehaglich ist mir's nicht, abgesehen vom Zwange, den mir mein Körperzustand auferlegt. Zwar wird derselbe die Curhovensche Langlebigkeit (laut Tradition) keineswegs beeinträchtigen. Meine Genossen sind angenehm und zum Glück keine engen Geister, dank Kilianys Stellung bei den k. k. Botschaften zu Konstantinopel und Paris, Muschi zeigt nicht die Spur des vielberufenen Wiener Comtessentones. Wie sollte das auch zugehen? Sie ward am Bosporus geboren und an der Seine erzogen mit aller jener Sorgfalt und Beschränkung, die in Paris bei den sehr jungen Töchtern des ersten Standes Sitte ist. In Paris starb die Gräfin, eine ungemein zärtliche und einsichtsvolle Mutter ihres Kindes, glaube ich. Dann lebten Vater und Tochter in München und schließlich in Wien. Dort zu Hause, seit ihres Vaters Verabschiedung aus Gesundheitsrücksichten, ist Muschi ein ernstes, kleines Mädchen, das im besten Sinne deutsch anmutet, und demgegenüber sich unschwer eine gesunde Objektivität behaupten läßt. —

Da ich beim Durchblättern dieses Heftes sehe, daß ich so gut wie nichts von den Verhältnissen der Kilianys vermerkt habe, will ich, zur Nachhilfe für mein Gedächtnis, an dieser Stelle sagen, daß meine Kilianys der Trostbergschen Linie ohne allen Grundbesitz angehören.

Ich habe momentan schlechte Tage. Das Kniegelenk ist steifer als gewöhnlich, und der Arm schmerzt unausgesetzt. Baumann hat seine liebe Not mit mir und meiner Massage. Die vertrackte Kugel scheint zu wandern und die wohlbekannten glühenden Pincetten zwicken die Armnerven.

„Pazienza! Sempre pazienza!“ predigt der Arzt, den mir Baumann, eine Seele von Mensch, heute früh meuchlings angeschleift hat. Kiliany bietet sein Morphium an, aber ich danke bestens.

Infolge der allgemeinen Gebrechlichkeit bin ich heute als Klausner im Hotel geblieben und segne den Salon. Kiliany, Muschi und die Hochbrunns, Vater und Sohn, sind in die Kirchen, den Dogenpalast und zu Salviati gepilgert.

Vom gestrigen Abend habe ich noch sehr viel nachzutragen. Es erlebte sich das alles wie ein Romankapitelchen, und ich muß versuchen, es in diesem Sinne für mich festzuhalten.

Zum Speisen waren wir drei hinüber ins Restaurant Baur-Grünwald, Via Ven-

tidun-Marzo, gepilgert. Im Lokal ein buntes Kommen und Gehen, Schwirren und Summen. Jeder Platz sofort wieder besetzt nach seines jeweiligen Inhabers Fortgang. Wir dankten Gott für unser bedrängtes Tischchen dem Eingange schräg gegenüber. Um uns herum redete es in Zungen; das Gerät klapperte, das Licht strahlte, die Luft war zum Schneiden. In Speisedunst und Cigarettenqualm mischten sich Weingeruch und der starke Duft der Orangenblüten an Muschis Brust. Sobald sich die Eingangsthür öffnete, drangen von der Piezza San Moïse froher Lärm herein und das Ausrufen der Abendblätter, und von irgend einer Gondel herüber ein rasch verhallendes Geträller.

Alles Lust und Genuß und Lebendigkeit, nur wir drei langweilten uns strafwürdig, zuerst durch die vier Gerichte unseres Speisezettels und dann mit Grazie weiter trotz des verlockenden Fruchtkorbes vor uns auf dem Tafeltuche. Kiliany, der übrigens den Diplomaten niemals verleugnen kann, sah wachsfarben aus und biß gedankenverloren die blassen Lippen; mich peinigte mein Arm, und ich mühte mich umsonst mit meinen harten Mandeln auf dem Teller ab. Muschi war gar nicht Muschi, sondern ein höchst zerstreutes und ungemütliches Comteßchen, das seine Augen nicht von der Thür hinwegbrachte.

„Was ficht dich an, Muschi? — Ich bitte dich —" mahnte der Papa mehrmals, und immer bekam er die gleiche Entschuldigung:

„Verzeih, Papa — es ist nur: — wo bleibt der Onkel Adrian?"

Dann zuckte Kiliany die Achseln, hob die Brauen und sah gen Himmel mit dem Ausdrucke der heiligen Geduld für seinen Liebling, und des Lieblings Spannung auf den Onkel Adrian ward immer fieberhafter.

Schon in Riva hatte sie vom Onkel Adrian Hochbrunn, dem „Wahlonkel", Unendliches erzählt. Er und Kiliany sind Jugendfreunde, so habe ich verstanden, und haben später in Wien und noch mehr im Auslande treu zusammengehalten. — Comteß Muschi ist einzeln auf des „Onkels" Besitzungen gewesen, als Kind mit den Eltern. Jetzt hat sie ihn seit drei Jahren — (sie zählt neunzehn) nicht mehr gesehen. Ihr ist er ein Heiliger, ein Idol, das ist klar. Eine Verwandtschaft zwischen ihnen ist selbst an der Hand des verläßlichen Gotha nicht zu ermitteln: weder Verschwägerung noch Versippung. Bekanntlich aber zeichnen sich gerade die Wahlverwandtschaften zwischen Jugend und reifem Alter durch innigste Wärme aus — (siehe Goethe), und demgemäß zitterte sie ihrem Ideale so lebhaft entgegen, wie es ihrer gehaltenen Natur nur irgend möglich ist. Wie schön und beneidenswert sind die ersten Frühlingstriebe eines jungen Baumes!

Nach einem Weilchen, als Kiliany zum drittenmal gemahnt hatte, besann sie sich weiter ein wenig auf ihr gewöhnliches Ich, nahm mir den Teller unter dem Ellbogen fort und zerbrach mir, meiner Hilflosigkeit eingedenk, die Mandelschalen, wie sie's bereits vier Wochen lang in Riva gethan hatte.

„Vergebung für meine große Unaufmerksamkeit," entschuldigte sie sich und sah mich rührend zerknirscht aus ihren grauen Augen an, „ich bin eben gar zu gespannt auf den Onkel Adrian, wissen Sie."

„Er weiß, er verzeiht, der Herr Wahlvetter, wie, Curhoven?" sagte Kiliany ungeduldig und kräuselte unter dem hängenden Schnurrbarte die Oberlippe, um sein Gähnen zu verbergen. „Also Sie werden mir morgen den Gefallen erweisen und die Muschi bei der Gondelfahrt chaperonieren?" fuhr er fort, nachdem er den Gähnkrampf überwunden hatte. Ich bejahte, allein Muschi machte Einwände:

„Aber ich bitte, daß wir doch lieber den Onkel Adrian abwarten möchten, Papa! Ich sitz' nicht gern in eine beliebige Gondel, wo ich mir denke, der Onkel wird die seinige haben; — — und dann ist auch der Herr von Curhoven ebenso fremd wie ich hier in Venedig."

„Wir werden später im Hotel noch für morgen den Bädeker studieren, Comteß Muschi," schlug ich vor, jedoch auch das gefiel ihr heute nicht, wie sonst in der Pension au Lac bei Riva zur Abendunterhaltung, wenn die Lampe im Vestibül brannte und die Nachtvögel unter den Kurgästen ins Städtchen ausgeflogen waren.

„Ich bin so ungeduldig, Papa!" beharrte Muschi. „Fährt man denn jetzt nach dem Souper nicht mehr Gondel? Alle Leute hier im Saal reden schon davon."

„Schatz, mir ist's recht sehr zum Schlafen."

„O, und wie der Mond so hell scheint! Sehen Sie nur, Herr von Curhoven, dort schaut er durch den Spalt vom Vorhang. Macht's Ihnen nicht auch Lust? — Weshalb nur der Onkel ausbleibt? Du hast ihn doch benachrichtigt, Papa?

„Gewiß, Schatz, gewiß. Aber natürlich poste restante. Wie sonst? Weißt man je, wo er eben aushängt? Das ist immer die gleiche Geschichte gewesen."

„Ich denke, irgendwo müßte er doch für Comteß Muschi aufzufinden sein," sagte ich.

Kiliany lachte kurz heraus: „Der? — Der Hochbrunn? Ja, was Sie sich einbilden, mein Verehrter! Den auffinden! — Ja, Sie kennen ihn eben nicht, den juif errant aus Mähren. Still, Muschi, bitte sehr! Er mag herzig sein und goldig und der Bayard nebst dem Cœur-de-lion in einer Person: ich kann dir's an der Schnur nachbeten, wie du siehst. Er ist eben einfach ein charmanter Sonderling; freilich steht der Sonderling in meinen Augen dem Charme voran."

„Aber Papa, wie du bist, und der Herr von Curhoven, ein ganz Fremder —"

„Davon ist keine Rede; ich kenne fremdere Leut', die sich meine Intimen nennen! Nun, um auf den Adrian zurückzukommen, mein Lieber, so hat er die Unruhe, wie eine Pendeluhr, und in Venedig kennt er sich aus; da steckt er am liebsten. Wissen Sie wie? Heut' logiert er zum Beispiel drüben im ‚Europa' oder ‚Britannia', erster Stock. Morgen wandert er aus an die Riva dei Schiavoni und zieht beim ‚Sandwirt' in den Dachgiebel. Übermorgen gefällt's ihm dann noch besser in einer Schenke hinter dem Rialto. Sei's, wo es sei, nur nicht im Ghetto. Am vierten Tage plötzlich zum ‚Europa' zurück oder zum ‚Danieli', mittags bei der Wirtstafel in grande tenue, einschließlich der Ordensrosette, und mit irgend einem Duca oder Principe Brüderschaft gemacht. Darin ist er überhaupt stark, im Fraternisieren; überall, wo sich ein vertrauliches Häkchen einschlagen läßt —"

— — — „Da ist er! O, seht, jetzt kommt er! — Nein, seht doch, wie lieb!" — Muschi erhob sich rasch. Ihr Gesicht wurde förmlich zum Kinderantlitz, als es so errötete und strahlte. Eine Hand auf die Tischplatte gestützt, winkte sie mit der anderen eifrig zum Eingange hin und nickte dazu, daß ihr Matrosenhütchen ins Schwanken kam.

Kiliany erhob sich gleichfalls und nickte und winkte auch, aber gänzlich ohne den frohen Impuls seiner Tochter. Ja, im Gegenteil; es lag wie eine Beunruhigung im Ausdruck seiner Züge.

„Geben Sie acht; jetzt werden Sie eine merkwürdige Bekanntschaft machen," flüsterte er mir, hinter Muschis Rücken ins Ohr, und hier war er denn endlich, Muschis angebeteter Ritter Bayard und Wahlonkel.

Ich kann mir's nicht versagen, sein Bild hier festzuhalten, wenn auch nicht mit dem Pinsel des Impressionisten der Neuzeit. Van Dyk würde seine helle Freude an ihm gehabt haben.

Geschmeidig wie ein Page wand er sich zwischen den dicht gedrängten Gruppen Speisender hindurch bis zu uns, trotzdem er auffallend groß und sehr beleibt ist. Er steckte in engen Beinkleidern und kurzem, schwarzem Tuchjackett, zu tief ausgeschnittener, weißer Weste, buntem Hemde und loser Krawatte. Da war auch richtig die Ordensrosette im Knopfloch. Der rosa Schnupftuchzipfel guckte nebst den Handschuhfingern aus der Brusttasche; an der Schnur baumelte das Einglas. Aller dieser Modenarrheiten ungeachtet eine Persönlichkeit von so starker Ausprägung, daß es unmöglich wäre, sie irgendwo und wann zu übersehen. — Der Schädel birnenförmig; hochgestirnt und kahl bis zu den militärischen „Sechserln" über den Ohren. Das Gesicht frisch gefärbt, lebendige Augen, strahlend vor Freundlichkeit und nahe zusammengerückt unter feinen Brauenbogen. Rotblond die Haarreste und kräftiger Knebelbart. Die kühn gebogene Nase mit den schmalen Flügeln paßt vortrefflich dazu. Alles in allem wirklich ein höchst sympathisches Gesicht, das Liebenswürdigkeit und Temperament in seinen Zügen vereinigt. Wenn es nicht banal und gesucht zugleich klänge, so möchte ich sagen, daß es nach berühmtem Muster geformt sei: nach Gustav Adolfs, des ritterlichen Schwedenkönigs weltbekanntem Bilde. — Comteß Muschi hat guten Geschmack!

Ich betrachtete ihn mir genau und ungemein interessiert während der Minute, die zwischen seinem Erscheinen an unserem

Tische, seiner entzückten Begrüßung Muschis und Kilianys Vorstellung meiner Person lagen:

„Mein lieber Adrian, verstatte: unser sehr angenehmer Reisegenosse, Oberleutnant von Curhoven — Graf Hochbrunn.“

„Es ist mir eine besondere Ehre, Herr Graf.“

„Ich bin außerordentlich erfreut, — Oberleutnant, nicht wahr? Also sind wir Speciallameraden — Kavallerie?“

„Kürassier, Herr Graf.“

„Preuß', nicht wahr? Man hört's am R. — Gewiß droben an der baltischen Grenze daheim?“

„O nein, in der Altmark: Stendaler Gegend.“

Die war ihm augenscheinlich unbekannt. Er strich den Bart und blickte auf meinen Arm in der Schlinge:

„Herr Kam'rad sind wegen einer Blessur außer Dienst, seh' ich mit Bedauern. Wo und wann blessiert? Falls mir die Frage nicht übel ausdeuten, Herr Kam'rad.“

„Im Gegenteil, Herr Graf. Ich habe für das freundliche Interesse zu danken. — Vor einundzwanzig Jahren bei Vionville bin ich schwer verwundet worden.

„Ah, bravo! Ja, da hat sich Ihre Kavallerie gar fesch herausgehauen! Das Eiserne Kreuz wird auch nicht fehlen, gelt? Wohl gar die erste Klass'?“

„Das nicht, Herr Graf. Ich bin schon mit der zweiten zufrieden und damit, daß ich den heißen Tag miterleben und überleben durfte. Damals war ich jüngster Sekondeleutnant in der Schwadron und bin dann später als Premier verabschiedet worden. Viel Ehre für meine zwanzig Jahre und doch ein sehr, sehr bittres Muß.“

„Gelt —, das ist dann herb; das verbeißt sich hart — ja, ja! — Wir wollen die traurige Erinnerung zudecken, Herr Kam'rad, nicht wahr? Der Muschi da geht's auch an die Nerven, gelt, Muscherl? — Setzen wir uns doch: — Camerier', Sie da: ein Fritto misto und eine Halbe Apollinaris — ecco: nichts weiter! — Nun sehen, Herr Kam'rad: ich hab' meine Kugel anno sechsundsechzig erwischt, beim Nachtgefecht von Podol, als ein alter Oberleutnant von der Reserve unterm Clam-Gallas. Hernach hab' ich auch quittiert. Nicht etwa wegen der Wunde: garnicht der Rede wert die Sach' — Streifschuß — Fleischwunde im Oberschenkel. Kaum gesehn hat mich's Lazarett. Ja, damals waren wir spinnefeind, wir Österreicher und

Aus unserer Bildermappe:



Kugelspielerin. Von Walter Schott.
(Photographieverlag von Gustav Schauer in Berlin.)

ihr Preußen: Jesus, Maria, Joseph — die Zeiten. Aber mein Fetzl Mähren, das habt's doch nicht bekommen, Gottlob, und später habt's die Scharte weidlich ausgewetzt, mit eurem gloriosen Krieg um den Rhein und ums Elsaß-Lothringen. Das muß man bewundern ohne Neid, und deshalb sind wir jetzt schon lang' wieder gut Freund miteinander und dürfen über die vergangene Feindschaft plauschen, wie über eine mißratene Kornernte, gelt? — — — Ich denk' auch, wir machen's kurz und sagen uns, du, Herr Kam'rad von der gleichen Charge."

Ich sah Kiliany eine Grimasse ziehen, und Muschis Augen lächelten: „Hab' ich das nicht gewußt?" während Hochbrunn mir seine fleischige, damenhaft beringte Rechte entgegenstreckte und ich meine Linke hineinlegte.

Ihm lief die vertrauliche Anrede sofort glatt über die Zunge, während sie mir vorläufig noch blutsauer wird. Allein diese gute Herzlichkeit, verbunden mit der liebenswürdigen, leicht vom Dialekt angefärbten Sprechweise wird schließlich die norddeutsche Steifheit doch siegreich aus dem Sattel heben. —

Urbehaglich saß er dort im Restaurant neben mir, schlang, in ungezwungener Zärtlichkeit, den Arm um Muschis Schultern, und plauderte weiter in Erwartung des bestellten Fischgerichtes.

„Wie denn, Adrian: nur Fritto misto und ein kohlensaures Wasser?" meinte Kiliany, als der Kellner auftrug, und Hochbrunn entgegnete im Tone milder Entrüstung: „Aber Ferdl, du weißt's doch seit einem halben Jahrhundert, daß ich meine Fasttage rigouros halte: kein Fleisch, keinen Wein: Was verwundert's dich heut'?"

Damit machte er sich mit bestem Appetit über den ölgebackenen Mischmasch her und ließ den Brunnen ins Glas sprudeln. Zwischen das Essen hinein unterhielt er uns nach wie vor. Ohne die geringste Stimmdämpfung, so lebhaft gestikulierend, daß seine Ringbrillanten Funken warfen. Die Gäste von den Nebentischen wendeten ihre Köpfe und betrachteten sich den Sprecher. Sie hielten ihn am Ende für einen Schauspieler; der Kenner indes sah doch wohl den Aristokraten unverkennbar durch die dünne Haut des Buffo schimmern.

Ich verhielt mich passiv und suchte mich so zu orientieren. Sehr weit kam ich nicht damit. Es war viel von Musik: Volksmusik die Rede, wie sie hier in Venedig auf dem Canal grande, von der Barke aus, getrieben wird. Auch das erinnere ich mich noch aus der Jugendzeit her, und die roten Ballonlaternchen, in Guirlanden um diese Barken gezogen, schaukelten wieder vor meinen inneren Augen auf und ab. Ein bewunderungswürdiger Bariton ward erwähnt und dann „Dimos" entzückender Tenor. Hat nicht Muschi den Namen „Dimo" ein paarmal flüchtig erwähnt? Flüchtig, und dabei war ihr das schöne Näschen kraus geworden, und den Kopf hatte sie ein wenig höher aus den Schultern emporgereckt, als sei jener Dimo nicht nach ihrem Geschmack? — Ja, natürlich; der Mißliebige entpuppte sich im Laufe des Tischgesprächs zwischen den dreien als Graf Hochbrunn junior, und mit ihm und dem bewunderungswürdigen Bariton aus dem Volke haust mein neuer Duzfreund in der „Casetta Bini". Das ist, der drastischen Schilderung nach, eine bloße Spelunke, eingekeilt zwischen finsteren Häusermassen in einem der ungezählten „rii" zwischen San Canziano und Santa Maria Formosa, die ihre engen Wassersträßchen schlammig dahinwinden. Seit sie ihren großen Bariton entdeckt haben, wohnen die zwei Grafen dort, nachdem sie drei Monate in unserem Hotel und einen bei Danieli gelebt haben. Ganz wie Kiliany mir vorhergesagt. Er sah während Freund Adrians Erzählung ein paarmal bedeutsam zu mir hinüber und hüllte sich diplomatisch in seinen Cigarettendampf.

Vater und Sohn sind anscheinend die Zigeunerexistenz ganz gewohnt. Seine eigentliche Heimat, das herrliche Hochbrunn, Waßnitz und Przmbol, die Herrschaften in der Hanna und östlich von der March, kennt Graf Dimo kaum. „Braucht's auch nicht — soll gar nicht da hinauf," wiederholt der Vater mehrfach auf Kilianys Einreden. — „Wieso nicht?" frage ich mich. Die Antwort steht mir noch aus; mit der Zeit werde ich vielleicht dahinter kommen. Ob der Graf verwitwet ist, ob getrennt oder geschieden von seiner Gemahlin? — Mir unklar. Eine „Gräfin" wird jedenfalls nicht ein einziges Mal erwähnt.

„Daß du so gar nicht mehr daheim bei dir aushalten magst, mir ist's doch ein Rätsel," meinte Kiliany, und Hochbrunn zuckte rasch die Achseln:

„Gut zum Haben und wegen den Revenüen, der Grundbesitz, aber fad zum Einkriechen. Gott bewahr' mich davor, der Dachs im Bau zu werden. Das ging' mir ab! — Du weißt schon, daß ich das Talent dafür seit langem nicht mehr pflege in mir; — also wozu überhaupt eine Kritik üben?"

„Ich sollte nur einen geringen Bruchteil deines Areals besitzen und eines von deinen Schlössern; mich brächte keines fort vom Land," beharrte Kiliany.

„So zieh nach Przcymbol, administriere mir's," warf Hochbrunn leicht hin, und Kiliany sah ihn mit einem Blicke voller Resignation an:

„Ich danke dir, Adrian; so war's nicht gemeint. Ich lebe meinen Rest, wie Gott will; ich steh' im Hintergrunde. Es ist mir nur um die Muschi —"

„Aber die Muschi adoptier' ja ich; die ist mein, wenn du etwa unerwartet von ihr hinweg müßtest," fiel ihm Hochbrunn lebhaft ins Wort und legte seinen Arm auf's neue um Muschis Schultern. „Jesus, Maria, Joseph! Ich dächte das wär' doch längst abgesprochen. Nur deswegen keine Sorgen und kein Lamento vor der Zeit, Ferdl, gelt? — Du wirst schon noch am Land oder im Großstadtpalais wohnen dürfen, Muscherl, wie die Prinzeß im verwunsch'nen Schloß!"

„Entschuldigung für dieses Privatgespräch, Curhoven," sagte Kiliany ruhig und winkte dem Freunde ab.

Thränen schossen in Muschis Augen. Ich sah es wohl, als sie zu ihrem kranken Vater hinschaute, der die Verfügungen und Versprechungen des gesundheitstrotzenden Gegenübers so gelassen anhörte und annahm, wie es nur solche thun, die bereits hart an der Grenze ihrer Erdennot stehen.

„Nun? Und wo bleibt der Dimo?" fragte er, ohne auf das Thema vom beneideten Grundbesitz und Muschis Zukunft zurückzufallen. Dabei reichte er, über meine Knie hinweg, Muschi heimlich sein Schnupftuch. Sie sollte sich ihre Thränen um seinetwillen aus den Augen trocknen, und er hatte bemerkt, daß ihre Hand zwischen den Kleiderfalten vergeblich nach der Tasche und dem eignen Tüchelchen tastete. „Nun? Werden wir deinen Sohn heute nicht mehr sehen?" wiederholte er.

„Den Dimo? — Das hoff' ich doch sehr, mein Lieber. Er wird, dem Matteo zulieb, bei der Serenata mitthun — (der Matteo ist sein großer Bariton), und wir sollten jetzt auch hinaus zum Canal-grande. Basta — ich hab' abgespeist."

Er holte sich sein Geld aus drei Taschen zusammen: rechts das Gold, links Silber und Kupfer; die Noten im Brusttäschchen. —

„Zu was die Reichtümer da? Dein Fritto misto ist mit zwanzig Soldi berichtigt," meinte Kiliany. Hochbrunn jedoch machte eine rasche Geste rund um unser Tischchen:

„Olà, camerier': zahl'n! Ich zahl' für euch — aber natürlich! Die Freud' will ich davon haben. Gehen's daher, Garçon, mit der Rechnung. Stimmt's? Maria-Joseph, kein Kupfer zurück! Ich trag' schon zuviel im Sack! Va ben: es ist gut so." — Er sprang vom Stuhl auf, griff nach dem hohen Hute und ließ sich den Havelok umhängen. „Ist die Muschi warm gekleidet, Ferdl, und ihr zwei: habt ihr eure Cachenez bei der Hand? Die braucht's zur Nacht am Wasser in Venezia la bella. — Nimm das meine, Curhoven — beiläufig: wie ist dein Rufname?"

„Constantin."

„Abgekürzt: ‚Contin'," sagte Muschi, und es amüsierte mich, daß sie, mir altem Knaben gegenüber, ordentlich ein bißchen rot ward, wie ein hübscher Backfisch. Und das ist sie im Grunde auch noch in meinen Augen.

„Also voran, voran Contin und ihr anderen zwei!" (Freund Adrian trieb uns vor sich her wie eine Gänseherde.) „Schaut gefälligst, wie glorios der Mond scheint. Wir gehen über den Markusplatz und wählen die Gondel an der Piazzetta; das gibt einen vorzüglichen Eindruck. Du darfst meinen Arm nehmen, Muscherl, oder ist der Contin bereits abonniert?"

Nichts weniger als das. — Dennoch schob sich ihm des Comteßchens Hand freiwillig und mit rührender Behutsamkeit unter dem lahmen Arme durch. Die Linke

selbstredend: wenn man einen Invaliden führt, thut man wohl daran, für Not- und Verteidigungsfälle die eigne Rechte frei zu haben.

Sie ersparte mir auch jegliche Gehanstrengung, weil ich recht erbärmlich hinkte, und hielt mich unmerklich im Nachtrabe. Die beiden älteren Herren, auch Arm in Arm, schritten voraus, und ihre Gestalten wurden immer undeutlicher, trotz des Lichtnebels von Mondschein und Laternenschein.

Zuvörderst hatten wir zwei uns gar nichts zu sagen. Der Markusplatz nahm uns hin. Wir betraten ihn vom Westwinkel her und gingen an der wundersamen Pracht der alten Bibliothek hin, deren unbegreifliche Architekturschönheiten der Vollmondglanz umschleierte, sänftigte und doch wieder in Silberklarheit heraushob aus den nächtlichen Schatten. Es war unvergeßlich so über die glatte Marmorpflasterung hinzuschreiten, ganz langsam, eine junge Seele zur Gefährtin, die sich schüchtern öffnete, um dies und das von den Schätzen in sich hineinlegen zu lassen, die uns Alten schon lange zu eigen sind. So auf den goldstrahlenden Markusdom zu, neben dem der Glockenturm schlank in die Höhe wächst, und an dessen Fuß lehnt sich Sansovinos Loggetta, die „kleine Schönheit," aber, bei Gott, wie schön! — Das ist bis zum Ermüden geschildert worden in allen Sprachen, und meine arme Sprache vermag dem Weltberühmten kein neues Denkmal des Geistes hinzuzufügen. Deshalb genug!

„Ich möchte um etwas bitten, Herr von Curhoven," sagte Muschi, als wir beim Löwen angelangt waren und dann zur Piazzetta hinunterbiegen mußten.

„Stets zu Ihren Diensten, Comteß Muschi."

„Einen Dienst verlange ich nicht; ich bitte nur einfach. — Darum, daß Sie sich nicht über den Dimo Hochbrunn aufhalten sollen. Nämlich: er ist der richtige Sohn vom Onkel Adrian, Graf Hochbrunn, wie er. Verstehen Sie?"

„Vollkommen. Deutlicher könnte man's nicht sagen, dächte ich."

„Gewiß — aber einer ist doch nicht wie alle. Es gibt eben sehr unterschiedliche Grafen."

„Beunruhigen Sie sich durchaus nicht, Komteß Muschi. Der Onkel Adrian gleicht der gewöhnlichen Allgemeinheit so wenig, daß mich auch bei seinem Sohne nichts wundern wird, und wenn er wie ein Gondolier aussähe."

„Nein — jetzt aber glaub' ich an Hellseherei! Nun warten Sie ab!" Muschi blieb vor dem kauernden Löwen stehen, und ihr ernstes Gesicht, das leicht etwas Lebloses hat, war voll Schelmerei und lachte zu mir auf. „Also brauch' ich für den allerbesten Onkel und Menschen nichts zu fürchten?"

„Comteßchen, halt! Der Papa kommt zu kurz."

„Wie dürfen Sie sich solch' einen Scherz erlauben! Der Papa ist außer aller Konkurrenz."

Verschwunden das Lächeln; die Lippen preßten sich aufeinander. Zu Ende die Unterhaltung. Item: man soll mit kleinen Mädchen von Muschis Schlage lieber nicht scherzen.

Darauf eilten wir an den Piazzettakai, ohne dem Dogenpalaste, dem Markuslöwen und Sankt Theodor und der herrlichen Sicht hinüber nach San Giorgio Maggiore einen richtigen Blick gönnen zu dürfen; denn Hochbrunn rief in seiner Gondel stehend, mit Halloh und Holla nach uns Verlorengegangenen.

Die Gondelfahrt versuche ich noch weniger zu schildern als Markusplatz, Kirchen und Paläste. Wir waren Frührenaissance, Spätgotik und romanische Anklänge, Rustika und Barockornament, Firste und Fialen vollkommen gleichgültig. Nur im ganzen schwelgen! Der Mondschein, die Goldflut, durch die unsere Gondel, im Schwarme der anderen, dahinflitzte mit dem schlanken Ruderer auf der Poppa, und am Schnabel das rötlich brennende Cyklopenauge unter dem blanken Eisen, das die Brückenhöhe mißt. Rechts und links, gradaus und hinter uns die imposanten Schemen der Prachtbauten und über dem allen die Poesie des milden Frühlings, der die Bora in den Winterwinkel verbannt. Man hätte etwas darum gegeben, für zwölf Stunden Lyriker zu sein.

In meiner Seelentiefe wurden die Knabenerinnerungen wach und krochen hervor eine nach der anderen. In ihrer Gesellschaft vergaß ich die Gegenwart, und



Ein Frühlingslied. Nach dem Gemälde von Marie Laux.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

alles löste sich in Wasserplätschern und fernes Klingen auf.

Das kam näher und näher: die Musikbarke. Über die Flut schwankte der Kranz roter Ballonlaternen daher. Volle, jugendliche Männerstimmen sangen das abgedroschene Lied, das der deutsche Backfisch so gern auf heimischen Gewässern anstimmt: „Santa Lucia!" Hier adelte es die Umgebung samt der leidenschaftlichen Wiedergabe.

„Scia, Cecco!" rief Hochbrunn in meinen Traum hinein, und unser Gondolier zog das Stangenruder ein, so daß wir, langsam und geräuschlos und ein wenig abseits von der Kohorte der übrigen Gondeln, der Musikbarke entgegenglitten.

Nun hatten wir sie steuerbords. Hochbrunn lauschte, die Hände um den abgezogenen Hut gefaltet, wie ein Andächtiger in der Kirche. Die Sänger standen, ein wenig erhöht, am Schnabel, und den Schiffsraum füllte ihr kleines Orchester. Drei Guitarrenspieler, einer mit der Pansflöte, die Geigerin ein ältliches Frauenzimmer mit verwüsteten Zügen: ganz Augen und Nase. Ein schönes Kind pochte das Tamburin, ein noch viel schöneres lag in frecher Stellung hintenübergeworfen und tippte lustig mit dem Stäbchen gegen seinen Triangel. Dabei funkelnde und verliebte Blicke unentwegt auf das Sängerpaar geheftet.

Muschi setzte sich mir ein bißchen näher. „Erkennen Sie? — Dimo —" flüsterte sie mir zu. Ehe ich eine nähere Erkundigung einziehen konnte, verklang das letzte „Santa Lucia", und plötzlich sprang einer der Sänger rechts ins Geknäuel der fremden Gondeln und der andere nach links in die unsere, wie ein gutgezielter Gummiball. Er aber sammelte nicht, Hut in der Hand, Soldi und Mezzalire, sondern schlug seinen Vater, der von Beifall überströmte, lachend auf die Schulter, ignorierte Kiliany und mich; fiel Muschi um den Hals und küßte sie wie ein Toller. Sie wehrte sich und wand sich stumm. Hübsch war die Gier nicht, mit der er sie zwang.

„Du Lump! Du Lump! Gib Obacht — nicht so wild!" lachte Hochbrunn, und die Wonne an dem unerzogenen Schlingel strahlte dabei aus seinen Augen.

Diese guten, liebenswürdigen Augen besitzt Graf Dimo nicht. Die seinen sind, trotz der prachtvollen Wimpern, nicht schön. Es liegt etwas Sinnlich-Verschlagenes in ihnen. Der ganze Mensch mißfiel mir heftig in der ersten Minute. Außerhalb der Bühne kann ich das Theatralische nicht vertragen, und dieser Jüngling war nicht nur theatralisch, sondern auch noch gewöhnlich.

Daß es doch so viel blinde Väter und Mütter in der Welt gibt! Wie kommt Hochbrunn, der Aristokrat, zu diesem plebejischen Sohne, der zugleich ein Teil seines Ichs und dessen Widerspiel ist? Es gehört das vielleicht in die Lehre vom Atavismus und der Zuchtwahl.

Ich habe den Vater geschildert, das Van Dyk-Modell. Den Sohn überlasse ich den „Modernen". Hier ist sein Steckbrief:

Gestalt: gut bis auf die starken Hüften. Kopf: leidliches Oval, tief eingedrückt an den Schläfen — Typus für Lombroso. Stirn: kurz und schmal unter malerischen, dunklen Locken. Nase: die charakteristische des Vaters, aber in des Sohnes Gesicht jüdisch wirkend. Mund: gleichfalls der des Vaters mit scharf eingekerbten Lippen; aber sie sind sehr schwellend, undeutlich gesäumt, und ihnen fehlt das feine Grübchen in den Winkeln. Der Mund geht in ein weibisches Kinn über, und der Schnurrbart wirkt nur erst als ein Schatten.

Anno Neunundsechzig hatten wir in unserer Schwadron einen Kameraden, den bildhübschen, kleinen Imslandt, der bei Vionville unter die Gäule kam und so tragisch enden mußte. Dem gleicht dieser Dimo ganz auffallend, und unwillkürlich schließt man vom einen auf den anderen. Eine leichtere Fliege als Imslandt hat's schwerlich je gegeben, und dabei ein reizendes Kerlchen mit Kinderfröhlichkeit, unbeschreiblich viel Schulden und dem größten Stein im Brett beim Kommandierenden.

Ich kann mich ja in der Ähnlichkeit täuschen und hoffe es. Die Sage vom Doppelgänger ist mir von je und je eine der ungemütlichsten gewesen.

Übrigens gab sich Graf Dimo nach dem lauten Vorspiele ganz allerliebst, und ich war geneigt, ihn milder zu beurteilen. Er ließ seinen Kollegen Bariton im Stich, kehrte der triangelnden Volksmuse mit den Feueraugen seinen Rücken und gondelte

mit uns fürbaß. Wie er da zwischen Muschi und seinem Vater saß, lachte und harmlosen Unsinn schwatzte, vergaß ich den ersten Eindruck. Die lose Bluse und die Streifenschärpe standen ihm gut; und dennoch — ich brachte den kleinen Imslandt nicht aus den Gedanken, das nette Kerlchen, für den die grausamen Pferdehufe von Vionville das größte Glück auf Gottes Erdboden gewesen waren.

An der Rialtobrücke verabschiedete sich Graf Dimo und verschwand sofort im Dunkel. — Heute mittag werden wir alle zusammen bei uns im Hotel speisen. Ich bin begierig auf die ferneren Eindrücke bei nüchterner Tagesbeleuchtung. — — —

Zweites Kapitel.

Enrhoven spritzte die Feder aus, lehnte sich in den Florentinersessel zurück und rieb seinen rechten Arm in der Schlinge sanft mit der steifgeschriebenen Linken. Zwischen seinen geschlossenen Augen stand eine tiefe Falte; die Pein war allzu groß.

Innerlich schalt er sich, während er so saß und den heftig schmerzenden Arm streichelte, als wolle er ihn begütigen. Auf Thorheit folgt Strafe: er durfte sich nicht beklagen. Was hatte er vier Stunden ohne Pause an seinem Tagebuche zu schriftstellern? Es fiel ihm weder ein, die hundert guten Aufsätze über Venedig durch seinen mittelmäßigen zu vermehren, noch war er verliebt in seine Reisegefährtin. Für die strahlenden Gazellenaugen hat man als Fähnrich das meiste Verständnis: voller Blick, feuchter Glanz und dahinter der nebelhafte Raum, den man als junger Schwärmer zu beleben und zu beseelen hofft.

Er steckte sich zum Trost eine Cigarette an, nahm sie zwischen die Lippen und schrieb weiter, indem er den Rauch durch den Mundwinkel von sich blies. — An das Schreiben mit der linken Hand — sehr gut und leserlich sogar — hatte er sich seit Jahren gewöhnt; der kranke Arm aber vertrug das Auflegen immer schlechter.

„Wie soll das nur später am Redaktionspult werden?"

Fünfzehn Jahre hindurch war er freier Feuilletonist gewesen und zu Anfang dieser schwankenden Laufbahn sogar eine Art von anständigem Hungerleider. Auf militärische Invalidenposten hatte er von vornherein verzichtet. Nur kein ritterlicher Beruf ohne Schwertschwingen und strammen Schritt; darin blieb er eigensinnig. Ohne Maturum gab's keine Anwartschaft auf bessere Ämter; also mußte die natürliche Klugheit des Kopfes herhalten, neben dem, was Tradition und Kadettenhauserziehung an Willensschulung und Ehrenhaftigkeit hinzugefügt hatten. — Jetzt endlich war der schwankenden Laufbahn ein sicheres Ziel gesteckt worden: die feuilletonistische Redaktion an einer großen Berliner Tageszeitung. Freikonservative Richtung, durchweg gebildeter Leserkreis, und die Spalten unter dem Strich waren letzter Zeit etwas matt geleitet gewesen. Mithin eine anregende Aufgabe gegen auskömmliche Besoldung.

Baumann, sein Sklave und Tyrann in einer Person, hatte ihm den Sofatisch zum Schreiben ans offene Salonfenster getragen. Vor ihm stand der Frühlingsblumenstrauß, den Muschi gestern gleich in der geschmacklosen Hotelvase geordnet. Schon ein wenig abgewelkt und duftlos geworden, aber immer noch bunt und lustig anzusehen. — Die heimischen Lenzeskinder in übertriebenen Farben, wie sie die wärmere Sonne des Südens malt. Auch dem Brüsseler Teppich und den alltäglichen, roten Sammetmöbeln des Hotels gab dieser Sonnenglanz reichere Töne, und drunten funkelte und glitzerte er auf der breiten Wasserstraße des Canal grande, Verfall und Pracht der stillen Paläste gleich klar zergliedernd. Die Flut opalisierte und wechselte unter dem lachenden Mittagshimmel. Nur Venedig hat dies seltsame und reizende Farbenspiel auf seinen Lagunengewässern. —

Nun klang Glockengeläute von der Salute herüber, und zugleich schlug die Alabasteruhr auf dem Kaminsimse.

„Was tausend! — Schon zwölf? Wo bleiben meine Leutchen? — — und diese infamen Schmerzen!"

Er erhob sich mit einem Seufzer, reckte sich vorsichtig und blickte dann stehend zum Fenster hinaus.

So bemerkte man erst, daß seine Figur, auf deren Eleganz er in Jugendtagen sehr eitel gewesen, durch die Invalidität bedenklich von ihrem Ebenmaße eingebüßt hatte. Die rechte Schulter stand tiefer als die linke, und das rechte Bein zeigte eine Steifheit im Knie, so daß der Fuß ein wenig geschleppt

ward. Das knappe Civil, dessen Schnitt noch immer den ehemaligen Offizier verriet, hob diese Gebrechen stärker als nötig hervor: „— und weshalb nicht? Kriegswunden sind die stolzesten Ehrenzeichen!“ — Der Kopf auf den ungleichen Schultern söhnte allerdings mit den Mängeln der Figur aus. Er war vornehm und von edlem Gepräge. Ein echter, altpreußischer Soldatenkopf, wie man deren bei Generalstäblern und anderen viel denkenden Herren von der Waffe trifft: mageres Gesicht und ausgearbeitete Züge von Intelligenz durchleuchtet, ein festes Kinn und ein fester Mund, den der sorgsam gehaltene Schnurrbart nicht über Gebühr verdeckte. Schläfen und Stirn zeigten schon Falten. Seine vierzig Jahre gab man ihm gut und gern, namentlich wenn ihn, wie jetzt, der Nervenschmerz peinigte.

Es half nichts! Er mußte sich wieder in den Sessel fallen lassen und recht kläglich vor sich hinstöhnen.

„Laß gut sein, mein Sohn — — ich weiß — ich weiß! — Um Gottes willen, halt' den Mund —“ beschied er, zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch, seinen Tyrannen Baumann, der ihn fünf Minuten später in jenem traurigen Zustande betraf und angesichts der nassen Feder neben dem Tintenfasse, eine längere Weisheitsrede von sich zu geben begann. „Hol' mir mein Pulver herüber und zieh' Schuhe an. Das Stiefelknarren macht mich verrückt! —“

„Der gnädige Herr werden auch nie und niemals vernünftig.“

„Zum Donnerwetter! So nimm mich an die Strippe und gieß die verflixte Tinte zum Fenster hinaus! Das Pulver thut mir wohler als deine Predigt — also: — bitte, mein Sohn —“

„Ich werde den gnädigen Herrn lieber noch mal massieren. Das alte Pulver, das muß immer seine Zeit zur Bewirkung haben. Ich kann die Litanei so nich mehr mit ansehen.“

„Mensch! — Bring' mich nicht auch noch zum Lachen! Abgang: — hol' das Pulver — rede nicht —“

Baumann, der ein bethörender Hosenadonis in der graugrünen Joppe seiner Reiselivree war, machte links schwenkt, nahm das Schreibzeug von der Tischplatte und tappte unter entsetzlichem Knarren hinaus. Leichtbeschuht und sanft von Mienen wie ein Genius des Friedens erschien er wieder, flößte seinem armen Herrn das Pulver ein, als sei er ein unmündiges Kind, und betrachtete ihn mit Kummermiene, weil er sich über der Bitterkeit seiner Arznei schüttelte. Darauf riegelte er die Salonthüre ab, salbte sich die Finger aus der Vaselindose und bearbeitete, trotz aller Gegenreden, den kranken Arm kunstreich und kräftig.

Die tiefe Leidensfalte zwischen Curhovens Brauen glättete sich aus, und er hatte ruhiges Atem. „Feenhände hat der Kerl am Leibe, das weiß Gott — man vergibt ihm sogar die Fatzkefrisur,“ sagte er humoristisch und klopfte mit der gesunden Hand den durchgezogenen Scheitel seines „Unentbehrlichen“, der sich über seinen Arm beugte. „Vielen Dank, mein Alter! Ich bin wieder Mensch.“

Baumann richtete sich in die Höhe, trocknete sich den ehrlichen Schweiß von der rot gewordenen Stirn, half seinem Herrn behutsam in den Rockärmel zurück und lächelte beseligt. — Von außen betrachtet war er wirklich nur ein pomadisierter „Fatzke“ und keineswegs das bekannte, treuherzige Offiziersburschenmodell mit den Händen an der Hosennat. Er hatte auch in seinen Freizeiten, fern dem Dienste, außerordentlich viel vom Windbeutel an sich. Aber seine Pflicht that er mit dem Herzen, und das täglich wiederholte: „Vielen Dank, mein Alter!“ wirkte wie eine fortgesetzte Lohnzulage. — Durch Wasser und Feuer ging er für seinen Herrn.

„Daß sich der gnädige Herr nur sicher ganz stille und ruhig verhalten, bis ich zur Tabbeldoh ankleiden komm',“ ermahnte er noch, ehe er sich mit seiner Vaselinbüchse verzog.

Curhoven genoß seine Perioden körperlichen Wohlbefindens stets mit dankbarem Behagen. Die Mehrzahl der Hotelgäste hatte sich heute zu einem Ausfluge nach San Lazzaro ins Mechitaristenkloster vereinigt, und so fand das Diner eine Stunde später als üblich statt. Demgemäß hatte es mit dem Umkleiden noch Zeit in Menge. Der Einsame holte sich eine seiner allerbesten Cigarren herbei, lehnte sich, diesmal ganz ungezwungen, in den Florentinersessel zurück, las, gemütlich qualmend, sein „Ro-

mankapitel“ im Tagebuche noch einmal durch, und das Feuerchen im Kamin, das Baumann frisch versehen hatte, knisterte leise dazu. Dies Geknister und der Duft des Frühlings, der lau und lind zum offenen Fenster hereinsächelte, versetzten die Seele des Lesenden in einen Idealzustand von Frieden und Genügen.

Eben blätterte er die dritte Seite um, da öffnete sich die Thür und Muschi trat zu ihm ein.

„Hier sind Sie und ganz einsam! — Guten Tag; wie haben Sie sich befunden, seit wir fort waren?“ fragte sie ungewöhnlich rasch und mit bedeckter Stimme und gab ihm die Hand, von der sie bereits den Handschuh gezogen hatte. „Gott, nun mach' ich mir Vorwürfe! Nein, wie Sie aussehen: sehr, sehr leidend, und wir haben nur an unser Vergnügen gedacht!“

„O, zu viel Rücksicht, liebes Comteßchen. Es wäre noch besser, wenn ich für Sie der Klotz am Fuße sein sollte, hier, wo die Sehenswürdigkeiten einander im Wege stehen für die rüstigen Wanderer. Außerdem ist mir momentan sogar sehr wohl zu Mut.“

Sie betrachtete ihn aufmerksam, Zweifel in ihren großen, unschuldigen Augen. „Aber Sie haben vorhin doch wieder einen argen Anfall gehabt. Baumann hat mir's gleich gesagt.“

Curhoven runzelte die Stirn und machte eine abwehrende Bewegung: „Ich werde Baumann den Mund verkleben, wenn er aus der Schule schwatzt, und nebenbei soll man sich auf Vergnügungsreisen immer hübsch ans Gegenwärtige halten, Comteßchen. — Erzählen Sie mir: — wie gefällt Ihnen Venedig im Sonnenscheine?“

„Es ist zuviel — ich kann nicht mehr! — Ich bitte, daß Sie in Ihrer Lektüre fortfahren; um keinen Preis möchte ich stören. — Beachten Sie mich gar nicht.“

Sie nahm ihr Matrosenhütchen vom Kopfe, legte es auf das Sofa zu zwei umfangreichen Paketen, die sie mit hereingebracht, und strich vor dem Pfeilerspiegel die dunklen Haare glatt, die sie, ohne Stirnlöckchen und Schmucknadeln, im englischen Knoten trug. Ihr jugendliches Antlitz, dessen Züge noch von kindlicher Reinheit des Ausdruckes und zartester Frische waren, wirkte eigentümlich zu der hohen Gestalt, überschlank, sonder Fülle und schmiegsam wie eine junge Bachweide.

Mit Befremden sah Curhoven, daß ihre Wangen glühten und brannten bis zum Ohre hin, und ihre Hände heftig bebten, während sie sich, halbabgewandt, mit ihren Paketen beschäftigte. Zuerst schälte sie ein Glas aus Watte und Seidenpapier, dann ein entzückendes Bouquet wilder Iris aus seiner leichten Umhüllung und trat mit ihren Schätzen in die Nische des zweiten Fensters. Curhoven saß schräg von ihr und konnte sie beobachten. Er verzichtete jedoch darauf und beugte sich wieder über sein Buch, um ihr Zeit zur Sammlung zu geben und sie nicht durch plötzliches Fortgehen noch ärger zu verstören.

Unterdessen holte sie sich ein Messer und die Wasserflasche von der kleinen Kredenz an der Thür in die Fensternische. Sie zerschnitt den Bast, der ihren Strauß zusammenband, füllte die Vase mit Wasser und begann die Iris darin zu ordnen. Es war ein wunderschönes, salviatisches Schmuckglas, in dessen tiefe und hoch emporwach-

Aus unserer Bildermappe:



Einsamkeit zu Zweien.
Nach dem Gemälde von H. Koch.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

sende Kelche sie die langen Blumenstengel versenkte. Drei goldige Delphine, zum Wogensprunge gekrümmt, hielten den Kelch, und ihre Köpfe und Schwanzflossen bildeten seine Füße. Von seiner Basis empor wuchsen krystallene Schilfblätter und bogen sich zu Henkeln gegen den feingezackten Rand.

Die hell durchsonnte Fensternische mit der Mädchengestalt und ihrer anmutigen Beschäftigung gab, in der Umrahmung des zurückgeschlagenen Vorhangs, ein förmliches Bild ab. Das Weinrot des Vasenkelches leuchtete um die Wette mit dem Dunkelblau der Iris, deren Stengel so stolz und gerade aufstreben, während eine Hälfte ihrer Blütenblätter sich demütig senkt und die andere sich schützend um das zarte Geheimnis der Staubfäden legt.

„Dies klare Glas von der Kühle des Fisches getragen, gleicht einer keuschen Mädchenseele voll blumenhafter Gedanken," dachte Curhoven, als er einmal mit Lesen inne hielt, um den Blick zur nachbarlichen Nische hinüberzusenden. Er belächelte seine komische, poetische Anwandlung und las weiter. Die Cigarre war leider erledigt.

Mit der vorausgesetzten Fischkühle hatte er unrecht. In Muschis heißen Wangen kochte das erregte Blut buchstäblich. Von Zeit zu Zeit warf sie den Kopf mit einem Ruck in den Nacken, als wehre sie sich gegen anstürmende Empfindungen peinlicher Natur. Dann und wann spähte sie über die Schultern hinweg rasch nach dem Lesenden, der ohne Bewegung verharrte, die Stirn in der gesunden Hand. Bei diesem Spähen öffneten sich die weichen Lippen halb, und in die großen Augen kam ein bittender Blick. Augenscheinlich war's dem ruhig gearteten jungen Mädchen heute geradezu eine Qual, aus Höflichkeitsrücksichten schweigsam sein zu müssen. — Da blätterte er wieder um, machte eine Notiz mit dem Stifte in seiner stützenden Linken, lächelte und ließ sich Muschis lautlose Bitte nicht anfechten. Er fühlte deren Kraft nicht.

Nun steckte der ganze Blumensegen glücklich im Glaskelche. Muschi betrachtete ihr Kunstwerk kritisch, umfaßte die Vase vorsichtig mit beiden Händen und trug sie zu Curhoven auf den Tisch. Da stand sie, und jetzt endlich hob er den Kopf vom Buche:

„Ah, wie wunderhübsch, das muß ich gestehen! Meine Hochachtung, Comteßchen."

Sie bewegte verlegen die Mundwinkel, und ihr reizendes Gesicht war purpurn. „Die Vase gehört Ihnen — wir haben für Sie bei Salviati dies Andenken an uns ausgewählt," sagte sie und sah ihn scheu dazu an. „Es ist mein Geschmack — der Papa ließ mich wählen, da ich — — — Sie sind stets so gütig gegen mich gewesen — — so geduldig mit meiner Unwissenheit."

„Aber nein! Aber nein! Das ist zu viel, Comteß Muschi! Tausend Dank: Sie werfen mich ja vor Beschämung zu Boden!"

„O, nicht doch: es ist vollkommen so, wie ich's eben sagte. Also bitte, nehmen Sie die Vase freundlich vom Papa an und auch von mir. Es macht mir eine besondere Freude — ich wünschte so sehr zu sehen — das hatte ich mir ausgedacht, zu sehen — ob unser Geschenk Ihnen wirklich Vergnügen bereiten würde. Ich werde mir auch erlauben, es selbst für Sie zu verpacken und Ihnen nach Deutschland zu senden — und bitte, vergessen Sie uns nicht!" —

„Ich reise doch weder heute noch morgen schon: mir eilt es keine Spur mit der Trennung," versicherte er, gerührt von ihrer stockenden, kleinen Rede an seine Adresse, und schüttelte ihr herzlich dankbar die Hand. Dann aber las er in ihren scheuen Augen ein deutliches Befremden, und so drückte er, um nichts zu versäumen, auch noch einen Kuß auf ihre schmalen Finger, die sich sehr steif und schüchtern zwischen den seinen verhielten. Eigentlich ging diese Huldigung einer so jugendlichen Dame gegenüber wider seine Grundsätze, aber, wie gesagt, er war wirklich gerührt von dieser allerliebsten Überraschung.

Wie ein achtjähriger Junge vor der Geburtstagsbescherung saß er da, zog sich das Geschenk ganz nahe, hob und drehte sich bald diese, bald jene Seite zu und freute sich kindisch daran, denn er war in allen Luxussachen der unverwöhnteste Mensch unter Gottes Sonne. Sein einziger Lebensluxus hieß „Baumann", und dem ergab er sich, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe".

Sie hatte ihm gegenüber am Tische Platz genommen und hielt die Hände vor sich auf der Platte gefaltet. Stumm und

aufmerksam folgte sie mit den Augen jeder seiner Bewegungen und sah ihm, da er ihr, vor lauter Vergnügen, einmal freundlich zunickte, mit eigentümlich gespanntem Ausdrucke ins Gesicht, als erwarte sie eine Anrede von ihm oder wenigstens irgend eine Frage, um den Bann zu brechen, in dem sie hilflos gefangen lag.

Gott sei Dank, er fragte. Etwas lächerlich Alltägliches:

„Wo haben Sie Ihre drei Herren gelassen, Comteß Muschi?"

Sie seufzte auf. Ihre Augen wurden plötzlich feucht, und die Wangenröte, die eben dabei gewesen ein wenig nachzulassen, verstärkte sich wieder:

„Der Dimo hatte ein Engagement, ich glaube eine Reise; der Papa ist mit dem Onkel Adrian noch zur Casetta Bini gegondelt — ich wünschte zurückzukehren."

„Sehr verständig. Ich stelle mir die Casetta Bini weder sehenswert noch angenehm für junge Damen vor."

Sie blickte ihn starr an und bemühte sich vollkommen ruhig zu sprechen: „Der Gondolier sagt: es sei eine ‚spelonca', — Das versteht sich schon leicht — — ich bedauere es — —" Dann vermochte sie nicht mehr sich zu beherrschen. — „O, wie ich mich geschämt hab'! — Solch ein Horror! — Alles Regelwidrige ist hassenswert! — Nein, ich bitte — lassen Sie mich jetzt zuerst ausreden — ich muß! — Ich weiß: der Onkel ist auch regelwidrig, das wollten Sie sagen, nicht? — Aber den Onkel kritisier' ich so wenig wie den Papa. — Die beiden — — ich liebe sie über alles — sie sind meine irdischen Götter — — —"

Mitten im Satze brach sie ab, ließ den Kopf in ihre Hände auf die Tischplatte sinken und schluchzte krampfhaft. Es zog ihr die Achseln in die Höhe und erschütterte ihren ganzen Körper.

Curhoven erhob sich erschrocken, ging zu ihr um den Tisch herum und legte ihr die Hand auf die Schulter:

„Comteß Muschi — — Kleine! — Um Gottes willen, was ist denn? Was ist Ihnen geschehen? Liebes Kind, so fassen Sie sich doch; vertrauen Sie mir Ihren Kummer. Ruhig, liebstes Comteßchen, ruhig!"

Aber sie weinte Thränenströme.

„— — es ist nichts — — nichts! — — Nichts zum Vertrauen — nur — — üble Laune — — ich bin müde' — — verstimmt bin ich — ach ja — ach Gott — ganz verstimmt!"

Ohne Zusammenhang, unter Schlucken und Schluchzen stieß sie's heraus; griff nach Curhovens Hand und wies sie zurück, sobald sie die ihrige überhaupt berührte.

Ratlos stand er da. Seines Wissens hatte er sich noch niemals in einer fataleren Lage befunden: die Zeiten des intimen Verkehrs mit so jungen Damen lagen zwanzig Jahre hinter ihm. Nur keine Ohnmacht und die peinliche Notwendigkeit, Baumann zur Hilfe herbeiklingeln zu müssen! Davor zitterte er. Was ihm grade einfiel und was etwa ein besorgter Vetter oder Onkel in seinem Falle gethan hätte, versuchte er. — Er streichelte die zuckende Schulter und das dunkle Haar, mühte sich, das gesenkte Antlitz emporzurichten und sprach der Schluchzenden zu. Anfangs ganz zärtlich in seiner Angst, mit den kindlichen Liebesworten, die seine gute, längst verstorbene Mutter einst für ihn gebraucht, wenn er, das schreiende Jungchen, das sich eine Beule an der Tischkante gestoßen hatte, in ihren Schoß geflüchtet war: „Kleines — armes Herzchen, wer wird denn so sehr weinen? Stillsein, gutsein!" —

Schließlich verlor er die Geduld, und sein Ton schlug in Strenge nun: „Herr des Himmels! Wer wird sich dergestalt hinlassen mit übler Laune! So nehmen Sie sich doch zusammen, Comteß Muschi: Sie setzen mich in die tödlichste Verlegenheit!" —

Das wirkte prompt. Sofort richtete sie sich auf und sah ihn mit erbarmungswürdigem Ausdrucke in ihrem thränennassen Gesichte an.

„Verzeihung — —! O bitte, bitte, zürnen Sie nur nicht!" stammelte sie noch immer schluchzend.

Natürlich schmolz sein Zorn dahin: das arme, verweinte Gesicht! — „Ich zürnen? Aber kein Gedanke!" versicherte er warm. „Ich möchte ja gern alles zu Ihrer Beruhigung thun. So ist's schön; kommen Sie, ich schenke Ihnen ein Glas Wasser ein; dann vergeht das Schluchzen, und nachher hole ich Ihnen von mir Eau

de Cologne herüber, und Sie erzählen mir, was Sie verstimmt hat. So — — kommen Sie mit mir."

Wie gestern abend Onkel Adrian so legte er jetzt den Arm väterlich um sie, brachte sie zur Kredenz, ließ sie, anstatt des Wassers, ein volles Glas Marsala trinken, weil sie ihm auffallend blaß geworden schien, und lobte ihre Artigkeit, ihren Gehorsam wie ein guter, alter Großpapa. Darauf setzte er sie in die Sofaecke, ruhte nicht, bis sie ihn nur einmal ein bißchen angelächelt hatte, strich ihr — wieder wie der gute, alte Großpapa — übers Haar und ging hinaus, um die Eau de Cologne zu holen. — Bei der Gelegenheit ließ er sich gleich von Baumann in seinen Gehrock zur Table d' hote helfen und die frische Krawatte um den frischen Stehkragen knüpfen, wichste sich den Schnurrbart auf und bürstete die Schläfenhaare stramm zurück. Dann bewaffnete er sich mit der korbumflochtenen Flasche von seinem Waschtisch und begab sich wieder zu seiner trauernden Psyche in den Salon.

Sie hatte sich mittlerweile vollkommen gefaßt und auch ihrerseits vor dem langen Pfeilerspiegel im Barockrahmen ihr Haar geglättet und neu aufgesteckt. Ihre Wangen hatten die gewohnte Färbung, die Stimme den gewohnten Klang, überraschend tief, so als sänge sie Kontraalt. Nur die Augen waren noch ein wenig trübe, und um die Mundwinkel lag ein kleiner schmerzlicher Zug. —

Als er eintrat, ging sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand:

„Es ist jetzt gut zwischen uns, nicht wahr, Herr von Curhoven?"

„Gewiß, ganz wie sonst, Comteß. Hier haben Sie auch die Eau de Cologne: bedienen Sie sich nur ausgiebig."

„Danke sehr." — Sie goß sich davon in die Hände und benetzte Stirn und Augenlider mehrmals. „Der Papa wird's mir doch nicht ansehen können?"

„Keinenfalls!" beruhigte er, etwas gegen sein Gewissen, aber er war zu froh, daß der Normalzustand wiederhergestellt war.

„Sie glauben gar nicht, wie es draußen so schwül ist; die Luft wiegt Centner," sagte sie im ruhigen Unterhaltungstone, trocknete sich die Hände am Schnupftuche und stellte die Korbflasche einstweilen zur Seite. „Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar für diese Erfrischung."

„Sicherlich haben Sie in der Wärme des Guten zu viel gethan, mit Besichtigen," spann er den Faden fort, und sie setzten sich wieder an ihre alten Plätze, die Blumenvase und das aufgeschlagene Tagebuch zwischen sich.

Sie nickte. — „Der Onkel war unersättlich, und ich habe ihn gar nicht für mich allein haben dürfen; immer kommt der Dimo dazwischen."

„Aber das ist doch so natürlich einer jungen, vertrauten Freundin gegenüber — und ich könnte mir denken, daß bei näherer Bekanntschaft der Verkehr mit ihm nicht ohne Reiz wäre."

Wie vorhin, als sie ihre Vase füllte, warf sie den Kopf in den Nacken, antwortete nicht, sondern zog einen der Irisstengel aus dem Wasser und steckte ihn an eine andere Stelle.

„Ja, das Schauen hat mich angegriffen," sagte sie und tändelte mit den Blumen weiter. „Sie sehen jetzt sehr wohl aus, geruht, — kühl. Das Alleinsein ist oft eine sehr große Wohlthat, wissen Sie? Morgen mach' ich's Ihnen nach und bleibe für mich im Zimmer. Dann wird man Sie bärenführen: Dogenpalast, San Marco, — Redentore — Frari. Nein, diese Pracht! — Aber es ist zu viel —!" Sie hielt inne und rückte die Vase in die Mitte des Tisches. — „Die Wirkung Ihrer Beruhigungsarznei verfliegt bereits," fuhr sie unvermittelt fort und drückte ihre Hände an die Wangen; „geben Sie mir ein anderes. — Lassen Sie mich lesen, was Sie vom gestrigen Abende in Ihr Tagebuch geschrieben haben, das Novellenkapitel, wie Sie sagten. Ich habe noch nie etwas von Ihnen gelesen. — Bitte!" Sie streckte ihm die Hand schon entgegen.

Dies naive Ansinnen des verwöhnten Kindes chokierte ihn. Dennoch that sie ihm aufrichtig leid mit ihrem rätselhaften Kummer, den die glatte Konversation nur unzulänglich verschleierte, und er glaubte ihrer Versicherung: „Ich werde nichts lesen, als das Bewußte." Im Grunde hatte er kein Wort geschrieben, was ihn ihr gegenüber in eine schiefe Stellung bringen

konnte. Somit reichte er ihr das aufgeschlagene Buch.

„Auf die Gefahr hin, daß Sie sich langweilen, Seite hundertvierundneunzig ist der Anfang."

Muschi neigte den Kopf, legte den Finger zwischen die betreffenden Blätter und maß Curhoven mit einem eigentümlich prüfenden Blicke, der spurlos an ihm vorüberging. „So ohne Zögern gibst du's in meine Hand? Nichts liegt dir an meinem Urteil, meinem Empfinden?" hätte ein Befangener wohl diesen Blick gedeutet. Curhoven jedoch dachte in seinem Sinne:

„Ich habe mich sehr in ihr getäuscht; sie ist doch vollkommen undeutsch. Einem Manne sein Tagebuch abbetteln, das ist ein starkes Stück. Nun, mit dem meinen verschlägt's nicht viel. — Endlich! Da sind die Herren zurück."

Muschi schlüpfte mit ihrem Buche von dannen, und Hochbrunn und Kiliany kamen dafür herein, lebhaft sprechend und beide sehr angeregt, wie es schien.

„Mein Sohn küßt die Hand und bittet dich um Entschuldigung für den französischen Abschied, ehe er sich dir noch richtig präsentiert hat," sagte Hochbrunn zu Curhoven. „Er hat hinter meinem Rücken eine Verabredung getroffen und wird nachmittags eine kurze Reise antreten, um in Reggio einen erkrankten Freund zu besuchen. Sein Zug geht gegen drei. Ich wollte dich indessen nicht enttäuschen und habe ihm dieserhalb schon Adieu gesagt."

Ein kurzes Weilchen unterhielten sie sich noch stehend, während Kiliany drüben im Schlafzimmer seinen Anzug wechselte. Hochbrunn hatte das vorher in der Casetta Vini bewerkstelligt. Dann schlug es zwei, und gleich darauf läutete die Dinerglocke drunten im Vestibül.

„Muscherl, komm' speisen!" rief Hochbrunn im Vorbeigehen und klopfte an Muschis Zimmerthür.

„Wartet nicht, ich bin zum Fisch im Saal," antwortete es von drinnen, ohne daß der Riegel zurückgeschoben wurde.

„Sie hat sich verkühlt bei dieser Wärme, man hört's am Sprechen — unbegreiflich," bemerkte Hochbrunn, als Kiliany sich zu ihnen gesellte. „Ich werde sie tüchtig Sekt trinken lassen, Ferdl." — Im Saal angelangt, ließ er gleich zwei Flaschen in Eis stellen und lud auch seine Begleiter dazu ein.

Die Wirtstafel im großen Speisesaale war voll besetzt, und Hochbrunn, so schien es, vielen der Anwesenden ein wohlbekannter und beliebter Stammgast. Lächelnd, aber ein bißchen von oben herab, grüßte er hierhin und dahin und ließ sich vom Oberkellner seinen alten Serviettenring neben das Gedeck legen:

„Solang' diese Herrschaften da bleiben, werde ich wieder hier speisen, Giovann'."

Das Einglas ins Auge geklemmt, musterte er diskret die Tischgesellschaft, während er den Serviettenzipfel in den tiefen Westenausschnitt schob. Lauter sonnenverbrannte Zugvögel aus dem Süden in den Norden zurück. Ihn belustigte die durchgehende Unterhaltung über Palmen und Pinien, Fontana Trevi und Villa Borghese, Pompeji, Capri und den Vesuv, und dann gelang es endlich seinem Gegenüber durch festes Anblicken seine Aufmerksamkeit an sich zu ziehen.

Zuerst machte er kleine Augen, ließ das Einglas fallen, hielt den Löffel einen Moment in der Schwebe und besann sich — ah, jetzt hatte er den Namen wieder:

„Servus, Servus, lieber Tolschow; küß' die Hand, Gnädige. — Das freut mich wirklich! Darf ich bekannt machen? Meine Freunde Graf Kiliany und von Curhoven."

Das Gespräch kam rasch in Fluß. Kiliany freilich aß seine Suppe schweigend und mit dem Ausdrucke kältester Ablehnung im Gesichte. Tolschow und Curhoven jedoch fanden einen Anknüpfungspunkt, und Hochbrunn ward von der stattlichen Frau Tolschow gänzlich mit Beschlag belegt. Ihre Bekanntschaft datierte vom Januar her, als das Ehepaar unterwegs nach Rom gewesen war.

Nun mußte er genau über seinen „entzückenden Sohn" berichten. Weshalb war er nicht anwesend? Wie befand sich seine himmlische Stimme? „Eine w o n n i g e Stimme, caro Conte!" Wollte er sie denn nicht ausbilden? Ja? — O, wie reizend, caro Conte! Frau Tolschow hatte in Rom derartige Fortschritte in der „lingua del canto" gemacht, daß sie nun, nach lieber, deutscher Manier, ihre Sätze mit italienischen



Am Brunnen. Nach dem Aquarell von Toudouze

Brocken spickte, und Hochbrunn, obwohl er als österreichischer Kavalier unbewußt den gleichen Fehler beging, lachte sich innerlich halb zu Tode darüber, während sich der Redeschwall über ihn ergoß.) Selbstredend, falls „Conte Dimo“ jemals nach Hamburg käme, um ein Konzert zu geben, müsse er heilig versprechen, in der Villa Tolschow-Harvestehude, hübscheste Gegend — abzusteigen und sich pflegen und verwöhnen zu lassen. „Töchter haben wir nicht, also ganz ungefährlich, caro Conte; und alle aristokratischen Künstler, die in Hamburg auftreten, sind unsere Gäste: alle ‚illustrissimi‘.“ Reinhard von Millern, Federigo d'Ardenda: Neffe des portugiesischen Premierministers, — Graf Gyula Zichény, unter anderen, und wie gern ist man den ungestümen Geistern eine treue, mütterliche Freundin.“

„Zu viel Gnade! Zuerst müssen wir einmal abwarten, was die Zukunft bringen wird.“

Er prüfte seinen frischen Teller mit den Fingerspitzen, winkte den Kellner heran und bat um einen wärmeren für den Fisch und um ein zweites Brötchen. Darauf neigte er sich zu Kiliany und nahm mit ihm die Gänge des Speisezettels und das Weinkärtchen durch. Frau Tolschow existierte plötzlich nicht mehr für ihn. Sie hatte die Grenze des Entgegenkommens in seiner Meinung um mehrere Fuß breit überschritten, und das war eine gesellschaftliche Unerzogenheit, die man nicht vergab. —

Als auch der Fisch abgetragen war und Giovannin den Eiskübel mit den beiden ragenden Flaschenhälsen zwischen die zwei Grafen gesetzt hatte, legte Hochbrunn seine Serviette auf den Tisch, schob den Stuhl zurück und sagte leise zu Kiliany:

„Das ist eine unbegreifliche Unpünktlichkeit, mein Lieber. Ich geh' jetzt geschwind die Muschi holen. — Der Comteß wird nachserviert, Giovann', tragen Sie immer die Suppe auf.“

* * *

Vor der Thür ihres Zimmerchens begegnete sie ihm schon.

„Nun, was heißt das, Muscherl? Weswegen läßest du nach dir schicken wie die Primadonna beim dritten Hervorruf, du?“

„Zanke nicht, Onkel Adrian!“ Sie nahm ihn beim Kopfe und küßte seine Wange mit langem Kusse. „Gelt, du sorgst, daß ich jetzt gleich neben dir sitzen darf?“

Er lachte sie aus seinen hellen Augen an: „Oho! Hat's Streit gegeben?“

„Streit? Nein, welche Idee! Mit wem denn? Es ist ja nur — wenn ich bei dir sitze, brauch' ich nicht zu reden.“

„So, so, du Egoistin, du kleine! Jetzt komm' geschwind; der Papa beunruhigt sich, und der Curhoven guckt nach rechts und guckt nach links und hofft auf eine Erlöserin: denn eine deutsche Juno im abscheulichen Tapetenkleid möcht' ihm grad' die Seele aus dem Leib fragen, wie zuvor bereits mir. Der Dimo läßt uns auf einige Tage im Stich, der Lump. — Wie: — hast du geweint? —“

„Ich war noch einmal kindisch, Liebster. Übersieh's: es ist das letzte Mal. Wollen wir nicht das Treppchen dort nehmen? — Verzeih: da kommt eben der Baumann. Nur zwei Worte. — Hören Sie, Baumann! —“

Der Gerufene eilte herzu; sie lief in ihr Zimmer zurück und gab ihm ein versiegeltes Päckchen: Curhovens Tagebuch.

„Sie werden dies in des Barons Zimmer legen und sorgen, daß er's später sofort findet, nicht wahr? — Danke sehr. — So, jetzt bin ich fertig und da, Onkel.“

„Zeig' mir nun ein liebes Gesicht,“ sagte er im Gehen durch den letzten Korridor.

Sie hob ihr gesenktes Antlitz und lächelte ihm zu. Er aber schüttelte den Kopf und drohte ihr mit dem Finger: „Mich betrügst du halt nicht, Muscherl!“

* * *

An seinem Arme betrat sie den Speisesaal.

Das sprichwörtliche ‚Aufsehen‘ erregte sie nicht. Dazu war ihre Schönheit viel zu zart und unaufdringlich. Trotzdem ruhten einzelne Kennerblicke mit Befriedigung auf ihrer Gestalt und ihrem zierlichen, stolz getragenen Kopfe. Weder Rosenhauch noch Veilchenduft ging von ihr aus, nur die anmutige Frische ihrer Jugend. Kein Goldreif schmückte ihr Handgelenk, kein Ring ihre Finger; kein diamantener Tautropfen funkelte an ihr. Nicht einmal eine Nadel hielt die Schleife am Ausschnitt zusammen. Sie trug ein weißes Sommerkleid: kirschrote Seidenstreifen im klaren Stoff und eine rote Schärpe dazu. Nicht die geringste Schaustellung von Hals und

Armen; alles ungesucht, züchtig und mädchenhaft. Und seltsam: gerade diese Einfachheit war's, die den Gedanken in Curhoven weckte, während er ihr vom Tisch aus entgegenblickte: „Wieviel Talent zur großen Dame hat dieses Backfischchen!"

Giovann' hatte Muschis Gedeck zwischen Hochbrunns und Curhovens Plätzen eingeschoben. Es paßte hier oben am besten wegen der Eckrundung der Tafel.

Muschi aß ihre Suppe rasch, lehnte Pastetchen und Fisch ab und erreichte bei Braten und Sekt glücklich den Anschluß. Zum Unterhalten schien sie durchaus keine Neigung zu verspüren; wenn sie vom Teller aufsah, blickte sie geradeaus gegen die bemalte Wand, über den kunstvoll frisierten Kopf der Dame im Tapetenkleide hinweg. Diese sowohl wie ihr Gatte widmeten sich jetzt eifrig dem Berliner Professor, der ein etruskisches Lämpchen nach dem anderen aus der Umhängetasche an seiner Stuhllehne nahm und von Hand zu Hand gehen ließ. Hochbrunn und Kiliany besprachen einen Ausflug für diesen schönen Nachmittag, und Curhoven hatte Giovann' seinen Teller überliefert. — Beim Zerschneiden des Fleisches war er auf fremde Hilfe angewiesen, und hier, wo sie nicht mehr, wie in Riva, zu dritt am eignen Tischchen speisten, nahm er Muschis Beistand nicht an.

Er beugte sich zu ihr hin und fragte gedämpften Tones:

„Habe ich recht gehabt mit meiner Vermutung die Lektüre betreffend?"

„Ja und nein," entgegnete sie und sah ihm kühl ins Gesicht. „Gelangweilt hat mich's keineswegs; Sie schreiben einen sehr guten Stil. Aber ich bin trotzdem enttäuscht. — Es ist kein Tagebuch, aus dem man eine Persönlichkeit und ihr — nun: — eben ihr unmittelbares Denken liest, sondern eine Novelle mit Phantasiegebilden. Wenn Sie es einmal drucken lassen wollten, so würde mir's nichts verschlagen. Die Muschi, die darin ist, bin nicht ich; die ist eine Naive — ein deutsches Pensionsgänschen."

(Fortsetzung folgt.)

Lied.

Von

Carl Busse.

Und wieder kam die gute Zeit,
Sie kommt in jedem Jahre,
Und was so hell ins Ohr mir schreit,
Ich weiß, es sind die Stare.
Ob auch das Herz in Aengsten schlug,
Nun laß es singen — singen,
Wo sich in Zug und Widerzug
Belaubte Wipfel schwingen.

Es bog der Flieder vor'gen Mai
Sich über goldne Flechten,
Wie goldnes Haar flog mir's vorbei
In Tagen und in Nächten.
Vorüber Scherz und Jugendbraus!
Von neuem blüht der Flieder,
Brich dir den vollsten Busch daraus,
Mein Herz, wir lieben wieder!

Und wieder macht's mich dumm und dumpf
Und spukt in meinem Schädel,
Doch war bisher das Blonde Trumpf —
— Grüß Gott, mein schwarzes Mädel!
Sonst Jahr für Jahr ein neuer Gast,
So that noch keiner drängen,
Und denk ich nach, ich glaube fast,
Mein Herz, wir bleiben hängen!



Heinrich Zügel.

Von
Dr. Gustav Keyßner.

Mit zwei Einschaltbildern, dem Bildnis des Künstlers und zwölf Textabbildungen.

Auf der Internationalen Kunstausstellung des Jahres 1892, die noch einmal die ganze Münchener Künstlerschaft vereinigt zeigte und zugleich die Unvermeidlichkeit der bevorstehenden Spaltung bewies — auf dieser Ausstellung erregte unter den Tierstücken eines die besondere Aufmerksamkeit und Bewunderung der Beschauer. „Schwere Arbeit" war es genannt und stellte ein Dreigespann starker, mächtig gebauter Rinder dar, die den Pflug, offenbar mit tüchtiger Anstrengung, durch einen hügeligen Acker zogen und soeben von der Höhe einer Bodenwelle herunterkamen, so daß die gewaltigen Leiber, hinter denen die Gestalt des Pflügers fast ganz verschwand, sich in großer Silhouette vom duftig klaren Herbsthimmel abhoben. Kein Baum, nichts von einem Fernblick auf weiter zurückliegendes Gelände — nur das Stück dunkler, dampfender Scholle mit den großen, still hinschreitenden Tieren und darüber die lichte Unendlichkeit. Nie ist das so oft gemalte Motiv der pflügenden Rinder schlichter und monumentaler zugleich aufgefaßt und behandelt worden, als auf diesem Bilde, das sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägte, während die Leinwand selbst, auf die es gemalt ist, auf dem Rücktransport von Chicago, wo es 1893 ausgestellt war, unheilbare Schäden erlitten hat.*)

Heinrich Zügel.
Nach einer Photographie von L. Konski in München.

Heinrich Zügel, der Schöpfer dieses Werkes, war im Jahre 1892 längst kein Unbekannter mehr; schon seit zwanzig Jahren war er rühmlich mit immer wachsendem Erfolge im Münchener Kunstleben hervorgetreten. Aber erst die „Schwere Arbeit" brachte die ganze Kraft und Tiefe seiner Begabung auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein und ließ zugleich auch darüber keinen Zweifel, zu welcher Partei, der Alten oder der Neuen, der Maler gehöre und sich halten werde. Zur Partei der Neuen — das sah man auf den ersten Blick. Nicht als ob das Bild ein technisches Programm, ein pleinairistisches Tendenzstück gewesen wäre. Aber es war doch die ganze Fülle des Lichtes, von keinem „Galerieton" mehr verschleiert, darin, die die bösen Modernen aus der Natur in ihre Bilder hinüberzuschöpfen suchten. Und der Vorgang selbst war mit so völligem Verzicht auf alles Anekdotische, alle ablenkenden Nebenpointen geschildert, wie ihn doch erst wieder die jüngere Generation, in ihrer leidenschaftlichen Hingabe an das Nur-Malerische, zu üben gewagt hat.

Wenn bei so manchem Künstler der Übergang zu der „neuen" Kunst das Ergebnis innerer Krisen, die Ursache äußerer Kämpfe war, so bedeutete er für Zügel nur eine notwendige, ruhig sich vollziehende

*) Der Künstler hat im vorigen Jahre eine freie Wiederholung des Bildes gemalt und in Venedig ausgestellt. Unsere Illustration (Abb. zw. S. 264 u. 265) ist noch eine Wiedergabe der ersten Fassung.

Folge seiner ganzen Anlage und Entwickelung. Nicht als einer jener Neuerer, die Wagemut und Entdeckerdrang auf unbekannte Pfade locken, Zielen entgegen, die sie selbst noch nicht klar erschaut, sondern als ein in seinem rastlosen Schaffen wachsender und fortschreitender Arbeiter, im steten Gange der Selbstverständlichkeit, betrat er, ohne zu zaudern oder zu straucheln, den Weg, den die neue Theorie und Praxis erschlossen, und erst hier fand er das, was für den Künstler doch das Höchste bleibt: nicht nur mehr zu können, sondern anders zu sein als andere, eine ganz freie, ganz eigenartige, ihrer Eigenart ruhig bewußte Persönlichkeit.



Abb. 2. Schafstudie.

Den harmonischen Entwickelungsgang des Künstlers förderte der ruhige Verlauf seines äußeren Lebens, das ihn, dank seiner tüchtig-ernsten Art, in aufsteigender, dank dem günstigen Schicksal, in gerader, nicht von feindlichen Mächten gekreuzter Linie vorwärts führte. In Murrhard, einer kleinen Ortschaft des Schwäbischen Jura, 1850 geboren, war er von seinem vierzehnten bis siebzehnten Jahre Lehrling und Schüler eines Lithographen, dessen er sich noch heute dankbar erinnert. Das eigentliche Gebiet seiner Begabung erkannte dieser erste Lehrer von vornherein: „Wenn sie dich fragen, was du werden willst, so sage nur: Tiermaler“, riet er dem Schüler, der, seiner Unterweisung entwachsen, zur rechten Zeit ein Stipendium erhielt, um an der Kunstschule in Stuttgart weiter lernen zu können. Von da aus besuchte er die Münchener Kunstausstellung 1869, und diese „Internationale“, die so vielen Künstlern entscheidende Anregungen gegeben hat, sollte auch in dem Leben des jungen Stuttgarter Kunstschülers Epoche machen: er fühlte, daß er nur in München den rechten Boden für seine weitere Ausbildung finden könne, und so siedelte er noch vor Ablauf seines dritten Kunstschulsemesters in die bayerische Hauptstadt über. Hier arbeitete er für sich weiter, nur durch den trefflichen Anton Braith beraten, und mit so gutem Erfolge, daß ein größeres Bild von ihm, die „Schafwäsche“ auf der Wiener Kunstaus-

stellung, also schon im Jahre 1873, den größten Beifall fand und für die respektable Summe von sechstausend Gulden verkauft wurde. Bald darauf begründete sich der junge Maler, dem die wohlverdiente Gunst des Publikums treu blieb, sein eignes Haus. — Der Stadt München ist er — von den Sommeraufenthalten und Studienreisen natürlich abgesehen — treu geblieben, bis er im Herbste 1894 an die Kunstschule zu Karlsruhe berufen wurde; aber schon im Herbste 1895 kehrte er wieder nach München zurück und zwar als Professor der Akademie, an der er nun eine durch gar manchen schönen Erfolg ausgezeichnete Lehrthätigkeit pflegt, geliebt und verehrt von seinen Schülern, deren er sich mit warmem, persönlichem Interesse annimmt.



Abb. 3. Studie.

Als Zügel nach München kam, stand die ganze dortige Kunstübung unter der geistigen Diktatur Pilotys. Das heißt: die Historienmalerei war allmächtig, und auf Gebieten, die ihrer Hoheit nicht würdig schienen, trat sie die Herrschaft an ihr alter ego, die Anekdotenmalerei ab. Jedenfalls, „Handlung“ sollte in jedem Gemälde enthalten sein, das überhaupt lebende Wesen darstellte, und so wurde denn auch unserem



Abb. 4. Studie.

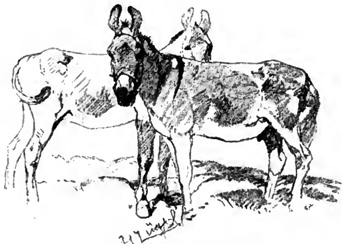


Abb. 5. Esel. Bleistiftskizze (Belgien 1890).

jungen Tiermaler dringend ans Herz gelegt, daß auf seinen Bildern etwas vorgehen müsse. Die Schilderung eines Schafmarktes sollte, wenn irgend möglich, all die menschlichen und tierischen, socialen, merkantilen und seelischen Züge umfassen, die bei solchem bedeutsamem Ereignis sich zu offenbaren pflegen. Der bescheidene Kunstjünger durchschaute nicht von vornherein mit klarem Bewußtsein den ästhetischen Widersinn derartiger Forderungen, die von so autoritativer Seite erhoben wurden, aber er empfand ihn im dunkelen Gefühl seiner eignen echten Begabung. Aus jenen frühen Jahren existiert noch ein niemals ganz fertig gemaltes Bild, das im Atelier des Künstlers hängt. Jene ideale Schilderung des Schafmarktes in seiner geistigen und realen Ganzheit ist da nicht verkörpert: statt der vielen und mannigfachen Scenen ist eine Episode gegeben; die Zahl der Figuren, menschlicher und tierischer, ist immer noch groß genug, aber wohl überschaubar, das Kolorit ist bunt, durch die herkömmliche braune „Sauce“ nur ziemlich äußerlich zusammengehalten, und doch ist das Ganze zum mindesten angelegt auf eine schöne, echt malerisch gedachte Gliederung in Licht und Schatten, auf seine Kontraste und glückliche Abstufungen. Nicht allzuviel Tierbilder mögen zur gleichen Zeit in München entstanden sein, die man heute noch mit demselben Interesse und demselben Wohlgefallen betrachten könnte.

An manchen merkwürdig bezeichnenden Beispielen ließe sich durch jemanden, der Zügels ganzes, schwer übersehbares œuvre zu überschauen imstande wäre, die innere künstlerische Entwickelung des Malers nach ihrem Verlauf markieren. Besonders frappant ist der Vergleich einer Studie oder Kompositionsskizze zu einem „Hammelsprung“ aus dem Jahre 1884 mit einem den gleichen Stoff behandelnden großen Bilde, an dem der Künstler zur Zeit noch beschäftigt ist. Dort ist der Vorgang noch die Hauptsache, und zwar ist er so dargestellt, daß wir nur den Schäfer und ein paar der Schafe sehen, die er eben durchläßt; der grelle Sonnenschein des Mittags ist erkennbar, aber nicht überzeugend angedeutet. Das neue Bild leuchtet von der warmen Helligkeit der Nachmittagssonne, und von dem zählenden Schäfer im Vordergrunde schweift unser Blick hinüber auf all die Tiere jenseits der Hürde, auf die so eigentümlich einförmige und doch wechselvoll bewegte Fläche, die durch die wolligen Rücken der Schafe gebildet wird und die in ihrem Auf- und Abwogen auch eine mäßig zahlreiche Herde so viel größer erscheinen läßt.

Dort das **Ereignis**, hier die **Erscheinung**: so charakterisieren wir mit dem Künstler selbst am kürzesten den Unterschied zwischen den beiden Fassungen und zwischen den Prinzipien, aus denen sie hervorgegangen sind. Damit ist natürlich nicht die völlige Ausschließung des einen Faktors, die alleinige Vorherrschaft des anderen, sondern sein ausschlaggebendes Übergewicht in der einen oder anderen Kunstrichtung gemeint. Was das Zeichnerische betrifft, so hat Zügel in dieser Hinsicht von vornherein die Erscheinung in ihrer vollen, organisch erkannten Richtigkeit festzuhalten gesucht und verstanden. Neben einer Ölstudie (Abb. 2) mögen das ein paar Bleistiftskizzen (Abb. 3 u. 4) bekunden, alle aus dem Anfang der siebziger Jahre. Die große Sicherheit des Strichs, das anatomische Verständnis und die unmittelbar treffende Charakteristik, die schon diesen Skizzen eigen sind, hat sich der Künstler erworben durch seinen immensen Fleiß, in nie ermüdender Beobachtung und raschem Festhalten des Gesehenen. Schon bei einem flüchtigen Blättern in den Skizzensammlungen, die Zügel aufgespeichert hat, fühlt man sich an den rastlosen Eifer der japanischen Künstler erinnert, die sich auch im Belauschen der belebten Natur nie genug thun können, die aber freilich im allgemeinen die Bewegungen des Tierkörpers mehr mit äußerlicher Lebhaftigkeit, als mit organischem Erfassen wiedergeben. Jedenfalls hat unser Maler jene Sicherheit zur vollen Virtuosität ausgebildet; man begreift es vor „Momentaufnahmen“ mit dem Stift, wie derjenigen der beiden Esel auf Abbildung 5, daß Zügel — darin ein recht unmoderner Künstler — darauf verzichtet, selbst zu photographieren oder Photographien zu benützen.

Es erscheint fast selbstverständlich, daß ein Maler, der mit so viel Sorgfalt und Verständnis die Stoffe seiner Kunst nach ihrer formalen Erscheinung beobachtet, allmählich auch zum immer eindringlicheren Studium der Farbe weiterschreitet. Und ebenso natürlich, daß er, immer im Freien arbeitend, sich zum Pleinairmaler entwickelt, das, was theoretisch in den Prinzipien der Freilichtmalerei unbestreitbar richtig ist, in seiner Praxis zum Ausdruck der künstlerischen Wahrheit erhöht. Wenn Heinrich Zügel sich dem Triumphzug des Lichtes anschloß, so that er es nicht aus Unterwürfigkeit vor dem Neuen an sich, sondern aus still herangereifter Erkenntnis und Überzeugung. So war, wie schon angedeutet, die Wandlung, die — seit der Mitte der achtziger Jahre beginnend — mit seinem Kolorismus vorging, für ihn kein Sichselbstaufgeben, sondern die volle Befreiung und Ausbildung seiner eigensten Künstlerart.

Unser Laienpublikum — und leider auch manche Nichtlaien, die es besser wissen können und die Anderen hätten aufklären sollen — hat sich jahrelang unter Pleinairisten Leute vorgestellt, die aus Freude am Häßlichen und aus Sensationsbedürfnis kreidig helle oder schreiend bunte Farbenklexe auf die Leinwand nebeneinander setzten und die so beschmutzte Leinwand, auf der



Abb. 6. Studie aus Dachau.

man entweder gar nichts zu erkennen vorgab oder über die allzu naturgetreue Lebhaftigkeit der Farben sich entrüstete, für Bilder auszugeben wagten. Noch heute wird manchmal die moderne Malerei von dem Schicksal betroffen, das Geibel so manchen bitteren Seufzer entlockte: man klopft ihr die Hosen aus, die sie längst abgelegt. — Von den Ausschreitungen des Pleinairismus in seinen Flegeljahren, von raffinierter Experimentiererei hat Zügel sich wird, als ihm durch das mühsame und mißverständliche Studium altersgebräunter Bilder zu teil werden können.

Daß jede Künstlergeneration, die ernsthaft genommen werden will, danach streben müsse, über die Schöpfungen und Errungenschaften der alten Meister hinaus das Gebiet der Kunst nach irgend einer Seite hin zu erweitern, das steht für Zügel fest mit der Unumstößlichkeit einer moralischen Forderung. Und diese Forderung hat er selbst



Abb. 7. Studie.

immer fern gehalten. Desto klarer leuchtet aus seinen neueren Bildern und aus den Studien, in denen er die neue Ausdrucksweise beherrschen lernte, uns das entgegen, was man geradezu als den sittlichen Gehalt der ganzen Bewegung bezeichnen darf: die unermüdliche Gewissenhaftigkeit im Studium des Lichtes und der Farbe, die leidenschaftliche Hingabe an das als richtig und wahr Erkannte, die demütige Liebe zur Natur, die ihrem getreuen Jünger echtere und unmittelbarere Schönheiten offenbaren erfüllt; er hat die Tiermalerei nicht nur um eine Reihe vortrefflicher Werke bereichert, sondern ihr ein neues Element von hoher und bleibender Bedeutung zugeführt. Mit erstaunlich klarer Präcisierung seiner künstlerischen Absichten hat er auf das Tierbild die positiven und negativen Grundsätze der modernen Malerei angewandt und ihm eine künstlerische Geschlossenheit gegeben, die in solcher Art der ganzen Gattung bisher noch fast völlig gefehlt hatte.

Schlicht und sachlich charakterisiert



Schwere Arbeit. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.



Abb. 8. Studie aus Holland.

wiedergegeben, so auf dem großen Bilde der Schafherde in der Pinakothek das Blöken eines Schafes im Vordergrund: wären heute nicht die Epigramme im Geist der griechischen Anthologie so ganz aus der Mode, so hätte sicher schon mancher Dichter uns in Distichen versichert, er habe deutlich das „Mäh" des gemalten Vließträgers gehört.

Solch lebenswahre, einfache Schilderung kennt Zügel seine Tiere. Er hütet sich streng vor jeder Sentimentalität, vor der Unterschiebung eines seelischen Ausdruckes. Ihm genügt die sorgfältige Anatomie, die genaue Wiedergabe der Bewegung, um die Geschöpfe, die er am häufigsten darstellt, in typisch gültiger und doch völlig individueller Lebendigkeit zu schildern. So das behagliche Grasen des Schafes (Abb. 6), die graziöse und drollige Unbeholfenheit der jungen Lämmer (Abb. 7), die phlegmatische Beschaulichkeit der stattlichen Milchkuh (Abb. 8, 9), den unscheinbaren Esel mit der resignierten Duldermiene (Abb. 10, 11). Und wie prächtig beobachtet ist das ruhig wartende Beisammenstehen der klugen Pferde, deren Führer sich auf der Wanderung durch die Mittagshitze für ein paar Minuten im Schatten ausruht (Abb. 12, eine Studie von höchstem Reiz im Spiel der Sonnenlichter und Laubschatten); wie frappant sind einzelne kleine Züge kein Posieren und Heraufschrauben. Die große, ja monumentale Wirkung so vieler von Zügels Schöpfungen ist nicht durch ein unwahres Heroisieren der friedlichen und dienenden Kreatur künstlich hervorgebracht, sie geht ganz aus der innersten Art des Künstlers hervor, die aus der Erscheinung des alltäglich-idyllischen Vorganges die große Linie heraussieht und die Stimmungsgewalt, mit der ihn selbst die den Vorgang umgebende Landschaft und Atmosphäre bezwang, auf den Beschauer weiterzuleiten versteht. So ist



Abb. 9. Studie aus Holland.



Abb. 10. Studie aus Belgien.

für ihn die Landschaft nicht neutraler Hintergrund, wie auf so vielen älteren Tierstücken, z. B. der Vlamen des XVII. Jahrhunderts, und wiederum sind die Tiere nicht Staffage, als die sie oft auch bei einem so herrlichen Künstler, wie Troyon, dem Tiermaler der Fontainebleauer, erscheinen. Auf Zügels Bildern sind Tiere und Landschaft ein völlig harmonisches Ganzes: ein Stück Natur, das die animalischen Wesen, den Boden mit seiner Vegetation und den Himmel in einem Medium: dem Licht, zusammenhält.

Unermüdlich sammelt der Maler sein Material; in den Monaten, da er mit seinen Schülern aufs Land geht, und vor allem in den Wochen, die er ganz der eignen Arbeit auf Studienreisen widmet, reiht sich eine Farbenskizze, eine Beleuchtungsstudie an die andere. Der Formen mit unbeirrbarer Sicherheit mächtig, sucht er aus dem ewigen Wechsel der farbigen Erscheinung so viel Momente wie nur irgend möglich herauszugreifen und festzuhalten. So gewährten ihm, seitdem die Dachauer Landschaft in der prallen Glut und Helle ihres Sommers — der Jahreszeit, die er ganz der Arbeit im Freien widmet — seinem malerischen Empfinden nicht mehr zusagte, vom Ende der achtziger Jahre an nacheinander Holland, Belgien, das Land an der Niederelbe, und seit seinem Karlsruher Aufenthalt die Ufer des Rheines die ergiebigsten Gebiete für seine künstlerischen Stoff- und Forschungsjagden. Wie viele von den Beutestücken dieser Streifzüge vereinigen, obgleich nur wie im Flug erhascht, die harmonische Abrundung des Bildes mit dem unmittelbaren Reiz der Skizze! Aber nur verhältnismäßig wenig — absolut betrachtet freilich eine imposante Zahl — reift zu jenen großen Werken heran, in denen der ganze Meister sich bekundet und bewährt. Und von diesen sind die meisten, was die entscheidende Anregung betrifft, aus der Heimat des Künstlers hervorgegangen. Dort, in seinem Geburtsort, in der Rauhen Alb, ist er noch heute heimisch, besitzt dort ein Gütchen und eine eigne Schafheerde — um seine großen Herdenbilder zu malen, muß er von fremden Schäfern unabhängig sein.

Gerade jetzt arbeitet Heinrich Zügel, der immer mehreres gleichzeitig unter dem Pinsel hat, an einigen solcher großen Stücke. Da ist jener zweite „Hammelsprung“, von

dem schon die Rede war; da ist eine Herde, die eben zum „Salzen“ getrieben wird, von frappanter Lebendigkeit in der Bewegung der Schafe und des Hundes, der sie „abrundet“; überströmt von dem golden warmen, gleichsam reifen Licht der Spätnachmittagssonne, voll ernster Größe in der einfachen Linie des Horizonts und dem hohen, schon abendlich sich färbenden Himmel. Einen breiteren Raum nimmt das Landschaftliche ein auf einem noch umfangreicheren Bild, einer Abendstimmung mit roten Wolken am dunkelnden Himmel und rötlichem Abglanz auf der langen bewaldeten Bergwand, die sich im Hintergrund emporhebt. Tiefer Abendfriede ruht auf einem anderen Bilde, auf dem eine heimziehende Herde mit ihrem Hirten dem Beschauer entgegenkommt auf breiter Straße aus einem Wald heraus, über dem die Mondsichel aufgegangen ist. Und wieder anderswo sehen wir die Schafe in dem Schweigen und Glühen des Mittags, der blendend noch hereinleuchtet in den Schatten des Laubes, unter dem der Schäferhund wachsam, aber ermattet seines Aufseheramtes waltet.

Der ernste, ja schwermütige Charakter der Rauhen Alb erscheint in diesen Werken gemildert und verklärt durch eine tiefe, verschwiegene Innigkeit, sei es nun des Naturgefühles überhaupt, sei es einer nie erlöschenden Liebe zur Heimat, die den Künstler, der so ganz im Leben der Natur lebt, gerade mit jener Scholle verbindet, da sie sich ihm zuerst, mehr für sein Gefühl, als für sein klares Erkennen offenbarte. — Auf anderen Bildern liegt, ohne jenes zarteste, lyrische Nachklingen der Seele zu wecken, in der frischen, ursprünglichen Freudigkeit, mit der der Maler sie vor der Wirklichkeit empfunden, der Reiz der Stimmung, das Spiel des Lichtes und der Wohlklang der Farben. Eine Schafherde zieht durch den sonnedurchschimmerten Buchenwald und das Blau des Himmels, das grüne Laub und der vom welken Laub des vorigen Jahres rotvioleti schimmernde Boden geben einen fröhlich zusammenklingenden Akkord; in



Abb. 11. Studie aus Belgien.

der Abendstunde stehen und liegen Kühe im Baumland, ihre Formen verschwimmen schon halb in der grünen Dämmerung unter den Bäumen. Im Wechsel der Jahreszeiten fehlen neben der Lichtfülle des Sommers und dem ruhig leuchtenden Herbst auch die letzten Wintertage nicht mit ihrer herben, aber erfrischenden Luft, in der schon die Milde des Frühlings leise sich ankündigt. Auf der Hochebene ist schon die fahlbraune Erde wieder frei, nur an Rainen und in Vertiefungen liegt noch der Altschnee mit seinen bläulichen Schatten und stehen spiegelnde Wasserlachen vom geschmolzenen Schnee. Eigentümlich fein und klar hebt sich von diesen kalten Tönen das Weißgelb der Schafe, die auf dem durchweichten Weg dahingetrieben werden und am Wasser ihren Durst löschen.

So könnte man noch lange forterzählen von den still heranreifenden Werken im Studio des Künstlers, und doch läßt sich mit Worten so wenig von ihrer durch und durch malerischen Kraft und Poesie andeuten! Besser als aus allen Beschreibungen werden wenigstens diejenigen Leser, die den Münchener Glaspalast im vorigen Sommer besucht haben, sich unseres Malers Wesen und Weise wieder gegenwärtig machen aus der Erinnerung an die damals von ihm ausgestellten Bilder, vor allem die prächtigen Rindern, die in so wunschloser imposanter Ruhe, wie „im Paradiese" (so war das Werk benannt) ihre Siesta hielten, und die Schafherde, der von einem ihren Weg kreuzenden Bahnzug „Halt" geboten wird (Abbildung zwischen Seite 272 und 273). Herrlich warmer Sonnenschein der späten Nachmittagstunde überflutet die Tiere, die unter der gebieterischen Obhut des Hundes in der stillen Beschaulichkeit des Nil admirari den Zug an sich vorüberbrausen sehen. Dieser selbst und der Schäfer sind außerhalb des Bildes gedacht und mit kluger Ökonomie nur angedeutet durch den Rauch der Lokomotive, der, von den schrägen Sonnenstrahlen niedergedrückt, rechts oben sich bis zum Boden hereinwälzt, und durch den langen Schatten des Schäfers mit dem Stab und dem breitkrempigen Hut — ein klassisches Beispiel für den feinen Takt, mit dem Zügel alles aus seinen Bildern aus-



Abb. 12. Studie: Rast im Schatten.



Abb. 13. Studie vom Rhein.

scheidet, was die Einheitlichkeit der Anschauung stören könnte.

Es ist immer ein mißliches und unfruchtbares Unterfangen, die Größe eines Künstlers dadurch zu messen, daß man sein Können mit dem anderer vergleicht. Alles wahrhaft Tüchtige ist in sich ganz und vollendet, und darum hat in der Welt und im Urteil der Unbefangenen so viel und vielerlei des Tüchtigen nebeneinander Platz, ohne sich hart im Raume zu stoßen. Was unsere deutsche Tiermalerei vor und neben ihm Treffliches, echt Künstlerisches geleistet, wird dadurch nicht herabgesetzt, wenn wir Zügel als den preisen, der heute ihr Führer und Meister ist. Sehen wir uns im Auslande der Gegenwart um, so scheint uns nur ein Maler — von völlig anderer Eigenart und ein anderes Gebiet, das Jagdbild, pflegend — an künstlerischer Geschlossenheit, an tiefem Naturgefühl, an technischer Vollendung ganz ebenbürtig neben dem schwäbischen Meister zu stehen: der Skandinavier Liljefors. Freuen wir uns, daß dank der Internationalität der modernen Kunst Bruno Liljefors uns längst kein Fremder mehr ist, und freuen wir uns doppelt, daß Heinrich Zügel durch Geburt, Art und Kunst so ganz der Unsere ist. Sein Name und sein Werk werden eine Zierde deutscher Kunst bleiben.

München, im März 1898.



Drei Frühlingslieder.

Von

Helene von Engelhardt.

Goldene Tage.

Cirenen düften um mich her,
Hollunder blüht im Haage —
Nun gibt es keine Sorgen mehr
Und keine trüben Tage!

Nur Lerchen gibt's und Veilchen hold,
Nur Jugend, Glück und Liebe,
Und Lenzesgrün und Sonnengold,
Und üpp'ge Blütentriebe.

Es zwitschert in der Waldesnacht
Aus tausend Kehlen heiter,
Ob meinem Haupt der Kuckuck lacht,
Und schwingt sich fröhlich weiter.

O wachsen mir nicht Schwingen auch,
Die mich von hinnen tragen,
Empor in lichten Ätherhauch
In diesen goldnen Tagen?!

Lenz und Liebe.

Was flüstert in der Vollmondnacht
Und weckt die Knospen im Hain?
Das ist der Lenz, der wandert sacht
Ins träumende Land hinein.

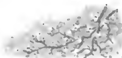
Was zieht durch deine Seele hin,
Schauernd in Schmerz und Lust?
Das ist die Lieb', die Zauberin,
Die pocht an deine Brust.

Gib acht, nun wandre nicht allein
Durch die träumende Vollmondnacht,
Denn Wunder weben im Sternenschein,
Wenn Lenz und Lieb' erwacht!

Vom blauen Himmel nieder . . .

Du sitzest an dem Bachesrand,
Umweht von Blütenflocken,
Es streichelt eine liebe Hand
Dir leis' die weichen Locken . . .

Dann fragt nicht: „Was ist Liebe, sag'?"
Dein lerchenfrisches Kehlchen,
Dann lehrt's der eigne Herzensschlag
Am besten dich, mein Seelchen!





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meinen Kinderjahren.

Von

Th. H. Pantenius.

I. Auf dem Lande.

In Florida kommt es vor, daß ganze Landschaften eines Tages versinken und ein See an ihre Stelle tritt. Ich denke mir, daß den Männern, die aus einer solchen Landschaft stammen, bei einem Rückblick auf ihre Jugend ähnlich zu Mute sein muß, wie mir, wenn ich meiner Kinderjahre gedenke: Das Kurland, in dem ich geboren wurde und das in meiner Erinnerung fortlebt, ist ja — Gott sei Dank — nicht von den Elementen zerstört worden, aber seine socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich seitdem von Grund aus verändert.

Mir ist es, obgleich ich 1843 geboren bin, als ob ich weit über hundert Jahre alt wäre, denn ich habe in mancher Beziehung noch die Urzustände der Menschheit erlebt. Ich habe noch Wagen zimmern und benutzen sehen, an denen auch nicht das kleinste Stückchen Eisen — auch nicht einmal als Radreifen — verwendet war. Wenn mein alter Freund Bluke die Achse eines solchen Wagens ganz besonders haltbar machen wollte, so zerschlug er einen alten unbrauchbar gewordenen Kessel in kleine Dreiecke und trieb diese neben einander in das weiche Birkenholz. Während er damit beschäftigt war, hatte er kein Kleidungsstück am Leibe, das nicht auf dem Hofe, auf dem er geboren war und sein ganzes langes Leben verbracht hatte, angefertigt worden war. Das grobe Leinen seines Hembes war aus hier gewonnenem Flachs hier gesponnen und gewebt; zu dem „Wand", aus dem sein Anzug hergestellt war, hatten die Schafe des Hofes die Wolle geliefert; die Sandalen an seinen Füßen waren aus der Haut einer auf dem Hof geschlachteten Kuh geschnitten. Dem Hof war das Leben dieses Mannes und anderer Männer und Frauen geweiht, und er ernährte sie und kleidete sie.

Der Hof, von dem hier die Rede ist, ist das Pastorat Sallgallen, das vierundzwanzig Kilometer oberhalb der Stadt Mitau an der Semgaller Aa liegt.

Wenn ein Deutscher im Reich von einem Pastorat hört, so schwebt ihm dabei ein Haus in einem Dorf vor, das in der Nähe der Kirche liegt, etwas städtischer aussieht als die übrigen Wohnstätten und von einem mäßig großen Garten umgeben ist. Der Pfarracker ist meist verpachtet, ein landwirtschaftlicher Betrieb mit der Wohnung des Pfarrers nicht verbunden.

Das ist da oben alles anders. Im Kurland, oder doch in dem größten Teil von Kurland, gibt es keine Dörfer, die Rittergüter, die Bauerhöfe, die dort „Gesinde" heißen, die Pastorate bestehen in einzelnen Höfen, die inmitten der zu ihnen gehörenden Felder und Wiesen liegen. Das Pastorat Sallgallen ist zwei Kilometer von der Kirche entfernt und hat einen großen landwirtschaftlichen Betrieb, von dessen Ertrag der Pastor zum größten Teil leben muß. Als dort die Knechtswirtschaft an die Stelle der Frone trat, hielt mein Onkel außer vier Fahrpferden und einem Reitpferde, die zu seinem persönlichen Gebrauch dienten, sechs Ackerpferde und gegen dreißig Häupter Rindvieh. Dazu kamen eine Schafheerde und zahlreiches Geflügel.

Ich habe die Frone noch erlebt. Die Inhaber von, wie ich glaube, sieben Bauerhöfen waren verpflichtet, die Arbeiter und die Pferde zu stellen, von denen der Acker des Pastorates, von dem in jedem Jahr ein ganzes Drittel brach lag, bestellt wurde. Die Gerätschaften und die Pferde, die diese Arbeiter mitbrachten, waren in jämmerlichem Zustande, sie selbst träge und arbeitsunlustig. Der Vogt, den man im Kurland „Wagger" nennt, hatte viel Not mit ihnen, und die ganze Sache war vielleicht nur dadurch in Gang zu halten, daß der Inhaber der Gutspolizei, in diesem Fall also der Pastor, das Recht hatte, Trägheit, kleine Diebstähle, Widersetzlichkeit 2c. mit bis zu fünfzehn Peitschenhieben zu ahnden. Die Peitsche — ein breiter Lederriemen — hatte eine gesetzlich vorgeschriebene Beschaffen-

heit und wurde von den Leuten keineswegs übermäßig gefürchtet. Der Volkswitz nannte sie die „Brotpeitsche“.

Im übrigen war das Verhältnis der Knechte und Dienstboten zu der Herrschaft ein patriarchalisches und ließ großer gegenseitiger Anhänglichkeit Raum.

Im Pastorat Sallgallen lebte von 1769 bis 1880 die Familie Conradi, aus der mein Vater und mein Großvater sich ihre Frauen geholt haben. Aber auch schon mein Urgroßvater war mit ihr eng befreundet. Mein Vater hatte als junger Mensch jahrelang in Sallgallen gelebt, ich selbst wurde dort von meinem neunten bis zu meinem fünfzehnten Jahre erzogen. Der Boden war auch für mich voll von Erinnerungen.

Einen guten Teil derselben übermittelte mir der alte Bluke. Der alte Mann war eigentlich ein Taugenichts. Mein Großvater hatte ihm seinerzeit ein Gesinde anvertraut, es ihm aber wieder abnehmen müssen, weil er es vernachlässigte. Später wurde er als ein Hänschen in allen Gassen beschäftigt, zimmerte Wagen, besserte die primitiven Geschirre der Ackerpferde aus, spaltete Holz, trug Wasser rc. Er war aber immer außerordentlich froh, wenn ich mich zu ihm gesellte und er von der früheren Generation seiner Herrschaft erzählen konnte. Er hing mit jeder Faser seines Herzens an den Conradis und allen, die zu ihnen gehörten, und war die lebendige Chronik derselben. Das galt noch mehr von seiner Frau, zu der er eigentlich nur das Anhängsel war. Frau Bluke war seit vielen Jahren die „Hofmutter“, d. h. die Viehpflegerin, und es ist ganz undenkbar, daß es jemals eine fröhlichere und energischere alte Frau gegeben hat, als sie. Als ich sie zum letztenmal sah und herzlich küßte — wenn eins von uns, die wir unter dem Sallgallener „Großen Baum“ erwachsen waren, nach Sallgallen kam, so eilte es gleich, nachdem es die Verwandten begrüßt hatte, zur alten Bluke — war sie gewiß weit über achtzig Jahre alt, aber sie sprang mir entgegen wie ein ganz junges Ding. Die Mägde hatten ihre liebe Not mit der Alten, deren scharfen Augen nichts entging und die sie in steter Bewegung erhielt. Und sie konnte energisch sein — alle Achtung. Ihr Mann pflegte, sobald er sich ohne ihr Wissen ein paar Pfennige erworben hatte, dieselben im Kirchenkruge zu vertrinken. Dann schwankte er, muntere Volkslieder singend, nach Hause. Die Gattin ohrfeigte ihn bei seinem Eintritte, solange sie den Arm heben konnte, und das war lange. Sprach ich ihn dann am folgenden Morgen auf das Erlebnis hin an, so machte er sein verschmitztestes Gesicht und brach in einen Strom von Lobeserhebungen über sie aus. „Was für ein Weib!“ rief er immer wieder bewundernd aus. „Ich sage Ihnen, Jungherrchen, so hauen wie die kann kein Kerl. Und Belehrung muß ja auch sein.“

Die Alte war nicht nur eine der Sachlage entsprechende Mustergattin und eine vorzügliche Viehpflegerin, sondern galt auch in weitem Umkreise für einen vortrefflichen Arzt. Sie „besprach“ Warzen und „die Rose“ und erreichte in der That auf diesem Gebiet Erfolge, die ebenso thatsächlich wie unbegreiflich waren. Ihre Kuren waren überhaupt absonderlicher Art. Während ich in Sallgallen lebte, wurde die Gegend von einer sehr bösartigen Fieberepidemie heimgesucht. Man nannte die Krankheit, die intermittierend auftrat, das „kalte Fieber“ und sie endete nicht selten mit dem Tode. Die alte Bluke kurierte das Fieber so: wurde ein Patient zu ihr gebracht, so entnahm sie in seiner Gegenwart aus kleinen Schächtelchen allerlei Ungeziefer: Läuse, Flöhe, Schaben — die wir „Preußen“ nannten, rc., zerhackte sie, bestreute die Masse mit etwas Mehl und formte sie zu Pillen, die der Kranke einnehmen mußte. Das Mittel versagte fast nie seine Wirkung. Ärzte, denen ich das später gelegentlich erzählte, führten sie auf das starke Ekelgefühl zurück. Ob mit Recht, kann ich nicht beurteilen.

Während die ärztliche Thätigkeit meiner alten Freundin sich durch ihren Erfolg einigermaßen rechtfertigen ließ, war eine andere bedenklicherer Natur. Es gab damals in Kurland auf dem Lande keinerlei Art von Sparkassen. Wer von den Bauern Ersparnisse machte, versteckte sie in irgend einem Winkel oder vergrub sie in Feld und Flur. Brannte ein Gesinde nieder oder starb sein Inhaber unerwartet, so waren sie nur zu oft unrettbar verloren. Wer andererseits in Verlegenheit war, mußte sich das Geld zu unglaublich hohen Zinsen leihen. Die alte Bluke verlieh das ihrige, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, zu zwölf Prozent monatlich. Sie trug freilich auch ein hohes Risiko. Ob die Alte als Bankier schließlich auf ihre Kosten gekommen ist, weiß ich nicht, denn ich lebte, als sie starb, bereits außer Landes.

Die beiden Blukes hatten eine ausgesprochene Vorliebe für mich. Sie hatten beide meinen Vater, der eine sehr eigenartige Persönlichkeit und ein ausgezeichneter Geistlicher war, von Jugend auf persönlich gekannt und hingen mit der innigsten Liebe an seinem Gedächtnis. Wie später in allen Verhältnissen so oft, öffnete mir auch hier die Erinnerung an ihn, der schon 1849 in frühem Alter seiner rastlosen Thätigkeit erlag, die Herzen.

Wie deutlich steht die Spinnstube der Alten noch vor mir! Draußen ist der nordische Winter in voller Kraft, es friert zwanzig Grad und darüber, im Zimmer der Blukes herrscht die behaglichste Temperatur. Auch hier die Urzustände der Menschheit: in einem in der Wand angebrachten Ring steckt ein brennender Kienspan, d. h. ein etwa ein Meter langer, zwei Finger breiter, ganz dünner Streifen Fichtenholz, der „Pergel“. Bei seinem rauchenden Licht spinnen die alte Bluke und die Mägde. Die Spinnräder surren, und die Alte erzählt, während der harzige Geruch des „Pergels“ die Luft erfüllt, Märchen. Der alte Bluke aber sitzt auf einer Bank am Ofen und raucht. Ist der „Pergel“ heruntergebrannt, so steht er auf und ersetzt ihn durch einen neuen Kienspan, der mit vielen anderen in einem Eimer steht. So an Wochentagen. An Sonnabenden aber singen wir alle Kirchenlieder.

Die Abende waren voll eigenartiger Poesie und wurden auch schon von dem Knaben als



Halt! Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

solche empfunden. Sie haben viel dazu beigetragen, die mir von den Vorfahren ererbte Liebe zum Landvolk noch zu vertiefen.

Die Stellung, die die Blukes und das übrige Gesinde zu unseren Familien einnahm, war merkwürdig. Zwar, daß sie mir eine besondere Zuneigung entgegentrugen, konnte nicht auffallen, denn mein Vater und mein Großvater Pantenius hatten sich um das Landvolk und seine Kultur hochverdient gemacht, und meine Vorfahren Conradi waren persönlich vortreffliche Männer gewesen, im allgemeinen aber hatten die Letten unter dem Herrenhochmut der Deutschen doch viel zu leiden gehabt. Trotzdem konnten wir unseren Leuten gar nicht aristokratisch genug sein, und sie thaten ihrerseits alles, um die ohnehin schon große sociale Scheidewand, die uns von ihnen trennte, noch zu vertiefen. Wenn wir recht herrisch auftraten, war es ihnen gerade recht.

Das galt auch von dem männlichen Personal. Obgleich es uns streng verboten war, verbrachten wir so manche Sommernacht bei den Pferden auf der Weide. Das war ganz herrlich. Da oft Pferdediebstähle vorkamen, mußte ein Knecht die Nacht über bei ihnen wachen.

Dem schlossen wir uns an. Wir machten uns zunächst ein Feuer an und saßen plaudernd um dasselbe. Allmählich erlosch es, und wir suchten die ambulante Hütte auf. Rings um uns das Dämmerlicht der nordischen Sommernacht, in der das Tierleben rege bleibt: im Korn schlägt die Wachtel, in der Wiese schreit der Wachtelkönig, im Graben surrt der Erdkrebs. Den Pferden sind die Vorderfüße zusammengekoppelt, wenn sie sich vorwärts bewegen wollen, müssen sie einen schweren Sprung thun. Von Zeit zu Zeit schnaubt eins, während man die anderen den Klee abrupfen hört. Der Knecht aber erzählt uns von seinem Leben, in dem es, so einfach es auch verlief, doch immer Höhepunkte gab. Allmählich verstummt er, und auch wir verfallen in den gesunden Schlaf der Jugend, bis uns die Morgenkühle weckt. Auch hier trat uns im Verkehr mit den Leuten immer der angeborene Respekt vor den Herrensöhnen entgegen. Ich erinnere mich nicht, daß er je außer acht gelassen worden wäre. Mir aber gaben diese Nächte eine Fülle von poetischen Anregungen, und wenn heute über die Berliner Straße eine Sternschnuppe hinfährt, zaubert sie mir oft wieder das nächtliche Feld bei Schule, so hieß der Hof, in dem die Knechte des Pastorates hausten, vor die Seele. Wie tiefe Einblicke in das Seelenleben des Landvolkes habe ich da als Knabe thun dürfen! Welche auch in die fernste Vergangenheit unseres deutschen Volkes, denn es war im Grunde noch alles fast wie in den Tagen Karls des Großen auf einem Hof am Rhein. Es trugen ja keineswegs nur der Knecht und die Magd das auf dem Hof entstandene Gewand, auch die Herrschaft hatte, wenn sie zu Hause war, ein Kleid aus „Wand“ an, und die Wirtschaft gab, wenn auch nicht mehr alles, was zu des Lebens Notdurft gehörte, so doch das meiste und Beste her. Wandernde Schneider wie die, die im Frühling und Herbst für ein paar Wochen auf den Hof kamen und für uns Kleider und Stiefel anfertigten, gab es gewiß auch von sehr alter Zeit her. Wie sie arbeiteten, mag man daraus ersehen, daß ich, als ich auf das Gymnasium in Mitau kam, neun Hühneraugen hatte.

Welche Freuden der Fluß uns bot, habe ich in meinem Roman „Allein und Frei“ treu nach dem Leben geschildert.

Den Mittelpunkt der Hoflage bildete in Sallgallen der „Große Baum“, eine herrliche Ulme, deren Riesenkuppel sie ganz beherrschte. Meine Mutter, die 1807 geboren war und im Alter von achtundsiebzig Jahren starb, konnte sich nicht entsinnen, daß irgend eine Veränderung mit dem Baum vorgegangen war. Ihm kehrte aus der Entfernung von vielleicht hundert Schritten das Herrenhaus die Front zu. Von dieser aus gesehen, lag rechts der Park, links der Obstgarten. Jeder Fuß breit barg hier eine Erinnerung. Im Park zeugte ein Grabhügel noch von einem preußischen Offizier, der 1812 hier in einem Treffen gefallen war — er hieß nach der Traditon von Fuchs — und bei seinem Anblick erstand die ganze Leidensgeschichte jener Tage. Die Truppen ballten sich rings um das Pastorat zusammen, die preußischen Offiziere rieten meinem Großvater zur Flucht. Mit der kranken Frau, die in jedem Augenblick ihre Niederkunft erwartete, und dem Häuflein Kinder ging es einem im fernen Walde liegenden Bauerhof zu. Als der Kanonendonner verstummt war und die Familie zurückkehrte, sah es auf dem Hof aus, als ob Schnee gefallen wäre; es waren die Federn der von den Soldaten geschlachteten Gänseherde. Das Wohnhaus aber war in ein Hospital verwandelt worden, und in diesem gebar meine Großmutter einen Sohn, der nachher ein hoher Offizier geworden ist.

Nicht weit vom Grabhügel erhebt sich eine Rasenbank. Auf der hatten meine Eltern, als sie noch jung waren, oft in schwerer Sorge gesessen. Mein Vater hatte sich als Student in Dorpat mit einem jungen Mädchen verlobt, das ganz und gar nicht zu ihm paßte. Die Verlobung drückte ihn schwer, aber er war zu gewissenhaft, um sie aufzulösen, und suchte nun Rat bei der eng befreundeten Cousine. Er ahnte nicht, welche Qualen er dadurch über das arme Mädchen, das ihn schon damals heiß liebte, verhängte. Aber charakterfest wie sie war, riet sie ihm, ob auch mit blutendem Herzen, das einmal gegebene Wort zu halten. Erst nach vielen Kämpfen wurde der Heißgeliebte für sie frei.

Das Gewirr von Stachelbeerbüschen dort zur Linken erinnert an eine andere Herzensgeschichte. Meine Mutter verbrachte als ganz junges Mädchen einen Winter und Frühling im Hause eines Verwandten in Riga. Dort warb ein älterer Junggeselle um sie, und die umschmeichelte Fünfzehnjährige sagte ihm zu. Als sie nach Hause zurückkehrte, schlug ihr der Vater die Einwilligung rundweg ab. Sie sei noch viel zu jung, hieß es, er würde das dem Herren brieflich mitteilen. Meine Mutter fiel aus allen ihren Himmeln und vergoß Ströme von Thränen. „Es ist doch ganz undenkbar, daß ich je wieder glücklich werde“, dachte sie und ging schwankenden Schrittes hinab in den Garten. Die Stachelbeer-

büsche hingen voller reifer Früchte, und sie pflückte mechanisch eine und noch eine, und wieder eine, und mit jeder Beere, die sie zum Munde führte, wurde ihr wohler und die Last auf ihrem Herzen leichter, bis sie über diese seltsome Veränderung in ihren Gefühlen selbst in ein herzliches Gelächter ousbrach und von allem Liebesleid genesen wor.

Kein Boum hier, den nicht einer meiner Vorfohren gepflanzt hätte, kein Weg, auf dem sie nicht etwas erlebten. Inmitten des Ganzen aber der „Große Baum", der schon hier stand, als die Urgroßeltern ihre goldene Hochzeit feierten; als mein Großvater Pontenius sich von ihm weg sein junges Weib holte; ols meine Eltern sich in seinem Schatten endlich in die Arme sinken durften. Wer so wie ich unter ihm erwuchs, der mußte wohl einen natürlichen Zug zur Geschichte gewinnen.

Meine Phantosie hat den „Großen Boum" oft umschwebt. Er kommt fast in jedem meiner Romane vor, als gonz junger Baum in „Die von Kelles". Ich habe damit nur eine Dankesschuld gegen ihn abgestattet, denn wie oft habe ich als Knobe ouf der Rosenbank über seinen Wurzeln gesessen und von der Vergangenheit meiner Heimot geträumt! Ich hoffte damals, einmal ein Epos zu dichten, das den Semgoller Edlen Westhord zum Helden hoben sollte. Daraus ist nichts geworden, aber ein anderes Stück heimischer Vergangenheit habe ich in dem obigen Roman doch schildern dürfen, und daß mir das vergönnt wor, ist für mich sehr beglückend.

Die Umgegend von Sallgollen ist nach modernen Begriffen nichts weniger als schön, das Land gonz flach, und es fehlt selbst, was in Kurland selten der Fall ist, der Wald als ferner Hintergrund am Horizont. Der Himmel ruht wie eine Riesenglocke unmittelbor auf der Ebene. Aber diese ist bedeckt von fruchtbaren Kornbreiten und saftigen Wiesen, die für den Einheimischen entzückende intime Reize hoben. Zwischen Pastorat und Kirche liegt mitten in den Feldern eine Kiesgrube, aus der mon seit vielen Jahren den Kies für die Wege geholt hat. In ihren steilen Wänden nisten unzählige Uferschwalben und haben ihnen das Ansehen grober Siebe verliehen. Wie köstlich saß es sich an ihrem Rande, wenn der Wald von monnshohen Roggenhalmen, der sie im weiten Kreise umgob, mich von der Außenwelt schied! Zumal um die Sommermittogsstunde war es hier schön, wenn weiße Wolken am Himmel wanderten, das Korn im Winde Wellen schlug und die Lieder der Lerchen von so großer Höhe herobklongen, daß auch das scharfe Auge des Knaben die Sängerinnen koum noch ols schworze Pünktchen erkennen konnte. War aber der Tag schwül und windstill, donn hatte man wohl jenes eigene bange Gefühl, aus dem bei den Griechen die Pansoge entstond. Der Herzschlag stockte plötzlich, und es war, als ob die Stille durch ein unerhörtes Geschehnis unterbrochen werden müßte.

Die Natur hatte es mir überhaupt angethon, zumol die Vogelwelt. Obgleich es auf dem Hof niemand gab, der die Vogelsprochen verstond, habe ich sie doch mit großer Mühe erlernt. Die Liebe zu den Vögeln ist mir vielleicht angeerbt, denn mein Großvater Conradi wor ein ebenso eifriger Ornithologe wie mein Großvater Pontenius, der Pastor in dem vier Meilen entfernten Grünhof wor, die Botonik pflegte. Ich verdanke dieser Liebhaberei viele schöne Stunden.

Sonst woren die beiden Schwäger und Freunde sehr verschiedener Art. Pantenius, dem die Jugend durch eine Stiefmutter sehr verbittert worden, war ein herber Mann, der in der Kantschen Philosophie und der strengen Pflichterfüllung und Selbstzucht, die sie lehrte, Trost gesucht und gefunden hatte. Die Seinigen ochteten ihn mehr, als sie ihn liebten. Seine Lehrmethode mag wohl auch mitunter stark auf die Nerven gefallen sein. Ein Beispiel für sie. Für die Seinigen war ein Besuch in Sallgollen der Inbegriff aller Freuden. Eines Toges fragt er sie, ob sie wohl dorthin fahren wollten. Alles eilt jubelnd dovon, um sich schnell anzukleiden, und erscheint dann auf der Freitreppe, vor der die Wagen schon holten. „Meine Lieben," beginnt da der Hausherr, „Selbstzucht ist eine der höchsten sittlichen Aufgaben. Wir freuen uns olle auf diese Fahrt. Wollen wir diese Gelegenheit benutzen, um uns im freiwilligen Entbehren zu üben." Sprach's und ging in sein Zimmer, während die Fomilienglieder mit ihrem Kummer so gut fertig werden mußten, wie es eben ging.

Bei Conradi waren solche pädagogische Experimente keineswegs zu befürchten. Er war ein sehr milder Mann, der auch die noch jungen Menschen gern gewähren ließ.

In allen kurischen Höfen war die Gastfreundschaft wirklich ganz unbeschränkt, und ich habe noch mehrere „Krippenreiter" gekonnt, d. h. olte Junggesellen, die überhaupt gar kein Heim hatten, sondern mit eigner Equipoge von Hof zu Hof fuhren und überall wochen- und monotelang verweilten. Einer von diesen, der sich viel auf dem Gute meines Großonkels, des Generals Theodor Pantenius oufhielt, steht mir noch in unbehoglichster Erinnerung, denn der persönlich sehr unsaubere Herr wor sehr kinderlieb und wollte mich immer auf den Schoß nehmen. Der alte Mann wor schmutzig geizig. Als er einmal noch vierwöchentlichem Aufenthalt einen Hof verließ, gab er dem Kutscher, der die gonze Zeit über seine Pferde gewartet hatte, — er hatte gerade keinen eignen — ein Bündel Mohrrüben, dos er sich vorher aus dem Garten geholt hatte, und sprach dozu: „Da, mein Sohn, iß täglich frühmorgens davon. Das ist sehr gesund." Der Herr hinterließ schließlich 30 000 Rubel und eine testomentarische Bestimmung, nach der sie zu einer sehr segensreichen Stiftung verwandt werden sollten. Ein anderer Krippenreiter stammte aus einer sehr olten Pastorenfamilie und wor selbst bereits Kondidot der Theologie, als er fast ganz dos Gehör verlor. Mon nohm sich nun seiner in der Form an, daß man ihn zum Bücherrevidenten ernonnte. Er fuhr von Hof zu Hof und verweilte überall so lange, bis die betreffende Familie fond, daß der Gost nun wohl auch weiterfahren könne. Der Housherr nohm ihn donn beiseite und frogte ihn, ob es ihm

recht wäre, jetzt die Bücherrevision vorzunehmen. Er begleitete ihn darauf in sein Arbeitszimmer und ließ ihn dort in Gesellschaft von einer guten Cigarre und den Wirtschaftsbüchern. Nach Ablauf einer Stunde suchte er ihn wieder auf, und der Herr Revident erklärte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, die Bücher befänden sich in musterhafter Ordnung. Worauf der Hausherr ihm ebenso ernsthaft für die Revision dankte und ihm ein Couvert einhändigte, in dem sich je nach den Verhältnissen ein Fünfundzwanzig-Rubelschein oder ein noch wertvolleres Papier befand.

Als ich dem alten, übrigens sehr liebenswürdigen Herren vorgestellt wurde, fragte er mich, nachdem wir festgestellt hatten, daß eine der Urgroßmütter meiner Mutter aus seiner Familie stammte, was ich von König David hielte. Ich war, wie man sich denken kann, einigermaßen verblüfft, er wartete aber auch keine Antwort ab, sondern entwickelte mir mit echt kurländischer Lebhaftigkeit, daß König David einer der schlechtesten Menschen war, die jemals lebten. Der König David war nämlich der Tollpunkt des sonst ganz verständigen Mannes.

Die Güter, die zur Kirchengemeinde Sallgallen gehörten, waren größtenteils Domänen, und die Pächter derselben, unter denen es wunderliche Käuze gab, kamen gesellschaftlich nicht in Frage. Einer von ihnen war, wie er jedermann versicherte, Republikaner und schmückte, als er ein Töchterlein taufen ließ, seinen ganzen Hof mit Fahnen aus, auf denen rot auf weiß die Worte: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ prangten. Das höchst merkwürdige Schicksal, das dieses Kind, als es zur Jungfrau herangewachsen war, hatte, hat mir später den Stoff zu der Novelle: „Der alte Junghert und seine Liebe“ geboten. Freilich nur, soweit es sich um die Thatsachen handelte, denn ich benutzte für die Heldin ein anderes Modell als das überaus sanfte Mädchen, das diese seltsamen Wege einschlug und das, was vielleicht noch seltsamer ist, auf ihnen zum Glück gelangte.

Ich verkehrte persönlich in mehreren dieser Pächterfamilien und ich habe aus diesem Umgang manche Einzelzüge für die Novelle: „Käthchen Hortensius“ entnommen. Die Modelle zu dieser selbst und zu ihrem Vater habe ich freilich erst viel später und in einer anderen Gegend kennen gelernt.

Wir hatten also in Sallgallen wenig nachbarlichen Verkehr, das Haus beherbergte aber fast immer Gäste, denn das Pastorat bildete den seelischen und gesellschaftlichen Mittelpunkt für die ganze Familie. Traf ein Mitglied derselben aus der Fremde, etwa aus Petersburg oder Warschau, ein, so war das erste, wonach es verlangte, ein Teller: „Sauere Grütze.“ „Sauere Grütze“ ist das Nationalgericht der Kurländer, und diese, für jeden Nichtkurländer gewiß fürchterliche Speise ist ihnen mit der Heimat so verwachsen, daß sie erst, nachdem sie sich mit ihr gesättigt, das Gefühl haben, wirklich wieder zu Hause zu sein. War der Gast ein in der Fremde erwachsenes Mitglied der Familie, so versammelte sich alles um ihn und beobachtete, wie er sich zu der „Saueren Grütze“ verhielt. Schluckte er sie tapfer hinunter, so sahen wir ihn für einen „echten Kurländer“ an. Das aber war das höchste Lob, das wir erteilen konnten, denn „das Gottesländchen“ ging uns über alles.

Ich war zehn bis zwölf Jahre alt, als mit dem Übergange von der Frone zur Knechtswirtschaft der Umschwung aller wirtschaftlichen Verhältnisse begann. Aus dem widerwilligen Inhaber des Bauernhofes wurde erst ein Pächter desselben, dann sein Besitzer. Das ausschließliche Güterbesitzrecht des Adels fiel, eine neue Gemeindeordnung emancipierte die Bauern, die wirtschaftlichen Kräfte des Volkes wurden frei. Es erfolgte ein ungeheurer Aufschwung. Aber mit ihm begann auch der unselige Nationalitätenhader, und an ihn schloß sich die Russifizierung der Schulen, der Verwaltung, der Justiz. Damit verschwand jenes alte Kurland, das ich in meinen Romanen, so gut wie ich es kannte, geschildert habe. Es war doch ein höchst eigenartiges Stück deutschen Lebens. Ich habe oft die Freude gehabt, daß mir Leser im Reich ihre Verwunderung über die Fülle von eigenartigen, kraftvollen Männern und holden, hingebenden Frauen, die in diesen Romanen vorkommen, aussprachen. Das ist nicht mein Verdienst, denn die Menschen, unter denen ich erwuchs, waren so geartet.

Sallgallen ist seit 1880 nicht mehr in den Händen unserer Familie, aber wir alle, die wir unter dem „Großen Baum“ erwuchsen, sprechen, wenn wir seiner gedenken, aus tiefstem Herzen: „Gott segne den teuren Boden nun und allezeit.“

Ich habe heute davon berichtet, wie es in meinen Knabenjahren in Kurland auf dem Lande zuging. Ein anderes Mal will ich an dieser Stelle von meiner Vaterstadt Mitau erzählen.

Lenzeswunder.

Die jüngst im Winterschlaf gelegen,
Die süßen Blumen sind erblüht,
Und überall auf Weg und Stegen
Klingt ein vielstimmig Vogellied;
Den Himmel spiegeln Bach und Seen,
Vom warmen Sonnenlicht geküßt —
Mich dünkt, ein Wunder ist geschehen,
Daß so die Welt verwandelt ist.

Mir kam der Lenz, der lichte, warme,
Ja auch so heimlich über Nacht, —
Da nahmst mich nur in deine Arme,
Da war das Wunder schon vollbracht.
Dein ward mein Denken und mein Leben,
Dein meines Herzens heißer Schlag,
So ward der Lenznacht ahnend Weben
Zum wonnegoldnen Frühlingstag.

Hedwig Gräfin Rittberg.

Die Bekehrung des faulen Nicola.

Eine Legende von

Marianne Wittich in Lübeck.

(Abdruck verboten.)



In Jaupierre, das seinen Namen von Sandsteinbrüchen in den Abhängen des Moselseitenthälchens hat, in welchem es eingebettet liegt, flog der Staub in goldigen Wirbeln von der gelben Landstraße empor. Im Schatten der weiß getünchten Mauer hockten vor dem stattlichen Wirtshause die Musikanten, und auf dem breiten glatten Fahrwege, dem einzigen Stückchen Landes, das die fleißigen Bewohner des Fleckens, unbebaut lassen müssen, schwangen sich die flinken koketten Mädchen mit den keck blickenden Burschen in einer regelrechten Quadrille schnellsten Taktes auf und nieder. Kein Kommandowort erschallte, kein Wirrwarr, kein Zögern unsicherer Paare störte den Reigen: wie in einem wohleinstudierten Ballett schlangen sich die Figuren durcheinander, flatterten die hellen Kleider hin und her, neigten und drehten sich die geschmeidigen Leiber der Tanzenden. Und dazu lachte die strahlendste Oktobersonne, dufteten die Obstgärten ringsum, und der feine gelbliche Staub hüllte die ganze ländliche Scene in einen flimmernden Nebel.

Jaupierre feierte, denn man beging die fête patronale, das Namensfest des guten Schutzheiligen, der das stattliche Dorf das ganze Jahr hindurch in so treuer Obhut hält. In allen Häusern ruhte die Arbeit. Die Jugend eilte zum Tanz, die Alten schauten zu oder erholten sich daheim von den vielfachen Mühen, welche die Zeit der Weinlese und der Obsternte bringt.

Inmitten des Ortes liegt das Haus des Schmiedes, aber Thüren und Fenster waren geschlossen und der Hammerschlag verstummt, denn „monsieur le maréchal“ war mit Frau und Tochter hinausgewandert in das Paradies eines jeden französischen Kleinbürgers, das kahle, sonnige Plätzchen außerhalb des Fleckens mit den dünnen Obstbäumen und den langweiligen Gemüsebeeten, welches der Bourgeois seinen „Garten“ zu nennen beliebt.

Da saß Monsieur vor dem Bretterhäuschen, das die Gartengeräte birgt, auf der schlechten, lehnenlosen Holzbank und studierte den „Petit Lorrain“ mit den versteckten Ausfällen gegen die maudits Prussiens, und Madame thronte mitten im Wege auf einem umgestülpten Oleanderkübel und hatte eine jener mächtigen Filetarbeiten, welche die Frauen des Landes unaufhörlich zu unbegreiflichen Zwecken anfertigen, an den Stamm eines jungen Apfelbäumchens befestigt. Celestine indes, das dunkeläugige Töchterchen, lehnte verdrießlich am Zaune, zerzupfte das Büschel Astern und Reseda, welches sie als Festschmuck in den rosaseidenen Gürtel gesteckt hatte, und fuhr erschrocken zusammen, als monsieur le curé, der, im Brevier lesend, die Straße herabwandelte, ihr einen freundlichen Gruß zurief, nachdem er prüfend das finstere Antlitz seines sonst so lerchenfröhlichen Beichtkindes gemustert hatte.

„Eh, Celeste,“ rief der joviale Herr neckend, „nicht beim Tanz? — Hast du Kummer?“

„E be-jo!“ hätte Celestine fast geantwortet. Aber sie schwieg und neigte nur errötend das Köpfchen vor ihrem Gewissensrate.

„Mußt dich halt dem heiligen Josef anvertrauen,“ meinte der Herr Pfarrer lächelnd und lehnte freundlich die Einladung Vater Audeberts, doch näher zu treten, ab, dankte auch für heute für die „bones mirabelles de Mez“, die kleinen zuckersüßen Pflaumen, die ihm Madame anpries, und vertröstete die guten Leute „à tantôt“.

Ohne sich anzuhalten, setzte er seinen Weg fort, denn er hatte mit den klugen, scharfen Augen etwas entdeckt, dem er eilig zusteuerte.

Das Etwas aber, ein schlanker kraushaariger Bursche, verschwand gerade hinter einer Hagebuchenhecke in einem seitab führenden Feldwege.

„He, Nicola," rief ihm der Geistliche zu, „was streichst du da durch die Felder und lässest Celeste warten? — Du hast sie doch gewiß zum Tanze holen wollen!"

Nicola sah sehr schuldbewußt aus und kehrte langsam um; als aber der Pfarrer an ihm vorübergehend hinter der zweiten Hecke verschwand und, eifrig in sein Buch guckend, die Landstraße weiter verfolgte, stand der Bursche erst ein Weilchen unentschlossen still, reckte träge die Glieder, wandte sich endlich wieder und schlenderte wie vorher, auf dem thymianduftenden Heckenwege weiter, summte auch nachdenklich das schöne, geistvolle Lied:

Si le bon dieu veut,
On m'apelle Jérôme.
Si le bon dieu ne veut pas,
On m'apellera Nicola,
Nicola, Nicola, ha, ha, ha
Nicola — — — — — —

Endlich erreichte er ein Kapellchen, gewann dessen besonnte Rückseite und warf sich aufatmend in das weiche silbergraue Kraut auf den warmen Boden nieder.

Ja, er hatte Celestine abholen wollen — er hatte es ihr ja am Abend vorher verblümt zu verstehen gegeben, als er in der hellen Schmiede umherlungerte und den stiebenden Funken zuguckte — aber glücklicherweise hatte er nicht klare, unzweideutige Worte gebraucht. Denn davor hütete er sich wohl, der Nicola! Worte verpflichten, und Verpflichtungen drücken meist so schwer, so schwer! — Das wußte er aus mancher trübseligen Erfahrung, und er liebte es nicht, Lasten zu tragen, denn dafür war er der faule Nicola.

Als eine Last war ihm natürlich am Abend vorher sein halbes Versprechen nicht erschienen; dazu war er der niedlichen Celeste zu gut. Als er heute am Wirtshause vorüberschlenderte, um sein Mädchen abzuholen, und den Staub und die Sonnenglut empfand und sah, wie den Tänzern die hellen Tropfen auf der Stirn perlten, da dünkte es ihn wohl gut, mit Celeste am kühlen Herbstabend beim lustigen Schmiedefeuer zu plaudern oder mit ihr an einem sonnigen Oktobersonntagsmorgen auf den Weinbergsstufen zu sitzen; aber um sich hier im Schweiße des Angesichts herumzudrehen — dazu war er denn doch nicht thöricht genug; und was konnte denn sie davon haben? — Daß es ihr im ganzen Körper prickelte von ungestümer Lebenslust, daß es ihr in den nimmermüden Füßen zuckte und daß sie gar zu gern ihr zierliches weiß gekleidetes Persönchen neben dem hübschesten Burschen des Dorfes gezeigt hätte, davon ahnte der träge, bequeme Nicola herzlich wenig.

Denn der Nicola war nicht nur der hübscheste Bursch, er war auch das wohlhabendste, verzogendste Muttersöhnchen im ganzen Flecken und gewohnt, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen, den gnädigst aufzuthun ihn schon der Mühe genug deuchte.

Ausmachen mochte er ihn offenbar nicht unnötigerweise, wie eben jetzt; und so ließ er sich die Sonne hineinscheinen, bis er einschlief und dadurch allen lästigen Gedanken entrückt wurde.

Celeste stand indes immer noch am Zaune und sann über den Worten des Herrn Pfarrers, welche sie sich aber sehr wohl zu deuten wußte. Zuerst war sie etwas zornig, runzelte die Stirn und senkte verächtlich die Mundwinkel; dann wurde die Miene nachdenklich. Schließlich lachte das Mädchen ein wenig spöttisch, murmelte etwas von „bêtise" vor sich hin und erklärte, sich den Eltern zuwendend, daß sie der parraine die ihr zugedachten Äpfel hintragen wolle, füllte ein Spankörbchen mit rotbäckigen Früchten und spazierte langsam von dannen. Erst schlug sie die Richtung nach dem Orte zu ein, dann aber steuerte sie, flink zurückkehrend, auf schmalem Pfade hinter den Gärten dem bekannten Heckenwege zu, welcher zum Kapellchen hinführte.

Die Kapelle ist dem heiligen Josef geweiht, dessen Bildnis auch den nischenartig offenen Innenraum schmückt. Um die Schultern hängt ihm ein Lammfell, und gar sanft und freundlich schaut er, auf den Stab gebeugt, unter seinem verwitterten Heiligenschein hervor.

Er hat auch leicht freundlich sein, denn

die Andächtigen, welche sich an sein gutes Herz wenden, sind fast lauter schmucke junge Mädchen.

St. Josef von Faupierre steht nämlich in dem Renommée, seine heilige Freude darin zu finden, den Jungfrauen, welche sich ihm vertrauend nahen, den gewünschten Gatten zuzuführen, sofern sich solches nur irgend mit ihrem zeitlichen Glück und ewigen Heil vereinigt. Jedenfalls läßt er die Bittenden nicht grausam im ungewissen über ihr zukünftiges Geschick, sondern verkündet durch ein untrügliches Zeichen seine Meinung über die Angelegenheit. Wenn nämlich ein Mädchen nach inniger Bitte einen Stein aufliest und auf das Dach des Kapellchens schleudert, dann verheißt das Liegenbleiben des Geschosses mit unfehlbarer Sicherheit die Gewährung der Bitte. Rollt der Stein indes zurück, so hat der Heilige triftigen Grund, seine Zustimmung zu verweigern.

Celeste stand zuerst ein Weilchen vor dem Bilde, nachdem sie die Kapelle erreicht hatte, blinzelte den Heiligen an und gedachte trotzig ihres faulen Verehrers.

„Ich thu's nicht!“ murrte sie leise, setzte ihr Körbchen nieder und kreuzte herausfordernd die Arme. „Um den gewiß nicht!“ — Dabei stiegen ihr die hellen Zornesthränen in die Augen.

Aber je länger sie den Heiligen anguckte, desto freundlicher schien der Gute zu lächeln, bis ihm der Schelm schließlich aus jedem Fältchen des blank lackierten Antlitzes lugte, als ob er sagen wolle: „Verstell' dich nicht, Celestine, du nimmst ihn doch mit tausend Freuden, und wenn er noch zehnmal fauler wär'!“

„Ja, ja!“ flüsterte das Mädchen endlich und sank plötzlich, als wenn sie jemand niederdrückte, in die Kniee, hob die Hände empor und bat recht aus tiefster Seele: „Schenk' ihn mir, liebster St. Josef, schenk' ihn mir doch!“ Und was ihr das unschuldige Herz sonst noch eingab.

Und ein so reicher Trost sank auf sie herab, daß sie in vollster Zuversicht aufsprang, die Thränen lachend von den blühenden Wangen schüttelte und sich prüfend umblickte, den Stein zu suchen, welcher ihr hoffentlich nicht zum Anstoß gereichen sollte.

Aber ach, der Bittstellerinnen waren schon gar zu viele gewesen; ringsum war jeder des Aufhebens werte Stein aufgelesen und der Weg bis zur Hecke so rein wie best bearbeiteter Weizenacker. Man that schon klüger, wenn man sich seinen Stein gleich mitbrachte.

Celeste wandelte den Weg ein Stückchen auf und ab, aber ohne jeglichen Erfolg. Da fiel ihr Blick auf das Körbchen, und lachend bückte sie sich, nahm den größten Apfel und warf ihn, ohne sich weiter der mythologischen Vergangenheit dieser Frucht zu erinnern, kräftig ausholend, auf das Kapellendach.

Ein Weilchen wartete sie mit Herzklopfen, dann atmete sie, da der Apfel nicht zurückfiel, hoch auf und setzte sich auf die Schwelle des Häuschens. Sie lehnte sich an den Thürpfeiler, faltete die Hände um die Kniee und blickte dankbaren Herzens zu dem Heiligen empor, welcher jetzt wieder seine gewöhnliche gleichmäßig freundliche Physiognomie zeigte, und versank nach und nach in die lieblichsten Träumereien. —

Nicola hatte sich seines sanften Schlummers nicht lange erfreut. Die Sonne prallte an der weiß getünchten Wand der Kapelle ab und brannte tüchtig auf ihn nieder, denn im gesegneten Reichsländchen hat sie um diese Zeit noch genügende Kraft, um die Trauben süß und die Trinker heiß und durstig zu machen. Da begann den Schläfer ein banger Traum zu beängstigen, der sich schließlich zum bösesten Alpdrücken steigerte.

Ihm träumte, daß er im Fegefeuer schmoren müßte und zwar, wie vor einer Schmiedeesse, immer von einer Seite, so daß er sich bereits an seiner Vorderseite ganz knusperig vorkam. Flehentlich bat er ein flinkes Teufelchen, welches die Glut schürte, sich einmal umwenden zu dürfen, aber der kleine Dämon kicherte schadenfroh und meinte, er solle nur stille stehen; er liebe ja die Bequemlichkeit; nun habe er 10 000 Jahre nicht nötig, sich zu rühren; dann sei es wohl Zeit, einmal die Kehrseite anzuwärmen!

Am schlimmsten aber litt der arme Nicola durch den Durst, welchen die infernalische Glut weckte, und qualvoll seufzend schaute er empor. Da erblickte er über sich auf Wolken schwebend den Paradiesesgarten. Die Engelchen schienen auch zu herbsten, denn sie schüttelten einen präch-

tigen Apfelbaum, so daß die herrlichen Früchte nach allen Seiten niederkollerten. Nicola erwartete mit Sehnsucht, daß einer in sein Bereich fallen möchte; er rief die Englein an, Barmherzigkeit zu üben, aber keines schien ihn zu vernehmen. Da tauchte unter all den blondlockigen Köpfchen ein dunkles Schelmenhaupt auf, das Celestes wohlbekannte Züge trug. Das brünette Engelskind schien für den Jammer des Armen nicht taub zu sein; denn gerade, als er glaubte, elendiglich verschmachten zu müssen, ergriff es den schönsten rotbackigen Apfel und schleuderte ihn auf Nicola herab, so daß er mit starkem Schlage des Büßers Brust traf. Da lösten sich seine gefesselten Glieder, er fuhr empor.

Fegefeuer und Garten Eden waren verschwunden, und der lichte Herbsthimmel blickte auf ihn herab. Aber neben ihm im Grase lag die Paradiesesfrucht; und da ihm auch der Durst geblieben war, ergriff er sie, biß andächtig, aber herzhaft hinein und verzehrte sie bis aufs Kernhäuschen.

Als er das Werk beendet und noch ein weniges seinem Traume nachgesonnen hatte, kam ihm schreckbar deutlich die Erkenntnis, daß sich das Gesicht dereinst verwirklichen könne, und mit Centnerlast fiel der Gedanke auf seine Seele, daß Umkehr nunmehr geboten und das Leben anders anzugreifen sei; daß auch er sich dem uralten Gesetze: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! — zu beugen habe. Und wie eine endlos lange, staubige Landstraße schien sich seine Zukunft vor ihm auszudehnen.

Da tauchte plötzlich das dunkle Engelsköpfchen in seinen Gedanken empor; und mit herzlicher Sehnsucht dachte er seiner schmählich vernachlässigten Celeste, die wohl einzig imstande war, zu seiten des öden, mühseligen Lebenspfades, den er nunmehr entschlossen war einzuschlagen, Blumen sprießen zu lassen.

Behender, als es seit lange seine Art gewesen, sprang er auf und eilte um das Kapellchen dem Wege zu. Da sah er das liebliche Mädchen träumend auf der Schwelle sitzen. Als sie seine Schritte vernahm und zu ihm aufblickte, blitzte ihr der neue Geist aus seinen Augen entgegen, und sie empfand ihn im festen Drucke seiner Hand, während der Jüngling die ihre ergriff und eifrig fragte: „Celeste, willst du auf der nächsten fête patronale als meine kleine Frau mit mir tanzen?“

„Laß uns dem heiligen Josef danken,“ sagte sie einfach.

Aus unserer Studienmappe:



Ölstudie von Eugen Dücker.

Maiweinzeit.

Von

Frida Schanz.

Zu dem gegenüberstehenden Bilde.

In den Gärten Narzissen und Flieder,
Um die Türme der Schwalben Flug.
Alle Wälder voll neuer Lieder! —
Und so strömt aus den Thoren wieder
In die Weite der Menschenzug.
Kränze von Primeln; Waldmeisterbünde;
Maiblumenduftige Buchengründe;
„Kuckuck“ ruft's; und es gurren die Tauben;
Die Veranden und Gärten und Lauben
Sind zurecht.
Und so fließt denn mit goldigem Strahle
In die ländlichen grünen Pokale
Maikrautduftiger Trank der Trauben,
Denn so will es der Deutschen Geschlecht!

Ja, es will's so! Nach uraltem Rechte
Durch die Adern dem ganzen Geschlechte
Fließt zur Maizeit der Goldesstrom.
Sonne lacht zu dem fröhlichen Bilde
Hell und heller.
Und der Wirt mit besonderer Milde
Bringt aus dem Keller
Die geliebtesten alten Marken,
Nicht die starken,
Nein, die zarten mit Edelarom.

Klinge nun, klinge nun, Klang der Klänge!
Hoch die Liebe und hoch das Heut!
Gute Reden, traute Gesänge,
Weiße Blüten in Flockenmenge
Wehen nieder ins Gläsergeläut.

„Wirt, mehr Truppen noch angefahren!“
Was sich lieb hat, das liebt sich recht!
Freundschaft und Freude wollen wir wahren.
Und so schwärmen sie, tief und echt.

Und so war's schon vor tausend Jahren.
Denn so will es der Deutschen Geschlecht!



Maibowle. Aquarell von Theodor Mintrop.



Blick auf Stolberg von der Lutherbuche.

Im Süd-Harz.

Von

L. Brunnengräber.

Mit fünfzehn Originalaquarellen von Curt Agthe.

Viele Tausende besuchen alljährlich den Harz, aber die große Mehrzahl von ihnen lernt nur einen verhältnismäßig kleinen Teil dieses Gebirges, den Abschnitt, der zwischen Thale und Harzburg liegt, kennen. Dieser Teil ist wohl auch der hübscheste und jedenfalls der eigenartigste. Die meisten Besucher des Harzes kennen das Hochgebirge nicht und lernen im schroff abfallenden Bodethal, dem Steingeröll der „Steinernen Renne" und den Mooren des Brockens zum erstenmal etwas von seiner Wildheit kennen. Dazu kommen die herrlichen Nadelwälder, die die Liebenswürdigkeit der Fürsten von Stolberg-Wernigerode und der braunschweigischen Regierung den Wanderern fast rückhaltlos öffnet. Auch ist hier in den Städten schon den großstädtischen Bedürfnissen Rechnung getragen, und auch der Verwöhnte braucht in den großen Hotels nichts zu entbehren.

Das alles spricht für das Stückchen Harz, das der Norddeutsche meint, wenn er vom Harz als solchem redet. Wer aber die Buche mehr liebt als die Tanne; wer lieber in einem Wirtshaus einkehrt als in einem Hotel; wem der muntere Thüringer sympathischer ist als der verschlossene Harzer — der soll sich den Südharz wählen, wenn er sich auf ein paar Wochen in Waldesstille von dem städtischen Treiben ausruhen will.

Für eine Wanderung durch den Südharz empfehle ich, Stolberg zum Ausgangspunkt zu wählen. Es ist ein echtes, rechtes Harzstädtchen mit uralten Holzhäusern, das sich in vier Thäler erstreckt. Die Häuser schmiegen sich eng an die Bergwände, alles ist überaus bescheiden, aber das Städtchen hat einen ganz eigenen Reiz, und um seine roten Dächer liegt ein romantischer Duft. Es entstand in Anlehnung



Häuser von Stolberg.
Das obere Bild zeigt das Rathaus.

Vieh zurückzogen, wenn ein übermächtiger Feind das Land verheerte.

Als auch diese Landschaften sich der Kultur erschlossen, unter den sächsischen Kaisern, nahmen diese den Urwald für sich in Besitz. Er blieb auch später noch durch Jahrhunderte der Bannforst der Könige. „Wer in demselben Wild fängt“, heißt es noch im Sachsenspiegel, „der soll als Strafe zahlen des Königs Bann. Das sind sechzig Schillinge.“ Auch die fränkischen Kaiser jagten mit Vorliebe im Harz und hielten sich zum Teil aus diesem Grunde so gern in der Pfalz zu Goslar auf. Die Kämpfe unter Heinrich IV. bewirkten, daß sich in Sachsen jeder Gutshof in eine Burg umwandelte. Wie Pilze nach einem warmen Regen schossen diese in der zweiten Hälfte des XI. und im XII. Jahrhundert rings um das Gebirge hervor. Um 1200 herum erbaute ein Graf von Hohnstein die Burg Stolberg und nannte sich nach ihr. Er ist der Stammvater des alten Geschlechtes, das Deutschland so viele ausgezeichnete Männer geschenkt hat, und das noch heute, in drei Linien: Stolberg-Wernigerode, Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla geteilt, einen großen Teil des Harzes besitzt. Zur Zeit der Reformation saß hier Bodo der Glückselige, ein warmer Freund Luthers. Luther hat auch in Stolberg geweilt, und das Andenken an ihn ist in Schloß und Städtchen noch lebendig.

Vom Schloß aus sieht man in ein Meer von Wald. Es sind Buchen, Eichen, Tannen, eine Pracht ohnegleichen. Und an das Schloß, das es noch heute überragt, und in seinen Anfängen wohl zugleich mit diesem. Der Harz war in der Sachsenzeit eine unbewohnte Wildnis, in der nur der Jäger hin und wieder dem Wisent, dem Bär und dem Wolf die Herrschaft streitig machte. Nur an seinem Rande gab es auf einzelnen Bergen Wallburgen, in die sich die Bewohner der in der Ebene liegenden Dörfer mit ihrer fahrenden Habe und ihrem



Das Ritterthor in Stolberg.


Am Thor in Neustadt bei Ilfeld.

ihr siedelten, ein mächtiges Geschlecht waren.

Der Südharz weist landschaftlich sowie geschichtlich schon nach Thüringen hin. So wurde denn auch Burg Hohnstein um 1100 von einem Neffen des Landgrafen Ludwigs des Springers, Konrad, erbaut. Seine Enkelin Lutrude brachte die Burg an ihren Gemahl, den Grafen Elger von Ilfeld, und von da ab haben die Vorfahren der Stolberge hier gehaust, erst in der älteren, später in der jüngeren Linie. Während nämlich die Angehörigen der letzteren — die Stolberge — vorzügliche Haushalter waren, ließen die Hohnsteiner in diesem Punkte viel zu wünschen übrig, und das Geschlecht erlosch, wie so viele Familien des alten hohen Adels Deutschlands, im XVI. Jahrhundert in verhältnismäßiger Armut.

Die Burg wurde 1380 von den Landgrafen von Thüringen, 1412 von Friedrich von Heldrungen erobert. Aber erst der dreißig-

das alles ist hier, wie überall im Harz, auf den bequemsten Pfaden leicht zu erreichen. So behaglich es aber auch in Stolberg ist, die Natur lockt uns weiter zu wandern.

Zunächst nach Neustadt. Eine ganze Anzahl Wege führen dahin, einer reizvoller als der andere. Es kommt ganz auf den Wanderer an, einen wie großen Umweg er machen und welche Bergspitzen er noch erst aufsuchen will. Neustadt, das wir natürlich auch wieder durch ein Thor betreten — alle diese Städtchen waren ja einst kleine Festungen — ist noch viel kleiner als das zweitausend Einwohner zählende Stolberg. Es hat ihrer nur neunhundert, aber es hat seine Rolandssäule und ein Kurhaus und ein Badehaus. Trotz aller dieser Vorzüge ist das Beste an „Neustadt unter dem Hohnstein" die alte Ruine des Schlosses Hohnstein. Sie ist eine der größten Ruinen des Harzes, wie ja auch die Ahnherren der Stolberge, die auf


Ruine Hohnstein bei Neustadt.

jährige Krieg brachte ihr, wie so vielen deutschen Schlössern, den Untergang. Der sächsische Feldobrist Vitzthum von Eickstedt nahm sie 1636 im Sturm und ließ sie in Flammen aufgehen.

Die Stolberge pflegen die Ruine in ihrer pietätvollen Weise sorgfältig und schützen sie vor weiterem Verfall. Wenn im Frühling die Drossel in den Buchenwipfeln ruft und das Lied der Rotkehlchen aus allen Büschen schallt, träumt es sich hier hübsch von der alten Zeit. Tief unten breiten sich im Süden, zwischen Harz und Hainleite, die fruchtbaren Gefilde der „Goldenen Aue“ aus. Die Rothenburg und der Kyffhäuser grüßen uns über sie weg und erinnern an die glänzenden Tage der Hohenstaufen und der sangesfrohen Thüringer Landgrafen. Mehr nach Südwesten hin schweift unser Blick über das hügelige, echt thüringische Gelände bis zu der Eichsfelder Pforte, einem Einschnitt zwischen zwei Bergzügen, der auffallend an die Porta westfalica bei Minden erinnert. Leider erweist sich die Eisfelder Pforte als ein Thor, das der regenschwangere Westwind mit Vorliebe benutzt. Es regnet im Südharz mehr, als billig ist. Im Westen schließt der Ravensberg den Blick auf den Harz selbst ab. Noch schöner ist die Aussicht von dem den Hohnstein überragenden Poppenberg.

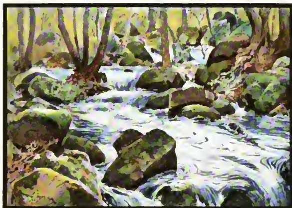


Der Gänseschnabel bei Ilfeld.

Die Hohnsteiner waren, wie wir schon sahen, ursprünglich Ilfelder, und Graf Elger und seine Gemahlin Lutrude sind auch in Ilfeld begraben. Wir können



Blick auf Ilfeld vom Steinberg.



Das Bährethal bei Ilfeld.

den ihnen errichteten Gedenkstein noch heute in der Krypta der Klosterschule bewundern. Der Graf gründete nämlich, nachdem er Hohnstein erheiratet hatte, in Ilfeld ein Kloster, und mit dem Kloster rief er hier im Bährethal das gleichnamige Städtchen ins Leben.

Die Reformation fand unter den Prämonstratensern von Ilfeld lebhaften Anklang, der Abt Thomas Stange trat ihr selbst bei, und auf seinen Antrieb wurde aus dem Kloster eine evangelische Erziehungsanstalt, die noch heute blüht. Etwa hundert Alumnen erhalten hier, in der frischen Harzluft und inmitten einer entzückenden Natur eine vortreffliche Erziehung. Der „Gänseschnabel", den unsere Abbildung zeigt, ist eine merkwürdige Felsbildung auf dem Wege zum Herzberg.

Von Ilfeld wandern wir in vier Stunden über Berg und Thal nach Walkenried. Walkenried war einst ein berühmtes Cistercienserkloster und wurde 1127 von der Gräfin Adelheid von Klettenberg begründet. Die Mönche gelangten zu großem Wohlstand und wandten diesen dazu an, um sich die herrliche Kirche zu erbauen (1290), deren Ruine noch heute die Bewunderung der Beschauer erregt. Sie erfreuten sich der besonderen Gunst der Welfen und standen später unter dem Schutze der Grafen von



Klosterruine Walkenried.


Doppelter Kreuzgang im Kloster Walkenried.

Hohnstein. Während des Bauernkrieges wurden Kloster und Kirche arg verwüstet, die Mönche verließen sich, und auch nach Unterwerfung des Aufstandes wollte hier das Klosterleben nicht mehr gedeihen, denn die umwohnenden Grafengeschlechter und das Landvolk hatten sich dem Luthertum zugewendet. Eine Klosterschule, die auch hier zunächst begründet wurde, wollte auch nicht zur Blüte kommen. Nach mancherlei Schicksalen kam das Kloster schließlich als Domäne an Braunschweig.

Von der einst dreischiffigen Kirche stehen nur noch Teile der Außenmauern aufrecht, dagegen ist der ungemein stimmungsvolle doppelte Kreuzgang noch ganz erhalten. Jede Säule hat hier ein anderes Kapitäl, und das Ganze zeigt noch eine rötliche Färbung, die wie Abendsonnenschein wirkt. Der ehemalige Kapitelsaal dient jetzt als Kirche und enthält noch mancherlei Erinnerungen an die Mönche, die einst, in ihrer guten Zeit, hier so segensreich wirkten. An sie erinnern auch noch die Teiche, an denen wir vorüber kommen, wenn wir durch einen schönen Eichenwald nach dem nahen Sachsa wandern. Dieser lichte Wald, in dem im Sommer schöne Herden weiden, hat mit den angrenzenden Teichen einen Charakter, der an die Weserlandschaften mahnt.

Sachsa, ein eintausendachthundert Einwohner zählendes preußisches Landstädtchen, ist in den letzten Jahren ein sehr beliebter Sommeraufenthalt geworden und hat in der That eine sehr anmutige Lage. Wandert man durch das Osterthal zum Katzenstein, so hat man einen herrlichen Blick auf die „Goldene Aue“ und den Kyffhäuser im Hintergrunde. Noch schöner ist dieser von Ravensberg, der wie ein Vorgebirge in die Ebene hineinragt, zugleich aber auch nach Norden hin eine entzückende Aussicht auf den Harz bis zum Brocken und seine unvergleichliche Waldespracht bietet.

Der Wald wirkt hier so verlockend, daß, wer nur irgend die Zeit dazu findet, von Ravensberg aus über den „alten Kaiserweg“, der jetzt eine breite Trift ist, nach Stöberhai wandert, einem in tiefster Waldeinsamkeit liegenden Wirtshaus. Vom Aussichtsturm aus blickt man auf ein Meer von Wald. Der Wald bedeckt hier noch die Thäler, steigt an den Halden empor. breitet sich über alle Berggipfel aus. Einen ähnlichen Anblick hat man selbst in unserem waldreichen Deutschland nur selten.


Sachsa. Im Hintergrunde der Ravensberg.



Stöberhai nach dem Sturme.

Der Harz ist bekanntlich sehr arm an Wasser. Der größte Teil der reichlichen Niederschläge findet seinen Abfluß in unterirdischen Gewässern, die Flüsse sind im Sommer meist nur spärliche Bächlein. Da wirkt denn eine große Wasserfläche, wie sie der „Wiesenbecker Teich“ zeigt, doppelt erfrischend. Der Wiesenbecker Teich, der von Lauterberg in etwa dreiviertel Stunden erreicht wird, ist ja nur ein durch Stauung entstandener kleiner See, aber er ist so in die von Wald bedeckten Berge eingebettet, daß er höchst malerisch wirkt.

Lauterberg ist in den letzten Jahren ein vielbesuchtes Bad geworden. Wir aber



Der Wiesenbeckerteich bei Lauterberg.



Eingang zur Ruine Scharzfels.

von Menschenhand verwuchs mit dem Felsen zu einem untrennbaren Ganzen, das, solange die Feuergeschosse noch einen primitiven Charakter trugen, in der That unbezwingbar war. Nur Hunger oder Verrat konnten den Fall dieser kleinen Festungen herbeiführen. Der letztere spielte denn auch seine traurige Rolle, als während des siebenjährigen Krieges im Jahre 1761

halten uns in ihm nicht auf, sondern wandern weiter zur Steinkirche und zur Ruine der Burg von Scharzfels.

Die Steinkirche war ursprünglich eine natürliche Höhle und mag wohl schon von den heidnischen Deutschen dieser Gegend als Kultusstätte benutzt worden sein. Die ersten christlichen Missionäre, die im VIII. und IX. Jahrhundert hier das Christentum verkündeten, verfuhren nach dem bewährten Grundsatz, gerade die Orte, die ohnehin schon für heilige galten, auch ihrerseits zu weihen. Die Höhle war geräumig genug, um einer Anzahl Gläubiger während des Gottesdienstes Platz zu gewähren. Man erweiterte sie noch, kleidete sie, soweit es erforderlich war, mit Holz aus und errichtete in ihr Kanzel und Altar.

Wir wandern von der Steinkirche zur Ruine Scharzfels, die einst eine der merkwürdigsten Felsenburgen Deutschlands war. Die Burg wurde ursprünglich von den Erzbischöfen von Magdeburg erbaut, um der berühmten Abtei Pöhlde als Schutz zu dienen. Später kam die Burg an die Hohnsteiner und nach ihrem Aussterben an Braunschweig. Die Herzoge von Braunschweig bauten sie zu einer kleinen Festung in der Art des Hohentwiel und des Königssteins aus, und das Gemäuer

11 000 Franzosen Scharzfels belagerten. Die Festung befand sich im kläglichsten Zustande, und ihre Besatzung bestand nur aus zweihundertundfünfzig Invaliden und vierzig Artilleristen. Trotzdem hätten die Franzosen ihr nichts anhaben können, wenn sich nicht endlich ein Verräter gefunden hätte. Nach der Einnahme sprengten sie die Festung, soweit das möglich war, in die Luft und schufen damit auch hier im Norden eines jener Wahrzeichen ihrer Barbarei, an denen Südwestdeutschland so überreich ist.

Heute hat man von der Oberburg aus einen entzückenden Rundblick über den Harz, die Hainleite und das Eichsfeld.



Die Steinkirche bei Scharzfels.

Der Pan-Amerikanismus.

Von

Dr. Alfred Franz.

(Abdruck verboten.)

Bei einem Essen der amerikanischen Kolonie zu Paris, das nach Schluß des Secessionskrieges stattfand, toastete ein Redner auf die Vereinigten Staaten, die von Kanada im Norden bis zum Golf von Mexiko im Süden reichten und im Osten und Westen vom Atlantischen und Stillen Ocean bespült würden! Sofort erhob ein zweiter Redner gegen diese Grenzen des Vaterlandes, als viel zu eng, Einspruch. „Bei Bezeichnung unserer Grenzen," rief er, „müssen wir die große und glorreiche Zukunft im Auge behalten, welche uns die ‚zweifellose Bestimmung', the Manifest Destiny, der angelsächsischen Rasse verspricht. Ich trinke auf die Vereinigten Staaten, die vom Nordpol zum Südpol, vom Sonnenaufgang zum Sonnenuntergang reichen!" Begeisterter Beifall lohnte dem Sprecher damals, und heute würde ein Volksredner in den Vereinigten Staaten wenig Gutes von seinen Hörern zu erwarten haben, wenn er an diesem Manifest Destiny der Yankees zu zweifeln wagte. Unausgesetzt ist ja in den letzten Jahrzehnten das Selbstbewußtsein der Nordamerikaner, das Vertrauen auf ihre Überlegenheit über das alte Europa in jeder Hinsicht gestiegen. Selbst der mit den alten Kulturstätten wohlvertraute Amerikaner sieht ähnlich wie viele Russen, mit stiller Verachtung auf die uneinigen, in ewigen Zerwürfnissen liegenden alten Kulturstaaten, welche alle ihre Kräfte für militärische Zwecke opfern und nach seiner Auffassung einer langsamen Aushungerung und Verarmung entgegengehen. Mit Stolz vergleicht der Amerikaner die fabelhaften Fortschritte seiner Heimat, wo binnen wenigen Jahren moderne Großstädte mit allem Luxus und Komfort aus der Steppe emporschießen, wo öde Wildnisse in kaum einem Jahrzehnt zu volkreichen Staaten sich entwickeln, mit der schneckenhaften Entwickelung der meisten europäischen Staaten. Er rechnet aus, daß am Ende des XX. Jahrhunderts die Bevölkerung der Union in ihren jetzigen Grenzen und bei Fortdauer der bisherigen Verhältnisse schon 1500 Millionen betragen wird, und fragt voll Zuversicht, wann je ein derartiges Riesenreich bestanden hat und wer seinem Willen Widerstand zu leisten imstande sein wird! Der Amerikaner glaubt sich berufen, durch seine Landwirtschaft und Industrie in wenigen Jahrzehnten den gesamten Weltmarkt zu beherrschen. Sobald dieser Zustand eingetreten ist, rechnet er auf eine derartige wirtschaftliche Schwächung Europas, daß die Staaten des Kontinents ihre Heere auflösen und Rettung in gegenseitiger Annäherung und Herstellung eines großen Bundesstaates nach dem Muster der Union suchen müssen. Die Zeit der Kriege und des Blutvergießens wird dann beendet und dank der Übermacht Amerikas der ewige Friede, die allgemeine Verbrüderung der Menschheit, nach der so viele Menschenfreunde umsonst gestrebt haben, verwirklicht sein!

Zum Unglück oder vielleicht Glück für die Welt stehen der Verwirklichung dieser Ideale patriotischer Amerikaner noch eine Anzahl recht gewichtiger Hindernisse im Wege. So wenig die erwartete Fortentwickelung der Vereinigten Staaten zweifellos ist, so unsicher ist auch die Hoffnung der Yankees auf allmähliche Aufsaugung und Angliederung aller anderen amerikanischen Staatswesen an die Union. Geschichtliche Erfahrung, Beobachtung des menschlichen Charakters, wirtschaftliche Gründe machen das ungestörte Fortbestehen und Weiterwachsen eines Staatsgebildes wie die Union unwahrscheinlich und erwecken begründete Zweifel an der Möglichkeit eines nach gleichen Gesichtspunkten regierten, einen ganzen Erdteil umfassenden Gemeinwesens. Immerhin steht es fest, wenn die Thatsache auch in Europa wenig beachtet wird, daß der Gedanke des Panamerikanismus in allen Teilen Amerikas seine Freunde hat und daß wiederholt schon Versuche, ihn seiner Verwirklichung näher zu führen, stattgefunden haben. Der ihnen zu Grunde liegende Gedanke ist eben kein neuer, künstlich groß gezogener, sondern er

ist schon einige Jahrhunderte lang in den Köpfen der Kolonisten, die die Vereinigten Staaten begründet haben, heimisch gewesen.

Ein Blick in die Geschichte der Neuenglandkolonien lehrt, daß diese Gemeinwesen schon wenige Jahre nach ihrer Begründung mit höchster Eifersucht jeden Versuch anderer Staaten, sich in Nordamerika festzusetzen, beobachtet haben. Mit gleicher Abneigung betrachteten sie die Ansiedelungen der Franzosen, Spanier und Holländer. Wo immer es ihnen Zeit und Umstände erlaubten, fielen sie über sie her und vernichteten sie. Mitten im Frieden wurden die Niederlassungen der Holländer am Hudson weggenommen, und unzählig sind die Angriffe, die auf die Franzosen in Kanada, die Spanier in Florida stattgefunden haben, bis es endlich während der Kämpfe des siebenjährigen Krieges den Kolonisten mit Hilfe des Mutterlandes gelang, diese Mitbewerber ganz oder beinahe aus Nordamerika zu verdrängen. — Während des Unabhängigkeitskrieges beseelte die gleiche Gesinnung die Amerikaner. So großen Dank sie auch Frankreich schuldeten, ohne dessen Hilfe sie Englands Heeren ohne Zweifel unterlegen wären, duldeten sie doch keinen Versuch der Franzosen, irgendwo in Nordamerika wieder Einfluß zu erwerben. Unausgesetzt waren sie darauf bedacht, ganz Nordamerika ihrem Einfluß zu unterwerfen und, wenn möglich, auch die westindischen Inseln den fremden Mächten zu entreißen, ohne Rücksicht auf die große Unordnung im Inneren und die Schwäche des kaum gegründeten Bundesstaates. — Diese Gesinnung blieb auch nach dem Frieden mit England lebendig und gewann angesichts der Kämpfe, in denen sich Europas Staaten um die Wende des Jahrhunderts zerfleischten, noch an Stärke. Die Vereinigten Staaten bildeten damals mit Hilfe hoher Zölle eine eigne Industrie heran, machten sich von Europa teilweise unabhängig und begannen schon mit Achselzucken auf die Zustände der alten Welt herabzublicken. Um so größer war die Entrüstung der öffentlichen Meinung Amerikas, als zu Anfang der zwanziger Jahre in Europa Pläne auftauchten, um den Spaniern im Kampfe mit ihren Kolonien, bei dem Nordamerika und England sehr eifrig für letztere thätig waren, beizustehen und zu versuchen, für Deutschland, Oesterreich, Frankreich Besitzungen im südlichen oder mittleren Amerika zu erwerben. Nicht nur die unmittelbar bedrohten Aufständischen, sondern auch die Nordamerikaner erhoben sich dagegen wie ein Mann. Bolivar, der Führer der Unabhängigkeitskämpfer, wollte schon 1822 auf einem Kongresse in Panama gegen diese Pläne Europas Maßnahmen erwägen. Ehe die Versammlung aber zustande kam, griffen die Vereinigten Staaten ein, und ihr Präsident Monroe sprach am 2. Dezember 1823 in seiner berühmten Botschaft an den Kongreß es aus, daß die Union die Kontinente Amerikas nicht mehr als Felder für europäische Kolonisation betrachte und eine gewaltsame Einmischung Europas in die Angelegenheiten der aufständischen spanischen Kolonien nicht dulden werde.

Diese Erklärung hat die Wirkung gehabt, daß die in Europa aufgetauchten Interventionspläne aufgegeben wurden und die spanischen Kolonien ihre Unabhängigkeit errangen. Es ist daher begreiflich, daß die Süd- und Mittelamerikaner mit Begeisterung die Monroeschen Grundsätze sich aneigneten und Schritte zu ihrer weiteren Ausbildung und Festlegung ins Auge faßten. Bolivar begann auf Bildung eines Staatenbundes aller früher spanischen Besitzungen nach dem Muster der nordamerikanischen Union hinzuarbeiten und erneuerte im Dezember 1824 seine Einladung an alle anderen amerikanischen Staaten zur Abhaltung eines Kongresses in Panama, um dort den Bund zustande zu bringen. Diese Versammlung fand im Sommer 1826 statt. Kolumbien, die centralamerikanischen Republiken, Peru und Mexiko waren dabei durch je zwei Abgeordnete vertreten. Delegierte der Vereinigten Staaten nahmen an den Verhandlungen nicht teil, da einer unterwegs starb und der andere zu spät kam. Das von Bolivar erstrebte Ziel wurde bei den Beratungen zum Teil rasch erreicht. Es kamen in der That eine Anzahl Verträge zustande, die im Falle der Durchführung die Schöpfung eines mächtigen Gemeinwesens im mittleren und südlichen Amerika bedeutet hätten, das den Vereinigten Staaten damals an Ausdehnung und Bevölkerung weit überlegen gewesen wäre. Nicht nur schlossen nämlich Ko-

lumbien, Peru, Mexiko und Centralamerika einen engen Bund, sondern sie setzten auch ein Bundesparlament nieder, das in Mexiko tagen sollte, und vereinbarten die Zahlungen und Truppenkontingente, die jeder Staat für Bundeszwecke zu leisten hatte. Wenn aber Bolivar und andere südamerikanische Patrioten davon geträumt hatten, die Vereinigten Staaten gleichfalls ihren Zwecken zu gewinnen und mit ihrer Hilfe schon damals einen panamerikanischen Staatenbund zu schaffen, der seine Spitze gegen Europa richtete und den befreiten spanischen Kolonien zunächst ungestörten Besitz und Genuß aller noch freien Gebiete Amerikas verbürgen sollte, so war diese Rechnung irrig. Die Nordamerikaner, die die Bewohner der mittel- und südamerikanischen Gebiete stets mit noch größerer Verachtung als die Bewohner Europas ansahen, dachten weder daran, sich selbst einen mächtigen Mitbewerber, wie den von Bolivar geplanten Bundesstaat, groß zu ziehen, noch fiel es ihnen ein, den befreiten Kolonien alle die Gebiete, welche Spanien beansprucht hatte, überlassen zu wollen. Gehörten doch damals noch ganz Kalifornien und Texas nominell zu Mexiko, Gebiete, auf die die Nordamerikaner längst ihre Blicke geworfen hatten! — Der Kongreß der Vereinigten Staaten hatte daher auch nichts Eiligeres zu thun, als die Gültigkeit der Monroedoktrin, die die Versammlung von Panama sich rund zu eigen gemacht hatte, für diese Staaten einzuschränken und sich hinsichtlich ihrer Kolonisation volle Freiheit zu reservieren. Man sprach es in Washington deutlich aus, daß man keine Gründung neuer europäischer Staatswesen in Amerika dulden werde, daß man aber andererseits die noch freien Gebiete als das Eigentum aller Amerikaner auffasse und als die stärkste Macht in diesem Erdteil Süd- und Mittelamerika dem Handel und den sonstigen Interessen der Union nutzbar zu machen gedenke.

Der Einfluß der Union war mächtig genug, um allen auf den Kongreß in Panama gesetzten Erwartungen ein Ende zu bereiten. Statt einmütig gegen die Vereinigten Staaten zusammenzuhalten, ließen die meisten der finanziell, politisch und sonst von Nordamerika abhängigen Republiken den Gedanken des Bundesstaates wieder fallen. Kolumbien ratifizierte die Verträge von Panama, vermochte aber keinen anderen Staat zu bewegen, seinem Beispiel zu folgen! Argentinien und Chile hatten sich von vorn herein ferngehalten und zogen vor, ihre eignen Wege zu wandeln und sich aus eigner Kraft gegen Freunde wie Feinde ihrer Haut zu wehren. Nach Bolivar fehlte es an einer Persönlichkeit, die volkstümlich und einflußreich genug war, große politische Pläne für Mittel- und Südamerika zu erwägen. Jahrzehnte hindurch beherrschten innere Kämpfe und Wirren, sowie Kriege untereinander die Geschichte dieser Staatswesen. Sie waren meist kaum imstande, ihre dringendsten Verwaltungsaufgaben zu lösen, geschweige denn an weiter liegende Ziele zu denken. Der Plan, aus ihnen einen Bundesstaat lateinisch-amerikanischer Rasse als Gegengewicht gegen die Union der Angloamerikaner zu schließen, trat vollständig in den Hintergrund.

Diese Zeiten haben die Nordamerikaner nicht unbenützt gelassen. In aller Stille sicherten sie sich zunächst alle die Gebiete, die im nördlichen Amerika nicht schon in Englands Hand waren. Der Erwerbung Alaskas von Rußland folgte die Annexion der ungeheueren mexikanischen Provinzen am Stillen Ocean und Karaibischen Meerbusen. Der von Europa unterstützte Versuch der Südstaaten, sich von der Union loszureißen und ein ihren eignen Interessen mehr entsprechendes unabhängiges Staatswesen ins Leben zu rufen, wurde mit rücksichtslosester Gewalt von den Anhängern der panamerikanischen Ideen unterdrückt. Für alle Zukunft war damit klargelegt, daß die Machthaber in Washington einen Widerspruch gegen ihre Politik nicht zu dulden entschlossen seien und den gesamten nördlichen Teil des Kontinents nach ihrem Willen einheitlich leiten würden. Die Stellungnahme der Vereinigten Staaten gegen Napoleons Intervention in Mexiko, das Verhalten zu den verschiedenen Kämpfen in Haiti und Cuba, das Auftreten England gegenüber in allen Kanada betreffenden Angelegenheiten sprachen sämtlich beredt von dem unerschütterlichen Festhalten aller Regierungen der Union an dem Gedanken ihrer panamerikanischen Mission. Wenn das Selbstbewußtsein der Amerikaner un-

ausgesetzt an Stärke gewonnen hat, ist der Grund davon nicht allein in den blutigen Kriegen der europäischen Staaten während der letzten Jahrzehnte und der Ohnmacht, zu der sie sich gegenseitig verdammen, zu suchen, sondern nicht zum wenigsten auch in dem staunenswerten, früher niemals für möglich gehaltenen Aufschwung der amerikanischen Volkswirtschaft. Beherrschte einst Nordamerika den Weltmarkt nur in Baumwolle, so ist es nach und nach der größte Erzeuger von Brotfrüchten und tierischen Produkten geworden und versorgt beinahe die ganze Welt mit Petroleum! Und während seine Ausfuhr jährlich um ungeheuere Beträge wächst, während es unter den Versorgern der meisten europäischen Märkte an der Spitze steht, bringt es sich gleichzeitig immer mehr in die Lage, den Bezug europäischer Waren einzuschränken und alle die Gegenstände, die bisher als die kaum nachahmbaren Werke lang geschulter europäischer Arbeiter galten, selbst herzustellen. Schon beginnt es, die europäischen Fabriken bei einzelnen Maschinen zu unterbieten, und eine Menge Gegenstände amerikanischer Arbeit haben sich allenthalben eingebürgert.

Der amerikanische Politiker führt großenteils diese beispiellosen Fortschritte im gewerblichen Gebiete auf die rücksichtslose Schutzzollpolitik zurück, die seit dem Secessionskriege in Amerika getrieben wird. Während jener Kämpfe waren hauptsächlich aus finanziellen Rücksichten die Zölle allmählich bis zu einer Höhe von durchschnittlich 47 % geschraubt worden. In der Folge traten infolge von Beschwerden der westlichen Staaten einige kleine Herabsetzungen in Kraft, aber der Tarif blieb immer noch sehr hoch. Doch noch immer war er den Fabrikanten der östlichen Staaten zu niedrig. Seit Anfang der achtziger Jahre haben sie ohne Unterbrechung Steigerungen durchgesetzt, die ihren Höhepunkt 1890 in der Mc-Kinley-Bill erreichten. Die Zölle für Wollwaren wurden darin von 67 bis 150 %, für Metallwaren von 40 bis 180 % bemessen. Gleichzeitig wurde ein so verwickeltes und umständliches Zollabfertigungsverfahren in Kraft gesetzt, daß ein großer Teil des Einfuhrhandels damit unterbunden wurde. Unter den Schöpfern dieses Schutzzollsystems war der Wunsch nicht selten und wurde offen geäußert, die Einfuhr fremder Staaten nach den Vereinigten Staaten überhaupt zu beseitigen! Die Übertreibung dieses Systems hat dazu geführt, daß schon nach kurzer Zeit unter dem Drängen der Landwirte und Arbeiter, denen alle Geräte und unentbehrlichen Artikel durch die hohen Zölle und das Monopol der heimischen Fabriken zu sehr verteuert wurden, der Mc Kinley-Tarif ermäßigt wurde. Aber größer als der Einfluß dieser Kreise hat sich die Macht der Fabrikanten und ihres Anhanges erwiesen. Mc Kinley ist an die Spitze der Republik gestellt worden, und ein neuer, unerhört hoher Tarif tritt aufs neue für die Vereinigten Staaten in Kraft! Gleichzeitig hat Amerika jetzt gewisse Vorkehrungen in seinem Tarif getroffen, um durch Unterscheidungszölle alle Staaten zu zwingen, auch Teile ihrer eignen Steuer- und Zollgesetzgebung den Wünschen und Bedürfnissen der Union gemäß zu gestalten. So soll jetzt Europa gezwungen werden, die Beförderung seiner Rübenzuckerindustrie durch Prämien fallen zu lassen und von seinen Vorkehrungen gegen Einfuhr verdorbenen oder kranken amerikanischen Fleisches abzusehen! — Genau von demselben Geiste sind die Maßnahmen Amerikas in Bezug auf litterarische und künstlerische Produktion diktiert. Die Vereinigten Staaten haben ihre Gesetzgebung und Verträge so gestaltet, daß ihnen die geistige Arbeit Europas fast bedingungslos zur freien Verfügung steht, während Europa für Erwerb der amerikanischen Geistesprodukte schwere Opfer zu bringen hat. Auch in der Währungsfrage ist der Einfluß Amerikas, das den Wert des in ihm so reichlich produzierten Silbers möglichst heben möchte, sehr fühlbar, und es ist noch gar nicht abzusehen, welche Überraschungen die Welt hierin von seiten der Vereinigten Staaten erleben kann.

Bisher haben die Amerikaner bei dieser ihrer rücksichtslos nationalen Politik keinen ernstlichen Widerstand gefunden. Der einzige Staat, der ihnen vermöge der Nachbarschaft seiner großen Besitzungen ohne weiteres entgegentreten könnte, England, vermeidet ängstlich jeden Konflikt, nicht allein wegen früherer schlechter Erfahrungen, sondern auch um nicht während eines

Krieges anderen europäischen Staaten die Möglichkeit zu gewähren, auf seine Kosten irgendwie einen Vorteil zu erringen. Die anderen Staaten Europas sind der Union gegenüber, vereinzelt, fast machtlos. Sie vermögen ihr weder mit Anwendung von Gewalt noch auf wirtschaftlichem Gebiete ernsten Schaden zu thun. Nur ein Bund der Kontinentalmächte, der geschlossen gegen die Anmaßungen der Vereinigten Staaten Front machte, wäre imstande, etwas gegen ihre Politik auszurichten. Die allgemeine Aechtung einiger amerikanischer Haupterzeugnisse würde ihre Wirkung nicht verfehlen.

So unwahrscheinlich eine solche Haltung Europas nach den bisherigen Erfahrungen auch ist, in Amerika ist man doch nicht ohne Sorgen, daß eines Tages die bittere Notwendigkeit den europäischen Kontinent zur Einigung und zu geschlossenem Vorgehen zwingt. Um jeder solchen Möglichkeit im voraus wirksam zu begegnen imstande zu sein und die Vereinigten Staaten für die Zukunft überhaupt von der alten Welt unabhängig zu machen, sind in neuerer Zeit die amerikanischen Politiker wieder darauf aus, die Pläne der zwanziger Jahre zu verwirklichen, und das, was Bolivar im Interesse des Südens erdacht hat, zu Gunsten der Vereinigten Staaten ins Leben zu rufen. — Der lebhafteste Vertreter des Gedankens einer Vereinigung aller amerikanischen Staatswesen war der jetzt verstorbene republikanische Staatssekretär Blaine. Schon 1881 brachte er die Berufung eines panamerikanischen Kongresses in Vorschlag und zwar zu dem Zwecke, in dieser Versammlung die Annahme eines schiedsgerichtlichen Verfahrens für alle Streitigkeiten amerikanischer Staaten untereinander herbeizuführen. Selbstverständlich wäre die Union vermöge ihrer überwiegenden Macht und ihres Einflusses auf diese Weise mit der Zeit wenigstens mittelbar der oberste Herr des Geschicks der meisten kleineren Staaten geworden! Der Plan wurde von der damaligen Verwaltung nicht weiter verfolgt. Die Ermordung des Präsidenten Garfield, der Krieg Chiles mit Peru ließen den Augenblick als nicht günstig gewählt erscheinen.

Aber wenige Jahre später wurde der Gedanke wieder aufgenommen und zwar von demokratischer Seite; ein Beweis, daß der Plan unter den Amerikanern aller Parteien beliebt ist. Der Kongreß zu Washington trat, nachdem schon 1884 eine Kommission nach Südamerika entsandt worden war, um die dortigen wirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren und eine Verständigung anzubahnen, der Sache näher und faßte im Mai 1888 den Beschluß, alle freien Staatswesen Amerikas zu einer Versammlung zu berufen, die nicht allein über die Schöpfung eines panamerikanischen Schiedsgerichts entscheiden, sondern auch einen Zollverein für den ganzen Erdteil herstellen und das Silber zur Münze des neuen Bundes machen sollte. — Die Einladung wurde von allen Staaten angenommen außer von San Domingo, welches seine Teilnahme für überflüssig erklärte, da es schon 1884 mit der Union einen Handelsvertrag geschlossen habe, der in Washington nicht ratifiziert worden sei. Einen Vorbehalt machte von vornherein nur Chile, indem es Verhandlungen über politische Fragen von der Hand wies. Chile war auch der einzige Staat, der sogleich an andere Republiken Südamerikas mit dem Vorschlag herantrat, sich im voraus über die auf der Konferenz einzunehmende Haltung zu verständigen und gemeinsam vorzugehen.

Die Versammlung, die sich im Oktober 1889 zu Washington vereinigte, unterbrach schon nach kurzem ihre Sitzungen, um zunächst eine von den Vereinigten Staaten veranstaltete Rundreise durch das weite Land auszuführen und einen recht tiefen Eindruck von seinen Fortschritten und Aussichten zu bekommen. Leider erlebte aber Blaine, der Vater der Idee, den Schmerz, daß gerade die bedeutendsten und einflußreichsten Männer unter den Delegierten an der Fahrt nicht teilnahmen und auch später unbeeinflußt durch solche Mittel unentwegt ihre Ideen und Wünsche vertraten. Nach der Beendigung der Reise begannen die eigentlichen Arbeiten der Konferenz hauptsächlich in verschiedenen Kommissionen, denen die Bearbeitung der Hauptfragen überwiesen wurde. Bei diesen Beratungen traten indessen sehr bald so große Schwierigkeiten in fast allen Punkten an den Tag, daß schon binnen kurzem an einen Erfolg der Konferenz wohl kaum noch zu denken war. Der Gedanke der Schieds-

gerichte wurde z. B. von Chile fast vollständig, von Mexiko, Argentinien und Brasilien in seinen wichtigsten Punkten abgelehnt. Mit großer Mühe brachte Blaine eine Vereinbarung zustande, wonach der Kongreß Schiedsgerichte als obligatorisch in allen Fällen, wo nicht die Unabhängigkeit eines Staats in Frage stand, empfahl. Aber im letzten Augenblicke verweigerte Argentinien auch hierfür die Unterschrift, der Vertreter Costa Ricas reiste vorher ab, und Kolumbien, Venezuela, Peru und Paraguay unterzeichneten das Aktenstück nicht, obwohl sie dafür gestimmt. Der ganze Plan war ins Wasser gefallen. — Ebenso undurchführbar erwies sich der Wunsch Blaines nach Herstellung enger handelspolitischer Beziehungen zwischen den amerikanischen Republiken. Die letzteren fanden meist, daß die Vereinigten Staaten lediglich sie mit ihren Erzeugnissen überschwemmen wollten, ohne von ihnen etwas zu beziehen. Für einen Zollverein erhob sich daher keine Stimme. Man erklärte ihn ungeachtet aller Bemühungen Blaines für unmöglich. Es wurde sogar der Antrag gestellt, daß die Konferenz einen förmlichen Beschluß gegen Zollvereinspläne fasse. Auch für Gegenseitigkeitsverträge war wenig Stimmung. In der That ist das Ergebnis der Konferenz in dieser Beziehung schließlich nur ein Handelsvertrag der Vereinigten Staaten mit Brasilien gewesen!

In der Silberwährungsfrage bestand nicht einmal unter den Vertretern der Union Einstimmigkeit. Die meisten von ihnen waren gegen Silberwährung. Man beschloß schließlich nur eine oder mehrere panamerikanische Münzen zu empfehlen, ohne des Metalls, aus dem sie zu prägen seien, zu erwähnen. Nur in mehr nebensächlichen Punkten wurde einige Übereinstimmung erzielt. Die Versammlung erachtete den Bau einer Eisenbahn durch die ganze Länge des Kontinents und die bessere Verbindung der einzelnen Staaten durch regelmäßige Dampferlinien für wünschenswert. Sie empfahl auch einheitliche Zollabfertigungsvorschriften, einheitliche Maße, Gewichte, Patent- und Nachdrucksgesetzgebung, Errichtung eines Auskunftsbureaus zu Washington für alle amerikanischen Handelsfragen, Schöpfung einer panamerikanischen Bank und dergl.

Diese kleinen Ergebnisse können über die Thatsache nicht hinweghelfen, daß im ganzen und großen die Konferenz als gescheitert zu betrachten ist. In Wahrheit sind nach den Angaben von Teilnehmern die verschiedenen Staaten sich nicht näher getreten, sondern ihrer tiefen Gegensätze erst recht bewußt geworden. Man sah so recht, welcher Gegensatz in Sitte, Sprache, Denkweise, Lebensart zwischen den lateinisch-amerikanischen und den angloamerikanischen Staaten vorhanden ist. Schon die Sprache machte größte Schwierigkeiten. Man bedurfte vieler Dolmetscher. Dazu kommt die Verschiedenheit der Rechtsbegriffe der an englisches und der an römisches Recht gewöhnten Staaten, die tief verschiedene Lebensauffassung der Männer des Nordens und Südens, die große Abweichung ihrer politischen und wirtschaftlichen Ideale! Es dürfte sehr fraglich sein, ob neue panamerikanische Kongresse diese Gegensätze verwischen und die einzelnen Republiken sich näher bringen würden. Um so mehr als das Verhältnis der einzelnen Staaten zu Europa ein sehr verschiedenes ist und keineswegs alle amerikanischen Staatswesen die Wünsche und Bedürfnisse der Vereinigten Staaten teilen! — Trotzdem wird der panamerikanische Gedanke bei seinen Vätern so bald nicht einschlafen, und das alte Europa wird zweifellos gut thun, die Augen offen zu halten und den Vorgängen in Amerika etwas mehr Aufmerksamkeit als bisher im allgemeinen zu widmen. — Die oben angedeuteten Beweggründe, die die Vereinigten Staaten bisher bei ihrem politischen Verhalten geleitet haben, werden ja, wenn nicht ganz unabsehbare Verhältnisse eintreten, auch in Zukunft wirken, und bei der Rücksichtslosigkeit der angloamerikanischen Rasse müssen binnen wenigen Jahren Interessenkonflikte der neuen und alten Welt von ungeheurer Tragweite zum Ausbruch kommen!





Die Wahl des Landammanns.

Die Appenzeller Landsgemeinde.

Von

J. C. Heer.

(Abdruck verboten.)

Wenn man aus dem Innern Deutschlands an den Bodensee reist, so sendet vom jenseitigen Rand seines blauen Spiegels ein steil aufgebautes grünes Hochland, das sich an einen schneegekrönten, machtvollen Felsberg anlehnt, den ersten Gruß des Schweizer Gebirges. Ein herrliches Bild in flutender Morgensonne, das Auge und Sinn gefangen nimmt! Aus der hohen, hellen Welt blitzen die Fenster von vielen hundert Holzhäusern, und nähert man sich auf dem Dampfboot dem Schweizer Ufer, so hört man in frischen Morgenwinden von den Hängen der Berge das Herdengeläute und den Juchschrei des Sennen.

Die im Glanze des jungen Tages aufleuchtende Hochburg ist das Appenzellerland mit dem Säntis, eine der anmutigsten Berglandschaften der Schweiz, eine Gegend, die man besonders lieb gewinnt, wenn man in längerem Aufenthalt ihr ursprüngliches, durch und durch gesundes Volksleben kennen lernt. Es ist zwar nicht durch das ganze Ländchen gleichartig, sondern seit sich dieses in den bewegten Zeiten der Reformation in zwei politisch voneinander unabhängige Teile, Inner- und Außerrhoden, in ein katholisches und ein protestantisches Appenzell getrennt hat, haben sich auch die Volksgruppen merkbar verschieden entwickelt. Der Appenzeller von Außerrhoden, der im äußeren Kreis des Hochlandes wohnt und als Kleinindustrieller viele Handelsbeziehungen mit der übrigen Schweiz unterhält, ist ein Fortschrittsmann, der mit den Ideen der Zeit geht, derjenige von Innerrhoden dagegen, der als Bauer oder Senne die gegen den Säntis zurück liegenden Gegenden des Landes bewohnt, ist von Herzen konservativ, sein Wahlspruch lautet: „Nüz nüs!" „Nichts Neues!" Gewinnt Außerrhoden das Wohlwollen des Wanderers durch seine blühenden Dörfer, durch den Wohlstand, der ihm überall entgegenlacht, so Innerrhoden durch die alten Sitten und Gebräuche, durch die überlieferte schöne Volkstracht, die hoch in Ehren gehalten wird, durch die noch ganz und gar unabgeschliffene Eigenart seiner Bevölkerung. Beiden gemeinsam sind der sprichwörtliche Mutterwitz der Appenzeller und die fast übertriebene Reinlichkeit, die in den Häusern herrscht.

Ob man in Außer- oder Innerrhoden wandere, so erstaunt man, wie gleichmäßig spiegelblank überall die Fenster der einfachen, mit Schindelschuppen überkleideten Holzhäuser sind, wie schneeweiß die zarten, duftigen Spitzengardinen hinter den rot blühenden Geranien der Fenstergesimse leuchten. Nicht selten stehen vor oder hinter der Hausthüre etliche Paare schön gestickter Hausschuhe, und der Gast, der ihre Bedeutung nicht kennt, hat die Gunst der Appenzellerin schon halb verscherzt. Anziehen soll er sie, wenn er ihr Haus betritt, damit ja kein Stäubchen der Straße in die Wohnung gelangt! Auf allen Möbeln, so einfach sie sein mögen, liegen Schutzdecken aus Spitzenhäkeleien oder Stickereien, auf der besseren Schutzdecke oft auch noch eine zweite, weniger köstliche, und alle Innenräume schimmern von Wolken blühendweißen zarten Gewebes. Was Wunder, daß manche Frau ihren Mann, wenn er rauchen will, vor das Haus hinaus schickt. Das beleidigt ihn nicht, das war schon bei der Mutter so!

Die übertriebene Reinlichkeit, der Reichtum an seinen Spitzen, ist ein Ergebnis der neben der Alpwirtschaft im ganzen Appenzellerland als Hausindustrie blühenden Stickerei und Spitzenklöpplerei. Sie wurde früher ausschließlich als Frauenhandarbeit betrieben, beschäftigt aber jetzt, nachdem vor einigen Jahrzehnten die Stickmaschinen eingeführt worden sind, in Außerrhoden namentlich, auch viele Männer. Die feinsten und kostbarsten Erzeugnisse werden heute noch auf bloßem Rahmen durch die geschickten Hände der Frauen hergestellt, und eine Stickerinnengesellschaft bei ihrer Arbeit ist ein überaus anmutiges Bild. Unter einer dichtbelaubten Baumgruppe oder im Schatten eines Hauses sitzen ein halbes Dutzend munterer Mädchen in weißen Hemdärmeln und führen, das Gesicht tief über den Stickrahmen gebeugt, die blanke feine Nadel mit flinken Fingern durch den aufgespannten Stoff auf und nieder, ihre Volkslieder steigen zum blauen Himmel, und der Frühling überschüttet sie mit seinem Blütenschnee.

Zu der Gruppe tritt der Senn, die Sense auf der Schulter, den Pfeifenkloben im Mundwinkel, das Lederkäppchen auf dem Kopf, im einen Ohr ein goldenes Gehänge, die rote Weste offen, damit man den blanken Messingbrustgurt sieht, auf dem ein Viehzug abgebildet ist, und ein Gespräch in der etwas singenden, eigentümlichen Appenzeller Mundart entsteht, bei dem die Witze schlagfertig hinüber, herüber fliegen. Ob die Mädchen am nächsten Sonntag mit zur Landsgemeinde kommen, fragt der Senn. Die Mädchen kichern: „Gong numa — n— ellei; wer mit Eulavögla fliegt, wird mit den Eula g'fange."*) „No," sagt der Senn, „bliebe doheim, ihr Gofe, i bruchen eu nöd, z' Appizell ond z' Herisau sönd die Madla wohlfehl, ma ged e ganzes Hüsli voll för e Schötzli Pulver."**)

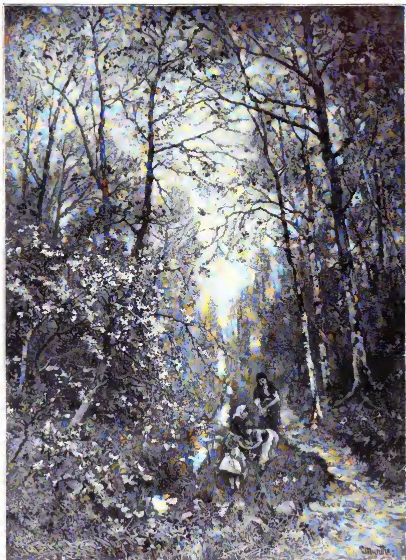
Am nächsten Sonntag wandern die Mädchen doch nach Appenzell zur Landsgemeinde, denn nach der Gemeinde ist in allen Wirtshäusern des Fleckens Tanz, und das wäre keine rechte Appenzellerin, die nicht leidenschaftlich gern tanzen würde.

Die am letzten Sonntag im April stattfindende Landsgemeinde ist das große politische Jahresereignis des Ländchens, der Tag, wo das Volk in Selbstherrlichkeit seine oberste Gewalt ausübt und sich seine Behörden und Gesetze gibt, eine ehrwürdige Erinnerung an den Ring oder Thing der alten Germanen. Nur noch drei Kantonen der Schweiz, nämlich Glarus, Uri und Unterwalden, besitzen wie die beiden Appenzell das Institut der Landsgemeinde. Sie ist der sichtbare feierliche Ausdruck der Demokratie, und wenn in den Kantonen, wo die Wahlen und Gesetzesabstimmungen durch den Stimmzettel und die Urne geschehen, der Volkswille gewiß ebenso rein als bei den Landsgemeinden zum Ausdruck kommt, wo der eine den anderen, der Geistliche sein Pfarrkind, der Herr den Knecht, der Schuldner den Gläubiger überwachen kann, so entzieht sich doch niemand dem tiefen Eindruck des Bildes, das ein in freiem Selbstbestimmungsrecht unter Gottes Himmel tagendes Volk in seinen ernsten Beratungen hervorruft.

Die außerrhodische Landsgemeinde, die

*) „Geh' nur allein; wer mit den Eulenvögeln fliegt, wird mit den Eulen gefangen."

**) „Nun, bleibt daheim, ihr Närrinnen, ich brauche euch nicht, in Appenzell und in Herisau sind die Mädchen wohlfeil, man gibt einem dort ein ganzes Haus voll für ein Schüßchen Pulver!"



Im Mai. Nach dem Gemälde von L. Munthe.

von Jahr zu Jahr abwechselnd in den großen Dörfern Trogen und Hundwyl abgehalten wird, zwingt besonders durch die in ruhiger Würde versammelte große Menge von Bürgern, fünf- und noch mehr tausend, die innerrhodische, die immer in Appenzell stattfindet und nur etwa 1500—1800 Teilnehmer zählt, durch ihre vielen markigen Typen, ihre altväterische Feierlichkeit den Zuschauer zur Ehrerbietung.

Der Landsgemeindeplatz in Appenzell ist ein großes Viereck, an dem die stattlichsten Gast- und Patrizierhäuser des Ortes stehen, so daß er an den Marktplatz einer deutschen Stadt, besonders lebhaft an den Stuttgarts, erinnert, obwohl alles etwas ländlicher ist, die Holzgalerie einzelner Häuser und die Felshäupter des hohen Kasten und Kanor, die neugierig über die Dächer hereinblicken, daran mahnen, daß wir im Schweizer Gebirge sind.

Am Morgen des Landsgemeindsonntags ist Leben auf allen Straßen, von den Bergen steigen die Sennen, denn wer nicht „ehr- und wehrlos" oder krank ist, zieht zum Tag in Appenzell. So viele aber wandern, oder in Wägelchen fahren, kein Lied erklingt, kein Jauchzer ruft, in sonntäglicher Stille, wie zur Kirche, wallfahrtet das Volk. Nur die Frauen tragen ihre Tracht, die Männer aber haben sie gegen das dunkle Kirchenkleid getauscht, statt des Lederkäppchens haben sie den dunklen Filzhut oder gar den hochzeitlichen Cylinder auf den Kopf gesetzt, und jeder führt als Zeichen, daß er ein „ehr-, wehrhafter und altfreier Bürger" ist, sein Seitengewehr, seinen Säbel mit sich. An ein militärisches Bild darf man dabei nicht denken, sondern der eine hat seine Waffe mit dem Schirm in ein Bündel gebunden, der andere hat sie geschultert, der dritte hält sie wie eine Papierrolle in der Hand und nur die wenigsten tragen sie an einem Riemen oder einer Schnur, die um die Hüfte gezogen ist. Beinahe möchte man über dieses harmlose Schauspiel lächeln, besonders, wenn man noch bemerkt, wie verschieden die Kriegsgeräte sind, die als Abzeichen des Freien gelten. Der eine führt ein altes wertvolles Familienerbstück mit sich, der andere nicht viel mehr als ein rostiges Eisen, einige lange Degen, andere Krummsäbel, die aus den Türkenkriegen stammen könnten, die meisten einfach das schweizerische Militärbajonett. Allein wenn man in die ernsten, wie aus Erz gegossenen, tiefgefurchten Gesichter blickt, dann vergeht einem das Lächeln doch wohl!

Einen besonderen Stolz setzt der Appenzeller darein, wenn er einen oder mehrere Buben, die dem Jünglingsalter entgegengehen, als Zeugen zur Landsgemeinde mitnehmen kann. Manchmal würde man glauben, er liebe sein Vieh mehr als seine Kinder, denn fragt man etwa den Bauer: „Wie viele Kinder hast du?" so antwortet er: „Sechs solche Bälge," fragt man ihn aber nach seinem Viehstand, so antwortet er: „Zehn Stück, Gott erhalt's." Aber auf dem Landsgemeindeweg, da redet er mit den Jungen ernsthaft von der Freiheit, die Gott dem Ländchen in wunderbar siegreichen Schlachten geschenkt hat, und spricht ihnen in kurzen markigen Sätzen zu, daß sie Bürgerrecht und Bürgerpflicht immer halten und nicht in Nachahmungen fremder Sitten fallen sollen, wie das Quittungnehmen und Quittunggeben sind.

In der Mitte des Vormittags hat sich der Flecken Appenzell mit Volk gefüllt, in keinem Wirtshaus ist mehr ein Plätzchen zu finden, und die Landleute grüßen sich: „Bi Gotts, bist au wider hie, Seppenjakenhannestonisbueb?" — Der Geschlechtsname spielt in Innerrhoden eine kleine Rolle, die Appenzeller benennen sich, indem sie die Namen von drei bis sechs Vorfahren zusammenhängen und das übliche Bub, das so viel wie Sohn bedeutet, dazufügen. Die Anrede „Sie" bringt der Appenzeller nicht leicht über die Lippen, das „Ihr" kostet ihm noch Mühe genug, geläufig ist ihm nur das alte „Du." Selbst die Fremden, die etwa zur Landsgemeinde nach Appenzell hinaufkommen, müssen sich diese Anrede gefallen lassen, wenn sie sich mit einem Bauer unterhalten wollen. „Sie sind aber unhöflich," sagt man ihm. Da versetzt der Appenzeller ganz ruhig: „Du wirst doch nicht erwarten, daß ich dir mehr Ehre erweise als dem lieben Gott oder unserem Landammann, und die duze ich auch."

Mittags zwölf Uhr ertönen die Glocken des altehrwürdigen Gotteshauses von Appenzell, der Mutterkirche des Landes, und laden zur Landsgemeinde ein, die Wirtshäuser entleeren sich, die Bürger treten auf dem

leicht ansteigenden Platz vor zwei Bühnen zum Ringe an und stehen entblößten Hauptes, die Hand am Schwerte, in tiefster Ruhe, während sich getrennt von ihnen die Zuschauer, Bursche und Mädchen, Geschäftsfreunde aus den benachbarten Gegenden und andere neugierige Leute, sammeln und die Fenster und Galerien der Häuser, die den Platz umgeben, von Frauen im höchsten Trachtenstaat besetzt sind. Was für Typen sieht man unter den Landsgemeindeleuten. Da erkennt man den Innerrhoder Geschäftsmann, den Gasthofbesitzer und Holzhändler, die einen gewissen Schliff und Aplomb an sich haben, den zähen Kleinbauer, der von der Sonne halb ausgedörrt ist, den markigen Sennen, den struppigen Wildheuer vom Säntis, die Kapuziner mit ihrer Tonsur, die an der Landsgemeinde am wenigsten fehlen dürfen, weil sie, wenn auch nicht die offenen, so doch die geheimen politischen Führer des Volkes sind, ohne deren Freundschaft selbst der Landammann nicht wohl bestehen kann.

Während sich die Versammlung bildet, kommt vom Rathaus her der Zug der Standesleute in feierlicher Prozession. Voran schreiten zwei hünenhafte Hellebardiere, dann folgt ein Musikchor mit Trommler und Pfeifer, das den altertümlichen und eintönigen Landsgemeindemarsch bläst, dann der „regierende“ und der „stillstehende“ Landammann, das heißt der Vorsitzende der Regierung und sein Stellvertreter, die Regierung selbst, der Landschreiber, der Landweibel und die zwölf Mitglieder des Obergerichts, die alle, bis auf den Weibel, den dunklen bis auf die Füße reichenden Amtsrock tragen, während dieser in einer den Landesfarben entsprechenden, halb weißen, halb schwarzen Tracht einhergeht.

Die Regierung besteigt die eine, etwas höhere Bühne, an deren beiden Enden alte zweihändige Schwerter aufgesteckt sind, das Gericht die niedrigere, und Totenstille waltet im Kreis.

Die Musik ist verstummt, der Landammann, eine schon äußerlich achtunggebietende Erscheinung, tritt vor und hält mit klarer, den weiten Raum beherrschender Stimme eine Ansprache, die mit der stereotypen Anredeformel: „Meine Herren, getreue, liebe Mitlandsleute und Bundesgenossen“ beginnt. Ihr Inhalt ist gewöhnlich ein Rückblick auf die Schicksale, das sittliche und materielle Wohlergehen des eignen Ländchens, der gesamten Schweiz und der übrigen Welt im abgelaufenen Jahr, ein Wunsch, daß Gott Frieden und Gedeihen schenke, und eine Mahnung, daß die Bürger dieses Glück verdienen mögen, indem sie die Behörden nach bestem Wissen und Gewissen bestellen und den selbsterwählten Gehorsam leisten.

Am Schluß seiner Rede hält der Landammann das Landessiegel empor und spricht, er habe es seiner Pflicht gemäß gebraucht und gebe es rein von Schuld an die Landsgemeinde zurück, damit sie es seinem Nachfolger anvertraue. Damit verläßt er die Bühne, der Landweibel tritt vor und fragt das Volk, wen es für das kommende Jahr als Landammann vorschlage.

War der bisherige nur ein Jahr im Amt, so kann er wieder vorgeschlagen und gewählt werden, nach einer zweijährigen Amtsperiode aber ist er für die nächstfolgende nicht wieder wählbar, sondern es tritt ein anderer an seine Stelle. In der Praxis geschieht das meist so, daß der stillstehende Landammann zum regierenden vorrückt, dieser stillstehender wird und die beiden Männer, in denen sich gewöhnlich das Parteileben des Kantons, das heißt eine freisinnigere und eine konservativere Richtung, verkörpert, jahrelang abwechselnd den Vorsitz der Regierung einnehmen.

Die Männer, die in den letzten Zeiten so wechselweise an der Spitze des Landes standen, sind C. Sonderegger und E. Dähler, zwei auch in der übrigen Schweiz hochgeachtete politische Führer.

Es folgen die übrigen Wahlen, die des Landschreibers, des Landweibels und der anderen Mitglieder der Regierung, für die das Appenzeller Volk zwar alte gute deutsche, aber wenig mehr geläufige Titel hat. Bedeutet Landschreiber soviel wie Staatssekretär, Landweibel soviel wie Regierungsbote, so nennt sich der Statthalter modern Vorsteher des Justizdepartements, der Säckelmeister Finanz-, der Landeshauptmann Forst- und Landwirtschaftsvorsteher, der Bauherr Leiter der öffentlichen Arbeiten, der Landesfähndrich Polizei-, der Zeugherr Militärvorsteher und der Armleute Säckelmeister Leiter der Armenangelegenheiten.

Die Wahlformel, die der Landweibel

ausruft, lautet: „Herr Landammann, meine Herren, getreue liebe Landleute und Bundesgenossen! Wem's g'fallt, daß Herr Sonderegger in seinem Amt wieder bestätigt wird, der hebe die Hand auf!" Nach dem Mehr, auch wenn dieses offenkundig ist, wird immer das Gegenmehr verlangt: „Wem's nit g'fallt ꝛc." Stehen sich zwei Kandidaten ernsthaft gegenüber, so sucht die Partei des einen in der des Gegners Anhänger zu gewinnen, indem sie bei der Abstimmung die Hände erhebend ruft: „Auf, auf!" und der wie Wellengebraus ertönende Ruf hat in der Art, wie er gesprochen wird, eine so suggestive Kraft, daß es den harten Kopf eines Appenzellers braucht, ihm nicht zu folgen.

Die beeidigten Stimmenzähler schätzen von der Bühne aus das Handmehr ab, indem sie Gruppe um Gruppe der Volksversammlung überfliegen. Bestätigen beide ein offenkundiges Mehr für den einen Kandidaten, so ist die Wahl erledigt. Erklären sie, daß sie unsicher seien, bei welchem die Mehrheit liege, so wird die Abstimmung wiederholt, und wenn sich dann noch kein offenbar sicheres Ergebnis feststellen läßt, oder die Zähler darüber nicht einig sind, so zieht die Landsgemeinde in die Kirche, wo rasch eine genaue Zählung stattfindet. Nach dieser erstellt sich der Ring wieder.

Oft kommt es vor, daß einer der Kandidaten vor seiner Wahl eine Rede an die lieben Mitlandsleute hält, sie möchten sich doch umsehen, es hätte unter ihnen gewiß noch Männer, die würdiger als er wären, eine so verantwortungsvolle Stelle wie die eines appenzellischen Ratsherrn zu bekleiden, er trete gern zu Gunsten eines Besseren zurück. Manchmal ist das nur ein Schachzug der Bauerndiplomatie, denn das Volk jubelt ihm dann erst recht zu, zuweilen aber ist es dem Redner wirklich ernst darum zu thun, vom Amt loszukommen. Denn das Appenzellervölkchen beider Rhoden zahlt seine Beamten mehr mit der Ehre als mit dem klingenden Geld. Dazu räumt es ihnen nicht die geringste Begünstigung ein. Im Gegenteil. Vor einigen Jahren erließ Innerrhoden ein überaus scharfes Tanzgesetz, das allgemein als zu hart empfunden wurde. Man sah deshalb manchem kleinen Wirt, der es übertrat, durch die Finger, als aber Landammann Sonderegger, der mit seinen schönen Töchtern selbst einen großen Landgasthof führt, eines Tages dem Drängen einer Ausflüglergesellschaft nachgab und bei etwas Klaviermusik in seinem Haus tanzen ließ, waren alle Gerichtsinstanzen einig, daß er strafbar sei, da er als Landammann das Gesetz in erster Linie halten müsse. Da half kein Rekurs. Darum sind die Ehrenämter des Staates im Appenzellerland nicht besonders gesucht und mancher, der ein blühendes Geschäft nicht im Stiche lassen wollte, hat sich schon vor dem Vertrauen seiner Mitbürger und dem strengen Amtszwang des Kantons auf sanktgallisches Gebiet geflüchtet und es dort weitergeführt.

Nachdem die Mitglieder der Regierung und des Gerichtshofes und ein Abgeordneter des Ländchens in den schweizerischen Ständerat gewählt sind, werden die Behörden beeidigt, zuerst der Landammann. Der Landschreiber liest ihm aus dem alten, vom Jahre 1585 stammenden, in Pergament eingebundenen, silberbeschlagenen Landbuche den Amtseid vor, den der Landammann stehend und mit entblößtem Haupt, die drei Schwurfinger zum Gelübde erhoben, wiederholt.

Nach den Behörden wird auch die Landsgemeinde ins Gelübde genommen, mit gedämpfter Stimme, doch deutlich spricht jeder Anwesende den Treueid gegen Regierung und Gesetz nach und fügt bei: „So wahr mir Gott helfe!"

Damit ist in manchen Jahren die Landsgemeinde erledigt, zuweilen liegen aber auch weitere Geschäfte, Einbürgerungsgesuche, Gesetze, die der Große Rat entworfen hat, zur Abstimmung vor, doch sind die Verhandlungen darüber meist sehr kurz. Parlamentarische Diskussionen sind nicht Landsgemeindebrauch, sie nützten auch nichts, denn alle die Tagenden wissen im voraus, was sie wollen, und sind von der vorgefaßten Meinung nicht abspenstig zu machen. Wer die Landsgemeinde häufig besucht, kann es einmal erleben, daß doch unversehens ein schlichter Mann aus dem Volke aufsteht und in hinreißender, mit Salz und Pfeffer gewürzter mundartlicher Rede, mit sprudelndem Witz, immer aber auch mit dem für den Appenzeller selbstverständlichen Respekt vor Rat und Gemeinde gegen eine Vorlage wettert. Es ist manchmal ein wahrer Hochgenuß, einen

solchen Stegreifredner zu hören, er findet gewöhnlich auch viel Beifall, aber mehr wegen der Form, als wegen des Inhalts der Rede, und wer nun erwarten würde, es käme zu einer großen Schlacht, irrt sich, der Ruf „Abstimmen" ertönt und wird allgemein. Der Appenzeller ist gegen den Eindruck des Augenblicks mißtrauisch und setzt sich ihm lieber nicht aus, als daß er ihm unterliegt.

Wer übrigens an der innerrhodischen Landsgemeinde für Verwerfung spricht, kann kaum fehl gehen, die freisinnige Minderheit, die das Ländchen besitzt, hat es längst aufgegeben, irgendwelche Reformen einführen zu wollen, denn alles scheitert am konservativen „Nüz nüs!" der Mehrheit. Weil diese auch nicht den bescheidensten Schulfortschritt will, steht Appenzell Innerrhoden mit der Volksbildung am Ende der schweizerischen Kantone, und wenn das Ländchen dennoch leidlich gedeiht, so geschieht es nur, weil Schulbildung und natürliche Intelligenz glücklicherweise nicht dasselbe sind. Die letztere besitzt der Appenzeller Innerrhodens in ebenso hohem Maß wie der besser geschulte Außerrhodens, und er kann bei den einfachen Lebensverhältnissen seiner Bergheimat damit auskommen.

Selten dauert die Landsgemeinde über zwei Stunden. Mit einem Dank für ihr Erscheinen und einem Segenswunsch für ihre Haushaltungen entläßt der Landammann die Landsleute, und rasch, wie sie sich gebildet hat, löst sich die Gemeinde auf.

Viele kehren sogleich in ihre Berge zurück, andere bleiben bis zum Abend in Appenzell. In allen Gasthäusern des Landes ist Tanzmusik, und der kräftige Bursche schwingt sein „Zischgeli."

Der Hausvater aber, der zu seinem Alpenheimwesen hinaufgestiegen ist, schaut noch einmal auf das in der Abendröte daliegende Land, über dessen Geschicke er mit seiner Stimme gewaltet. Dann setzt er den Milchtrichter an den Mund und spricht durch ihn den Alpensegen, daß er feierlich an den Bergen wiederhallt.

Der uralte Appenzeller Alpsegen lautet:

„Behüt' uns Gott! Heiliger St. Peter!
Nimm die Schlüssel in die rechte Hand,
Verschließ' dem wilden Tier den Weg,
Dem Bären die Klaue, dem Wolf den Zahn,
Dem Vogel die Flügel.
Hilf Gott, behüt' uns Gott,
Der heilige Gallus und all die lieben Heiligen!
Behüt' uns Gott, uns und alles, was in den Bergen ist."



Hellebardiere und Musikanten



Gustav Freytag und der Fürst Bismarck.

In einer Gesellschaft patriotisch denkender Männer wurde vor einiger Zeit die Frage nach dem Verhältnis Gustav Freytags zum Fürsten Bismarck aufgeworfen und dabei hervorgehoben, daß die Selbstbiographie des Dichters nicht einmal den Namen des großen Deutschen nenne, der im Leben jedes seiner Volksgenossen Epoche gemacht habe. Wie sich annehmen läßt, ist die nämliche, von Ausdrücken der Verwunderung begleitete Bemerkung auch anderweit verlautbart worden. Einem vieljährigen näheren Bekannten Freytags wird gestattet sein, die Antwort darauf zu erteilen.

Zunächst darf erwähnt sein, daß der Dichter dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches nur einmal im Leben direkt gegenübergetreten ist. Als Vertreter des Wahlkreises Erfurt in den konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt, wurde der Abgeordnete Freytag dem damaligen Bundeskanzler vorgestellt. Nach Freytags Erzählung beschränkte diese Bekanntschaft sich auf den Austausch einiger höflicher Worte, und dabei behielt es auch in der Folge sein Bewenden. Aus Bernhardis Aufzeichnungen wissen wir noch, daß Freytag an einer Gesellschaft im Bismarckischen Hause teilnahm. Möglich, daß beide Männer einander auch noch im Hauptquartier des Kronprinzen (Herbst 1870) flüchtig begegnet sind: Beziehungen hat Fürst Bismarck zu dem Dichter von „Soll und Haben“ so wenig unterhalten wie zu irgendeinem der hervorragenderen Vertreter unserer Kunst und Wissenschaft. Ob zufällig oder absichtlich, wissen wir nicht und haben wir nicht zu untersuchen. Daß Freytag auf diese gelegentliche Berührung nur selten und höchstens auf Befragen zu sprechen gekommen, hatte aber noch besondere Gründe. Die Rolle, die er als Parlamentarier gespielt, war nicht danach angethan gewesen, wohlthuende Erinnerungen zurückzulassen, und wurde demgemäß in seiner Selbstbiographie mit einer summarisch gehaltenen Bemerkung und einer Betrachtung über das Verhältnis des Schriftstellers zum Redner abgethan. Der bekannte Umstand, daß ihm bei der einzigen Rede, die er zu halten versucht, das Wort entzogen worden war und daß ein politischer und persönlicher Freund, Herr von Bennigsen, diese mittelbare Rüge hatte aussprechen müssen, war Freytag näher gegangen, als er sich selbst gestanden haben mag. Daraus erklärt sich nicht nur, daß er in der Folge die Übernahme neuer Mandate ablehnte, sondern daß er Erwähnungen seiner parlamentarischen Erlebnisse mündlich wie schriftlich nach Möglichkeit aus dem Wege ging. Weiter ist darauf zurückzuführen, daß er in seinem Buche der im Februar 1867 gemachten Bekanntschaft Bismarcks so wenig Erwähnung gethan hat, wie anderer zu jener Zeit angeknüpfter Beziehungen und daß er, wenn auf diese Episode die Rede kam, mit einem Scherzwort über dieselbe hinwegging. Er pflegte sodann zu erzählen, daß der Frankfurter Abgeordnete Karl von Rothschild sein Platznachbar gewesen sei und daß der Kladderadatsch eine bezügliche Abbildung mit der Unterschrift „Soll und Haben“ gebracht habe.

Diesen äußeren Umständen kann selbstverständlich keine andere als eine beiläufige Bedeutung beigelegt werden. Der eigentliche Grund lag tiefer. Freytag gehörte zu den Menschen, die nicht leicht vergessen und die von einmal empfangenen, zumal

ersten Eindrücken nicht wieder loskommen. Was er seinen Anteil an der Politik zu nennen pflegte, hatte er durch sein Verhältnis zu dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha und durch die von diesem vermittelten Beziehungen zu dem kronprinzlich-preußischen Hofe erworben. Im Laufe der Jahre war zwischen dem Fürsten und seinem dichterischen Freunde eine Entfernung — um nicht zu sagen Entfremdung — eingetreten, von der beide Teile nie redeten, die aber nichtsdestoweniger bestand. Ebenso hat Freytag am Abende seines Lebens über den kronprinzlichen Hof anders geurteilt, wie während seiner Mannesjahre. Niemals aber hat er vergessen, was er diesen Verhältnissen zu danken gehabt: Bekanntschaft mit Männern, die (wie er zu sagen pflegte) „die großen Geschäfte trieben“ und Einsichten in die Praxis des Staatslebens, die den in hochliberalen Traditionen emporgekommenen Schriftsteller vor weiterer Schwenkung nach links abgehalten hatten. — Es ist heute ein öffentliches Geheimnis, daß gerade diejenigen Personen des kronprinzlichen Hofes, wie des gothaischen Kreises, zu denen Freytag in nähere Beziehungen trat und in denen er die Typen volksfreundlicher Staatskunst sah, entschiedene und hartnäckige Gegner Bismarcks gewesen sind. Es gilt das namentlich von Ernst von Stockmar, den die „Vermischten Schriften“ als Musterpatrioten verherrlichen und von dem wir aus den Aufzeichnungen Theodor von Bernhardis wissen, daß er noch im Jahre 1866 dem damaligen Leiter der Regierung nach Kräften entgegengearbeitet hat. Von den Ansichten, durch welche er mit den Stockmar und Genossen verbunden war, hat Freytag sich nach dem Jahre 1866 (aber nicht früher) abgewendet, nicht aber von den Stimmungen, welche diesen Meinungen zu Grunde lagen. In den Glauben, daß Kultus der Wissenschaft die geeignetste Vorschule des Staatsmannes sei, daß der beste Teil der Staatsweisheit aus liebevoller Versenkung in die Volksseele geschöpft werde, und daß der Staatsmann dem Volke alle Zeit verständlich bleiben müsse, — in diesen Glauben hatte der Dichter des deutschen Bürgertums sich zu tief eingelebt, als daß er sich von demselben so vollständig hätte befreien können, wie er nach den Erfahrungen von 1866 selbst annahm. Theoretisch hatte er sich zurecht gelegt, daß das Soldatenwesen und Junkertum wichtige und unentbehrliche Faktoren des preußischen Staates seien, — aus dem Innersten des Herzens aber konnte er die Erinnerung daran nicht bannen, daß er selbst im Kampfe gegen diese Mächte heraufgekommen war, und daß diese es gewesen waren, die die Reaktionswirtschaft der fünfziger Jahre hervorgerufen und ihn zum Verzicht auf sein preußisches Staatsbürgerrecht genötigt hatten. Zu dieser Erinnerung kam noch die peinliche Empfindung, an den liberalen Irrtümern und Kurzsichtigkeiten der Konfliktszeit reichlichen Anteil genommen zu haben. Freytag war zu klug und zu ehrlich, um das bemänteln zu wollen: seine intime Meinung dürfte aber doch gewesen und geblieben sein, daß das Besserwissen des aus der Junkerpartei hervorgegangenen Staatsmannes ein Ausnahmefall — am Ende eine derjenigen Ausnahmen sei, die man als Bestätigungen allgemeiner Regeln zu bezeichnen pflegt. Die Regel schien ihm (wenn ich richtig urteile) das Besserwissen und Besserwollen des liberalen Bürgertums zu sein. Nicht aus Beschränktheit und Vorliebe für die eigne Kaste, sondern bewußt und grundsätzlich wurzelte er mit seinem Denken und Empfinden in der Gesellschaftsschicht, in der — wie er glaubte — das deutsche Volkstum seinen reinsten und deutlichsten Ausdruck gefunden hatte. Über die Grenzen dieses Volkstums aber wollte er nicht hinausgehen, weil er in demselben etwas schlechthinweg Gegebenes und absolut Berechtigtes, gleichsam die Norm für das sittlich und politisch Erstrebenswerte sah. Trotz voller Anerkennung für die eminenten Leistungen des Fürsten Bismarck kam Freytag über die Empfindung nicht heraus, daß der große Realist aus anderem Stoff geformt sei, als demjenigen, den er für den specifisch deutschen hielt. Gesagt hat er das nicht, aber er hat auch nicht das Gegenteil sagen wollen und darum geschwiegen, soweit das durchführbar war. Der Zug von Gewaltsamkeit, der durch das Wesen des leitenden Staatsmannes derzeit ging, war und blieb ihm fremd — um keinen stärkeren Ausdruck zu brauchen.

Wie Freytag das Ideal des deutschen Staatsmannes sich dachte, hat er in einem Buche gesagt, das heute halb vergessen ist, des Dichters Denkungsart indessen deutlicher wiederspiegelt, als alles, was er sonst über staatliche Dinge geschrieben hat. Implicite enthält das kurz vor Ausbruch des großen Krieges erschienene Buch über Karl Mathy Freytags politisches Glaubensbekenntnis. Der aus dem Bürgertum hervorgegangene, mit den Höhen und Tiefen deutscher Volksart gleichmäßig vertraute, bei aller Tüchtigkeit und Einsicht innerhalb der Grenzen deutscher Bürgerlichkeit stehen gebliebene badische Minister war ihm (Freytag) der Staatsmann, wie er sein sollte, der Mann gewesen, dem unter normalen Verhältnissen die Lösung der deutschen Frage gebührt hätte. Dieser Mann nun war unter dem Eindruck einer ihm vom Fürsten Bismarck erteilten Abweisung gestorben. In einer vom 18. November 1867 datierten Denkschrift hatte der damalige leitende Minister Badens*) die Aufnahme des Großherzogtums in den Norddeutschen Bund beantragt. Er war dabei von der Voraussetzung ausgegangen, „daß die Zurückhaltung des Grafen Bismarck keinen anderen Grund habe, als den von dem Bundeskanzler ausgesprochenen, daß er sich jeder Pression auf den Süden enthalten und eine Initiative, die vom Süden selbst ausgehe, in Wahrheit erwarten wolle.“ In dieser Meinung hatte Mathy sich direkt an Bismarck gewandt, seinen Vorschlag außerordentlich dringlich formuliert und eine direkte Beantwortung desselben, wenn nicht erbeten, so doch zuversichtlich erwartet.

Diese Antwort erfolgte nicht. „Nur auf dem gewöhnlichen Gesandtenwege ging die Antwort des Bundeskanzlers ein, daß er die gewünschte Erklärung (d. i. seiner principiellen Bereitschaft) nicht geben könne — und er (Mathy) wurde auf das Zollparlament vertröstet.“

Der peinliche Eindruck, den Form und Inhalt dieses Bescheides auf Mathy machten, wird in dem Freytagschen Buche drastischer und beweglicher geschildert, als sonst des Dichters Art ist. „Zum erstenmale im Leben zitterte ihm die Hand, das Papier, welches er darin hielt, sank auf den Tisch ꝛc.“ Man könnte meinen, die hier geschilderten Empfindungen seien zugleich diejenigen des Verfassers gewesen, dem der liebste seiner Freunde wenige Wochen nach der peinlichsten Erfahrung seines Lebens (am 3. Februar 1868) durch den Tod entrissen worden war. „Du warst so weitspähend und klug, Karl Mathy! (mit dieser Apostrophe wird der Bericht über den oben erwähnten Auftritt beschlossen). Und doch blieb in dir die deutsche Eigenschaft mächtig, anders geformte Menschennatur nach eignem Herzensbedürfnis zu deuten. War es Täuschung, als du den Worten und Versicherungen eines anderen so hochsinnig vertrautest? oder wird das Ende erweisen, daß du recht gehabt?“

„Anders geformte Menschennatur.“ Damit ist vom Standpunkte Freytags eigentlich alles gesagt! Absichtlich oder unabsichtlich wird dabei übersehen, daß die Gründe für Bismarcks Ablehnung so deutlich auf der Hand lagen, daß (politisch gesprochen) höchstens die Form derselben eine Enttäuschung bilden konnte. Auf die Möglichkeit, „daß europäische Gesichtspunkte dem vereinzelten Eintritte Badens im Wege stehen,“ hatte Mathys Brief selber hingewiesen, — daran aber das Ersuchen um die Ermächtigung geknüpft, solchenfalls „vertraulich den Abgeordneten eine Andeutung darüber geben zu dürfen, daß der Eintritt Badens .... eventuell auch ohne Bayern und Württemberg gesichert und nur der Zeitpunkt ..... vorzubehalten sei.“ Diese letztere Zumutung erscheint bei einem Manne unbegreiflich, der den Fürsten Bismarck kennen und außerdem aus eigner Erfahrung wissen mußte, was es mit den Rechnungen auf die Diskretion von Volksvertretern und mit „vertraulichen“ Eröffnungen an dieselben auf sich hat. Unbeschadet des Respekts vor Mathys Einsicht und Charakter, wird man sich der Erwägung nicht entziehen können, daß ein Staatsmann im vollen Sinne des Wortes die dem Eintritt Badens entgegenstehenden „europäischen Gesichtspunkte“ genugsam gekannt hätte, um von denselben anders als hypothetisch zu reden, und daß die erbetene Ermächtigung ein Gemütlichkeitsverhältnis voraussah, das unter anderen als kleinstaatlichen Verhältnissen undenkbar und unmöglich erschien.

*) Karl Mathy, Geschichte seines Lebens von G. Freytag (Leipzig 1870, S. 411 ff.).

Für Freytags politische Betrachtungsweise ist seine Beurteilung der zwischen Mathy und Bismarck geführten Verhandlung in mehr als einer Hinsicht charakteristisch. Er war ein kluger, nüchtern und besonnen urteilender Mann, zu dessen Fehlern Schönrederei und Sentimentalität nicht gehörten, der im wirklichen Leben gut Bescheid wußte. Der Glaube an die Güte der menschlichen, insbesondere an die Güte der deutschen Natur dünkten ihm indessen für den Staatsmann ebenso unentbehrlich wie für den Dichter. Wo er diesen Glauben nicht fand, zog er sich vor „andersgearteter Natur“ zurück. Die enge Verwandtschaft zwischen Optimismus in menschlichen und Liberalismus in politischen Dingen konnte einem Manne von der Urteilskraft Freytags nicht zweifelhaft sein. Weil er unter die Optimisten gehörte, denen der Glaube an die Güte menschlicher und deutscher Natur ein gebieterisches Bedürfnis bedeutete, huldigte er einem Liberalismus, der trotz Gemessenheit und Belehrbarkeit im einzelnen, grundsätzlich und in diesem Sinne unbedingt war. Sein Verständnis und seine Sympathie erlahmten, wo er auf Voraussetzungen der Denkungsart stieß, die den seinigen entgegenstanden. Ein Stück Gemütlichkeit sollte für alle Lebensverhältnisse, auch die politischen, unentbehrlich sein, weil nur dieses den gehörigen Zusammenhang des Staatsmannes mit der deutschen Volksseele herstellen konnte.

Freytags Auffassung des Staatslebens ist für die Zeit und für die Gesellschaftsschicht, der er angehörte, so typisch, daß sein Verhältnis zum Fürsten Bismarck ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen darf. Wäre er nicht selber Korpsstudent und als geborener Preuße Verächter aller burschenschaftlich verschwommenen Deutschtümelei gewesen, so ließe sich behaupten, Freytag habe zu dem großen „alten Herren“ der Göttinger „Hannoveraner“ in dem Gegensatz gestanden, der (nach seinem eignen Zeugnis) „Schwarz-Rot-Gold“ von „Schwarz-Rot-Weiß“ trennte. Seine geistige Heimat war diejenige unseres durch akademische Einflüsse bestimmten höheren Bürgertums, das im Bewußtsein seiner hohen kulturellen und nationalen Bedeutung einen besonderen politischen Beruf in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Theoretisch mag er die Meinung, daß die Politik eine Wissenschaft sei, nicht geteilt haben, praktisch kam er von der Anschauung nicht los, daß die geistigen Führer der Nation die erstberufenen staatlichen Worthalter derselben seien. Von Fall zu Fall räumte er die politische Unauskömmlichkeit des Gelehrtentums und der specifischen Bürgerlichkeit bereitwillig ein, in der Summe hielt er daran fest, daß die sittlichen und intellektuellen Voraussetzungen derselben auch für den Staatsmann notwendig seien. Sieht man näher zu, so wird man finden, daß verwandte Anschauungen noch heute in der Sphäre bestehen, der Freytag angehörte, und der wir eine große Zahl unserer besten und einsichtigsten Patrioten verdanken: nur daß er in dieser Rücksicht konsequenter, wenn man will, intransigenter als andere war. Es läßt sich eben nicht ungeschehen machen, daß wir bis vor wenigen Jahren eine Nation von „Dichtern und Denkern“ waren, der die eigentlich politischen Traditionen fehlten und die dieselben erst im Mannesalter ihrer Kulturentwickelung erwerben mußte. Innerhalb der Gesellschaftsschicht, die auf der Mehrzahl der Lebensgebiete in der That die Ehre der deutschen Führerschaft in Anspruch nehmen darf, hat diese Unfertigkeit sich noch deutlicher fühlbar gemacht, als in den übrigen Kategorien: vollständig ist sie bei uns noch nirgend überwunden. Und wie hätte dem anders sein können in einem Volke, dessen Stärke von jeher die Herrschaft über die Einzelgebiete gewesen ist, deren Zusammenfassung erst den Staat ausmacht. Konnte doch noch ein Goethe behaupten, daß man „nie eine Handlungsweise Staatstugend nennen dürfe, die gegen die Tugend im allgemeinen geht.“

In der Litteratur- und Bildungsgeschichte des XIX. Jahrhunderts nimmt Gustav Freytag einen so festen und dauernden Platz ein, daß sein Verhältnis zum deutschen Staatsleben und dem Neuschöpfer desselben auch für künftige Geschlechter lehrreich und beachtenswert sein wird.

Y.

Die Gartensonate.

Von

Marx Möller.

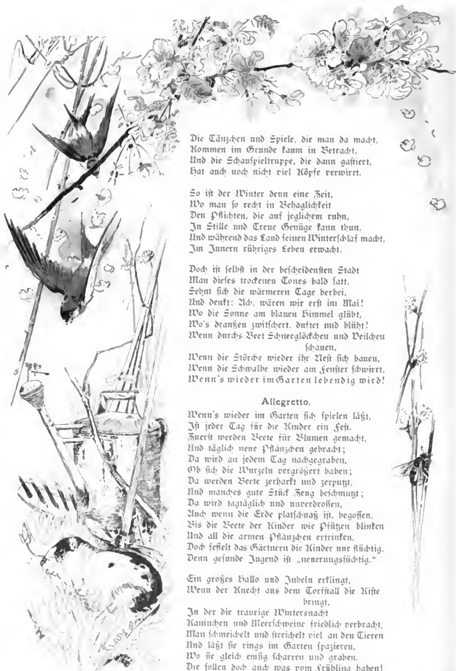
Andante. — Allegretto. — Adagio con sentimento. — Scherzando. — Finale.

Andante.

Wenn der strenge Winter im Lande regiert,
Wenn's draußen schneit und hagelt und friert;
Wenn im trauernden Garten kein Vogel singt,
Und der Ofen so schrecklich viel Torf verschlingt;
Wenn zu der Hausfrau gerechtem Verdruß
Die Lampe selbst mittags brennen muß;
Wenn der Jugend das Zimmer zu heiß erscheint,
Und das Alter fast zu erfrieren meint,
Und über Zugwind und Reißen klagt;
Wenn die Kinder die Langeweile plagt,
Weil so öde das ewige Einerlei,
Und die Weihnachtssachen schon längst entzwei;
Wenn dicke Stiefeln und Pelz man trägt,
Was bei der Kälte nur wenig verschlägt,
Dann lebt man Tage, von denen man spricht
Mit den Worten der Schrift: „Sie gefallen mir nicht."

In der Großstadt sieht es ja anders aus,
Da strömt ein Lichtmeer aus jedem Haus,
Da jagt ein Fest das andere fast,
Da ist man heut hier, morgen da zu Gast,
Da wird gefeiert, getrunken, gelacht,
Da wird zum Tage die Nacht gemacht,
Da gibt's Konzert, Theater und Tanz,
Jubel und Trubel und Schimmer und Glanz.

Hingegen in einer kleineren Stadt,
Wo man nicht so viele Zerstreuung hat,
Wo — Gott sei Dank! — man noch einfach lebt,
Und nicht nach dem Neusten des Neuen strebt,
Wo jedes Haus seine Eigenart
Wie ein geheiligtes Erbstück wahrt,
Wo man nicht ewig nervös sich streitet,
Wo dem Frieden noch eine Stätte bereitet,
Wo die Wege verschneien, und wo man nicht
Das Dunkel vertreibt mit elektrischem Licht,
Wo man, was eben nicht geht, kaum will,
Da ist's im Winter oft kirchhofsstill.



Die Tänzchen und Spiele, die man da macht,
Kommen im Grunde kaum in Betracht,
Und die Schauspieltruppe, die dann gastiert,
Hat auch noch nicht viel Köpfe verwirrt.

So ist der Winter denn eine Zeit,
Wo man so recht in Behaglichkeit
Den Pflichten, die auf jeglichem ruhn,
In Stille und Treue Genüge kann thun,
Und während das Land seinen Winterschlaf macht,
Im Innern rühriges Leben erwacht.

Doch ist selbst in der bescheidensten Stadt
Man dieses trockenen Tones bald satt,
Sehnt sich die wärmeren Tage herbei,
Und denkt: Ach, wären wir erst im Mai!
Wo die Sonne am blauen Himmel glüht,
Wo's draußen zwitschert, duftet und blüht!
Wenn durchs Beet Schneeglöckchen und Veilchen
schauen,
Wenn die Störche wieder ihr Nest sich bauen,
Wenn die Schwalbe wieder am Fenster schwirrt,
Wenn's wieder im Garten lebendig wird!

Allegretto.

Wenn's wieder im Garten sich spielen läßt,
Ist jeder Tag für die Kinder ein Fest.
Zuerst werden Beete für Blumen gemacht,
Und täglich neue Pflänzchen gebracht;
Da wird an jedem Tag nachgegraben,
Ob sich die Wurzeln vergrößert haben;
Da werden Beete zerharkt und zerputzt,
Und manches gute Stück Zeug beschmutzt;
Da wird tagtäglich und unverdrossen,
Auch wenn die Erde platschnaß ist, begossen,
Bis die Beete der Kinder wie Pfützen blinken
Und all die armen Pflänzchen ertrinken.
Doch fesselt das Gärtnern die Kinder nur flüchtig,
Denn gesunde Jugend ist „neuerungssüchtig."

Ein großes Hallo und Jubeln erklingt,
Wenn der Knecht aus dem Torfstall die Kiste
bringt,
In der die traurige Wintersnacht
Kaninchen und Meerschweine friedlich verbracht.
Man schmeichelt und streichelt viel an den Tieren
Und läßt sie rings im Garten spazieren,
Wo sie gleich emsig scharren und graben.
Die sollen doch auch was vom Frühling haben!





Die haben so lange im Torfstall gesessen
Und nur Kartoffelschalen gefressen!
Des Nachbars Kinder kommen dazu,
Und ein kleiner Handel entsteht im Nu!
Es werden als Preis und Ware genommen
Die Jungen, die im Sommer erst kommen.
Man ärgert sich über die bunterlei Alten,
Und will auf Einheit der Rasse halten;
Die Bunten machen ja doch kein Vergnügen,
Die sollen die Kinder des Nachbars kriegen;
Nur noch Albinos werden geehrt,
Gesprenkelt und Braun hat gar keinen Wert.
Dann macht ganz kurz vor dem Handelsschluß
Ein fast ganz weißes Kaninchen Verdruß;
Entschieden behauptet jede Partei,
Daß ihr gehörig das Tierchen sei;
Das gibt dann einen heftigen Streit,
Und man ist sich „bös" auf einige Zeit,
Bis man den Hader plötzlich vergißt,
Weil im Nachbarsgarten die Schaukel ist.
Doch wird auch hier nicht lange verweilt
Und nach dem Taubenboden geeilt.



So löst ein Spiel das andere ab;
So jagt die Schar mit Hurra und Trab
Durch Hecken und Strauch, durch Garten und Stall
Und ist stets nirgends und überall,
Und kommt fast immer zu spät zum Essen,
Und hat das Händewaschen vergessen,
Und strotzt und glüht und wird nur verstimmt,
Wenn man es abends ins Schlafzimmer nimmt;
Und liegt dann fest wie ein Stein im Bett,
Bis draußen der Hahn seinen Weckruf kräht,
Wenn durch die Gardinen das Sonnenlicht flirrt,
Wenn's wieder im Garten lebendig wird!

Adagio con sentimento.

Wenn's wieder im Garten sich sitzen läßt,
Wenn wieder der fleißige Hänfling sein Nest
Ordnet und ausputzt im Heckenstrauch,
Verläßt Großvater das Zimmer auch.
Großvater ist ein gemächlicher Mann,







Der sieht sich die Sache schon ruhiger an.
Er sah viel Jahre kommen und gehen,
Er hat schon manchen Frühling gesehen,
Sah manches welken, das stolz geblüht,
Hat viel gesorgt und sich abgemüht,
Hat spät erst, was er wollte, errungen,
Und — steht jetzt einsam unter den Jungen.
Großvater mag gern im Garten sein;
Die Pfeife schmeckt doch besser im Frei'n.
Er geht umher durch den blühenden Raum,
Und steht dann sinnend am Walnußbaum.
Den hat er selber gepflanzt vor Jahren,
Als seine Freunde noch um ihn waren.
Der Baum erscheint wie ein Freund dem Alten,
Wie ein treuer Freund, der sein Wort gehalten.
Er streichelt den Stamm, der so rauh und fest,
Schaut hinauf ins weite Geäst,
Und ein Rauschen entsteht im grünen Gedach,
Als würde da altes Erinnern wach:
An heimliches Glück, so bescheiden und still,
Wie's kaum noch die heutige Jugend will;
An Frieden, wie man ihn heut kaum kennt,
Wo alles dem Geld und dem Glück nachrennt;
An ohne Murren erduldetes Leid,
Das man trug, wie der Baum seine Winterszeit.

Der Baum hat vieles mit angesehen.
Großvater kann sein Rauschen verstehen.
Er setzt unterm Baum auf die Bank sich hin,
Und altes Gedenken durchzieht den Sinn,
An Menschen, die mit ihm gehofft und gelitten,
Die ins Holz der Bank ihren Namen geschnitten,
Der nicht aus dem toten Holze gewichen,
Ob er gleich aus dem Buche des Lebens gestrichen,
Die ihm das Leben erleichtert, verschönt;
Ach, wenn die Bank so erzählen könnt'!
Doch will dem Alten der Schatten nicht passen;
Er will sich lieber besonnen lassen.
Damals hat er den Nußbaum gesetzt,
Daß er Schatten spende; er schattet jetzt;
Nun verträgt der Alte den Schatten nicht
Und wärmt sich lieber im Sonnenlicht. —
So geht es den Menschen im Leben oft:
Wenn aufgegangen, was wir erhofft;
Wenn die schwachen Keime erstarken und sprießen,
Dann können wir nicht mehr das Glück genießen,
Und endlich wird das nur gesucht und geliebt,
Was auch ohn' unser Zuthun der Himmel gibt.








Großvater zum sonnigen Plätzchen geht,
Wo sein strohgeflochtener Lehnstuhl steht.
Da sitzt er rauchend in allerhand Träumen,
Schaut empor zu den knospenden Bäumen,
Zu den Tannen, die keck in die Höhe steigen,
Zu den Birken, die schwankend und wiegend sich neigen,
Zu den Wolken, die weiß im Himmelsblau liegen,
Wo die Schwalben, die jagend die Luft durchfliegen;
Und so, in der duftigen, sonnigen Ruh',
Drückt ihm der Schlummer die Augen zu. —

Wenn der Alte im Zimmer in Schlaf verfällt,
Scheinen die Züge schon so entstellt,
Der Mund so offen, so seltsam starr,
Der Blick so fremd und so sonderbar:
Wie kommt's, daß heut' man nichts davon sieht?
Was ist das nur, das den Mund umzieht?
Ist's nicht, als ob ganz heimlich er lacht?
Was hat den Alten so munter gemacht?
Was konnte so seine Mattheit heilen?
Wo jetzt wohl seine Gedanken weilen? —
Wenn von Mutterarmen in Schlummer gewiegt
Das Kindchen friedlich im Bettchen liegt,
Das ist ein Schlaf so heilig und sacht,
Als hielten Engel in Gnaden Wacht,
Daß nichts beflecke den stillen Frieden.
Der Schlaf jedoch, der dem Greis beschieden,
Dem Greis, der Leiden gefühlt und verwunden,
Der Glauben gehalten und Frieden gefunden,
Der wieder erstand, ob er oft auch gefallen,
Der Schlaf ist der heiligste, reinste von allen. —




Es kommen Stunden — und leider oft —,
Wo der Schlaf ausbleibt, den der Greis erhofft,
Und wo er immer noch ferne bleibt,
Was auch für Mittel der Arzt verschreibt.
Wir werden es alle schon selber erfahren,
Wenn wir gelangen zu hohen Jahren.
Eine Zeit aber ist, die ist so geweiht,
Da naht der Schlummer leicht jederzeit,
Wenn man sich ruhig nur hingelegt:
Das ist, wenn die Luft jene Düfte trägt,
Die so schwer und süß an die Schläfen sich legen,
Wenn's nach frischem Ackerland riecht allerwegen,
Die Sonne anfängt wärmer zu scheinen,
Wir oft fernes Klingen zu hören meinen,
Wenn wieder die Schwalben die Luft durchschweifen,
Wenn die Vögel so leise und schmelzend pfeifen,
Wenn's tickt, pickt, zwitschert und gurrt und girrt,
Wenn's wieder im Garten lebendig wird!

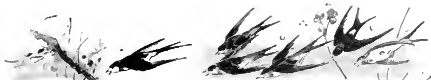
Scherzando.

Wenn's wieder im Garten blüht und sprießt,
Wenn man harkt und beschneidet und Beete begießt,

Wenn man vom Unkraut säubert die Wege
Verlangen auch Himbeersträuche der Pflege.
Die Himbeer'n wachsen am äußersten Beet,
Wo's schon zum Garten des Nachbars geht
Wo auch da drüben im Nachbarsgarten
Die Himbeerstauden der Schere warten.
Man putzt und bindet schon lange Zeit,
Und die Mühe wird keinem von beiden leid.
Im Stutzen wollen sich beide üben:
„Sie“ steht hüben, und „er“ steht drüben.
Er ist Student und des Nachbars Sohn,
Und sie ist sechzehnjährig schon.
Sie leiht die Schere und er den Bast.
Man zeigt beim Arbeiten keine Hast.
Man macht es alles in guter Ruh,
Und plaudert mehr wie ein Wort dazu.
Er ist ein ganzer Mann gewiß!
Er trägt eine Mütze und hat einen Schmiß.
Er spielt den Artigen, scherzt und lacht,
Was das auf sie doch für Eindruck macht!
Er thut so keck und sie ist so zag,
Und beide sind wie ein Frühlingstag.
Er will sich nächstens noch weiter schlagen,
Er müht sich ab einen Scheitel zu tragen,
Doch die Locken lassen sich nicht recht schmiegen,
Es will sein Haar nicht im Scheitel liegen,
Es wird nicht in flache Bahnen gedämmt,
Wie die Bunte-Mützen-Kultur auch kämmt.
Und struppig und kraus, wie sein braunes Haar
So ist er selber auch ganz und gar.
Ob ihm die Sache auch noch gefällt,
Ob er sich selbst auch für anders hält,
Ein paar Semester, dann ist er genesen,
Dann ist er fremd und vornehm gewesen;
Ob er's auch noch so verwegen treibt,
Die Narrheit geht, die Gesundheit bleibt;
Ihm schadet das Simpeln und Tändeln nicht,
Das sagt schon sein lachendes, helles Gesicht,
Das sagt die Frische, die auf ihm liegt;
Er macht noch mit, doch er trotzt einst und siegt.



Ihr scheint er wie ein fertiger Mann,
Sie sieht ihn voller Bewunderung an.
Was solch Student doch redet und denkt!
Sie ist noch so entzückend beschränkt.





So rein, so blond, so schlank und so zart,
Und so blöde in seiner Gegenwart;
Hat sonst doch mit ihm so oft gelacht!
Was hat sie nur so anders gemacht?
Wie kommt's, daß oft sie so anders blickt,
Daß auch er verstohlene Blicke schickt?
Daß die Blicke sich fliehn, wenn sie eben sich finden?
Ist's schimpflich, Himbeerstauden zu binden?
Sie waren doch früher oft ruhig allein!
Sollte die Jahreszeit schuld dran sein?? —

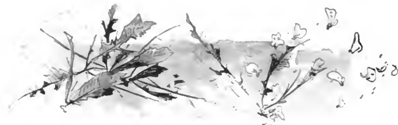
Doch keines sagt, was es heimlich empfindet,
Während man stutzt und richtet und bindet,
Denn junge Liebe ist täppisch-verstohlen,
Und hilft sich gerne mit kleinen Symbolen,
Wie solche immer schon weit und breit
Geübt und beliebt sind seit langer Zeit.
Er bittet, sie möchte herübergehen,
Um den blühenden Apfelbaum einmal zu sehen;
Der sei gerade in diesem Jahr
So reich an Blüten, so wunderbar;
Und sie geht, als er bei der Hand sie nimmt,
Freut sich der Pracht und thut verstimmt,
Als sie sieht, daß der Flegel in Stammes Mitten
Ein Herz mit zwei Buchstaben eingeschnitten.
Und als sie wirklich errötet und schmollt,
Da wagt er, was er schon längst gewollt,
Küßt sie schüchtern erst und dann heiß,
Daß sie sich kaum noch zu wehren weiß. —

Es ist der Mai eine schlimme Zeit,
Weil er zu mancher Verwegenheit
Die so schon alberne Jugend verführt,
So daß sich manches auf einmal rührt,
Was kürzlich im jungen Herzen tief
Noch unbewußt und verstohlen schlief;
So daß manchem kecke Gedanken es bringt,
Wenn wieder im Walde der Kuckuck singt,
So daß mancher Sinn sich erhitzt und verwirrt.
Wenn's wieder im Garten lebendig wird!



Finale.

Wenn's wieder im Garten alles erwacht,
Wenn die Kinderschar ihre Spiele macht,
Daß man überall ihr Getrubel hört,
Werden Schläfer oft aus dem Schlafe gestört.
Der Alte steht auf und geht umher;
Ihn fröstelt doch zuweilen noch sehr;
Ihm fehlt das warme Geblüt der Jungen!



Da kommt die Schar schon herbeigesprungen!
Die blühenden Wangen sind rot und erhitzt,
Die Haare flattern, das Auge blitzt;
„Wohin soll die wilde Jagd denn gehen?“ —

„Großvater, du mußt den Apfelbaum sehen!
Wir wollten sehen, ob du erwacht!“ —

„Jawohl, ihr Kinder, es ist eine Pracht,
Wenn die Blüten sich so zusammendrängen,
Daß fast die Zweige herniederhängen,
Wenn die schlummernden Kräfte wieder erstehen!“ —

„Großvater, du mußt den Kirschbaum sehen!“ —

Großvater geht mit bedächtigem Schritt,
Artig gehen die Kinder mit;
Lassen das Spielzeug liegen und wollen
Nicht mehr wild durch den Garten tollen.
Wollen mit ihren Händchen des Alten,
Dürre, faltige Finger halten,
Hängen und drängen sich um ihn her,
Als ob auf ihn viel zu stützen wär';
Und so erscheint der Alte denn jetzt,
Wie ein alter Baum, der Blüten gesetzt.

Unterm Apfelbaum stehen schon zwei.
Wer steht nicht gern unter Bäumen im Mai?

„Sieh da, was macht Er denn, junger Mann?“ —
„Ach, wir sehen uns nur den Apfelbaum an.“—

Der blaue Himmel leuchtet und lacht.
Der Apfelbaum steht in zaub'rischer Pracht
Vom hellen Sonnenschein übergossen!
Blüte ist neben Blüte entsprossen!
Das flimmert und schimmert, das blüht und strahlt!
Wo ist ein Maler, der so was malt?!

Und ein Windhauch hoch in den Lüften geht,
Und die Zweige flüstern wie im Gebet,
Und die Äolsharfe hoch auf dem Dach
Wird unterm Schmeicheln des Hauches wach,
Sie beginnt ganz leise und zart zu klingen
Und die alte Gartensonate zu singen.
Großvaters Herz ist fromm und weich,
Ist auch einer Äolsharfe gleich,
Die leicht in sanften Akkorden schlägt,
Wenn der Odem Gottes die Saiten bewegt!
Wie festlich leuchtet des Alten Gesicht!
Er hält die Hände gefaltet und spricht:
„Ja, es ist eine herrliche Zeit,
Wenn die Erde daliegt im Frühlingskleid,
Wenn der Baum mit Blättern und Blüten sich ziert,
Wenn jeder Tag neue Wunder gebiert,
Wenn alles aus dem Schlafe ersteht,
Wenn wärmer der Wind durch die Lande weht,
Wenn wieder der Vogel die Luft durchschwirrt,
Wenn's wieder im Garten lebendig wird!

Ein's aber sei immer von uns bedacht!
All diese bunte, vergängliche Pracht
Wäre doch schattenhaft nur und hohl,
Nähmen wir sie nicht als Symbol
Des heiligen Frühlings, der ewig währt,
Den droben Gott den Seinen beschert.
Wie muß es aber wohl da erst sein,
Wo ewig in leuchtendem Sonnenschein
Eine verklärtere Welt besteht,
Wo nichts verwelkt und wo nichts vergeht,
Wo kein Tod und kein Leiden die Seele schreckt!
Wem dahin der Frühling die Sehnsucht weckt,
Dem wird Gott wahre Pfingstfreude senden!
Ach, wenn doch so alle Menschen empfänden!
Daß wir hier keine bleibende Statt,
Daß sie wie Blume und Blüte und Blatt
Priesen des Herren heiligen Namen!
Das wäre ein heiliger Frühling! —
Amen!“





Dilettanten des Lebens.

Roman von

Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

X.

Der berühmte Gesangsprofessor Dämel lag in seinem Musikzimmer auf dem Ruhebett, dem einzigen Polstermöbel in diesem geheiligten Raume. Er hatte eben Stunde erteilt an ein paar recht talentlose Amerikanerinnen — die eine knautschte zwischen den Zähnen, man hörte überhaupt nichts; die andere riß den Hals auf und blökte falsche Töne in die Welt, daß dem Hörer grauste — aber „die Kunst geht nach Brot," pflegte der berühmte Mann mit Achselzucken zu sagen, „das sind meine melkenden Kühe!"

Jetzt war er sehr angegriffen und wollte nicht gestört sein; die Jalousien vor den Fenstern waren geschlossen, draußen brütete die Sommersonne. Er blinzelte nach den Sonnenkringeln an der Wand und schloß dann behaglich die Augen.

Da — ein Klingeln! Unwirsch fuhr er auf; wenn auch draußen stand: Sprechstunde von vier bis fünf Uhr, er wollte doch nicht gestört sein.

„Nicht zu sprechen," hörte er draußen das Mädchen sagen und gleich darauf eine weiche Stimme, im Tone der Enttäuschung: „Ach, nun bin ich schon zum zweitenmal vergebens hier; bitte, zeigen Sie Herrn Professor wenigstens meine Karte!"

Diese weiche verschleierte Stimme klang so musikalisch — wo that er sie doch nur gleich hin? Dämel rieb sich die Stirn. Da kam auch schon das Mädchen. Er las: Magdalene Bredenhofer, und darunter war mit Bleistift gekritzelt: Lena Langen, frühere Schülerin.

Vor des Professors Gedächtnis stand sofort das schlanke Mädchen mit den übergroßen Augen und dem Lockengewirr; vor einem halben Jahre war sie aus der Gesangsklasse ausgeschieden, hatte sich verheiratet, anscheinend eine sehr gute Partie gemacht; Dämel kannte die Verwandten des Mannes, die Allensteins waren elegante Leute, viel in Gesellschaft. Was wollte die kleine Langen? Ah, jedenfalls Privatstunden nehmen, à 30 Mark; ihre Mittel erlaubten ihr das jetzt.

„Ich lasse die Dame bitten!" Er erhob sich geschmeidig, trat vor den Spiegel und ordnete seinen schön gepflegten Bart, die Bewunderung sämtlicher Konservatoristinnen.

„Herr Professor!"

Er fuhr herum; auf der Schwelle diese überzarte Frauengestalt im dunklen Kleid, war das Lena Langen? Er hatte sie sich als Frau anders vorgestellt.

„Ah, gnädige Frau, ich freue mich sehr, ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen! Bitte, bitte, nehmen Sie Platz!"

Lena murmelte etwas.

„O — vergessen?! Wie können Sie so etwas denken? Eine so hoch talentierte Schülerin vergißt man nie," beeiferte er sich zu versichern. „Was macht die Musik, la bella voce?"

„Ich danke."

Die junge Frau war entschieden schüchtern; warum nur? Man mußte ihr entgegenkommen. „Also der Gesang blüht; wohl die große Freude Ihres Herrn Gemahls? Ja, ja, kann ich mir denken; schön, solch kleine Nachtigall für immer eingefangen

zu haben. Eigentlich jammerschade, daß er Sie uns, der Kunst, entzogen hat! Das geht gar nicht, Sie müssen die Musik wieder aufnehmen!"

Lenas schmales Gesicht erglühte, die Anerkennung des Professors belebte sie; sie sprach freier. „Das ist's ja eben, Herr Professor, ich — ich möchte, ich muß meinen Gesang —" Sie stockte nun doch wieder.

Er half ihr weiter mit einem jovialen Lächeln und ermutigendem Ton. „Das ist recht, das ist brav; freut mich sehr, daß Sie zu mir kommen, gnädige Frau! Wer hat denn auch solches Interesse an Ihnen, wie Ihr alter Lehrer?!"

„Das dachte ich auch," sagte sie mit einem hoffnungsvollen Blick. „Und glauben Sie denn wirklich, Herr Professor, daß es sich lohnt, daß es mir gelingen wird?"

„Ohne Zweifel," versicherte er eifrig, „bei dieser musikalischen Begabung, der süßen Stimme und der poetischen Auffassung! Sie wissen, wieviel ich immer von Ihnen gehalten habe!"

„Ach ja, ja." Sie errötete und griff nach seiner Hand. „Lieber Herr Professor, entschuldigen Sie nur, daß ich Sie damit behellige, aber ich wußte wirklich nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Sie können mir helfen!"

Wie komisch das klang! Dämel wurde unsicher — die junge Frau saß da, wie eine Bittende; das war wirklich eine ganz merkwürdige Art, so um Stunden nachzusuchen, die man teuer bezahlte. Was wollte sie eigentlich? Er faßte sie scharf ins Auge. Ihr Kleid war geschmackvoll, aber sehr einfach, der Saum rund herum staubig, die Schuhe auch ganz grau; gefahren war sie keinesfalls. Unruhig hob und senkte sie die Lider, um ihren Mund hatte sich ein Fältchen eingegraben. Jetzt seufzte sie.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er um eine Nuance kälter.

Ihre Lider zitterten, dann hob sie den Blick und sah ihn traurig an. „Ich muß meine Musik verwerten," sagte sie leise, „würden Sie nicht die große Güte haben, mich zu empfehlen? Ach, Sie können mir gewiß Konzertengagements verschaffen, ich würde auch gegen bescheidenes Honorar in kleinen Städten singen. Ich weiß, Sie haben immer so viel an der Hand."

„Ich? Gar nicht; nein, da irren Sie wirklich, Frau — Frau Bredenhofer, nicht wahr? Es werden fast gar keine Anfragen an mich gerichtet; zu dergleichen habe ich in der That auch gar keine Zeit. Aber ich will Ihnen einen guten Rat geben, gehen Sie zu einem Konzertagenten; es ist doch das Metier dieser Leute, Engagements zu vermitteln. Hier" — er zog sein Notizbuch hervor und schrieb flüchtig die Adresse nieder: Bär, Konzertagentur, Schöneberger Ufer 4.

„Ach, danke sehr." Sie ergriff wohl den Zettel, aber sie steckte ihn nicht ein, ihre Hand bebte. „Diese Leute verlangen so viel Prozente und schon eine vorherige Anzahlung — das kann ich nicht, Herr Professor!" Ihre großen Augen sahen ihn mit einem bangen Blick an. Er konnte nicht umhin, zu finden, daß sie schöne Augen hatte, eigentlich das einzig Bemerkenswerte in dem schmalen Gesicht; sie hatten einen feuchten Glanz, das dunkle Braun der Iris zeigte goldige Lichter und schwamm in bläulichem Weiß. Und einen hübschen Mund hatte sie doch auch, nur die Lippen zu blaß und die Winkel herabgezogen. Sie schien mit Thränen zu kämpfen.

„Armes Ding!" Dämel strich sich den Bart und ließ einen langen Blick über die zarte Frauengestalt gleiten — nicht viel dran, aber anmutig! „Kindchen," sagte er in dem Ton, halb gutmütig, halb spöttisch, den Lena vom Konservatorium her noch genau im Ohr hatte — „Kindchen, Sie wissen doch, mit Ihrer zarten Stimme ist nicht viel zu machen."

„Aber, Herr Professor, Sie sagten doch vorhin noch —"

„Was, was? In der That, ganz richtig, ganz richtig! Ich widerrufe nichts, Ihr Talent ist unleugbar, aber nicht für den Konzertsaal; fürs Haus, fürs Haus, da liegt der Schwerpunkt. Im intimen Kreis reizend, jedoch für den Konzertsaal —!" Er zog die Brauen in die Höhe und zuckte die Achseln. — „Sie müssen sich doch selbst erinnern, in der Philharmonie verflatterte Ihr Ton zu gar nichts. Viele sind berufen, wenige auserwählt. Der Geist ist willig, aber die Stimme ist schwach! Haha!" Er sah sich selbstgefällig um; die bewundernden Blicke der Konservatoristinnen, ihr gemurmelter Beifall fehlte. Schade um den vorzüglichen Witz!

In Lenas Augen schwammen große Thränen, sie fühlte sich grenzenlos entmutigt. „Wenn Sie mir dann doch wenigstens Stunden“ — stotterte sie — „Stunden — verschaffen — könnten!“ Daran hatte sie nie gedacht; Stundengeben, der Verderb für den Künstler, Herabwürdigung seines Talents — nun schien es ihr der Rettungsanker. Sie klammerte sich daran. „Wenn Sie mir wenigstens einige Stunden zuweisen könnten! Wenn Sie doch die Güte hätten, Herr Professor!“

„Hm!“ Dämel besaß eine gewisse Weichmütigkeit jungen Frauen gegenüber; er entsann sich, die kleine Langen hatte gut Klavier gespielt, es mußte nicht unangenehm sein, in den Privatstunden, in denen man unmusikalische Misses drillte, auf diese schlanken Fingerchen zu blicken. Sie mochte denn an einigen Vormittagen begleiten; dem bisherigen Begleiter paßte es ohnehin nicht mehr, er erlaubte sich auch in letzter Zeit eine eigne musikalische Meinung.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte der berühmte Mann. Lena horchte auf.

„An drei Vormittagen der Woche gebe ich Privatstunden im Hause, von neun bis eins; wenn Sie wollen, können Sie die Begleitung übernehmen. Monatliches Honorar: Zweiundsiebzig, sagen wir rund siebzig Mark. Sind Sie damit einverstanden?“

Ob sie das war! Lena fühlte eine große Freude, dankbar ergriff sie die Hand des Professors: „Gern, gern!“ Der vergrämte Zug um ihre Mundwinkel war verschwunden, sie sah reizend aus mit dem zarten Rot auf den Wangen.

Der berühmte Mann tätschelte die kleine Hand und schmunzelte — da war er billig weggekommen! —

Wie beschwingt eilte Lena über die Straße. Der Weg bis zu ihrer Wohnung war weit, sie beachtete das gar nicht. Was würde Richard sagen? Mußte er sich nicht freuen, wenn sie etwas zur Wirtschaft beisteuerte? Siebzig Mark, welch große Summe! Sie machte einen kleinen Sprung über den Rinnstein, und dann kaufte sie der Frau, die an der Ecke stand, einen Rosenstrauß ab. Die Blüten waren schon welk vom Sonnenbrand, ihr dunkles Rot schwärzlich, aber sie dufteten noch. Lena drückte sie sorgfältig an sich, die sollte Richard haben; und dann eilte sie weiter, den Blick zu dem tiefblauen Sommerhimmel erhoben. —

* * *

Bredenhofer hatte gar keine Ahnung, daß seine Frau zu ihrem früheren Lehrer gegangen war; er hätte das nie gelitten. Man sollte Lena suchen, sie durfte sich nicht anbieten.

Er saß in seinem sogenannten Atelier vor der Staffelei und pinselte an einem Bildchen. Er benutzte dazu eine Eifelskizze, die er im vorigen Herbst flüchtig aufs Papier geworfen hatte, in Gerolstein, einen Tag vor seiner Abreise, einen Tag vor dem verhängnisvollen Zusammentreffen mit Lena im Eisenbahnzug. Er hatte die grotesken Felszinken der kolossalen Basaltblöcke, die sich gegenüber von seinem Fenster, jenseits am Ufer der Kyll erhoben, im Abendschein sich röten sehen; ihr melancholisches Grau hatte sich mit Himmelsrosen geschmückt, ihre schroffe Nacktheit schien verklärt, von einer weichen Wehmut übergossen. Der Anblick hatte ihn gepackt, begeistert; mit eiligen Fingern hatte er nach seinem Skizzenbuch gegriffen, Stift und Pinsel waren übers Papier geflogen. Aber es war schon spät, der Glanz erlosch; er mußte das Buch schließen.

Jetzt saß er und quälte sich; er konnte die Farben nicht mehr finden. Wenn er die Augen schloß, sah er's ganz deutlich, dieses tote Grau, dieses lebensvolle Rot; er atmete den eigentümlich herben Duft der Eifelluft und fühlte wieder die ganze Poesie, die ihn damals ergriffen. Öffnete er die Augen, so war alles hin, verschwunden wie ein Zauberspuk. Die Farben auf seiner Palette taugten alle nichts, das Grau war schmutzig, und das Rot schrie. Er stöhnte, er schwitzte.

Die Wände des Ateliers, mit seinen Studien und Entwürfen behangen, grinsten ihn langweilig an; durch das halbgeöffnete Fenster kam eine schwüle trockene Sommerluft und raschelte in den unbeschriebenen Blättern dort auf dem Schreibtisch.

Der junge Mann faßte nach seinem Kopf; der Schädel brannte ihm, das kam davon, weil gleich über der Wohnung der Bodenraum war. Da stach die Sonne ungehindert durch die Luken, und das Schieferdach prallte vor Glut. Ja, es war nicht alles schön!

Bredenhofer seufzte, ließ den Pinsel aus der Hand sinken und lehnte sich müde zurück.

Im Frühjahr war's besser gewesen; er wußte selbst nicht, wie es kam, aber nun mehrten sich die Sorgen von Tag zu Tag — oder sah er sie nur klarer? Merkwürdig, daß sie nie auskamen, und sie sparten doch so! Lena war so anspruchslos, und er selbst? Er selbst brauchte doch gar nichts für sich. Abends mal eine Flasche Wein, das war ihm durchaus nötig, sowohl zur Nachtruhe als zu der bedingten Anregung, ohne die er nichts schaffen konnte. Und wofür gaben sie denn sonst noch Geld aus? Ach, da waren so viele viele kleine Dinge, die neben den großen Ausgaben wie Miete, Steuer, Kleidung, Mädchenlohn herliefen. Den Doktor hatte man auch gebraucht; vier Wochen hatte sich der junge Ehemann mit der garstigen Erkältung von seinem Hochzeitstag her herumgeschlagen.

Es muß wohl sein, daß man alle Mißstände nicht so empfindet, wenn man im ersten Taumel der Liebe ist. Bredenhofer und Lena hatten gelacht, weil Onkel Hermann hartnäckig schwieg und ihn einen alten eigensinnigen Junggesellen genannt, der schon klein beigeben würde. Mit Leichtsinn hatten sie sich über Langens kühler und kühler werdende Briefe hinweggetäuscht; zuletzt schrieb der gar nicht mehr an Lena, nur durch die Mutter hörte sie noch von ihm.

Und Allensteins? Die junge Frau hatte sich gegen jede Bevormundung entschieden gewehrt, und der Gatte ihr beigestanden. Susanne war verletzt, und als sie sich vergebens gemüht hatte, dem Bruder Lenas Fehler klarzulegen, zog sie sich zurück. Das war immerhin schmerzlich für Bredenhofer und aufreibend dazu; er hatte Scenen mit der Schwester seiner Frau wegen, und doch von dieser keinen Dank, und Scenen mit Lena, Susannens wegen, und von der auch keinen Dank.

Die einzige, mit der sie sich standen, war die Mutter. Aber diese konnte es auch nie lassen, ihren Besorgnissen Ausdruck zu geben und um die Entfremdung zwischen ihren Kindern zu jammern. Das war auf die Dauer zum Nervöswerden. Der junge Mann konnte es nicht ertragen; er war sehr artig gegen die Schwiegermutter, aber er ging meist fort oder zog sich in sein Atelier zurück, wenn Frau Langen zu Besuch kam. Als ob die das nicht gemerkt und sich bei Lena empfindlich darüber geäußert hätte!

Und dazu die pekuniären Sorgen, all dies kleinliche Rechnen und in Erwägung Ziehen! Als Junggeselle war Bredenhofer so flink in die Tasche gefahren, was machte es, wenn er da auch mal ein bißchen zu viel verbrauchte? Es hatten sich immer hilfreiche Beutel gefunden, Onkel Hermann war besonders generös; jetzt stand ihm kein Mensch mehr bei, jetzt, wo er es viel nötiger gehabt hätte! Weiß Gott, die Proletarier hatten's besser, die brauchten nicht den Schein zu wahren; in einer gewissen Gesellschaftsklasse sind aber manche Dinge unerläßlich nötig. Man hat Rücksichten zu nehmen, den äußeren Wohlstand zu zeigen; weh, wer das nicht kann, der gilt nicht mehr für voll!

Der junge Mann fuhr sich mit einem tiefen Aufseufzen über die Stirn. Er sah blaß und abgespannt aus, seine Augen waren müde, und das Haar klebte ihm in feuchten Ringeln an den Schläfen. Mit Unlust griff er wieder zum Pinsel, er gähnte dabei. In dieser gewitterigen Sommerluft hatte er eine Schwere in den Gliedern, eine bleierne Müdigkeit, die ihn lähmte; er überlegte sich's, ob er ausgehen sollte oder nicht, er mußte dann die vier Treppen doch wieder herauf. Appetit war gar nicht vorhanden, er aß eigentlich nur, weil Lenas große Augen immer so flehentlich auf seinen Teller sahen. Diese Blicke konnten direkt eine Qual sein, er fühlte dann eine nicht zu unterdrückende Gereiztheit gegen seine Frau in sich aufsteigen. Und er liebte sie doch! Ja, sicherlich. War sie nicht bei ihm, hatte er eine Unruhe, bis sie da war — wo blieb sie, was trieb sie? Saß sie bei ihm, so kam es ihn mitunter an, er mußte sie tadeln, reizen, von Dingen mit ihr sprechen, die ihr unangenehm waren. Sie brausten beide auf, sie bekamen rote Köpfe — und dann, wie süß war die Versöhnung! Langweilig, wer sich immer vertrug; Sensationen, Emotionen braucht die Künstlernatur.

„Ah!" Bredenhofer schöpfte tief Atem und dann legte er das Gesicht in die Hände; eine ungeheure Schlaffheit kroch ihm über den Leib.

So saß er und überhörte das Klopfen an der Thür; was er dachte, wußte er selbst nicht, grau und schwer, in unerquicklichem Durcheinander, wogte ihm alles im Kopf.

Jetzt klopfte es wieder.

„Herein!“

Dr. Reuters liebenswürdiges Gesicht schaute ins Atelier. „Ah, mein junger Freund, dachte schon, Sie wären auch nicht zu Hause, habe vier-, fünfmal geklopft!“

„Verzeihen Sie!“ Bredenhofer sprang auf, ziemlich verwirrt; er tauchte wie aus einer anderen Welt auf, oder hatte er geschlafen?

„So fleißig?“ Reuter trat an die Staffelei und betrachtete das Bild. Er ging dicht heran und dann wieder zurück, hielt die hohle Hand vors Auge und prüfte mit Kennermiene. „Wo haben Sie denn das her? Bei Gott, gar nicht übel!“

Der Künstlerstolz regte sich in Bredenhofer, er glaubte entschiedene Bewunderung aus Reuters Worten herauszuhören. Sein müdes Gesicht wurde belebt. „Die Felsen von Gerolstein bei Sonnenuntergang,“ erklärte er, „Sie wissen, ich war vergangenen Herbst dort, um Studien zu machen; die Eifel ist noch nicht überflutet von lästigen Touristen, ich liebe nur das Aparte. Jetzt denke ich über den Titel des Bildes nach, es muß etwas Sinnvolles darunter; diese grauen vorsintflutlichen Blöcke mit dem verklärenden Schein sind gewissermaßen symbolisch aufzufassen.“

Dr. Reuter spitzte die Ohren — das konnte eine geistreiche Idee werden. „Sind Sie bald mit dem Bilde fertig?“ fragte er.

„Fertig? O nein!“ Bredenhofer trat zurück und legte den Kopf betrachtend auf die Seite. „Hätte ich nur Farben, Farben!“ Im Eifer kam er heran und tupfte auf die frische Malerei. „Sehen Sie hier dies Rot, das muß ganz anders wirken und glühen! Und in den Felsspalten gefangene Sonnenstrahlen, die das gähnende Dunkel der Klüfte magisch durchleuchten! Hierher müssen ein paar wundervolle Reflexlichter, und hier, hier — tiefer — sehen Sie wohl? Da ist es schon ganz lichtlos, das graue Gestein wirkt vollständig abgestorben, während sich noch am Himmel ein leuchtendes Farbenspiel entfaltet.“

„Ein sehr schönes Bild,“ sagte Reuter, „in der That, außerordentlich wirkungsvoll!“

„Ja!“ Bredenhofer sah mit begeisterten Augen auf sein Werk, er hatte rote Backen bekommen und lächelte. „Ich male vielleicht noch einen einsamen Vogel, der aus gähnend dunkler Felsspalte sich emporschwingt und sich gleich der suchenden Seele im Flammenschein des Himmels verliert; seine ausgebreiteten Schwingen sind wie von einer Glorie umsäumt. Denken Sie sich, wie das wirken wird!“ Er streckte den Arm aus und wies nach der Decke. „Oben, ganz oben verliert er sich — sehen Sie — oh, ich muß das malen!“ Er endete mit einem Seufzer.

„Wundervoll, wundervoll!“ Dr. Reuter war ganz enthusiasmiert, „Sie sind ein Poet!“ Er umarmte den jungen Mann. „Wissen Sie was, lieber Freund, dies Bild müssen Sie ausstellen, unzweifelhaft, unbedingt; Sie haben Ruhm und Ehre davon!“

„Das sagen Sie so — ausstellen — ja ausstellen,“ meinte Bredenhofer, „das wäre wohl das Richtige! Aber bei den Kunsthändlern ist so schwer anzukommen, ich mag es nicht wieder umsonst versuchen. Sie nehmen nur berühmte Namen,“ setzte er mit Bitterkeit hinzu.

„Oho, das wäre!“ Reuter strahlte vor Wohlwollen, er schlug sich auf die Brust. „Wofür wäre denn unsereiner da mit seinen Konnexionen? Noch schöner! Man hat sein Lebenlang den Mäcen gespielt, und da sollte einem nicht mal ein Urteil zugetraut werden? Ich sage, das Bild ist gut, sehr gut“ — er trat wieder vor der Staffelei hin und her und äugelte — „es ist sogar wundervoll, herrlich! Diese Stimmung, diese Beleuchtung! Jeder Kunsthändler nimmt's, und Käufer werden sich finden — na, ich sage Ihnen, mehr als einer!“ Er legte dem Beglückten bedeutungsvoll die Hand auf die Schulter: „Sie werden sich dieser Stunde noch erinnern und der Worte, die ich zu Ihnen gesprochen habe. Passen Sie auf, mit diesem Bilde betreten Sie die Leiter, die immer höher und höher führt! Ja, mein lieber junger Freund!“

Über Bredenhofers Gesicht lief ein freudiges Rot und ließ die etwas spitz gewordenen Züge wieder voll erscheinen. Seine Gestalt hob sich unwillkürlich, und nun breitete er die Arme aus und warf sich

Reuter an die Brust. „Ich danke Ihnen," sagte er mit knabenhafter Heftigkeit. „Ja, es wird gelingen, es muß gelingen —" seine Augen strahlten, seine Stimme bekam einen klangvolleren Ton — „ich weiß es genau, es gelingt, und dann — ade Quälerei und Pfennigsuchserei! Lena soll es gut haben, und ich selbst" — er sah mit einer gewissen Scheu auf seine gelben durchsichtigen Hände, „werde wieder der Alte! Wissen Sie" — er nahm Reuter vertraulich unter den Arm und wanderte mit ihm auf und nieder, „wenn man's nicht gewohnt ist, ist das Sparen verdammt schwer. Es bekommt einem nicht!"

Der alte Mann mit dem jünglingsfrischen Gesicht sah den jungen Mann mit dem merkwürdig — „alten Zug" konnte man nicht sagen, aber — „müden Zug" besorgt von der Seite an. „Was haben Sie, Bredenhofer?" fragte er herzlich. „Sie haben so eine liebe reizende Frau, Sie stecken beide voll von Talenten, eigentlich sind Sie ein ganz ideales Paar, und es drückt Sie doch was?"

„Ich weiß es nicht." Bredenhofer trat vor den kleinen Spiegel, der gegenüber seiner Staffelei an der Wand hing. „Sehen Sie, ich habe Fältchen um die Augen, wie eine alte Jungfer! Ach was" — er wandte sich hastig vom Spiegel ab und rieb sich mit beiden Händen die Backen — „die werden schon wieder rot werden. Lieber, verehrter Herr Doktor, Sie haben mir eine große Wohlthat erwiesen, mir ist, als hätte ich einen Verjüngungstrank im Leibe. La la — lalala!" Leise trällernd stellte er sich wieder vor sein Bild. „Diese Reise nach Gerolstein hat mir doch Glück gebracht, viel Glück!" Er lachte. „Wo nur Lena stecken mag? Die wird Augen machen! Ich sage es ihr nicht gleich."

„Bitte, grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmals!" Der alte Reuter legte die Hand aufs Herz und blickte enthusiastisch nach oben. „Süßes, bezauberndes Frauchen! Adieu, adieu, junger Meister, also das Bild fertig gemacht und dann — das Weitere übernehme ich!"

Sie schüttelten sich die Hände. Mit einem kleinen geschmeichelten Lächeln sagte Reuter noch: „Ich bin sehr eilig, habe noch ein paar Atelierbesuche versprochen, und dann hole ich die Perricioni — Sie wissen, den neuesten italienischen Opernstern, gastiert augenblicklich hier — zu einer Spazierfahrt ab. Ich soll den Cicerone unseres Berlino machen. Ich sage Ihnen, hinreißendes Persönchen!" Er küßte entzückt seine Fingerspitzen. „Augen wie Sammet und unergründlich wie die Nacht, sieht man hinein, wird man sofort zum Dichter! Teint wie mattes Elfenbein, und einen Mund, einen Mund!" Reuter tänzelte in der Stube auf und nieder, man sah, wie ihn die Unruhe packte.

„Die muß ja sehr schön sein," sagte Bredenhofer zerstreut; er hatte nur halb hingehört, all seine Gedanken weilten schon wieder bei seinem Bilde. Sehnsüchtig, mit einer gewissen Gier blickte er nach der Staffelei, es drängte ihn, gleich wieder anzufangen; jetzt, jetzt würde er die Farben finden, er war in der Stimmung!

„Wissen Sie was, lieber Freund" — Reuter packte ihn am obersten Rockknopf — „Sie müssen die Perricioni kennen lernen! Das ist was für Sie — eine übersprudelnde Künstlernatur. Ich lasse Sie's nächstens wissen, damit Sie auch von der Partie sind. Wollen Sie?"

„Ja, ja!" Der junge Mann war vollständig in Gedanken.

„Also auf Wiedersehen, grüßen Sie Frau Lena! Adieu, adieu! All Heil!"

Er war gegangen, Bredenhofer allein in seinem Atelier. Ein stärkerer Windhauch kam durchs Fenster und wehte die losen Blätter vom Schreibtisch auf die Erde. Bredenhofer raffte sie auf und warf sie achtlos auf ihren früheren Platz — wozu brauchte er die Zettel noch?! Nun hatte er's bald nicht mehr nötig, für fünfundzwanzig Mark kleine Artikel in Tageszeitungen zu schreiben und zu zittern, ob sie überhaupt angenommen würden! Mit einer raschen Wendung drehte er sich ganz seinem Bilde zu und stand nun da, regungslos, es unverwandt mit liebevollem Blick betrachtend. Das war also die erste Staffel auf der Leiter des Ruhms!

Ein lang nicht mehr gekanntes Wohlgefühl erfaßte ihn, eine Lust, zu jauchzen und über die Stränge zu schlagen. Und zugleich ein fieberhafter Thätigkeitstrieb, ein Drang, fertig zu werden, der Welt das vollkommene Werk zu zeigen.

Er fing an zu malen und malte, ohne

nur einmal prüfend innezuhalten und mit kritischem Blick seine Arbeit zu mustern; er malte mit klopfenden Pulsen und einem abgehetzten Rot auf den Backenknochen. Den Mund hielt er im lächelnden Ausdruck halb geöffnet — in Gedanken sah er schon sein Bild im Kunstsalon unter den Linden hängen, in den Zeitungen wurde darauf aufmerksam gemacht, das Publikum war begierig, diese eminente Leistung eines bis dahin Unbekannten zu sehen. Man eilte hin, bewunderte, fragte nach dem Preise — ja — Bredenhofer stutzte — wieviel sollte er eigentlich verlangen? Er mußte Reuter fragen. Übrigens das Pekuniäre kam wirklich erst in zweiter und dritter Linie, die Hauptsache war die Anerkennung des Talents.

Der glückliche Ausdruck blieb auf seinem Gesicht, leise pfeifend arbeitete er weiter. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und lief langsam an der bleichen Schläfe herunter; er merkte es nicht.

Vorsichtig wurde die Thür geöffnet, und Lenas erhitztes Gesicht unter dem breitrandigen Strohhut guckte herein. Sie lächelte schelmisch, auf ihren Lippen brannte ihr wichtiges Ereignis, am liebsten hätte sie's ihm gleich laut entgegengeschrieen. Sie drückte die Blumen an den Mund, als müsse sie ihn so verschließen.

Er arbeitete, ohne aufzusehen. Dabei war die Beleuchtung nicht mehr günstig, ein gewitterkündender gelblicher Schein gab falsche Reflexlichter.

„Richard!"

Er hörte sie nicht. Mutwillige Grübchen vertieften sich in ihren Wangen, sie nahm den Rosenstrauch und schlenderte ihn im Bogen. Er traf die Staffelei, prallte gegen das Bild und fiel dann zur Erde; die einzelnen Rosen lösten sich und lagen entblättert.

Bredenhofer war mit einem lauten Ruf zusammengefahren, man sah's ihm an, wie er sich erschreckt hatte. Jetzt war er unwillig.

„O Richard, sei nicht böse!" Lena rannte auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen. „Ich habe dich nicht erschrecken wollen, nur mit Rosen aus deiner Träumerei wecken. Sei nicht so ärgerlich! Hör nur, hör nur!" Sie küßte ihn mit ihren warmen Lippen. „Ich bringe was Gutes mit, rate!"

„Was denn?" Er sah sie freundlich an und streichelte sie, dann aber wandte er sich wieder seinem Bilde zu; die Rosen lagen unbeachtet am Boden, jetzt zertrat er sogar eine.

Lena bückte sich und sammelte sie langsam auf. „Die armen Dinger," sagte sie leise.

Ein paar Minuten vergingen, in denen er eifrig malte; die junge Frau hielt es nun doch nicht länger mehr aus. Sie platzte heraus: „Ich war bei Dämel, dem berühmten Professor, meinem früheren Lehrer, ich habe ihn gebeten, er soll mir Engagements verschaffen oder Stunden. Nun soll ich bei ihm begleiten, drei Vormittage in der Woche, und denke, Richard, denke, ich bekomme siebzig Mark den Monat dafür! Siebzig Mark! Ist das nicht wundervoll? So viel Geld — ich bin ganz glücklich!" Sie schlug die Hände ineinander und drehte sich wie ein Kind auf dem Absatz. Plötzlich hielt sie inne. „Aber was machst du denn für ein Gesicht, Richard? Bist du böse, weil ich heimlich gegangen bin? Aber nun ist es doch so gut!" Sie sah ihn betroffen an.

Er hatte eine finstere Falte auf der Stirn und war dunkelrot. „Wie konntest du?" Zornig stampfte er auf. „Was denkst du, was fällt dir ein? Siebzig Mark den Monat — für solch ein Lumpengeld!! Und wären's Hunderte, ich würde es nie zugeben! Deine zarte Brust am Klavier zusammendrücken, wie eine Maschine die Noten abhaspeln, deine Kunst herabwürdigen, dich mir halbe Tage entziehen — nein, nein! Kind" — er lachte hell auf und griff nach ihrer Hand — „das schlage dir nur aus dem Sinn! Es kann dir doch selbst unmöglich Vergnügen machen."

Sie hing den Kopf tiefer und tiefer. Nein, das Los des Begleiters war ihr eigentlich immer grauenhaft erschienen; nun hatte sie sich aber einmal in den Gedanken hineingesponnen, die Aussicht, zu verdienen, sich selbst aufzuopfern, war ihr mit jeder Minute beglückender erschienen — und nun sagte ihr Mann so mir nichts dir nichts: „Das schlage dir aus dem Sinn!"

Sie wurde blaß. „Wir brauchen aber doch Geld," murmelte sie, „und ich will auch . . ."

„Närrchen!" Er legte den Arm um

ihre Schultern und zog sie neben sich vor das Bild. „Sieh dir das mal an! Eben war Reuter hier. Das hier wird etwas; er sagt: ein Meisterwerk! Es kommt auf die Ausstellung, wir verkaufen es, und du wirst wohl begreifen, daß mir um siebzig Mark meine Frau keinen einzigen Vormittag feil ist. Nein, mein Herz, und wenn uns auch dieses Glück nicht blühte, daß du, du, armseligen Stümpern dich anpassen sollst, das würde ich nie zugeben! Ich liebe dich viel zu sehr!"

Die Thränen kamen ihr. „Aber ich wollte doch so gern —"

Er achtete gar nicht auf ihren Einwand. „Lena, freue dich, freue dich mit mir!" Er hob sie mit beiden Armen ein wenig in die Höhe; sie machte sich schwer, es gelang ihm nicht recht. „Nun haben die pekuniären Sorgen bald ein Ende, und auf die anderen" — er lachte übermütig — „pah! Wir haben dann deinen Bruder nicht mehr nötig; daß wir was von ihm annehmen, drückt mich schon lange. Mutter braucht auch nicht mehr zu jammern. Sie können mir alle im Mondschein begegnen!"

Lena sah das Bild wie durch einen Flor, sie konnte sich nicht freuen, sie war so sehr enttäuscht. Er hatte kein einziges Wort der Anerkennung für sie; der Weg zum Professor war nicht so leicht gewesen, sie hatte sich einen Stoß geben müssen, zum Begleiten auch, und nun sah er das nicht einmal ein. Er redete nur von dem Bilde.

Mit einem wehen Gefühl im Herzen machte sie sich frei und trat an das gardinenlose Fenster. Draußen schwefeliges Licht, am Himmel dunkle Wolkenballen. Der ganze Anblick war verändert. In der beklommenen Schwüle standen die Bäume des Botanischen Gartens regungslos, sie sahen nicht frischgrün aus, sondern verstaubt und angekränkelt. Verlangend spreizten sie die Äste.

„Gefällt dir mein Bild nicht? Du sagst ja kein Wort," tönte des Mannes Stimme von der Staffelei. „Ich finde das sehr merkwürdig von dir," setzte er nach einer Pause gereizt hinzu.

Sie wandte den Kopf halb nach ihm, der Ausdruck seines Gesichtes gefiel ihr nicht — das war Eitelkeit! Sie bemerkte es zum erstenmal. Nun gerade nicht! Hastig drehte sie den Kopf wieder ab, ohne Wort.

Wie beklommen die Luft war, so schwer wie Blei! Müde nahm sie den Hut von den Haaren und strich sich mit heißen, zuckenden Fingern die Ringel aus den Schläfen. Ob es ein Gewitter geben würde?

Angelegentlich starrte sie durchs Fenster. Ein Wind wirbelte Staub auf und legte den in neuen Schichten auf die Blätter der Bäume. Immer tiefer, tiefer schienen die Wolken niederzuhängen; die Sonne war ganz verschwunden, sie hatte sich verschlossen wie ein Auge hinter traurig gesenkten Lidern. Die Welt so trüb; so erlösungsbang!

Und es kam kein Donner, kein befreiender Blitzstrahl. Die dumpfe Luft brütete weiter und weiter.

Lena stand da, die Hände ineinandergepreßt; sie sah sehr blaß aus in dem fahlgelben Licht. Langsam, unabweislich überkroch sie ein häßliches Gefühl, ein Gefühl, das schmerzte und das Herz zusammenschaudern ließ. Sie empfand das Gefühl in seiner ganzen trostlosen Traurigkeit. — — — Nicht glücklich — — — —?! Wer hatte das gesagt? Lena schreckte zusammen, auf ihre verschlungenen Hände fielen heiße Tropfen; sie kamen aus ihren Augen.

„Wie fatal!" Bredenhofer sprang von der Staffelei auf und warf ärgerlich Pinsel und Palette hin. „Alle Beleuchtung ist fort! Es regnet!"

Draußen goß es in Strömen.

XI.

Landgerichtsrat Langen war nie schlechter Laune, er hatte eigentlich immer dieselbe ruhige, gedrückte Freundlichkeit. Heute hatte er aber entschieden einen Zug von Gereiztheit um die Mundwinkel; die kleine Lora merkte das sofort, als der Vater vom Bureau nach Hause kam.

Sie hatte vor der Thür gestanden und auf ihn gelauert wie ein Hündchen auf seinen Herrn. Mit einem lauten Freudenruf stürzte sie ihm entgegen und hing sich an ihn. Seine Hand wurde von dem zarten Kinderhändchen gefaßt; er wußte selbst nicht, daß ihn sein Töchterchen führte, er wäre am eignen Hause vorbei noch weiter die Straße hinuntergegangen.



Schadenfreude. Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„Vater," sagte sie mit ihrer spitzen Kinderstimme, „bist du traurig? Meine Liese und mein Märchen waren heut auch traurig; Walter hat sie mit dem Stecken auf den Kopf gehauen, sie liegen im Puppenwagen und schlafen. Ich habe ihnen das Lied von den ‚Englein' vorgesungen, da hörten sie auf zu weinen. Hör mal:

‚Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich weisen' —

Ich wünschte, Tante Lena käm' wieder; die sang das so schön. Warum kommt Tante Lena nicht zu uns? Väterchen, ich wünschte, Tante Lena käm' zu uns; ich hab' sie lieb!"

Langens Hand zuckte in der seines Kindes, mit einem schmerzlichen Blick sah er in die groß und erwartungsvoll zu ihm aufgeschlagenen Augen. Solche Augen hatte Lena als Kind gehabt; gerade so! Er nahm rasch das Mädchen auf den Arm und küßte es wiederholt, aber er gab keine Antwort. Schweigend trat er ins Haus.

Da saß Amalie in der Veranda und lernte mit ihrem Jungen biblische Geschichte. Walter hatte einen etwas harten Kopf, auch war er zerstreut; er schaukelte mit dem Stuhl und spielte mit seinen Fingern. „Walter, so paß doch auf," sagte die Mutter sanft, „es ist eine so wunderschöne Geschichte." Sie standen bei der Ausweisung der Hagar. „Nun, weißt du denn nicht, was der fromme heilige Abraham that, Walter?"

Der Junge kippelte hin und her, er schnitt ein weinerliches Gesicht. „Ich weiß nicht," stotterte er endlich. „Die anderen Jungens — spielen draußen — laß mich doch auch — ich — ich — laß mich auch!" Er heulte.

„O, du böser Junge," sagte Frau Amalie, aber immer im gleichen sanften Ton; es war unpassend, sich bei der heiligen Schrift zu erzürnen.

Lora war an den Tisch getreten; ohne Anstoß, die Hände gefaltet, sagte sie die ganze Geschichte her.

Amalie strahlte, Langen sah mit einem gewissen Befremden auf sein Kind; das runde Gesichtchen, war durch den Ernst, den es trug, merkwürdig schmal geworden, die Augen übernatürlich weit.

„O die arme Hagar," schloß Lora jetzt, ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich wünschte, ich hätte der Engel sein können, der ihr für den Ismael was zu trinken brachte; ich wünschte, ich wär' ein Engelchen!"

„Mein liebes Kind —" sagte Langen plötzlich und griff nach einer der langen seidenweichen Locken; er drehte die goldige Strähne um den Finger und spielte mit ihr. Es war ihm, als müsse er die ganze kleine, leichte Gestalt an dieser goldigen Strähne festhalten. Eine unbestimmte Angst überkam ihn.

Als die Kinder fortsprangen, wandte er sich an seine Frau; es war das erste Mal, daß er in ihre Erziehungsmethode hereinsprach. „Du solltest das Kind nicht geistig überanstrengen," sagte er vorwurfsvoll. „Lora ist überreizt, sie spricht und singt nur von Engeln. Wo hinaus soll das? Mir ist bange um das Kind!" Er seufzte, setzte sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Amalie sah ihn verständnislos an. „Was willst du denn? Sie ist ja kerngesund. Herr Pastor Düringsfeld sagte neulich, als hier Nähverein war und Lora den Kuchen präsentierte: ‚Der Herr hat sich diese Blume recht zum Lobe hergerichtet!' Das machte mich sehr glücklich. Du solltest dich auch freuen!"

Er sah sie einen Augenblick ganz verstört an. „Ich —?! Wenn an das Kind etwas kommt, ich — ich ertrüge es nicht," murmelte er zwischen den Zähnen.

„Was du jetzt nur immer hast?" Der Frau stieg nach und nach das Blut ins Gesicht. „Immer schlechter Laune und besonders heute. Es ist wirklich schrecklich. Ich bin froh, daß ich heute nachmittag Verein habe und am Abend Vorstandssitzung."

„Schon wieder?"

„Bitte sehr, ‚schon wieder', ist nicht richtig; vor vierzehn Tagen das letzte Mal. Und was hab' ich denn auch sonst weiter? Ich habe ja weiter nichts auf der Welt," setzte sie in selbstquälerischer Verbissenheit hinzu.

„Amalie, versündige dich nicht!" Er war auch rot geworden, nun stand er auf und ging über den Flur, die Treppe hinan, in sein Arbeitszimmer. Dort stand er lange am Fenster.

Vom Garten herauf tönten die Stimmen

der Kinder. Walter tobte ausgelassen, er sprang wie ein junges Böcklein; Lora hielt sich etwas abseits. Jetzt kam sie langsam, fast feierlich den Gartensteig herunter; sie hatte eine gelbe Blume in der Hand und trug die vor sich her, wie man ein Licht trägt. Um den Kopf hatte sie sich eine Ranke geschlungen, die buntgefärbten Weinblätter beschatteten ihr die Augen, ihr Kleidchen war weiß und lang und hing ihr bis auf die Füße. Steif, kerzengerade kam sie daher, drehte den Kopf nicht nach rechts noch links. Die kleine feierliche Gestalt sah unheimlich aus im Sonnenschein.

Langen öffnete hastig das Fenster: „Lora, komm herauf!"

„Stör' mich nicht, Vater," sagte sie, ohne eine Miene zu verändern. Im gleichen langsamen Schritt ging sie weiter.

„Komm sofort herauf! Komm gleich zu mir!" Eine große Angst, eine heftige Ungeduld lagen in den Worten.

Lora war diesen Ton beim Vater nicht gewöhnt, erschrocken ließ sie die gelbe Blume fallen; wenige Augenblicke später stand sie oben im Arbeitszimmer. Sie kam dem Vater so groß vor, im letzten halben Jahr merkwürdig gewachsen und in die Höhe gereckt; sie war noch ein so junges Kind und doch — diese Augen! Seltsam bewegt sah Langen auf sie nieder.

„Was spieltest du eben?" fragte er.

„Totes Kind, Väterchen," sagte sie ernsthaft. „Weißt du, ich war das Kind, das ein Engelchen geworden ist und nun zu seinen Spielsachen geht, nachts, wenn alle Leute schlafen. Es trägt ein Licht in der Hand, damit es auch sehen kann. Denk mal, wie Liese und Märzchen sich gefreut hätten, die liegen noch immer im Puppenwagen."

„Mein Gott!" Langen schauderte bis in die tiefste Seele; woher hatte das Kind diese überspannten Ideen? „Wer hat dir denn das von dem — dem" — er konnte es nicht aussprechen, von dem ‚toten', er sagte nur, „von dem Kind erzählt? Die Mutter?"

„Ich weiß es nicht!" Die unschuldige Kinderstimme klang sehr vergnügt. „Ich hab' es geträumt, Väterchen, ich träume immer so schön!"

„Versprich mir, Lora, du wirst das nie mehr spielen." Er schloß sie erregt fest in die Arme. „Du darfst das nicht spielen, hörst du, Lora?"

Sie fragte nicht „warum", sie sah ihn nur ganz groß und verwundert an.

Er ließ sie los, er tadelte sich selbst ob seiner Erregtheit — was spielen Kinder nicht alles?! Er war nervös, er wußte es wohl; heute morgen die Briefe aus Berlin, die er in seinem Bureau vorfand, hatten ihn ganz krank gemacht. Die Seinen adressierten immer ins Bureau; Amalie war so wißbegierig, ihrer Ansicht nach durften Mann und Frau keinerlei Geheimnis voreinander haben, sie wartete nicht ab, bis er nach Hause kam.

Mit einem Seufzer ließ sich Langen am Schreibtisch nieder. Aus seiner Brusttasche nahm er die Briefe und legte sie vor sich hin, er mußte sie noch einmal lesen. Da war erst das Schreiben der Mutter. Sie klagte nicht; das that sie schon Lena zuliebe nicht, und auch nicht, weil man ihr vorgeworfen hatte, sie habe die Heirat begünstigt. Aber eine gewisse Unruhe, eine sorgenvolle Unsicherheit sprachen sich zwischen den Zeilen aus; der Sohn fühlte das wohl, und das bekümmerte ihn mehr als hundert Klagen.

Aber nun Lenas Brief! Nein, den wollte er zuletzt lesen, erst den ihres Mannes.

Die Röte des Unmuts überflog das Gesicht des Lesenden, die Hand, die den Bogen hielt, zitterte. Bredenhofer schrieb:

„Geehrter Herr Schwager!

Bei den Gesinnungen, die Sie uns, besonders mir gegenüber hegen, ist es mir sehr peinlich gewesen, bis jetzt von Ihnen etwas annehmen zu müssen; diese Annahme war in der That von vornherein eine Übereilung unsererseits, wir hätten bedenken sollen, daß nur ein Geschenk Wert hat, welches freudig, aus liebevollem Herzen gegeben wird. Wir konnten uns dessen bei dem Ihrigen nicht rühmen.

Es ist Lena sehr schmerzlich gewesen, Ihre Gegenwart bei unserer Hochzeit entbehren zu müssen; sie sah darin einen Mangel brüderlicher Liebe für sich und eine Mißachtung für mich. Sie hat schwer an dieser bitteren Enttäuschung zu tragen gehabt, aus Liebe zu mir hat sie sie jedoch überwunden; jetzt ist meine liebe Frau mit mir glücklich, in die Lage gekommen zu sein, Ihre fernere

Beisteuer zu unserem Haushalt dankend ablehnen zu können.

Ich bedaure nur, augenblicklich noch nicht imstande zu sein, Ihnen die gehabten Auslagen zurückzuerstatten, doch hoffe ich, auch dieses demnächst nachzuholen.

Mit dem Wunsche besten Wohlbefindens für Sie und Ihre Familie

ergebenst

Richard Bredenhofer."

War der Mensch denn ganz verrückt, ganz verrückt? Langen faßte sich an den Kopf; der Brief war ja noch viel ungezogener, viel beleidigender, als er ihm anfänglich erschienen! Und so etwas sollte er sich bieten lassen, er, der so viel Ältere von dem unreifen, grünen Menschen?! Ein unbezwinglicher Zorn erfaßte ihn; er war selten heftig, aber nun ließ er die Hand schwer auf das Papier fallen, er hätte es am liebsten zerknüllt, in kleine Fetzen zerrissen. Aber nein — der Landgerichtsrat lächelte bitter und geringschätzig zugleich — das war ja der Brief eines Primaners, dem war nicht zu viel Wert beizulegen.

Wodurch mochten sie denn in die sogenannte „Lage" gekommen sein, seine Unterstützung so schnöde zurückzuweisen? Hatte der Onkel vielleicht seine milde Hand aufgethan? Das war wohl nicht der Fall, die Mutter erwähnte doch gerade in ihrem heutigen Briefe, daß das Verhältnis der jungen Leute zu ihren Verwandten ein sehr kühles sei. Wo mochte nur dieser Aufschwung der Verhältnisse herkommen? Auch Lenas Brief brachte keine Aufklärung.

Er las den noch einmal aufmerksam. Die Schriftzüge waren flüchtig, ohne merkbare Grundstriche aufs Papier geworfen; sie war erregt gewesen beim Schreiben, man sah's an einigen zitterigen Haken und Schleifen und hier — hier unten in der Ecke mußten Thränen auf die Buchstaben gefallen sein, sie waren verschwommen und teilweise verlöscht. O, der Bruder fühlte es wohl, wie sie sich gequält hatte, so gemessen und kalt ihre Worte zu setzen.

„Ich habe dem Briefe meines Mannes nicht viel mehr beizufügen; ich bin gleich ihm hocherfreut, Dich nicht mehr in Anspruch nehmen zu müssen."

„Ich danke Dir für deine Liebe," hatte sie dann schreiben wollen, aber sorgfältig war's verändert; es hieß jetzt: „Ich danke Dir für Deine Bemühung, unseren Haushalt zu erleichtern," und so weiter. Zum Schluß sagte sie kurz „Adieu", es hatte den Anschein eines Lebewohls für immer; das war die Stelle, welche Thränen halb verlöscht hatten.

Langen fühlte einen Grimm sondergleichen gegen den Menschen in sich aufsteigen, der dies alles veranlaßt hatte; aber zugleich auch einen Grimm gegen Lena. Sie war charakterlos und bestimmbar; das war seine Schwester nicht mehr, die diese kalten herzlosen Zeilen geschrieben hatte! Sie konnte sein Geschenk zurückweisen, wenn sie in der glücklichen Lage war, es nicht mehr zu brauchen; aber so, ohne Dank, augenfällig eine lästige, drückende Abhängigkeit von sich schüttelnd, durfte sie es nicht thun. Er rief sich ihre Gestalt, ihr Wesen zurück, wie sie früher gewesen waren; dies zärtliche, schmiegsame Geschöpf hatte solche Zeilen geschrieben?!

Er schüttelte den Kopf und grübelte finster vor sich hin; es war ihm doch ein großer Schmerz. Seufzend stützte er den Kopf in die Hand — ja, Amalie hatte doch so unrecht nicht, es war kein Verlaß auf Lena, sie war überspannt und extravagant, verdorben durch die Berliner Kreise, in denen sie lebte. Mochte sie denn eigensinnig hingehen und sich ihr Glück selbst zurechtzimmern; er würde keinen Versuch mehr machen, sie an irgend etwas zu hindern. Wenn alle Liebe so schlecht gelohnt wird, dann muß man eben fertig mit der Neigung sein. Ganz fertig. Er machte mit der Hand eine Bewegung durch die Luft, als weise er etwas weit, weit von sich. Er wollte sein Herz verhärten.

Und doch konnte er es nicht ändern, daß er im Geiste ihre leichte Mädchengestalt an seine Seite treten sah; er glaubte ihren Kuß zu fühlen, ihr bitterliches Schluchzen zu hören wie damals auf dem Bahnhofe beim Abschied, nach der häßlichen Scene mit Amalie. Sie war auch damals störrisch gewesen und er nachsichtig; er hatte sie leider zu sehr verwöhnt. Aber jetzt sollte das nicht mehr der Fall sein; nein!

Mit einem Ruck griff er nach der Feder.

„Eigensinnig — lieblos — undankbar — o Lena —!" Hatte er es laut gesprochen?

„An wen schreibst du?“ fragte Loras Kinderstimme. Sie war dicht zu ihm herangekommen, stemmte den runden Ellbogen auf den Tisch, legte das Köpfchen auf die Seite und sah ihn von unten herauf sehr ernst an. „An wen schreibst du?“ wiederholte sie noch einmal; „an Tante Lena? Bist du ihr bös?“

Er nickte stumm.

„O sei ihr nicht bös — arme Tante Lena!“ Die Thränen standen ihr rasch in den Augen, wie vorhin bei der Erzählung von Hagar. Sie schüttelte den Kopf: „Du bist nicht bös? Da ist doch nix bös zu sein, Väterchen!“ Dann lächelte sie, daß man die kleinen weißen Zähne blitzen sah, ihre Stimme klang sehnsüchtig zärtlich: „Tante Lena! Schreibe ihr, sie soll mich bald besuchen, ich hab' sie lieb!“

„Ich hab' sie lieb,“ sagte sie noch einmal, der Thür zutrippelnd.

„Lieb? Lieb gehabt,“ sprach Langen leise, als sich die Thür hinter der Gestalt seines Kindes geschlossen hatte. Dann ließ er den Kopf schwer auf die Brust sinken und die Feder aus der Hand fallen — er konnte Lena jetzt nicht schreiben, wie sie's verdiente.

Er hatte Thränen in den Augen.

* * *

Vor ihrem weiß umhangenen, gleich frischem Schnee leuchtenden Toilettentisch saß Amalie Langen. Sie kämmte ihr schönes Haar für die Nacht aus; gleichmäßig lang und schlicht hing es ihr tief über den Rücken herunter. Es sah gut aus, wie ihre weißen Arme aus den weiten Ärmeln des Frisiermantels hervorblinkten und den Kamm durch die blonde Haarmasse führten; am Hals hatte sie ein blaues Band, das kleidete ihrer lichten Gesichtsfarbe vortrefflich.

Das Fenster hinter den Zuggardinen war noch nicht ganz geschlossen, vom Garten wehte ein würziger Duft nach Reseden und Nelken herein; Lora hatte die auf dem kahlen Fleck unten an der Hauswand gepflanzt, sie hatte so darum gebettelt. Frau Langen hatte sonst nicht viel acht auf das Beetchen, heute atmete sie aber doch den angenehmen Geruch mit Behagen.

Ihre Augen glänzten, ihr Gesicht trug einen weicheren Ausdruck als gewöhnlich. Sie hatte heute viel Gutes geschafft und trug in sich das Gefühl höchster Befriedigung. Sie war in der Vorstandssitzung des Vereins für „Allgemeine Mildthätigkeit“ mit Acclamation zur stellvertretenden Präsidentin gewählt worden. Ehepräsidentin war die Frau Generalin von Bimmerstein, geborene Freiin von Weimersheim, die erste Frau der Stadt; sie demnach also die zweite — welch ein Gefühl!

Amalie gelobte sich im stillen, sich der Ehre, die ihr widerfahren, voll und ganz würdig zu erweisen. Sie hatte ja so viel Zeit für die Mildthätigkeit; der Junge ging in die Schule, die Dienstmägde versorgten das Hauswesen, ihr Mann war auf dem Gericht, und Lora — ach, Lora, die war ein so bequemes Kind, die spielte Engelchen und erzog sich eigentlich selbst ganz allein.

Jetzt war das blonde Haar in zwei dicke Zöpfe geflochten, Frau Amalie sah hübsch und jugendlich aus; da knarrte die Thür, und der Landgerichtsrat schob sich vorsichtig herein.

Er war blaß und ernst.

„Du bist noch auf?“ fragte er erstaunt und heftete einen verwunderten Blick auf seine Frau; er hatte sie lange nicht so gesehen, meist lag sie schon im Bett, wenn er kam.

„Ja,“ sagte sie und schlang sich die Zöpfe um den Kopf. Sie sah ihn an. „Was hast du eigentlich, Fritz? Den ganzen Tag gehst du verstört herum!“

„Ich —? O nichts, nichts!“

„Doch!“ Sie stand auf und kam langsam näher auf ihn zu; ihre große Gestalt schob sich wie ein Bollwerk vor ihn, er sah ordentlich dürftig neben ihr aus. „Sage mir, was du hast,“ wiederholte sie, halb gebieterisch, halb zärtlich; die Erfolge des heutigen Tages hatten sie erregt und merkwürdig zugänglich gestimmt. Auch kam die Neugier dazu; sie mußte wissen, warum er solch ein verstörtes Gesicht machte.

Sie sah sich unwillkürlich um, kein Mensch war in dem Zimmer, der sie beobachtete.

Sie kam auf ihren Mann zu und legte den Kopf schwer an seine Schulter.

Er sah auf ihr blondes Haar, es glänzte und roch wohlgepflegt und wohlgebürstet. Darunter hob sich das hübsch geformte Ohr

und hinter dem blauen Bande der glatte, makellose Nacken.

„Fritz," sagte sie leise — dadurch wurde ihre Stimme angenehmer — „sage mir doch, was du hast?" Sie lehnte sich schwerer an ihn, er mußte sich stemmen, um nicht unter der Last ihres vollen warmen Körpers zu taumeln.

„Ich — ich habe nichts, gar nichts!" Unwillkürlich seufzte er dabei, sie hob den Kopf und strich ihm übers Gesicht. „Laß nur, Amalie! Laß nur, Malchen, ich habe wirklich nichts Besonderes — Briefe — ein paar dumme Briefe, das ist alles. Sprechen wir nicht mehr davon!"

„O doch," sprach sie mit Hartnäckigkeit. „Warum willst du es mir nicht sagen?" Sie ließ nicht ab, zu streicheln, und sah ihm forschend ins Gesicht mit einem durch die Müdigkeit umflorter gemachten Blick ihrer kalten Augen. „Du hast Briefe bekommen, natürlich aus Berlin, welch andere könnten dich denn sonst so verstimmen?! Du hast von Lena gesprochen!"

„Wieso? Zu dir doch nicht!"

„Nein; aber das Kind — Lora sagte —"

„Du hast das Kind ausgefragt? — Amalie!" Er sagte weiter nichts, aber er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

Sie errötete tief, und mit diesem Erröten sah sie ganz so aus wie damals am Sonntag im Garten an der Wupper, als er sich über das Pulsen des Blutes unter ihrer reinen Haut freute. Er vergaß den Vorwurf.

„Sage mir, was haben sie geschrieben?" bat sie. Seinen Arm um ihre Taille ziehend, veranlaßte sie ihn, mit ihr in der Stube auf und nieder zu schreiten. Ein paar Augenblicke sprachen sie nichts. Langen kränkte sich über die Neugier seiner Frau, das Kind auszufragen — wie konnte sie das thun? Aber zugleich ärgerte er sich über sich selbst, daß er sich nicht besser bezwungen hatte. War er denn ganz unklug? Aber sie drückte sich so fest an ihn; dabei war er müde und matt, der Tag hatte ihn zermürbt; es mußte eine Wohlthat sein, sich aussprechen zu können. Er hatte den lebhaften Wunsch, den Kopf an eine weiche Schulter zu legen, sich streicheln zu lassen und dabei die Augen zu schließen; er dachte gar nicht direkt an seine Frau, nur dieser eine Wunsch bemächtigte sich seiner, immer dringlicher und dringlicher. Er seufzte.

Aus unserer Bildermappe:



Die Heimkehr.
Nach dem Gemälde von Marcus Stone.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„Bist du böse?“ fragte Amalie. „Sage mir, was du hast, ich will es wissen. Bitte!“ Bei dem „bitte“ spitzte sie die Lippen und küßte ihn; und nun noch einmal.

Er seufzte wieder aus tiefstem Herzensgrunde; fast gegen seinen Willen entfuhr es ihm: „Ja, ich habe Briefe aus Berlin!“

„Zeige sie mir!“

Mechanisch griff er in die Brusttasche und reichte sie ihr hin.

Hastig riß sie ihm die Papiere aus der Hand, trat dicht an ihren Toilettentisch und las beim flackernden Schein der Kerzen. Kein Zug in ihrem Gesicht verriet, was sie dachte, nur ihre Lippen kniffen sich dünn zusammen.

„Nun,“ fragte sie endlich, ohne ihren Mann anzusehen — „hast du hierauf schon geantwortet?“

„Nein; ich war schon dabei, aber da“ — Er stockte. Seine Lora, die war dazwischen getreten, er hörte auch jetzt ihr Stimmchen: „Arme Tante Lena! Da ist doch nix bös zu sein, Väterchen“ — das Kind war Lenas Fürsprache gewesen. „Ich will mir's noch überlegen,“ sagte er ausweichend, „man muß nicht in der ersten Hitze schreiben. Wenn ich's recht erwäge, muß ich bedenken, daß Lena falsch geleitet ist; da ist der Einfluß ihres Mannes — und sie sind beide ja noch jung, unbesonnen, impulsive Naturen,“ setzte er entschuldigend hinzu.

„Unbesonnen, impulsiv?“ Sie fuhr auf, durch ihre plötzliche heftige Bewegung flatterte ihr weißer Frisiermantel, die Kerzen verlöschten. Im lauen Halbdunkel der Sommernacht sah er ihr weißes Gesicht sich gegenüber und ihre scharfumrandeten glitzernden Augäpfel. „Wie kannst du? Wie darfst du — wie darfst du dir das gefallen lassen? Es ist unerhört!“ Ihr klangloses Organ steigerte sich zischelnd, sie faßte seine beiden Handgelenke. „Du — du hast mir nichts davon gesagt; du hast ihr Geld geschickt?!“

„Es war von meinem Gehalte,“ sagte er gepreßt.

„Also abgespart?“ Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Die Undankbare! Du bist zu gut gegen sie, immer zu gut gewesen. Hast sie immer verzogen! Aber diesmal, diesmal hat sie dich wirklich zu sehr gekränkt! Ich bin beleidigt in dir, ja, so beleidigt!“ Amalie weinte. „Was habe ich schon um die Lena erduldet?! Mich hast du gegen sie zurückgesetzt! Aber jetzt — jetzt —!“ Sie neigte ihr Gesicht ganz nah gegen das seine, Thränen der Wut und der Eifersucht flossen über ihre Wangen; auch Mitleid war dabei. „Jetzt mußt du ihr einen gehörigen Brief schreiben, gleich morgen; er wird ihr nur zum Besten dienen. Vielleicht, daß sie Umkehr hält in ihrem hochmütigen Sinn! Thu's, thu's!“

„Ich kann nicht,“ stöhnte er, „sie ist doch meine Schwester! Ich habe sie so lieb gehabt!“

„Lieb — lieb? Du thust es ja auch nur aus Liebe für sie. Aber sie liebt dich nicht! Ich allein liebe dich, ich!“ Mit Heftigkeit riß sie seinen Kopf an sich und preßte ihn. Er konnte kaum atmen; ein Erschrecken lähmte ihn, er wollte sich aufbäumen gegen die Frau — vergebens!

„Versprich mir, daß du morgen schreibst! Ich werde dir dabei helfen. Wir wollen nicht zu streng sein, uns kommt es nicht zu, zu richten; aber es ist unsere Pflicht, ihr den Spiegel vorzuhalten. Versprich es mir!“

Er nickte stumm; er konnte nicht sprechen, ihr schwerer Körper lastete auf ihm wie ein Alp. Er war sehr müde.

Jetzt ließ sie ihn los. „Du armer Mann,“ sagte sie plötzlich mit einer seltenen ungewohnten Weichheit — „so viel Undank zu erfahren! Armer!“

Da war's — Mitleid! Mitleid, das er so nötig brauchte, das er so sehr ersehnte!

Matt ließ er seinen Kopf an ihre Schulter sinken.

Am Morgen schrieb Landgerichtsrat Langen an seine Schwester einen Brief, der diese im Innersten treffen mußte; Bredenhofers that er darin keinerlei Erwähnung, er schwieg ihn tot. Als er selbst sein Schreiben zur Post trug, stand er ein paar Momente in tiefem Sinnen vor dem Kasten, dann plötzlich — als verbrenne ihm der Brief die Finger — ließ er ihn hineinfallen.

„Aus,“ sagte er traurig, als er mit hastigem Schritt von dannen ging.

XII.

Magdalene Bredenhofer stand vor dem Spiegel und setzte sich einen großen schwarzen Hut mit Federn auf; die nickten in ihr blasses Gesichtchen und gaben dem einen

eigentümlichen Reiz. Auf der Leipzigerstraße in einem eleganten Schaufenster hatten sie gestern den Hut gesehen; er war nicht billig, aber Richard bestand darauf, ihn zu kaufen.

„Er wird dich kleiden," sagte er zu seiner Frau, „er ist durchaus malerisch. Und die Federn kannst du ja immer gebrauchen. Jetzt, wo mein Bild auf der Ausstellung ist, brauchen wir überhaupt nicht ängstlich zu sein. Avanti, Avanti! Ich will auch, daß du morgen hübsch bist!" Er drängte sie in den Laden hinein, und sie hatte sich ganz gern drängen lassen.

Nun kam sie sich selbst hübsch darin vor; auch das weiße Wollkleid, noch von ihrer Mädchenzeit her, stand ihr gut. Nur rötere Backen hätte sie haben müssen und ein glücklicheres Leuchten in den Augen. Sie neigte ihr Gesicht nah an das Glas und betrachtete sich prüfend. Die dunklen Schatten unter den Augen, die leicht gerköteten schweren Lider kamen von durchwachten Nächten, von heimlich vergossenen Thränen.

Die letzten vierzehn Tage hatte Lena wenig geschlafen. Nachts lag sie wach im Bett, die Hände auf der Brust gefaltet, mit weiten Augen ins Dunkel starrend. Sie dachte immer und immer nur an ihren Bruder. Das hatte sie nicht geglaubt, daß er ihr so zürnen würde; das hatte sie nicht gewollt! Wie ein Peitschenschlag hatte sie jedes seiner kalten Worte getroffen — hinter diesen Zeilen war nichts mehr von Liebe — nein, er hatte abgeschlossen mit ihr, er fand sie undankbar. Erst hatte sie die Tragweite seines Briefes gar nicht so begriffen; als Richard ihr den mit einem verlegenen Lachen in den Schoß schleuderte, hatte sie auch gelacht, im Trotz. Als die Mutter, der der Sohn ebenfalls geschrieben, diesen Brief nicht zeigen wollte, sondern nur bitterlich weinte, war sie ungeduldig geworden. Aber jetzt, mit jedem Tage mehr empfand sie, was sie angerichtet hatte.

„Ich mache einen Strich unter die Vergangenheit," hatte Langen geschrieben. „Möchtest Du Dein Glück finden, ich werde mich freuen, durch dritte davon zu hören. Direkt sind wir wohl fertig miteinander."

„Aus" — sagte sich Lena und reckte die Hände im Dunkeln empor und weinte. Sie biß die Zähne zusammen, um nicht laut zu schluchzen — nur Richard nicht stören! Er wurde heftig, wenn er ihre Thränen sah, er wollte es nicht begreifen, warum sie sich so alterierte; allein in ihm sollte sie Genüge finden und nach nichts anderem fragen. Selbst für ihre Kunst hatte er nicht mehr das feurige Interesse, er dachte nur an sein Bild, sprach nur von seinem Bilde. Lena mochte kaum mehr singen, wozu auch? Sie brachte es ja doch zu nichts, selbst die Begleitstunden hatte sie nicht annehmen dürfen; nun war der Professor böse. Aus — alles aus!

Mit einem müden gleichgültigen Blick wandte sich Lena vom Spiegel ab — wozu sich noch anstarren? In diesem weißen Kleide hatte sie als Mädchen oft gesungen und Beifall geerntet, stolze Hoffnungen, fröhliche Erwartungen hatten ihr darin die Brust geschwellt; jetzt hätte sie sich's vom Leibe reißen mögen. Sie hatte so gar keine Lust auszugehen; ob sie nun die fremde Signora kennen lernte, von der Dr. Reuter so viel Wesens machte, oder nicht. Könnte sie allein zu Hause bleiben, welche Wohlthat!

Die Thür des Schlafzimmers klappte; Bredenhofer trat jetzt ein, den Hut schon auf dem Kopfe, Spazierstöckchen und Handschuhe in der Hand.

„Bist du fertig, Schatz?" fragte er fröhlich. Ein Lächeln lag ihm auf den Lippen, er sah lustig und unternehmend aus. „Wie gut dir der Hut steht! Können wir nun gehen?"

„Könnte ich nicht lieber hier bleiben?" sagte Lena; ein unüberwindbarer Widerwille gegen Lust und fröhliche Menschen überkam sie. „Laß mich hier — ich bin nicht wohl — ich bin nicht in der Stimmung — ich —" Sie brach in Thränen aus.

„O!" Ein besorgter Blick des Mannes streifte die junge Frau — „Launen, Lena? Oder am Ende gar —?" Er zog sie an sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr. „Du bist in letzter Zeit so gereizt und ungleich, pimpelst oft," setzte er angstvoll lauter hinzu — „um Gotteswillen, Lena, das wäre schrecklich, das könnten wir schlecht brauchen!" Er fuhr sich mit einer nervösen Bewegung durchs Haar.

„O nein, hab' keine Angst," sagte sie kalt und trat zurück. Ein dunkles Rot

stieg ihr über Stirn, Wangen und Hals. „Er versteht dich nicht," flüsterte es mit Bitterkeit in ihrem Innern, „er hat keine Ahnung, daß du um den Bruder trauerst."

„Ich kann ja auch mitgehen," meinte sie tonlos, „es ist mir am Ende ganz egal."

Auf der Straße bot er ihr den Arm. Schlank und elegant schritten ihre Gestalten dicht nebeneinander übers Trottoir. „Welch hübsches Paar!" sagte irgend jemand hinter ihnen; Lena hörte es, aber sie freute sich nicht mehr darüber.

Schon seit längerer Zeit hatte man auf Renters Veranlassung mit Signora Perriccioni am dritten Orte zusammentreffen wollen; der Kunstmäcen war ganz begeistert von diesem neuesten Stern und wollte ihn durchaus mit seiner allerneuesten Entdeckung, Bredenhofer als Malergenie, bekannt machen. Draußen am Lehrter Bahnhof, in der Kunstausstellung, sollte man sich heute finden; nicht um Bilder zu sehen, Gott bewahre, die eigne Leistung beschäftigt einen doch immer mehr als fremde Leistungen, aber man wollte im Parke sitzen, den Tanzweisen der ungarischen Kapelle lauschen und sich beim Plätschern der Springbrunnen und dem Surren der vorüberflutenden Menschheit amüsant unterhalten.

„Du sollst mal sehen, Lena," sagte Bredenhofer, „wir werden uns schon gut amüsieren. Ich bin schon jetzt fidel!"

In der That, man sah's ihm an, er wippte mit dem Stöckchen durch die Luft, und seine Augen blickten so klar und leuchtend in den reinblauen Septemberhimmel, wie sie es lange nicht gethan.

„Kutscher, zum Ausstellungspark!" rief er und hob seine Frau an der nächsten Straßenecke in eine Droschke erster Klasse.

Sie rollten durch die belebten Straßen und dann durch den Tiergarten und an Häusern mit Gärten vorbei, in denen Rosen blühten und smaragdgrüner frischgesprengter Rasen duftete.

„Es ist doch köstlich hier" — Bredenhofer drückte Lenas Hand — „und eine Seligkeit, so mit dir zu fahren! Du siehst so hübsch aus! Ich liebe dich unsäglich!"

„Warum nicht gar?!" Sie mußte lächeln und ihn ansehen; ja, es war doch nett, so zu fahren! Die schweren Gedanken konnten so schnell nicht mit, die rasch durchschnittene Luft fächelte das Gesicht angenehm und machte die Lider kühl und leicht.

„Wenn ich das Bild verkauft habe," sagte er, „dann fahren wir öfter spazieren; ich sehe nicht ein, warum wir uns das nicht leisten sollen."

Sie nickte ihm zu.

Guter Laune kamen sie im Ausstellungspark an, Reuter empfing sie schon dort. Er bot Lena den Arm und führte sie durchs Gedränge. „Kommen Sie nur! Die Perriccioni ist schon da, wir sitzen vor Bauer. Nun sollen Sie aber mal was sehen!" Mit triumphierender Miene führte er sie auf einen Tisch zu, an dem eine Dame und ein Herr saßen. „Gestatten Sie, Signora: Meine lieben Berliner Freunde, Herr und Frau Richard Bredenhofer; er, ausgezeichneter Maler, sie, eine kleine Nachtigall — Signora Perriccioni, unsere göttliche, unvergleichliche, berückende Diva! Und Signor Lavallo!"

Lena war sehr enttäuscht. Also das war die Perriccioni, von der Reuter schwärmte und die Zeitungen voll waren?! Eine rundliche, nicht mehr junge Person mit breit ausladenden Hüften, eng zusammengeschnürter Taille und gelbem Teint; nur die Augen waren wunderbar funkelnde schwarze Kohlen und doch sammetweich. Lena fühlte sich einigermaßen betroffen, die Sängerin empfing sie mit übersprudelnder Herzlichkeit, als begrüße sie eine langjährige Bekannte. Auch Signor Lavallo, der Begleiter der Perriccioni, that das seine; er beugte sich über die Hand der jungen Frau und küßte sie.

Eine Unterhaltung war bald in Fluß. Lena mußte sich eingestehen, es plauderte sich gut mit den Italienern, die Signora hatte doch einen entschiedenen Reiz. Alles an ihr sprach, die Lippen, die Hände, die Augen, und wenn sie lachte, zeigte sie perlweiße, tadellose Zahnreihen. Sie war ein lustiger Vogel, frei, ohne frech zu sein; mit großer Grazie schlürfte sie ihr Eis und steckte ihre Cigarette an der Bredenhofers an. Die beiden schienen sich überhaupt gut zu verstehen; Lena hatte ihren Mann kaum je so gesehen, er war von einer übersprudelnden Heiterkeit, pfiff die Weisen des Orchesters leise nach und zeichnete auf den Rand des Musikprogramms die Karikaturen der vorüberwandelnden Menschen.

Aus unserer Bildermappe:



Goethe bei Betrachtung von Schillers Schädel.
Modelliert von G. Eberlein.

Reuter rieb sich die Hände, er fühlte sich stolz als Urheber dieser fröhlichen Zusammenkunft. „Ja, Künstlernaturen," rief er, „Künstlernaturen finden sich zu Wasser und zu Lande. Prosit — es lebe die Kunst!" Sie stießen mit ihren Kaffeegläsern an, die Signora klingelte mit ihrem Eislöffel.

„Bald mit etwas Besserem, prosit" — Bredenhofer führte sein Glas an den Löffel der Signora — „wir werden nachher für edleren Stoff sorgen!"

„O," sagte die Signora, „das gefällt mir. Wir werden nachher Sekt trinken; ich trinke Sekt sehr gern!"

Sie war von einer unglaublichen Naivetät, und deutsch sprach sie, es war erstaunlich!

Signor Lavallo verhielt sich ziemlich ruhig; er hatte einen schwermütigen Augenaufschlag und eine schlanke, durchsichtige Hand, am kleinen Finger der Rechten funkelte ein prachtvoller Brillantring. Wer war eigentlich dieser Lavallo, wie kam er zu der Sängerin und sie zu ihm?

Lavallo hier — Lavallo dort! Die Perriccioni behandelte ihn wie ihren Sklaven, und doch hing sie an seinem Blick. Sprach er mit Lena, so folgte sie gespannt der Unterhaltung, wenn sie auch selbst, anscheinend interessiert, plauderte; endlich schien sie sich zu überzeugen, daß die junge Frau gänzlich ungefährlich sei, sie widmete sich ganz Bredenhofer und Reuter und drehte dem anderen Paar fast den Rücken.

„Sie sind auch Sängerin?" fragte Lavallo mit einem Augenaufschlag, als spräche er von dem schwersten Kummer der Welt. „Sie singen schön?"

„O, das weiß ich nicht — das heißt, ich —" Lena lächelte verwirrt, es widerstrebte ihr, zu sagen: „Ja, ich singe schön," und doch hätte sie's um alles nicht verneinen mögen.

„Sie singen gewiß schön," beharrte er. „Sie haben Augen, die von Musik reden. O," wehrte er ab, „sagen Sie nichts, ich kenne das. Ich habe nicht umsonst viele Sängerinnen entdeckt; fragen Sie Signora Perriccioni, was sie war, ehe ich sie fand — gar nichts! Eine Sache, weiter nichts; jetzt ist sie eine Person."

Lena sah ihn erstaunt an, er redete von der Signora als von seinem Werk, und doch war sie die Berühmte, und wer kannte ihn?

Als erriete er ihre Gedanken, sagte er jetzt: „Das ist nun einmal so, die Künstlerin erntet die Lorbeern und der Impresario wird vergessen. Bella, ist es nicht so?" Er legte vertraulich die Hand auf den Arm der Perriccioni, diese fuhr herum und sah ihm mit einem langen Blick in die Augen. Sie sprachen italienisch miteinander, so rasch, daß Lena nicht folgen konnte, ein Gewirr von weichen sangbaren Lauten schlug an ihr Ohr. Die beiden schienen sehr vertraut.

Nun wandte sich Lavallo wieder zu der jungen Frau. „Dieser alte Mann," er nickte nach Reuter hin, „o, er ist ein Kunstkenner, ein weiser Mann — hat mir viel von Ihnen erzählt, Madame! Ich möchte Sie singen hören. Ich gehe von hier nach Petersburg, ich stelle eine Truppe zusammen, mit der ich dort konzertiere. In Petersburg, Moskau und allen großen Städten, auch in Warschau auf dem Wege dorthin. Ich brauche noch eine Junge, Schlanke, die Volksliedchen singt, deutsche, rührende Volksliedchen, bei denen die Leute weinen. Sie braucht nicht viel zu können; nur das muß sie haben, das" — er bückte sich wieder und küßte ihre Hand — „was Sie haben!"

Sie war halb erschrocken, halb geschmeichelt. „Aber Signora Perriccioni — nehmen Sie doch die mit," stotterte sie.

Er lächelte schwermütig. „Sie hat für Monate eine, eine — sagen wir — Abhaltung in Deutschland; ich hole sie schon wieder ab, wenn sie genug hat. Sie singt auch keine Volkslieder, sie ist eine viel zu große Künstlerin — was wollen Sie, sie weiß viel, zu viel. Kleine Lieder kann nur singen, der eine weiße Seele hat, wie Sie, Madame!" Er sah sie zärtlich bewundernd und zugleich kühl und abwägend an mit seinen matten, traurigen Augen.

Lena fühlte eine entschiedene Sympathie für den Mann, er erschien ihr wie einer, der schon viele Enttäuschungen hinter sich hat.

„Wann kann ich Sie singen hören, Madame?" fragte wieder seine weiche einschmeichelnde Stimme.

Sie sah unschlüssig in ihren Schoß und dann zu ihrem Mann hin; er beachtete sie nicht, so vertieft war er in die Unterhaltung mit der Signora, sie konnte sich nicht mit ihm in Einverständnis setzen. „Wenn Sie zu uns kommen wollen," sagte sie, halblaut und verlegen, „dann will ich Ihnen gern vorsingen. Bitte, besuchen Sie uns, mein Mann wird sich freuen!"

„Dank, tausend Dank!" Er gebärdete sich wie einer, dem ein großer Gnadenakt zu teil geworden. Mit einer Devotion sondergleichen verneigte er sich vor ihr. „Ich werde kommen, es müßte denn die

Erde vergehen!" Er legte die Hand aufs Herz: „Bei den Heiligen, ich schwöre es! Madame, singen Sie Volkslieder oder kleine Lieder, bei denen man weinen muß?"

Sie beachtete nicht, daß er sie prüfend taxierte. Ein liebliches Rot färbte ihre Wangen, es that ihr wohl, daß sich jemand so warm für ihre Kunst interessierte. Sie hatte das so lange entbehrt. Mit hastigem Atem und einem begeisterten Blick in den Augen sprach sie von der Musik. Sie fragte ihn: „Kennen Sie dies, kennen Sie das?" und wenn er's nicht kannte, was meistens der Fall war, so summte sie ihm die Melodie vor und sprach leise die Worte. Sie empfand mehr Freude als seit lange, lange.

Es saß sich so schön hier beim kühlen Wasser, umrauscht von den Klängen einer temperamentvollen Musik. Die Menge zog wohl vorüber, aber sie war doch weitab. Kleiderrauschen, Kiesknirschen, Sprechen und Lachen klangen wie hinter einer Nebelmauer.

Die da oben fiedelten und fiedelten. Die Gestalt des Dirigenten beugte sich hin und her wie ein Rohr im Wind, jedes Glied an ihm lebte, jeder Zoll war Musik. Er holte weitaus mit dem Arm, schleuderte den hin und her und warf sich vornüber, daß die schwarze Mähne ihm ins Gesicht fiel. Und nun kam der Mond hervor, voll und silbern, beschämte das elektrische Licht, übergoß die braunen Musikanten und spiegelte sich blendend in jeder Perle des Springbrunnens.

„Zauberhaft," sagte Bredenhofer. „Man kann die weite Pußta sehen und die braunen Gestalten darauf. Die Zigeuner fiedeln und klagen, das Feuer unterm rauchigen Kessel brennt, und die Sterne bleiben am Himmel stehen. Jetzt tanzen sie und jauchzen — das Leben ist doch schön; es lebe!"

„O ja," flüsterte Lena und suchte unterm Tisch die Hand ihres Mannes. Sie hatte keinen Tropfen Wein im Glas gehabt, und doch war sie wie berauscht. Die Mondnacht und die Zauberklänge hatten das gemacht und das ganze wunderbare Entrücktsein vom alltäglichen Leben und dem Kummer der letzten Wochen. Der Springbrunnen rauschte ein sanftes Adagio, ein Schlummerlied in Moll; der Menschen waren weniger geworden, ab und zu ein flüsterndes Pärchen im Mondschein rasch vorübergleitend und dunklere Büsche suchend. Ein leiser Nachtwind raschelte in den Bäumen und säuselte heran, einen Duft von Heliotrop und Grün mit sich bringend. Es war wie im Märchen.

Die Zigeuner spielten schmelzender und schmelzender, Lenas Augen glänzten im Mondschimmer wie die eines seligen Kindes; jetzt dachte sie nicht mehr ihres Schmerzes. Es war doch wunderschön, so zu leben — wunderschön!

Sie fuhr zusammen — die Signora hatte geniest. Jetzt sagte die: „Es wird kühl; morgen singe ich die Traviata. Ui Jegerl, ich krieg' a Schnupfen," setzte sie plötzlich im unverfälschtesten Wienerisch hinzu.

Die anderen lachten, und nun erhob sich die kleine Gesellschaft. Lavallo stürzte wie ein Unsinniger auf die Sängerin zu und hing ihr einen dicken kostbaren Shawl um. Er zog sie am Arm eilig mit sich fort, immer bemüht, ihr mit seiner Gestalt den augenblicklich stärker wehenden Wind abzufangen.

„Da geht er hin," sagte Reuter, „und schützt seine kostbare Pflanze vorm Nachttau. Ja, das ist ein famoser Kerl, der Lavallo. Der versteht's; ein Impresario, wie ihn sich keine besser wünschen kann! Und dabei nicht herrisch. Die Perriccioni —" er näherte seinen Mund dem Ohr Bredenhofers und flüsterte; dann schloß er laut: „Sie sehen, er ist sehr bequem, er tritt vom Schauplatz ab und ist wieder da, wenn er gebraucht wird. Die Sache mit dem Fürsten dauert ja nicht lange, die Perriccioni ist ein Zugvogel, sie hält's selbst in höchsten Fesseln nicht aus. Brillanten hat sie, sage ich Ihnen, Brillanten — die thun's ihr nicht mehr an!"

Sie waren am Ausgang angelangt. „Und nun mein Sekt?" fragte die Perriccioni und blinzelte mit ihren Kohlenaugen.

Auch Reuter war noch nicht für die Trennung, am allerwenigsten Bredenhofer. Er machte sich mit Grazie zum maître de plaisir, winkte zwei Droschken heran und forderte die Gesellschaft auf, einzusteigen.

„Ich bitte die Herrschaften, meine Gäste zu sein! Es ist ein schöner Abend, und wir sind nur einmal jung! Sei vergnügt," raunte er seiner Frau zu, „Reuter sagt

mir, mein Bild gefalle sehr; es ist so gut wie verkauft. Freue dich!"

Eine halbe Stunde später saßen sie in dem kleinen versteckten Weinrestaurant in der Nähe der Linden; Bredenhofer kannte es von seiner Junggesellenzeit her.

Die Perriccioni verstand zu trinken, und Appetit hatte sie — es war erstaunlich! Es war allerliebst, wie sie mit ihren weißen Zähnen die Krammetsvögel zerknabberte, und bei der Gänseleberpastete versicherte sie, sie hätte sich noch nie den Magen verdorben. Dabei nippte sie nicht vom Champagner, sondern sie goß den ganzen Kelch auf einen Ruck hinunter; man sah gar nicht, daß sie schluckte. Sie wurde ungemein drollig, überstürzte sich in Theatergeschichten, die sie mit Gesten und funkelnden Augen vortrug; dabei war sie nicht frivol, sondern von der ungezognen Ausgelassenheit eines anmutigen Kindes. Man konnte ihr nicht böse sein, die ganze Person wurde jünger und reizender.

„Das ist das Genie," flüsterte Reuter verzückt, und Bredenhofer zog seinerseits auch alle Schleusen auf. Er sekundierte der Diva, er wurde ganz der sorglose, lustige Mensch, als den Lena ihn kennen gelernt. Eine plötzliche Verliebtheit in ihren Mann überkam sie. Wie er dasaß, die schlanke Gestalt nachlässig hintenüber gelehnt, mit der weichen Hand die Haare zurückstreichend, jung, hübsch, sprühendes Leben in den Augen, auf dem schmalen Gesicht einen geistreichen Zug! Sie hätte ihn küssen mögen; sie zog ihren Stuhl näher an ihn heran.

Er nickte ihr zu, und dann legte er zärtlich den Arm um ihre Schultern. „Verzeihen die Herrschaften," sagte er in kläglichem Ton, „aber ich verhungere und verdurste hier!"

Sie sahen ihn erstaunt an.

„Ich halt's nicht mehr aus, ich muß meiner Frau einen Kuß geben," fuhr er übermütig fort, „ich hab' sie zu lieb!"

Allgemeines Gelächter.

„O, ihr Glücklichen," rief enthusiastisch der alte Reuter, „ihr Glücklichen, ihr habt euch lieb!" Mit schwimmenden gerührten Augen sah er das junge Paar an. „O ihr — ihr — alle Charitinnen euch hold — und Musen — und Amor, der lächelnde Knabe — und —" er wurde von Bewegung übermannt. Beim dritten Glase Sekt stellte sich diese Bewegung regelmäßig ein; bei einem so begeisterungsvollen Gemüt brauchi es nicht viel zum Überfließen.

Die Signora lachte laut auf und warf sich gegen Lavallo. Sie drückte ihm einen schallenden Kuß auf den Mund. „Ich muß dir ein Busserl geben," rief sie, „der Reuter ist zu komisch!" Sie lachte, daß sie sich schüttelte und ihr die Thränen über die Backen liefen: „Weißt du noch, Lavallo, wie du mich aufgegabelt hast? Ein Waschermadel in Margareten, weiter nichts; nur einen Kattunfetzen auf dem Leib und Sonntags noch ein paar Ohrringel, da hab' ich auch geglaubt, das Liebhaben macht's — macht glücklich — Diavolo!" Sie legte die gespreizten Finger einen Augenblick an die Nase — „Bah!"

Lavallo blieb unverändert ernst, mit seinen schwermütigen Augen sah er die Signora an; es war ihm entschieden nicht angenehm, daß sie so aus der Schule plauderte. „Bella," sagte er mahnend und drückte ihren Arm.

Sie lachte ihr schönes helles Lachen, das so sorglos von den Wänden widerklang. Und dann sprachen sie italienisch miteinander, halblaut, blitzgeschwind, daß kein anderer der Unterhaltung folgen konnte.

Lena starrte mit großen Augen die Signora an — also ein Wiener Waschermadel, weiter nichts, daher auch das flüssige Deutsch! Und in den Berliner Zeitungen stand schon lange vor dem Eintreffen der Diva die romantische Geschichte eines verarmten altitalienischen Fürstengeschlechts, dessen einzig übriggebliebener Sproß jene Sängerin sei, die den Adelsnamen abgelegt, statt dessen aber den Adel des Genies auf der Stirn trage.

„Ja, Signor Lavallo versteht's," lachte Reuter, „der kann eine groß machen!"

Lena wurde blaß und rot, wie ein Blitz schoß es ihr durchs Innere und erhellte alle dunklen Wünsche und Hoffnungen. Sie war wie geblendet. Wenn der Mann etwas für sie thun wollte! Er schien sich zu interessieren — o sie wollte ihm vorsingen mit aller Kraft ihres Könnens und ihrer Seele! Wenn er sie mitnahm auf seine Tournée, sie zur großen Sängerin machte — wenn sie wiederkam, bekannt, gefeiert, glänzend honoriert! O,

da würden die Verwandten andere Saiten aufziehen, und das pekuniäre, kleinliche Sorgen, das den Mut lähmt und den Hoffnungen die Flügel knickt, würde ein Ende haben! Sie sah verstohlen ihren Mann von der Seite an — was würde der sagen? Er mußte stolz, stolz auf sie sein, sich freuen. Ach, sie that's wirklich nicht aus Eitelkeit, aus Ruhmsucht; sie that's aus Liebe zu ihm und zur Kunst. Sie that's aus einem dunklen Drang, herauszukommen aus Verhältnissen, die sie bedrückten, dem Leben ein besonderes Glück abzuringen.

Mit einem Seufzer kniff Lena die Augen zu; sie wollte nichts mehr sehen, die Perspektive der Zukunft erschien ihr zu glänzend und die Gegenwart plötzlich dunkler als dunkel. Ihr schwindelte; sie griff mit der Hand um sich und klammerte sich an die Tischkante.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Lena?"

„O madame!"

„Um Gottes willen, Lena!"

Wie hinter einer dicken Wand hörte sie das Lachen der Signora ersterben, sie fühlte sich vom Arm ihres Mannes umfaßt — alles dunkel, alles dunkel — es stieg ihr ein Knäuel in den Hals, würgte sie und ließ sie nur zitternd und mühsam atmen.

„Oh" — sie holte stöhnend Atem; jetzt sah sie wieder. Langsam wich die Angst, es wurde ihr besser.

„Hast du mich erschreckt, Lena!" Bredenhofer sah ihr mit einem eigentümlich unruhigen, forschenden Blick in das blasse Gesicht. „Trink einmal!" Er hielt ihr das Weinglas an den Mund.

Mit Ekel stieß sie es zurück. „Ich kann nicht trinken," sagte sie mühsam, und dann zwang sie sich zum Lächeln. „Ich danke, es geht mir wieder ganz gut!"

Aber es wollte doch keine rechte Fröhlichkeit mehr in Fluß kommen; die Diva gähnte, und Bredenhofer machte ein beklommenes Gesicht. Nur Reuter säuselte in seinem Enthusiasmus fort; es war ihm

Aus unserer Studienmappe:



Frühling im Walde.
Nach einer Liebhaberphotographie von Dr. Blümel in Berlin.

gar nicht nach Wunsch, daß die anderen schon aufbrachen.

Lena atmete wie erlöst, als ihr draußen die Nachtluft um die Schläfen wehte. An der Ecke der Linden trennte man sich.

„Also, Madame, ich werde von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen," flüsterte Lavallo mit einem Handkuß. „Bald, sehr bald — o welcher Genuß, Sie zu hören!" Er legte die Hand auf die Brust, klappte die Augen melancholisch auf und zu und verbeugte sich tief und feierlich.

„Was wollte der Mensch?" fragte Bredenhofer seine Frau, als die perlende Lachsalve der Signora hinter den Bäumen verklungen war und auch Reuter sich verabschiedet hatte.

„Er will uns besuchen," antwortete sie mit einem leichten Herzklopfen, „er will mich singen hören."

„So," sagte er gleichgültig, wippte mit dem Stöckchen nnd sah den breiten Mondstrahlen nach, die sich über Firste nnd Wände ergossen und in silbernem Strom übers Trottoir fluteten.

Seine Gleichgültigkeit war ihr unangenehm, mit Schmerz empfand sie's, er hatte nicht mehr die alte Teilnahme für ihre Kunst. „Jawohl," beharrte sie mit einiger Gereiztheit, „er will mich singen hören, er zeigt eben großes Interesse. Vielleicht, daß er mich engagieren will für seine Tour nach Rußland." Mit gespannter Miene sah sie ihren Mann an — was würde er sagen?

Der lachte laut auf. „Warum nicht gar? Haha, Unsinn!"

Sein Lachen beleidigte sie; sie antwortete nichts darauf, aber sie ging stumm und verstimmt an seinem Arm weiter. Ohne Glanz glitt ihr Blick über die einsame, nachtstille Straße und dann hinauf zum Himmel. Die Sterne konnten sich nicht geltend machen neben dem vollen, alles überstrahlenden Mondlicht, sie blinzelten und zitterten; aber da — da — der eine zuckte und wackelte, und nun schoß er wie ein goldener Funke hinab ins Bodenlose. Eine Sternschnuppe.

Lena drückte rasch die Hand aufs Herz — jetzt etwas wünschen, schnell einen großen heißen Wunsch, und er war erfüllt. Es fiel ihr nichts ein.

Da — der Stern war längst gefallen.

XIII.

Lena ging hocherregt in ihrem Zimmer auf und nieder. Der Flügel stand geöffnet, Notenblätter waren zur Erde geweht unter den zurückgeschobenen Klavierstuhl.

Hier, hier war er aufgesprungen in hellem Entzücken, hatte ihr begeistert die Hände geküßt und seine Melancholie ganz vergessend, enthusiastisch gerufen: „O dieser charme — Madame, Sie sind ganz, was ich suche!"

Die junge Frau hielt mit dem Auf- und Niedergehen inne; sie blieb stehen, preßte beide Hände an ihre glühenden Wangen und starrte wie traumverloren zu Boden. In ihren Ohren klangen seine Worte nach, er hatte ihr so viel Angenehmes und Schönes gesagt; mit lechzenden Lippen hatte sie seine Anerkennung eingesogen — o, that das gut!

Sie sah sich schon auf dem Podium, zu Füßen die lauschende Menge — Laute der Bewnnderung, auch in fremder Sprache verstanden, schlugen an ihr Ohr — wie sie klatschten, und welch seliges Gefühl, sich dann zu verbeugen!

„Sie müssen ein einfaches weißes Kleid tragen, ganz simpel, ganz schlicht, und das Haar so, so!" Mit einer raschen Handbewegung hatte ihr Lavallo die Locken wild in die Stirn gestrichen, dann wies er lang den Rücken hinunter: „Und Zöpfe, ganz echt, ganz deutsch! Sie heißen ‚Fräulein', wir machen das so, das ist besser; niemand gibt Ihnen mehr als sechzehn. O, Sie werden wirken!" Er hatte sich die Fingerspitzen geküßt und dann seinen schwermütigsten Augenaufschlag gethan: „Sie rühren!"

Eine unbeschreibliche frendige Erregtheit durchzitterte Lenas Nerven, ein Gehobensein war in ihr, das sie alles Nächstliegende vergessen ließ. Sie lief wieder in der Stube umher mit den flüchtigen Schritten eines Rehes, sie rückte hier, sie rückte dort, kroch unters Klavier und las die Notenblätter zusammen, und wußte doch selbst nicht, was sie that.

Sie zog die Schublade im Schreibtisch auf, in der sie ihre Wirtschaftskasse verwahrte, und zählte und zählte; es waren nur wenige Groschen mehr drin, aber was machte das? Bald, bald hatte das ängstliche Rechnen ein Ende, Lavallo schlug glänzende Bedingungen vor. Ihre Brust

hob und senkte sich rasch unter einem befreienden Atemzug — wenn doch Richard nach Hause käme! Er war in den Kunstsalon Unter den Linden gegangen, wo sein Bild aushing.

Jetzt kam er; sie hörte seinen Tritt auf der Treppe, lief und riß rasch die Entreethür auf. Verwundert sah er sie an.

„So heiß, so rot, Lena?"

Sie hing sich an ihn und zog ihn in die Stube; in ihrer Herzensfreude wartete sie nicht, bis er Hut und Stock abgelegt hatte, sie sprudelte ihm gleich die ganze Geschichte entgegen.

Mit hochgezogenen Augenbrauen hörte er sie an, dann tippte er sie auf die Stirn: „Lena, Schatz, ist's da drinnen nicht ganz richtig? Was — mit Lavallo nach Petersburg? Haha!" Er lachte, wie er vorgestern Nacht auf der Straße gelacht hatte.

Sie ließ sich nicht beirren; mit der größten Ernsthaftigkeit trug sie ihre Sache vor, die Wiederholung machte ihr die Aussicht noch reizvoller. Wie eine Landschaft bei öfterem Sehen immer neue Schönheiten offenbart, so war es mit Lavallos Vorschlag; sie verliebte sich unausgesetzt mehr und mehr in denselben. „Und denke," schloß sie mit hochroten Wangen, „was aus mir wird! Wie wird das unsere Verhältnisse aufbessern und uns den Verwandten gegenüber eine andere Position geben. O Richard, ich freue mich so!" Sie drückte seine Hand gegen ihr klopfendes Herz.

„Und du denkst, ich werde dich gehen lassen?" murrte er zwischen geschlossenen Lippen. Das Rot des Unmuts stieg ihm in die Stirn und färbte seine Wangen mit ein paar abgezirkelten Flecken.

Sie sah ihn groß an. „Du wirst — du mußt — natürlich!"

Jetzt lachte er wieder, aber es war nicht das Lachen ungläubigen, gutmütigen Spottes, eine böse Gereiztheit klang durch. „Niemals," sagte er, „niemals. Das sind Verrücktheiten; du bist meine Frau und gehörst zu mir. Wenn der Lavallo noch einmal kommt, weise ich ihm die Thüre. Ich werfe ihn heraus," setzte er heftig aufbrausend hinzu.

„Das wirst du nicht thun," rief sie außer sich.

„Ich thue es!"

„O du — du!" Sie hob leidenschaftlich die Hände. „Willst du mich einsperren? Gib mir meine Kunst wieder, meinen Gesang, meine frohen Mädchenstunden! Meinen Bruder hast du mir genommen, mein — mein — und jetzt auch —" Sie brach schluchzend ab.

„Sprich es aus," sagte er heiser und faßte ihre Handgelenke. „Was hab' ich dir genommen? Deinen Bruder und dein — dein —" er drückte fester — „sag's!"

„O nichts, nichts!" Sich besinnend sah sie in sein Gesicht, es blickte sie an mit einem Ausdruck unbestimmter, zerfahrener Qual.

Er ließ ihre Handgelenke los und wandte sich ab. „Du willst es mir nicht sagen, aber ich weiß es — ich habe dein Glück genommen!" Mit schleppendem Schritt ging er zur Stubenthür, er sah aus wie ein alter Mann, so unsicher die Beine, so haltlos der Rücken.

„Richard, Richard!" Sie stürzte hinter ihm drein mit jammervollem Weinen, sie hielt seinen Rock fest: „Richard, sei mir nicht böse, ich — ich —" Sie hielt jäh inne, und dann stieß sie es doch hervor in überquellender Pein: „Ich bin unglücklich!"

Das Wort war entflohen; eine bange schreckliche Pause entstand.

„Nein, nein!" schrie sie, als er stumm mit bleichen, zuckenden Lippen auf sie blickte. „Es ist nicht wahr — nicht wahr — ich liebe dich — ich liebe dich!" Sie verbarg ihr Gesicht an seinem Rock.

So standen sie, nahe bei einander, und doch eines ohne das andere zu umfassen. Es streckte sich etwas zwischen sie und rückte Brust von Brust; es reckte sich etwas über sie und beschattete ihre Gesichter, daß sie einander nicht mehr deutlich sahen. Es war so klein gewesen, und schon wurde es größer und dehnte seine schwarzen Fittiche. Sie konnten es doch nicht greifen. Sie standen nur und schauderten.

„Nun, Kinder, so stumm?" fragte Frau Langens Stimme von der Thür her. Sie war eingetreten, und die beiden hatten es gar nicht bemerkt. „Was habt ihr denn? Lieber Gott, es ist doch nichts passiert?" setzte sie ängstlich hinzu.

„Mutter!" Mit einem Ruf der Erlösung eilte Lena auf die Frau zu.

„Was ist denn? Was ist denn?" Frau Langen sah sich unruhig um; dieses thränen-

feuchte Blicken der Tochter, das Vibrieren ihrer eiskalten Hand sagten genug; sie war sofort mit unglücklich.

„Ach, ach," jammerte sie, „was ist denn geschehen? So sagt mir's doch!"

Das fehlte auch noch! Bredenhofer biß sich den Schnurrbart und fuhr sich nervös durchs Haar. „Nichts ist passiert. Ich bitte dich, liebe Mama, Lena hat verrückte Ideen, die ich nicht gutheiße."

Lena zuckte zusammen, aber sie sprach nicht; sie ließ ihrem Manne das Wort. Während er erzählte, schmiegte sie sich fester an die Mutter und umklammerte deren Hand wie Beistand erheischend.

Frau Langen hörte mit offenem Munde zu; das zarte mädchenhafte Rot auf ihren Wangen kam und ging. Als Bredenhofer schloß: „Es ist lächerlich, so wie ich mein Bild verkaufe, sind wir aus jeder Bedrängnis; und es wird in den nächsten Tagen der Fall sein, eben sprach ich noch gute Bekannte" — nickte sie dem Schwiegersohn befriedigt zu; es war das erste Mal, daß sie ihm Recht gab. „Es ist ganz in der Ordnung, daß du es nicht zugibst," sagte sie, „meine Tochter ins wildfremde Rußland — oh!" Sie hob abwehrend die Hände; und dann sich zu Lena wendend: „Was würde Fritz sagen, ich bitte dich! Du solltest deinem Manne dankbar sein, daß er dir diese dumme Geschichte verweigert; er thut's doch nur aus Liebe!"

Mit einer trotzigen Gebärde warf Lena den Kopf herum, sie wollte erwidern — da — die Klingel draußen gellte, schon streckte Greie den Kopf in die Stube: „Besuch — die Frau Doktor!"

„Um Gottes willen, die Allenstein!" Frau Langen sah umher wie eine Maus, die den Ausweg aus der Falle sucht. „Kommt die auch gerade — Lena, trockne dir die Augen — schnell — man sieht's, daß du geweint hast!"

Mit ungeheuchelter Freude ging Richard der Schwester entgegen; sie war wochenlang nicht dagewesen, er begrüßte sie mit einem Kuß.

Auch Lena gab sich Mühe, freundlich zu erscheinen, aber ihr Lächeln war verzerrt. Frau Langen sah besorgt die Tochter an, sie saß wie auf Kohlen; wenn die Allenstein nur nichts merkte! Sie begann eine lebhafte Unterhaltung, mehr Interesse an dem Ergehen von Frau Allenstein zeigend, als je zuvor. Wie ein geschickter Fischer stellte sie ein Netz von Fragen aus über das Ergehen der Frau Doktor, über den Erfolg ihrer Badereise, das Befinden des Herrn Gemahls und so weiter; sie suchte in mütterlicher Verteidigungsweise die Einsilbigkeit und Verstörtheit der Tochter zu decken.

Es half alles nichts, Frau Allenstein hatte scharfe Augen und eine nervöse Feinfühligkeit für zugespitzte Situationen. „Bist du nicht wohl, liebe Lena?" fragte sie. Und als diese mühsam hervorwürgte: „O doch," wandte sie sich zum Bruder. „Richard, ich finde, deine Frau sieht sehr angegriffen aus!" Sie ließ einen frauenhaften Kennerblick über Lenas Gestalt streifen: „Sie hat Schatten unter den Augen und bleiche Lippen; du solltest einmal Karl konsultieren. Sie muß viel Milch trinken, vielleicht auch Malzpräparate nehmen!" Dann klopfte sie Lenas Hand: „Ja, ja, das macht sich schon alles — nur Mut!"

„Ich weiß nicht, was du willst" — Lenas Gesicht wurde von einem dunklen Purpur überzogen — „ich bin ganz gesund. Was mir fehlt, gibt mir doch keiner," setzte sie halblaut, wie unwillkürlich hinzu.

„Du bist auf falscher Fährte, liebe Susi," sagte Bredenhofer; er achtete nicht auf das mahnende Zupfen der Schwiegermutter, es war ihm eine Wohlthat, sich Luft zu machen. Der Ärger über Lena übermannte ihn. „Meine Frau ist nicht krank, sie ist unvernünftig. Jetzt, wo sich uns durch mein Bild die schönste Zukunftsaussicht eröffnet, bekommt sie, aufgestachelt durch die Einblasungen eines ganz nichtigen Patrons, die Idee, als Sängerin öffentlich zu glänzen. Ich hätte das nie zugegeben; für mich, für mein Haus mag sie ihre Kunst ausüben, aber weiter — o nein!" Er schüttelte fortgesetzt den Kopf.

„Und — und —" Lenas Lippen zitterten, sie konnten kaum die Worte formen — „und — und — wer hat immer von meinem Stern gesprochen, an den zu glauben mir vorgeredet? Du, du! Und jetzt auf einmal nicht mehr! Warum nicht? Weil sie alle gegen mich sind, dich hetzen. Du liebst mich nicht mehr!" Sie brach in fassungsloses Schluchzen aus.



Stilleben. Nach dem Gemälde von Marie Rul.

Frau Allenstein zuckte die Achseln und suchte den Blick des Bruders, als wollte sie sagen: Siehst du, hab' ich dich nicht gewarnt? Dann legte sie in einer Mitleidsauswallung den Arm um die Schultern der Schwägerin: „Weine dich nur aus! Ihr werdet euch schon wieder vertragen, ich werde Richard gut zureden."

Das war Frau Langen außerm Spaß; sie war gewiß eine schüchterne Natur, aber, Gott sei Dank, ihre Tochter hatte noch keinen fremden Schutz nötig! Da war sie auch noch da. Entschlossen erhob sie sich und zog Lena mit sich. „Lassen Sie meine Tochter nur, Frau Doktor, lassen Sie nur! Ich verstehe Lena am besten. Wenn sie weint, wird sie wohl ihre Gründe haben. Komm, mein Kind!"

Frau Allenstein stieß ein kurzes verlegenes Lachen aus. „Bitte, o bitte, gnädige Frau! Solch verwöhnte kleine Prinzessin!"

„Aber Mama — aber Susanne?!" Bredenhofer sah hilflos von einer der Frauen zur anderen, die Situation war ihm höchst unsympathisch. Die erregten Mienen der beiden, Lenas verschwollenes, verweintes Gesicht beleidigten sein Schönheitsgefühl. „Es ist gräßlich," stöhnte er und stemmte den Arm auf den Tisch.

„Armer Bruder," sagte Susanne und streichelte ihm die Haare.

„Armes Kind," sagte Frau Langen und führte die Weinende zum Nebenzimmer.

Bredenhofer rührte sich nicht, er hatte kein Wort der Beruhigung für seine Frau. „Ein Unsinn — unerträglich," brummte er, „mein Bild macht alles glatt!"

Auf der Schwelle strauchelte Lena; sie hob plötzlich das Gesicht aus dem Taschentuch, das ihr die Mutter vorgehalten, und drehte sich nach der Schwägerin um. „Du — du," sagte sie drohend — „ihr alle — ihr alle!" Finster glitten ihre Blicke von Susanne zu Richard. „Hör' auf die," rief sie sinnlos heftig mit einem gellenden zerbrochenen Klang in der Stimme, „die mordet unser Glück! Ihr seid alle schuld!" Sie stieß die Mutter zurück, ging allein ins Nebenzimmer und verschloß die Thür hinter sich.

Frau Langen starrte mit einer verdutzten gekränkten Miene die geschlossene Thür an; dann wurde sie blutrot im Gesicht. Unsicher, scheu sah sie nach dem Sofa. „Ich will auch gehen, empfehle mich," sagte sie gedrückt.

Der Schwiegersohn hielt sie nicht zurück; gleich darauf hörte man die Korridorthür. Die Geschwister waren allein.

„Was war das? Haha!" Frau Allenstein sah sich verstört im Zimmer um, blickte den Bruder an; der saß da, das Gesicht mit der Hand beschattend. Sie brach in ein hysterisches Schluchzen aus. Diese Scene mit ihren brutalen Anschuldigungen war in der That zu viel für ihre schwachen Nerven.

„Daß du so etwas duldest!" stöhnte sie hinter dem grellgeränderten seidenen Taschentuch. „O meine Nerven! Was wird Karl sagen?"

Frau Susanne fragte wenig nach ihrem Manne, aber in Hauptmomenten führte sie ihn doch ins Treffen.

„Karl wird außer sich sein. Es ist unerhört! Das hat man für seine Liebe — alles thut man aus Liebe — das ist der Lohn!" Sie schluchzte krampfhaft und fuhr sich nach dem Herzen. „Wie mein Herz klopft; es springt! Ich soll mich nicht aufregen — o — o!"

Dem Bruder wurde angst; er rückte ihr nahe. „Susi, liebe Susi, um Gottes willen, es thut mir so schrecklich leid!"

Sie ließ den Kopf schwach an seine Schulter sinken und schloß die Augen.

„Ich bitte dich, sage nichts zu Karl," flüsterte er — „Lena meint es wirklich nicht so, du mußt sie entschuldigen — sie ist jetzt etwas erregt — und dann der Einfluß der Schwiegermama — verzeih' ihr, liebe Susi!" Er küßte die Schwester und streichelte ihr die kunstvoll toupierten Haare.

„O du armer Junge!" Susanne weinte jetzt wirkliche Thränen. „Hab' ich's nicht gesagt, nicht vorher gewußt?" Sie hob den Kopf, legte ihm beide Hände ums Gesicht und sah ihn kummervoll an. „Mein Stolz, mein Richard!" Lange versenkte sie sich in seinen Anblick, wie eine bekümmerte Mutter in den des verlorenen Kindes. „So etwas — diese unvernünftige kleine Frau," fuhr sie plötzlich auf, „dich so zu hemmen, dir das Leben zu verbittern! Blutige Thränen könnte man —"

Sie fuhr nervös zusammen, es hatte

geklopft. Da stand auch schon Grete in der Thür; sie wartete nie auf das ‚Herein‘. Unter der gekräuselten Stirnmähne war sie dunkelrot. Das war ihr doch außerm Spaß, sie hatte noch nie bei einer Herrschaft gedient, bei der der Schlächter um sein Geld mahnen kam. Wenn auch das Jahr noch nicht um war, sie beschloß zu ziehen; einzig wenn man ihr zwanzig Mark zulegte — dann vielleicht?! Man hat doch auch seine Ehre.

Sie drehte das verfettete Metzgerbuch zwischen den Fingern und hielt es dann wie ein mene tekel in die Höhe.

„Der Schlächter,“ sagte sie mit einem impertinenten Ausdruck, „er hat für drei Monate zu kriegen. Un denn wollte ich auch sagen, daß ich zun ersten ziehe, heut is der fufzehnte!“

„Sie werden doch nicht?“ Bredenhofer war sehr erschrocken; Grete hatte immer ein ordentliches Essen auf den Tisch gebracht, große Braten, wie er sie liebte, schon zum Frühstück saftiges kaltes Fleisch, und zwar nie mehr als zweimal von demselben. „Sie werden doch nicht ziehen?“ wiederholte er noch einmal. „Es hat Ihnen doch kein Mensch was in den Weg gelegt!“

„Ne — aber —“ Grete fühlte, daß ihre Aktien stiegen; sie setzte eine sehr dreiste Miene auf.

Frau Allenstein hatte nach dem verfetteten Buch gegriffen, mit spitzen Fingern durchblätterte sie's. „Was — was? Die Woche für zwanzig Mark Fleisch? Macht den Monat achtzig Mark! Hier sind Summa Summarum ungefähr dreihundertzwanzig Mark notiert. Das ist unerhört viel für den kleinen Haushalt!“ Sie sah das Mädchen scharf an.

„Nanu, denken Sie vielleicht, Madame, ich hab't jestohlen?“ Grete war im höchsten Grade empört. „Da können Sie bei meine andre Herrschaften fragen, nie is was passiert, allens habe ich unterjehabt. Aber freilich, so lange hat der Schlächter auch nie zu warten jebraucht!“ Sie verzog höhnisch das Gesicht. „Was soll ich dem Mann nu sagen, Herr Bredenhofer?“

„Ich bringe das Geld gleich selbst heraus. Gehen Sie nur!“ Bredenhofer war sehr erregt; die Hand, die der Schwester das Buch abnahm, zitterte. Er ging an den Schreibtisch und suchte die Wirtschaftskasse seiner Frau; mit einer kläglichen Gebärde schüttelte er das magere Portemonnaie aus, nur ein paar Mark in kleiner Münze kollerten heraus. „Es ist schrecklich; wo Lena nur all das Geld läßt?“ Er drehte die eignen Taschen um und um. „Wie fatal, ich bringe im ganzen nicht mehr als fünfzig Mark zusammen — der Mann muß noch warten. Ich begreife nicht, wie man so viel veressen kann! Unangenehm, sehr unangenehm!“ Unausgesetzt die Farbe wechselnd, ging er zur Thür.

„Richard,“ rief Susanne leise, „Richard, warte mal! Du mußt den Schlächter bezahlen, sofort,“ sagte sie entschlossen. „Schon des Mädchens wegen; die Person ist unverschämt. Hier —“ sie zog ihr angeschwollenes Portemonnaie aus der Tasche und öffnete es — „ich wollte bei Gerson bezahlen; aber nun lasse ich's noch. Hier hast du dreihundert Mark; werde den Mann los!“

„Susanne!“ Weiter sagte Bredenhofer nichts, aber man merkte es ihm an, ihm fiel eine Last vom Herzen. Er eilte hinaus und kam nach ein paar Augenblicken pfeifend wieder herein. Sein Gesicht war aufgeklärt, keine Sorgenfalte mehr auf der Stirn.

„O du Gute!“ Er setzte sich dicht neben die Schwester und lächelte sie an. „Wie nett von dir; du bist doch die Beste! In ein paar Tagen zahl' ich dir's zurück; du mußt wissen, mein Bild wird sich brillant verkaufen. Freilich —“ er rieb sich die Stirn — „am 1. Oktober geht ein tüchtiger Batzen für die Miete drauf — aber, bah! Nur keine Angst! Das Bild erzielt einen famosen Preis, ich bin sicher. Ein Glück, daß wir das in Aussicht haben, ich wüßte sonst wahrhaftig nicht — weißt du, Susi, ich habe nie geglaubt, daß man so viel zum Leben braucht! Hätte ich als Junggeselle an eine so baldige Heirat gedacht, ich hätte etwas mehr gespart.“

„Sie war deine größte Thorheit,“ sagte Frau Allenstein.

„O, das mußt du nicht sagen! Nein, o nein! Lena ist so lieb und gut, sie kann so reizend sein — ja, wirklich, sehr reizend! Sie ist hübsch, klug, anmutig und — und —“ Er schwieg; weiter wußte er nichts zu sagen.

„Und macht dich nicht glücklich," ergänzte die Schwester bitter. „Sie ist unpraktisch, kindisch, eigensinnig. Sie macht dir Scenen, sie quält dich. Was hast du für eine Häuslichkeit? Aber von nun an werde ich mich kümmern — ich! Ich fühle die moralische Verpflichtung. Darf so etwas mit dem Schlächter vorkommen? Als Künstlernatur kannst du dich um dergleichen nicht kümmern, aber sie, sie! Ich sage es noch einmal, ich sage es im ahnungsbangen Gefühl meiner großen Liebe zu dir: Diese Heirat ist dein Unglück!"

Bredenhofer widersprach nicht mehr.

XIV.

Es ist Herbst; Herbst draußen. Und drinnen — ist es noch Frühling, Liebesfrühling, Lebensfrühling?

Kalt, unliebenswürdig pfeift der Wind über die abgelegene Elsholzstraße. Jetzt, wo der Botanische Garten des vollen Grüns entkleidet ist, wo die zwitschernden Vögel verstummen und der Himmel umzogen und kühl herniederblickt, hat es keinen Reiz mehr, oben im vierten Stock am Fenster zu stehen und die weite Aussicht zu genießen. Die Bäume haben wohl noch Blätter, aber die sind bräunlich und verschrumpelt; das Sommerlaub ist weg, mit ihm die Freudigkeit.

Langweilig, nüchtern dehnt sich die kahle Backsteinmauer des Parks, und die Türme und Dächer verschwimmen in der Ferne im nassen Nebel.

Bredenhofer war in seinem Atelier und starrte wie ein Irrsinniger in die Kiste, die geöffnet vor ihm stand. Da lag, sorgfältig angeschraubt, die Ecken mit Papier umwickelt, sein Bild. Zurück — zurück — sein Bild — war's möglich?!

Er griff zum so und so vieltenmale nach dem Zettel, der dabei lag, und las ihn zum so und so vieltenmal; eine Rechnung war's. Die Zeit, in der sein Bild ausgestellt gewesen, war genau auf Tag und Stunde berechnet, und darunter hatte der Besitzer des Kunstsalons bemerkt, daß er gern ein andermal zu Diensten sei, dies Bild aber lediglich Herrn Dr. Reuter zuliebe genommen, sich gleich nichts von ihm versprochen habe und es jetzt als unverkäuflich zurückschicke.

„Bin ich verrückt?" Bredenhofer schrie es laut; er faßte sich an den Kopf und rannte vor der Kiste auf und nieder, um dann plötzlich wieder still zu stehen und hinzustarren, zu starren, bis ihm der Schweiß auf die Stirn und das Wasser in die Augen trat.

„Ich bin verloren," sagte er tonlos; und dann lachte er grell, daß es von den Wänden widerschrillte. Er hustete dumpf und hielt sich die Brust dabei; er fühlte sich plötzlich so elend, jeder Kraft beraubt, zum Sterben müde. Das machte die Hoffnungslosigkeit.

Alles ekelte ihn an, alles grinste ihn an; der graue Tag da draußen, das bleiche Licht, das hier drinnen auf den Fußboden fiel und dort in die Ecke der leeren Leinwand auf der Staffelei einen blassen Kringel zu malen versuchte. An den farblosen Wänden grinsten die Studien und Skizzen; hätten sie Zungen gehabt, sie hätten sie herausgestreckt.

Und in jener Ecke — da — da — stand etwas und sah ihn an aus weiten, leeren Augenhöhlen — es war ein Blick, der das Blut erstarren macht und doch in einem ungeheuren Angstgefühl das Herz zu rascherem Klopfen antreibt.

„Schulden — Schulden," sagte es und grinste auch. Und dann kam es näher und verkroch sich in die Kleider des Mannes und verkroch sich in jede Falte seiner Seele.

Er war blaß. „Was wird Lena sagen?" murmelte er. Eine ungeheure Pein überkam ihn bei dem Gedanken an ihre Thränen, an die Thränen der Schwiegermutter. Und zugleich packte ihn eine unbändige Wut. Zertrümmern, zertrümmern! In Stücke schlagen, in Fetzen gehen!

Er sah sich um, was er fassen könnte. Da lag das Stemmeisen, mit dem er die Kiste geöffnet; der Portier hatte es geborgt. Er nahm es auf und wog es in der Hand — gar kein schweres Ding und doch mächtig genug zum Zerstören. Er ließ es niedersausen, daß der Rahmen krachte und die Leinwand des Bildes mitten durchriß. Es war ihm eine Wonne, drauf los zu hauen und zu stechen; keine Stelle sollte ganz bleiben, kein Überbleibsel ihn noch an diese Stunde erinnern — alles vergehen, alles!

Er hielt endlich inne, er war erschöpft. Stöhnend sank er auf den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die feuchtgeschwitzten Haarringel fielen ihm über die wachsbleichen Finger; er kroch ganz in sich zusammen, er kam sich so gedemütigt, so ungerecht mißhandelt vor.

Was nun? Zum 1. Oktober hatte er keine Miete gezahlt, er war sie noch schuldig — auf das Bild hin leichten Herzens schuldig geblieben.

Dreihundert Mark waren an Frau Allenstein zurückzugeben — lachend hatte er sie auf das Bild verwiesen.

Lena würde kommen und Wirtschaftsgeld verlangen, hatte es schon verlangt — er tröstete sie mit dem Bilde. Er wußte es, sie hielt sich an die Mutter, die half ihr einstweilen aus. Die arme Frau gab, was sie von ihrem Einkommen entbehren konnte; sie gab ohne jeden Vorwurf, nur mit einer stillen leidenden Duldermiene — o Scham!

Bredenhofer schüttelte sich wie im Krampf; und dann saß er eine lange Weile regungslos, stumpf wie ein Idiot — „ja, wie ein Idiot," sagte er sich selbst. Er konnte nicht mehr fühlen, nicht mehr denken. Ein stupides Brüten hatte sich seiner bemächtigt.

Endlich ließ er die Hände vom Gesicht gleiten, sein glanzlos, ziellos umherirrender Blick fiel auf das zertrümmerte Bild in der Kiste; er sah darauf hin, als müsse er sich erst besinnen, und dann sprang er mit einem Wehlaut auf. Er griff sich in die wilden Haare und riß daran, er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und fiel mit einem Krach vor der Kiste auf die Kniee. Da lag er und versuchte mit zitternden Händen die Fetzen aneinander zu fügen — nutzloses Bemühen, ein unheilbarer Riß spaltete klaffend den Himmel voneinander; dem Vogel, der sich stolz ins leuchtende Rot schwang, fehlten die Flügel.

„Mein Bild, mein Bild — meine Hoffnung, meine Hoffnung!" Er hockte auf dem Boden, ein zusammengebrochener Mensch, und wimmerte.

Es war kalt im Atelier, noch kein Feuer im Ofen. Draußen fegte der rauhe Wind vorüber und drückte gegen die Scheiben, als wollte er sie einpressen. Irgendwo kreischte ein verrosteter Riegel; unten, drei Treppen, klapperte die Eisenstange der Markise am Balkon, oben auf dem Boden stand eine Luke offen, das Fensterchen wurde hin und her geworfen. Eine trostlose Musik; die Musik des Winters, der nun bald kam und alles Leben einsargte.

Schauer auf Schauer lief dem Einsamen über den Rücken. Seine Hände waren erstarrt, seine Füße auch, es fröstelte ihn so, daß seine Zähne aufeinanderschlugen; und trotzdem litt er unter Hitze. Wie eine Schneelast senkte sich's auf ihn nieder; ein ungeheures weißes Tuch fiel langsam vom Himmel, durchbrach das Dach des Hauses, die Decke des Zimmers, und senkte sich über ihn, unlüftbar, unabschüttelbar. Ein Leichentuch.

„Ha!" Der Unglückliche ächzte, er schlug angstvoll um sich — er entrann dem nicht mehr. Eine Todesahnung durchschauerte ihn; eine Ahnung, die ihm nie gekommen war, solange er hoffte. Aber jetzt —?!

„Sterben — sterben — dir wär's am besten," flüsterte eine Stimme in ihm. Er streckte den Arm aus und hob die Hand gegens Licht; da pulste noch so viel Blut drin, da klopfte noch so viel Leben und verlangte sein Recht. Nein, nicht sterben; o nein!

Er sprang plötzlich aus seiner hockenden Stellung auf; die Füße waren ihm eingeschlafen, er konnte kaum treten. Vorsichtig schritt er hin und her, um das Blut wieder in Gang zu bringen; mit dem zurückkehrenden, gleichmäßig flutenden Strom fühlte er eine belebendere Ahnung. Noch war nicht alle Hoffnung verloren. War es nicht fast allen bedeutenden Männern so ergangen? Hatten sie nicht durch die tiefsten Tiefen gehen müssen, Enttäuschung auf Enttäuschung erleiden, bis ihr Genie sich Bahn brach und in unbestrittener Glorie leuchtete?

Magnetisch hingezogen trat er vor den Spiegel. Ein düsteres, blasses Gesicht mit übernatürlich großen Augen sah ihn an — ein bedeutendes Gesicht, das war nicht zu leugnen. Hier die finstere Falte zwischen den Augenbrauen sprach von Denken.

Bredenhofer lächelte und wischte sich über die Falte; das Spiegelbild that desgleichen und lächelte auch.

„Nein," sagte er laut, „nur nicht den Mut verloren! Wozu hat man seinen Stern? Ich werde mich schon durchbeißen." Er nickte seinem Spiegelbilde zu, dann

Aus unserer Bildermappe:



Brunnenfigur von A. Calandrelli an der von der Heydtstraße in Berlin.

griff er nach Hut und Paletot, die in der Ecke hingen. „Ich will zu Reuter gehen; es wird mir gut thun, mit einem Menschen zu sprechen, der an mich glaubt."

Leise öffnete er die Atelierthür, schlich durch den Korridor und tappte eilig die Treppe hinunter. Ein Glück, daß Lena nicht das Zertrümmern des Bildes gehört hatte, nicht gekommen war, ihn nicht gefragt hatte! Er wäre grob geworden, aus Verzweiflung und aus — Scham. Ja, aus Scham! Er schämte sich, ihr sein Fiasko einzugestehen; wenn er an ihre verwunderten fassungslosen Blicke dachte, setzte sein Herz den Schlag aus. Und dann ihre Thränen! Sie hatte seit letzthin Augen wie ein wundes Reh.

Wie ein Dieb stahl er sich zum Hause hinaus. Draußen empfing ihn schneidende Luft; erlöst, in durstigen Zügen atmete er sie ein.

* * *

Lena hatte wohl den Lärm, das Krachen im Atelier ihres Mannes gehört; einen

Augenblick kam ihr der Gedanke, hinüberzugehen und zu fragen, was geschehe. Aber sie war müde und matt; eine starre Gleichgültigkeit lähmte ihre Glieder und machte ihr schon das Aufstehen vom Platze, wo sie nun einmal saß, lästig. Das war jetzt immer so.

Sie hatte ja auch so wenig zu thun. Frau Allenstein kam jetzt alle Tage, stöhnte über die Treppen und ihre Angegriffenheit; aber sie kam doch. Sie führte den Haushalt; am 1. Oktober war Grete abgezogen, Frau Allenstein hatte die neue Magd ins Haus gebracht, eine Unschuld vom Lande, die mit schweren Schuhen trappste, nichts verstand und alles hinwarf. Aber sie war ehrlich und ließ sich von Frau Doktor willig kommandieren.

Es war eine ungemütliche Existenz. Täglich war das Fleisch angebrannt und die Suppe versalzen — Bredenhofers empfindlicher Hals litt darunter, er hörte auf zu essen — aber Lena sagte nichts. Sie hatte ja nichts mehr im eignen Haushalt zu befehlen.

„Wie kannst du dir das gefallen lassen?" jammerte Frau Langen. „Diese unverschämte Frau! Sie herrscht ja ganz und gar, sie kommandiert nicht nur das Mädchen, sie kommandiert Richard, sie kommandiert dich! Es hört alles auf — entsetzlich, traurig!"

„Ja, traurig," sagte Lena eintönig. „Laß nur, Mutter, laß sie nur; mir ist alles egal."

Frau Allenstein behandelte die Schwägerin, wie man ein unmündiges Kind behandelt, das noch dazu krank ist. Sie sagte: „Liebe Lena, laß dieses, laß jenes, du verstehst es nicht, mein Kind; ich mache das schon!" Und dann rauschte sie in die Küche und gab Anweisungen und regierte — bis ins Zimmer hörte Lena jeden Ton der scharfen Stimme und fuhr zusammen — und kam mit hochroten Backen wieder herein und ließ sich erschöpft in die Sofaecke fallen.

Zuweilen auch strich sie Lena übers Haar; diese erschauerte jedesmal unter der Berührung der kalten Finger. Frau Allenstein hatte der Schwägerin gereizte Ausfälle nicht nur verziehen, nein, auch vergessen.

„Richard zuliebe," wie sie sagte, „denn was vermag die Liebe nicht?"

Susannens Nerven bedurften der Abwechselung. Es war ihr etwas Neues, im Hause des Bruders zu wirtschaften; sie that es mit Eifer und regte sich gern über Kleinigkeiten auf. Sie gewann die Schwägerin ordentlich lieb, die ihr diese Emotion verschaffte und selbst so still in ihrem Sessel kauerte.

Der alte, lederbezogene Sessel aus dem Elternhause, der war Lenas Lieblingsplatz. Da kauerte sie auch heute, hatte die Wange an das Seitenpolster geschmiegt und hielt die Augen geradeaus gerichtet. Gott sei Dank, Frau Allenstein war heute schon dagewesen, die kam nicht wieder! Sie hatte das Mittagessen eingerichtet und einen ganzen Pack Besorgungen mitgebracht. Lena wäre gern ein wenig ausgegangen und hätte in den hübschen Läden kleine Einkäufe gemacht; aber erstens bedachte schon Frau Allenstein das Nötige, und zweitens hatte sie selbst gar kein Geld, nicht eine einzige lumpige Mark. Gestern schon hatte sie Richard um Geld gebeten, vorgestern, vorvorgestern — er hatte sie vertröstet. Und die Mutter mochte sie nicht mehr bitten.

„Du brauchst ja auch nichts, liebe Lena," hatte die Schwägerin gesagt, „du siehst ja, ich sorge für alles. Ich werde mit Richard schon abrechnen."

Lena langweilte sich; sie gähnte und rang dann die Hände ineinander. Die Handarbeit, die unbenutzt auf ihrem Schoß gelegen, fiel zur Erde; sie merkte es nicht. Sollte sie singen? Ach nein, ach nein! Seit dem Erlebnis mit Lavallo, seitdem man ihr so schnöde die frohe Hoffnung genommen, war jeder Ton in ihrer Kehle vertrocknet, wie eine Blume vergangen, der man das Wasser entzieht.

„Ich weiß gar nicht, warum du nicht singst?" hatte Susanne gemeint. „Du könntest dir dadurch doch so hübsch die Zeit vertreiben."

„O" — Lena ballte die kleine Hand zur Faust und ließ sie schwer niederfallen. „Singen — singen!" Sie lachte, ihre Stimme hatte den Klang einer ungeschickt berührten Violine, einen Mißton. „Ich soll singen? Ich kann nicht mehr!" Sie schüttelte traurig den Kopf, ihre Augen starrten nicht mehr müde und traumverloren gerade aus, ein Strahl des Hasses glomm in ihnen auf. So blickt ein Tier, das

man tritt, und das nicht Kraft hat, sich zu wehren.

„Arme Lena," fauchte der Wind im Schornsteine und stieß seltsame Klagetöne aus. Die Jalusien ratterten. Immer klang's: „Arme Lena — arme!"

Die junge Frau schauderte; wie ein furchtsames Kind hob sie beide Hände an die Schläfen. „Arme Lena," sagte auch sie.

Es hallte in dem einsamen Zimmer wieder und kam als böses Echo aus jeder Ecke zurück. „Arme Lena," knarrte der alte Sessel. Und im Ticken der Uhr waren die gleichen Worte.

Es war nicht mehr zu ertragen! Lena stand auf, langsam, fast widerwillig, und doch mächtig angezogen, näherte sie sich dem Flügel. Jene Worte betäuben, andere Klänge heraufbeschwören — Hilfe, Hilfe, Musik!

Gebrochen ließ sie sich auf den Klavierstuhl fallen; ihre Hände legten sich schwer auf die Tasten. Wie lange hatten die Finger nicht hier geruht!

Akkord auf Akkord ertönte, sanfte, wehmutsvolle Klänge. Aus den Tasten stiegen heimliche Klagen und reihten sich aneinander zu einer langen, langen Kette. Als Geisterreigen tauchte es auf aus dem Nebel der Vergangenheit; die Mädchenstunden kamen, winkten und schüttelten dann traurig die Häupter — sie waren zu Ende, vorbei für immer. Andere Erinnerungen kamen und gingen im wechselnden Spiel; glückselige Hoffnungen, bittere Enttäuschungen — die Hoffnungen enteilten, die Enttäuschungen blieben.

Aus Lenas Augen flossen Thränen, sie rannen nieder auf die Klaviatur und blieben da liegen.

Dunkler wurde es in der Stube. Draußen flog die Dämmerung vorbei und lullte alles ein. Ungewiß schimmerten nur noch die Umrisse der schlanken Frauengestalt, immer weicher und träumerischer wurden die Klänge. Jetzt lenkte das Spiel in eine bekannte Melodie.

Lenas Lippen öffneten sich; die ersten Töne entrangen sich ihrer Kehle, verschleierte, unsichere Laute, durchzittert von tiefster innerer Bewegung.

„Daß du so krank geworden, wer hat es
denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden und keine
Sternennacht.
Kein Schatten unter Bäumen, nicht Glut
des Sonnenstrahls,
Kein Schlummern und kein Träumen im
Blütenbett des Thals"—

Lena hielt erschreckt inne.

„Singe weiter," sagte plötzlich eine Stimme.

In der Thür stand ihr Mann; in der Dämmerung konnte sie sein Gesicht nicht erkennen, sie hörte nur seine halbgeflüsterten Worte, die einen eigentümlich gepreßten Klang hatten.

Sie drehte den Kopf wieder ganz nach der Tastatur.

„Daß ich trag' Todeswunden, das ist der
Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden — sie lassen
mich nicht ruhn."

Zu einer schneidenden, durchdringenden Wehklage hob sich die Frauenstimme; fort der verschleiernde Hauch, klar wie Krystall, in unverhüllter Deutlichkeit, jeder verschönernden Weichheit bar, steigerte sich der Ton. Es war eine Anklage, herausgeschleudert mit einer wilden, heftigen Verzweiflung:

„Daß ich trag' Todeswunden, das ist der
Menschen Thun" —

„Lena!" Sie hörte den Ruf nicht.

Geächzt, gemurmelt erstarb das Lied:

„Sie lassen mich nicht ruhn."

Von der Thür her ein erstickter Laut.

Der Sängerin sanken die Hände matt in den Schoß — da — eine Gestalt stürzte auf sie zu, warf sich vor ihr nieder und vergrub das Gesicht in ihr Kleid.

„Lena — Lena!" stöhnte Bredenhofer.

„Was hast du, Richard?" Mit einem herzzerreißenden Lächeln hob sie die Augen zum verdunkelten Plafond, an dem kein Schimmer von Licht spielte.

„O Lena — du singst — du singst — das Lied — o das Lied!"

„Ja, ich kann es jetzt singen," sagte sie immer mit dem gleichen Lächeln — „ich habe es gelernt."

Er erbebte; tiefer wühlte er den Kopf in ihr Kleid. „Du kannst es jetzt singen," flüsterte er scheu, sich selber vor dem eignen Wort fürchtend — „du bist nicht mehr zu glücklich!"

Sie gab keine Antwort; langsam senkte sich ihr Kopf immer tiefer.

So verharrten sie stumm, ohne Regung.

Und plötzlich schluchzte er auf, laut und heftig; er hob das Gesicht aus ihren Kleiderfalten, suchte ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Kannst du mir verzeihen? Lena, Lena, vergib mir!“

Ihre Thränen rannen auf sein Haupt nieder wie Tau; gleich einem brennenden Vorwurf fühlte er jeden der Tropfen.

„Ich liebe dich unsäglich, unbeschreiblich,“ stöhnte er — „und doch quäle ich dich!“

„Du nicht, du nicht,“ sagte sie hastig, von plötzlicher Zärtlichkeit erfaßt. „Die anderen, die anderen alle!“

„O die anderen!“ Er ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Müde ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken: „Ja, die anderen! Ich wünschte, wir wären tot, du und ich!“ Es war ihr herausgefahren, sie wußte selber nicht wie; sie hatte jetzt immer so melancholische Anwandlungen.

„O du,“ flüsterte er in Pein und Lust und drückte sie fester an sich. Ihr Ton that ihm wohl, er war der Widerhall seiner eignen Stimmung. Er hatte Reuter nicht zu Hause getroffen; auf dem einsamen Rückweg durch die windverwehten Straßen, umwogt von einer gleichgültig hastenden Menge, war seine kurze hoffnungsfreudigere Laune in nichts verstoben; das traurige Schwarz kehrte zurück. Mit Wollust drehte er das Messer in der eignen Seele um.

Er erzählte seiner Frau alles. Er lag vor ihr auf den Knieen und beichtete die Geschichte des Bildes.

Sie hörte ihm zu mit großen erschrockenen Augen, ohne Einwand.

„Wir brauchen Geld,“ schloß er, mit selbstquälerischer Deutlichkeit jedes Wort betonend. „Geld! Ich weiß nicht, ob ich meine Schwester bitte?!“

„Nein, nein!“ Es kam Leben in ihre starre Gestalt. „Nicht die — o nein! Sie martert mich sonst zu Tode — sie — die —“ Und nun sprudelte in überquellender Bitterkeit eine lange Reihe von Klagen. „Sie nimmt mir jedes Recht und jeden eignen Willen; sie sagt, wann ich atmen soll; sie streicht mir übers Haar mit ihren kalten Fingern, daß mich friert. O, nicht die, nicht die!“ Abwehrend, schaudernd streckte Lena die Hände aus.

Er küßte beruhigend ihre zuckenden Lippen; auch ihm erschien die Schwester plötzlich in anderem Lichte.

„Meine arme Lena, mein armes Weib!“

Sie schmiegte sich fester an ihn, wie ein Kind hing sie an seiner Brust. „Wen wirst du denn bitten?“ stammelte sie hilflos. „O siehst du, hättest du mich Stunden geben lassen, oder — oder —“ Sie wollte sagen: „mit Lavallo gehen“ — aber sie verschluckte es. „Wen wirst du bitten?“ weinte sie.

Er fuhr sich durch die Haare und starrte finster vor sich hin ins Dunkel. „Weißt du was,“ sprach er plötzlich, wie aus einem Traum auffahrend — „Onkel Hermann! Der muß uns helfen — der wird uns helfen — ja, ja, Onkel Hermann! Und du mußt hin, und du mußt ihn bitten!“

„Ich?!“ Fassungsloses Erstaunen lag in ihrem Ton.

„Ja, du! O meine süße Frau!“ Er preßte Küsse auf ihr zartes Gesicht und spielte mit ihren Locken. „Er kann es dir nicht abschlagen; wer könnte dir etwas abschlagen! Bitte für mich! Ich sehe dich bitten, wie die Engel flehen an Gottes Thron. O du mein Kleinod! Licht auf meinem Wege! Bitte du, bitte!“ Er legte seine Hände um die ihren und hob die verschlungen gefalteten an seinen Mund.

Sie lächelte. Seine Worte thaten ihr so wohl, sie fielen wie Balsam auf ihr Herz. „Ich will gehen,“ sagte sie.

„Ja, gehe; deine Stimme rührt, deine Augen sind noch beredter als tausend Worte! Gehe, mein Liebling!“

„O ich will ihn bitten! Er wird, er muß!“ Hoffnungsstrahlend zog Lena den Gatten in die Höhe; sich eng umschlungen haltend schritten sie im Dunkeln auf und nieder und besprachen die Einzelheiten der Reise und des Plans. Eine gehobene Stimmung schwebte über ihnen beiden; sie beredeten alles, wie man eine Vergnügungstour ausmalt.

„Und wenn ich wiederkomme,“ sagte Lena, „dann holst du mich ab, und uns ist geholfen.“

„Ja, geholfen,“ fiel er ein, „wir sind aus aller Verlegenheit; wir sind glücklich! Und die anderen halten wir uns vom Halse. Morgen mache ich Susanne den Standpunkt klar — da hört doch alles auf, sie soll uns in Ruhe lassen!“

Aus unserer Studienmappe:



Ein stiller Winkel.
Ölstudie von Marie von Zitzewitz.

Sie rannten nun doch im Dunkel gegen ein Möbel, stießen sich und klingelten nach Licht.

Trappsend kam Hulda, die Unschuld vom Lande, brachte endlich die Lampe, stolperte und warf sie mitten auf den Fußboden. Es war eine Scene heilloser Verwirrung. Geklirr von Glocke und Cylinder, die Lampe erlosch qualmend und stinkend; auf der Diele eine Petroleumlache. Die Unschuld stand daneben, hielt sich die Schürze vors Gesicht und heulte laut.

Bredenhofers mußten lachen, sie wollten sich nicht die Laune verderben lassen; was war am Ende eine zerbrochene Lampe gegen die hoffnungsvolle Aussicht, die ihnen winkte?

„Scherben bringen Glück," sagte der junge Mann, kniete nieder und las die Splitter zusammen. Au weh, er hatte sich geschnitten! Dünn sickerte ein Blutstropfen und noch einer und noch einer an seiner Hand herunter.

„Zerschmettert wie dein Bild," lächelte Lena. „Aber aus den Trümmern steigt ein Neues, ein Schöneres!" Sie fing die Blutstropfen mit ihrem Taschentuch auf und küßte die verletzten Finger. „Ein Opfer, das wir unserem Glücke bringen!"

Endlich saßen sie nebeneinander auf dem Sofa; statt der Lampe flackerten zwei Kerzen, hatten lange Schnuppen und tropften Stearin auf den Tisch. Sie amüsierten sich darüber; Lena machte drollige Bemerkungen, ihre ganze anmutige Mädchenheiterkeit war wieder da. Er konnte sich nicht satt an ihr sehen; ihr bleiches Gesichtchen so pikant, ihre Augen schimmernd!

Er ging und holte die letzte Flasche Wein, die sie im Hause hatten. „Stoßen wir an auf eine glückliche Reise! Auf eine glückliche Zukunft!"

Lächelnd führten sie die Gläser an einander — Kling, Kling! Das war ein froher, verheißender Klang!

Draußen heulte der Wind; er streifte die Häuserfassaden entlang mit Ungestüm, riß Dachziegel ab und schleuderte sie krachend auf die Straße. Ein böses Wetter. Herbststürme, die keinen Sonnenschein mehr bringen.

XV.

Über den Feldern webt ein Gespinst von Reif; lange weiße Fäden reißt der Wind los und treibt sie durch die graue Luft. Keine Stoppel mehr, alles schon umgepflügt, bestellt mit der Wintersaat.

Auf den begrasten Senkungen, die Gräben und Tümpel entlang, sammelt sich kein klapperndes Storchenheer mehr; ihre Nester auf den Dachfirsten im Dorf stehen verödet, dem zerzausenden Spiel der Stürme preisgegeben. Die Störche alle fort, entflohen in bessere Länder. Nur einer ist zurückgeblieben, ein flügellahmer, kranker. Wehmütig steht er auf einem Bein, oben auf dem Scheunendach, plustert die Federn auf und thut erbärmlich. Oder er stelzt die Wiese entlang und sucht kärgliche Nahrung; Frösche gibt's nicht, und die Mäuse sitzen schon im Winterquartier. Die Buben machen Jagd auf den einsamen Vogel, sie wollen ihn in den warmen Stall sperren; er läßt sich nicht beikommen, da werfen sie mit Steinen nach ihm. Wie lange noch, und er liegt tot, erfroren unten auf der Gasse.

Im Dorf bimmelte es Vesperzeit; die Leute zogen sich in ihre Hütten zurück, draußen wurde es schon ungemütlich, früh dunkel, es gab nichts mehr zu schaffen. Nur auf dem Gutshof, unter den Fenstern des Herrenhauses, lärmten die Tagelöhnerkinder. Das war die Zeit, wo der Gutsherr beim Kaffee saß oder auf dem Sofa lag, eine Pfeife rauchend, die mächtigen Füße in grünen Pantoffeln über die Seitenlehne baumelnd. Fräulein Hannchen hatte diese Pantoffeln gestickt und war stolz auf ihr Werk; sie zeigten obenauf ein graues Perlenkränzchen, das einen Mopskopf umgab. Der Mops hatte rote Perlenaugen und ein rotes Halsbändchen, das machte sich gut zu der frisch grünen Füllung. Wenn Herr Hermann Bredenhofer, Besitzer von Althöfchen, etwas beteuern wollte, pflegte er die mächtigen Botten von sich zu strecken und, sie wohlgefällig beäugelnd, zu sagen: „Bei diesem Mopskopf, es ist so!" Da war kein Widerspruch.

Die Kinder hatten sich auf den Schwengel der Pumpe gesetzt, die dicht an dem Gitter stand, das den Wirtschaftshof vom Vorgärtchen des Herrschaftshauses trennte. Herrschaftshaus ist eigentlich kein richtiger Ausdruck, es war weiter nichts wie ein großes gemütliches Bauernhaus mit rotem Ziegeldach und grünen Fensterläden.

Die Pumpe quietschte, die Kinder schrieen, sie machten eine Reise auf dem Pumpenschwengel; mitunter rannte auch eines hin, zwängte den Kopf mit den abstehenden Ohren durchs Gitter und kreischte laut in den Vorgarten hinein. Der Herr schien nicht zu Hause; sie wurden immer dreister, immer vergnügter. Leuaks Hieronymus kroch aufs Gatter, stolz saß er rittlings oben und spuckte hinüber auf den Kiesweg; das war schön, das konnte nicht jeder, so auf Herrschaftsgrund spucken! Die übrigen kreischten bewundernd dazu.

Da — auf einmal knarrte was, die Glasthür der Veranda klappte! Sie standen wie angenagelt. Der Schrei erstarb ihnen in den offenen Mäulern.

„Was ist los?" rief des alten Bredenhofer mächtige Stimme. „Wollt ihr wohl?!" Schon schlorrten die grünen Pantoffeln die Stufen der Freitreppe herunter.

„Der Harre, der Harre!" Die Flachsköpfe standen wie angenagelt, sie wagten nicht, fortzurennen und hätten's doch zu gern gethan.

„Na, was macht ihr hier? Bienaschs Marie, Krämers Wilhelm, Anne, Bertha und Martin, na? Und Leuaks Hieronymus, du willst dir wohl deine Buxen ganz machen? Was?!" Langsam näherte sich der starke Mann den Kindern, immer die eine Hand auf dem Rücken haltend.

Sie starrten ihn an, halb furchtsam, halb lachend; ihre Mäuler zogen sich bis an die Ohren. Krämers Wilhelm, der kleinste, steckte den schmutzigen Finger in den Mund. Die wasserblauen Augenpaare sahen unverwandt den Herrn an. Hieronymus auf dem Zaun machte eine Schwenkung, er wollte gern sehen, was der „Harre" auf dem Rücken hatte; ob's der Kantschu mit dem Lederriemen war, der so eindringlich um exponierte Kehrseiten pfiff?

„Was?" Bredenhofer blinzelte. „Soll ich euch eine Geschichte erzählen, was?" Er rückte bedrohlich näher. „Also eine Geschichte. Es war einmal —"

Ein gellender Aufkreisch. Hieronymus kugelte vom Gatter und rollte noch eine Strecke weiter; die Mädchen und Buben rannten davon wie besessen, ihre Flachshaare wehten, ihre zerlumpten Röckchen flatterten.

Eine Geschichte —? O sie kannten die! Die erzählte der „Harre" immer, wenn sie nicht gut thaten.

In einiger Entfernung machten sie Halt; nun quietschten sie laut auf vor banger Lust, der Herr lehnte übers Gitter und fuchtelte mit dem Kantschu durch die Luft.

„Kommt nur her, eine Geschichte, ich erzähle euch eine Geschichte!"

Sie würden sich hüten. Sie stießen ein allgemeines Geschrei aus und stoben dann fort wie Spreu im Winde, sich puffend, schiebend, drängelnd. Es war ein köstlicher Spaß.

„Rangen, Jöhren, verdammte Brut — wollt ihr nochmal so spektakeln? Reißt 'nen anständigen Menschen aus dem Mittagsschlaf — ihr Lumpengesindel, verflixte Krabben, wartet nur, ich komme hin!"

Er lehnte mit beiden Armen auf dem Zaun und sah ihnen nach bis das letzte Röckchen um die Ecke verflattert war. Ein gutmütiges Schmunzeln ging über sein rotes Gesicht. Er kannte sie alle vom ersten Schrei an, hatte auf der Hochzeit der Eltern den Ehrentrunk genommen und nachmals oft mit dem Knotenstock derb ans Fensterchen geklopft, wenn es drinnen zwischen Mann und Weib gar zu laut herging. Er hatte die Brut gern, aber es war ihm ein Bedürfnis, den Jöhren mitunter eine Geschichte zu erzählen; die mußten doch wenigstens wissen, wer Herr war. Schlimm genug, daß heutzutage leider Gottes so wenig Respekt mehr in der Welt war, so wenig Unterordnung und Dankbarkeit. Die Jungen wollten neunmal klug sein; auf die Alten, die immer recht hatten, wurde nicht gehört.

Mit einem tiefen grollenden Seufzer dachte der Alte seines Neffen Richard. Wie mochte es dem wohl gehen? Schlecht natürlich!

Er zog die Stirn kraus, stieß das Gitterpförtchen auf und stampfte über den Hof. Was hätte Tante Hannchen gesagt, wenn sie dessen ansichtig geworden wäre?! Mit den guten Grünen über den Hof, durch die kotigen Wagengeleise und den Hühner- und Entenschmutz!

‚Trap, trap' ging's nach der großen Hofpforte. Da zogen sich links die Wohnungen der Tagelöhner hin, niedrige, weißgestrichene Hütten, aus deren kleinen Schloten Dampfwölkchen wirbelten.

Potz Wetter, was hatten die Weiber schon wieder zu köcheln? War's denn heute Sonntag, daß ein frischer Kaffee gebraut wurde? Das Mittagessen war auch schon ein paar Stunden vorbei; was hatten die Leckermäuler zu briezeln?

Bredenhofer wollte eben zum ersten Tagelöhnerhaus einbiegen, da fiel sein Blick nach rechts, auf die allgemeine Dorfstraße. In den Pfützen ihrer ausgefahrenen Geleise spiegelte sich der graue Himmel mit seinen dunklen Wolken. Ganz einsam war die Gasse, schon glomm hier und da zur Rechten und Linken ein Lämpchen auf.

Das obere Ende der Straße führte weniges bergauf ins flache Feld; von dort herunter kämpfte sich eine Frauengestalt, ein Täschchen am Arm. Der Wind setzte sich in ihre Röcke und blähte sie auf; wie dunkle Fittiche schlugen sie klatschend um den Körper. Mühsam, Schritt für Schritt wankte die Gestalt heran; das war keine hiesige.

Bredenhofer strengte die Augen an. Jetzt sah er ein totenblasses Gesicht unter elegantem städtischem Hut, zerzauste lockige Haarsträhnen — Donnerwetter, wer war das?!

Wie angewurzelt stand er. Die Fremde kam auf ihn zu mit schlorrenden Füßen, ihr Kleidersaum schleppte durchs Naß. Jetzt war sie bei ihm. Sie streckte die Hand aus und zog sie wieder zurück, öffnete den Mund und stammelte ein paar unverständliche Worte. Mit matten verglasten Augen starrte sie um sich, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus. Sie taumelte, sie schwankte.

Er fing sie in den Armen auf. Er hielt eine vollständig Erschöpfte, eine Ohnmächtige. Das Täschchen war zur Erde gefallen, er hob es auf.

‚Lena Bredenhofer‘ stand auf dem kleinen Silberplättchen.

Also doch! Jetzt erkannte er sie.

Aus unserer Studienmappe:



Aus Paul Thumanns Skizzenbuch.

Es war eine Thorheit gewesen, daß Lena den Weg zu Fuß gemacht hatte. Auf der Station war ihr gesagt worden: eine Stunde, wohl auch anderthalb, das war doch nicht schlimm! Bis man ihr einen Wagen geschafft hatte, konnten Stunden vergehen; und sie hatte Eile, eine fieberhafte Ungeduld trieb sie vorwärts.

Es war Mittag. Kein Sonnenschein, aber ein milder umzogener Himmel. Mutig wanderte die junge Frau auf der Landstraße, sie hatte sich den Weg beschreiben lassen. Wie schön, wenn sie das viele Geld für den Wagen sparen konnte; und nebenbei hatte dies Wandern den Reiz der Neuheit. Häuser waren nicht zu sehen, von Menschen keine Spur; eine freie unverbrauchte Luft wehte über die Fläche. In der Ferne blaute Kiefernwald.

Dies Gehen in der unbegrenzten Weite that ordentlich wohl. Wenn Richard sie so sehen könnte! Er hatte heute morgen auf dem Bahnhof in einer lebhaften Erregung von ihr Abschied genommen: „Komm' bald zurück und gesund!" „Und glücklich," hatte sie lächelnd hinzugesetzt.

Ihr Herz war geschwellt von hoffnungsseliger Gewißheit, ihre Brust hob und senkte sich unter tiefen Atemzügen. Es konnte ja nicht anders sein, der Onkel mußte ihre Bitte gewähren!

Wenn jener Krähenschwarm nicht aufflog, bis sie hundert gezählt, dann, dann gab er die hilfreiche Hand!

Sie zählte hastig — nun war sie schon bei sechzig — die schwarzen Vögel auf dem kotigen Acker waren unruhig geworden — siebzig, achtzig — brrr, sie schwirrten auf und flatterten mit schwerem Flügelschlag hinter jene Erdwelle.

„Oh!" Lenas Gesicht überflog eine kleine Enttäuschung. Sie blickte sich prüfend um; war sie denn auch auf richtiger Straße? Vor kurzem hatte sich der Weg geteilt; der, auf dem sie jetzt ging, schien sich in den Feldern zu verlieren. Sie knöpfte ihren Mantel fester zu, ein feuchter Nebel, kein Regen, näßte nieder; aber er fröstelte durch bis aufs Mark. Hier draußen war's bedeutend winterlicher als in der Stadt. Sie hatte jetzt den Wind entgegen, er schnitt ihr ins Gesicht und erschwerte ihr das Vorwärtskommen.

Nein, dies konnte nicht der rechte Weg sein! Rasch entschlossen drehte sie um und ging zurück, woher sie gekommen. Nun war sie am Scheidewege. Richtig, das hatte sie vorhin übersehen! Da stand auf dem weißgetünchten Meilenstein mit schwarzer Ölfarbe: Althöschen, 4 km.

Ein plötzlicher Schreck durchrieselte sie, so weit war's doch?! Sie fühlte auf einmal eine Müdigkeit und große Niedergeschlagenheit; eine bange Schwermut, wie sie die in letzter Zeit oft erlitten, bemächtigte sich ihrer wieder. Die Landschaft so öde, kein Baum, kein Strauch. Der Himmel bleigrau, in der Ferne der Kiefernwald wie ein gestreckter dunkler Finger.

Eine trostlose Verlassenheit lag in der Luft. Mechanisch setzte sie die Füße, die nasse Erde klumpte sich unter ihre Absätze; es wurde ihr so sauer, rüstig auszuschreiten. Der Wind nahm ihr den Atem, der eigne Leib wurde ihr schwer zur Überlast. Ob sie Althöschen je erreichen würde?

Und wenn nun alles umsonst war, der Onkel sich von ihnen abkehrte, keine Hilfe gewährte?

Lena fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfen — nein, das konnte nicht sein!

Es ging weiter. Eine starke Stunde mochte vergangen sein. Die Einsame hatte eine Sehnsucht, eine Gier, Menschen zu sehen, Menschen zu sprechen. Scheu sah sie sich um. Raben krächzten; auf dem nächsten Felde lag noch faulendes Kartoffelkraut und sandte einen Moderduft herüber. Es roch nach lauter Verwesung.

Mit großen, entsetzten Augen starrte die junge Frau geradeaus — kam das Althöschen denn nie? Sie sah nichts, kein Gehöft, nur immer die gleiche endlose, graue Weite. Doch halt! Dort, den Sandbuckel herunter kam ein dunkeler Strich, und ein kleinerer bewegte sich daneben. Menschen, o Menschen!

Lena beschleunigte ihren Schritt, sie rannte, daß ihr der Schweiß von der Stirn lief und ihr Herz ein wunderliches Klopfen begann.

Unter ein paar alten Weiden mit gespaltenen Bäuchen begegneten sie sich. Ein Bauernweib war's; ein Kind hing ihr an am Rocke, und ein anderes erwartete sie. Aber ihr Gesicht war frisch und rot, ihre Augen klar. Verwundert sah sie die fremde Stadtdame an.

„Guten Tag," sagte Lena; sie war froh, die eigne Stimme wieder zu hören. „Können Sie mir nicht sagen, wie weit es noch bis Althöfchen?"

„Wollt Ihr darhin?" fragte das Weib und musterte die Fremde neugierig. „Ihr wollt wohl bei den Harre? Seid von der Bekenntschaft? Na, noch en Ende lang is't, eine gutte halwe Stund'. Wann Ihr an den See kommt, dann dreht Euch links, dann seht Ihr et Schloß liegen. No jo, so en Stund braucht Ihr noch!" Sie lachte, als sie das verstörte Gesicht der Dame sah. „Jo, Freilein, Ihr seid dat Gehn nich gewöhnt wie unsereins — Gottliebchen, gib der Freilein dat schene Händchen — ich han er sechse, Freilein, un dat siebte —" Sie hielt inne und strich sich die Schürze glatt. „Der Harre sagt, es seind er zu ville, aber, Freilein, mer freit sich doch sehre!"

Lena erwiderte nichts; es hatte sie plötzlich durchzuckt, wie sie das kräftige, lachende Bauernweib ansah. Sie bückte sich zu dem Jungen, der sie unverwandt anglotzte, und strich ihm über den Flachskopf; sie hätte dem Kinde gern etwas geschenkt, aber sie besaß nichts. Endlich fiel ihr ein, sie hatte ein paar blanke Fünfpfennigstücke im Portemonnaie; sie zog's aus der Tasche und hielt dem Jungen das Geld hin.

„O ne, ne, Freilein," sagte die Mutter eifrig, „steckt Eier Geld ein! Thu dir bedanken, Gottliebchen, for den gutten Willen, aber —" sie richtete sich so stramm auf, als es ihr möglich war — „wir sorgen allein for unsere Kinder; was mein Mann is, der will dat so." Sie ergriff die Hand der Dame und schüttelte diese kräftig: „Ich danke och sehre schene — also Ihr geht hier eruf bis zum See on dann links! Ihr könnt Euch nich irre gehn, Freilein!"

Das Weib faßte den Buben fester, nickte freundlich und machte sich mit weit ausholenden Schritten wieder auf den Weg. Ihr Rockzipfel wackelte, auf ihren breiten Rücken fielen die Enden des Kopftuches, flatterten auf und flatterten nieder wie im Takt.

Lena starrte der Bäuerin nach, bis ihr der feuchte Nebel den Blick trübte. Sie hätte hinter der Davoneilenden herrufen mögen: „Sag, wie machst du's? Gib mir deine Kraft, deinen Frohmut!" Sie hätte das schreien mögen, laut, gellend, herausgepreßt aus heimlicher Todesangst. Sie fühlte es genau, wie eine jähe Offenbarung war's über sie gekommen beim Anblick des Weibes — auch sie wurde Mutter.

Keuchend stieg sie den Sandbuckel hinan; oben auf einem verwitterten Weidenstumpf ließ sie sich nieder. Sie war erschöpft. Der Wind umsauste sie. Schaudernd zog sie ihr Kleid an sich und schloß für Minuten die Augen. Was sie seit Wochen dumpf geahnt, in einem lethargischen Hinbrüten halb gehofft, halb gefürchtet — nein, nur gefürchtet, gefürchtet! — stand jetzt in unheimlicher Gewißheit da. Auch das noch?!

Ihre Augen zwinkerten, als möchten sie weinen; aber keine Thräne kam, nur ein trockenes Aufschluchzen hob ihr die Brust. Richard würde sich nicht freuen, er würde außer sich sein; deutlich hörte sie seine Stimme sagen, wie damals am Tage der Ausfahrt mit den Italienern: „Lena, um Gottes willen — das wäre schrecklich, schrecklich!"

Verstört sah sie auf und um sich. Schrecklich — schrecklich —!

Der Wind fing ein Heulen an und riß sie beinahe von ihrem Sitze. Mühsam erhob sie sich, sie fühlte eine bleierne Schwere in allen Gliedern und eine noch größere Last im Herzen. Aufrecht stand sie jetzt; der Nordwest peitschte ihr die Haare um das erbleichte Gesicht, ihre Lippen zuckten, bis sich ein Zug trotzigen Eigenwillens um sie festsetzte. Sie würde es ihm verheimlichen, so lange als möglich — nichts sagen.

Mit vorgebeugtem Oberkörper, außer Atem, zitternd, mit Anspannung aller Kräfte wanderte sie weiter. Sie schleppte sich. Ihr war, als seien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alle in diese eine einzige Stunde zusammengedrängt. Als sei es die Stunde vor ihrem Tode. Und sie starb nicht an körperlicher Erschöpfung; nein, nur an dieser großen starren Müdigkeit ihrer Seele, an ihrer eignen furchtbaren Hoffnungslosigkeit.

Schritt vor Schritt. Minute um Minute.

Da war der See. Sein Spiegel blinkte, im Rohr klagte ein wilder Vogel.

Lena empfand alles wie im Traum. Sie dachte gar nichts mehr, an niemanden

mehr; sie wußte nur noch dumpf, daß sie weiter müsse, nicht hier liegen bleiben könne zum Spiel der Nebel und Stürme.

Wieder Schritt vor Schritt. Minute um Minute.

Da tauchte der Turm eines Kirchleins auf; hinter jener Ackerwelle rote Ziegel und Strohdächer, Baumgruppen und dahinter dunkeler Wald.

War das denn wirklich ein Turm? Waren das Häuser? Lenas Augen schauten blöde, sie trauten sich selbst nicht mehr recht. In ihrem Kopfe surrte und brummte es, vor ihren Ohren ein Rauschen, ihr Rücken drohte zu brechen; ihr Herz setzte jetzt den Schlag aus und jagte jetzt wie gepeitscht.

Da war eine Straße im Dämmerlichte — da waren Häuser, die auf und nieder hoppsten — da war ein Mann — —

Und dann nichts. Ein großes Nichts.

(Schluß folgt.)



Blütenzeit.

Von

Ernst Muellenbach.

Mit Zeichnungen von **Albert Richter.**

Gretel wollte Veilchen suchen; —
An dem Kreuzweg, bei den Buchen
Traf sie just den Jäger an.
Ja, der weiß Bescheid zu sagen,
Weiß, wo man im Frühlingshagen
Frühlingsblumen finden kann.

Drunten bei den Weidenkätzchen,
Vor dem Waldquell, ist ein Plätzchen,
Wo die frühsten Veilchen blau'n;
Ist ein Plätzchen recht für jeden,
Der ein Wörtchen wünscht zu reden
Und zu hören im Vertrau'n.

Gretel kam vom Wald gegangen,
Wonnig glühten ihre Wangen:
„Lieber Wald, verschwiegen sei!
Wo wir uns nach Veilchen bückten,
Wo wir Liebesrosen pflückten, —
Reich an Blüten ist der Mai.“



Die illustrierte Postkarte.

Von
Hans Marshall.

Mit vierzehn Illustrationen.

(Abdruck verboten.)

Daß wir im Zeichen des Verkehrs stehen, ist eine alte Phrase; ich muß diesen Gemeinplatz aber citieren, weil er eine hübsche Laune der Mode besonders begründet; in keiner anderen Periode hätte Frau Mode wohl auf den Einfall kommen können, ein für die hastende Gegenwart, die sich auch in der Korrespondenz möglichster Kürze des Ausdrucks befleißigt, charakteristisches Verkehrsmittel mit den mannigfaltigsten Reizen der Kunst auszustatten: die liebe Postkarte!

Ach wie zäh is 's Papier,
Und die Feder wie schwer!
Wenn's koi Postkart'n net gäb',
Schrieb i längst schon net mehr.

(Edwin Bormanns Schnadahüpfl-Postkarten, Edwin Bormanns Selbstverlag. — Leipzig.)

Oder im „reensten Deitsch“:

Blos nur een'ge ween'ge Zeilchen
Schick' der Post ich an dich ab;
Denn, mei teires Gäsekeilchen,
Meine Zeit is hellisch gnapp.

(Edwin Bormanns gemietliche Postkarten.)

Vor mir liegt eine Anzahl solcher „Zeichen der Zeit,“ die, abgesehen von den bündigen Sentenzen und Grüßen, mit denen sie Mitarbeiter der „Monatshefte“ zu begehrenswerten Blättern für Sammler von Autogrammen gestempelt haben, durch ihren Bilderschmuck die Behauptung rechtfertigen, daß man doch öfters allen Grund hat, mit der bekannten Geduld des Papiers recht zufrieden zu sein. Auch auf dem kleinsten Zettel können Schönheit und Humor erfreulich genug in Erscheinung treten, um Profanem gegenüber den Ausruf Florian Geyers zu gestatten: Gott grüß' die Kunst!



Postkarte von Franz Stuck vom Münchener Künstlerfest 1898.
(Verlag von Meisenbach Riffarth & Co. in München.)

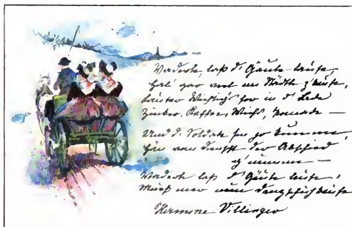
Um die Urheberschaft der Postkarte mit Ansicht ist ein müßiger Streit entbrannt. Will man dem Berliner Lithographen Miesler, der die meisten Stimmen für sich zu haben scheint, auch nicht ganz ohne weiteres den Ruhm gönnen, zuerst den Einfall gehabt zu haben, die illustrierten Postkarten in den Handel zu bringen, so steht doch fest, daß Karten mit lithographisch wiedergegebenen Ansichten Berlins im Anfange der siebziger Jahre als Neuheit erschienen sind, daß somit Deutschland das Geburtsland der illustrierten Postkarte ist, die auch heute noch vorzugsweise in Deutschland hergestellt wird. Erst kürzlich erhielt ich eine Postkarte aus der



Japanische Postkarte. Die Schrift lautet:

Frühling.
Wenn im Morgengrauen des Frühlingstags
Ich die Berge ringsum überschaue,
Holde Blütezeit! Da ist kein Winkel,
Wo nicht weiße Blütenwolken schweben.

Siebenhügelstadt, als deren Herstellungsort unser sächsisches Klein-Paris angegeben war. Ein orbis pictus in losen Blättern flattert unausgesetzt von Land zu Land und bringt uns mit den Grüßen ferner Angehöriger und Freunde nicht nur diese selbst, sondern auch ihren Aufenthaltsort anschaulicher, als es eine ausführliche Schilderung vermöchte, nahe. Auch unsere Kolonien in Afrika entsenden schon ihre bildlich geschmückten Grüße per Post nach dem Mutterlande. Besonders auffällig jedoch sind die Beiträge Japans zu dieser Welt in Bildern, lithographierte, zum Teil kolorierte



Schwarzwaldkarte von Fritz Reiß. (Verlag von M. Seeger in Stuttgart.)



Postkarte von E. Hansen. (Verlag von Stern & Albrecht in München.)

Ansichten, in denen sich der japanische Stil trotz des allgemeinen Nivellierungsprozesses auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit noch immer lebensfähig erweist.

Wer in unseren Großstädten die Schaufenster der Papierhandlungen mustert, dürfte einen ungefähren Begriff davon bekommen, in welcher Masse und Mannigfaltigkeit Postkarten mit Bildern heute hergestellt werden; da hängen sie als Illustrationen des regen Weltverkehres in den verschiedensten Ausführungen wie Aquarelldruck, Gummistempel, Holzschnitt, Lithographie, Lichtdruck, Zinkdruck, Photolithographie, Photographie, in Prägedruck, Kupferstich und Radierung: Bilder aus aller Herren Ländern, Gedenkblätter an bedeutsame Ereignisse, von denen die Karte zur Erinnerung an das Regierungsjubiläum der Königin von England durch das so typische Merkmal „Printed in Germany“ schmeichelte, während die Postkarten von der vorjährigen Dresdener Kunstausstellung bei allem künstlerischen



Karte von H. Thiele
(Verlag von Carl Jander in Berlin.)

Wert wieder einmal die Schwäche des Deutschen illustrierten, das Ausland nachzuahmen, da sie sich nur zu deutlich an fremde Muster, z. B. Georges de Feures bekanntes Plakat für den Salon des Cent, anlehnten.

Eine große Anzahl von Kunsthandlungen und Verlagsanstalten ist beschäftigt, den Bedarf an dem beliebten Artikel zu decken und sich durch Neuerungen gegenseitig zu überbieten; es möge genügen, aus der langen Reihe nur folgende deutsche Firmen namhaft zu machen: Meisenbach, Riffarth & Co., Obernetter und Ackermann in München; Hildebrandt, Jander, Miesler und Marcus in Berlin; P. Bayer, H. Poy und Römler & Jonas in Dresden; Louis Glaser, Meißner & Buch und Titze in Leipzig; Edm. von König in Heidelberg; J. Velten in Karlsruhe; M. Seeger in Stuttgart; Schreiber in Eßlingen, und Philipp & Kramer in Wien.

Sehr in Aufnahme sind die sogenannten Mondscheinpostkarten gekommen, die dadurch die Stimmung einer Mondnacht annähernd wiedergeben, daß auf der bei Tageslicht stark exponierten photographischen Platte, wenn auch nicht immer an der richtigen Stelle, ein Vollmond und hier und da Glanzlichter nachgetragen sind und daß das Bild auf bläulichem Papier kopiert ist. Durch verständnisvolle, künstlerische Bearbeitung zeichnen sich unter diesen Landschaften à la Douzette einige Blätter aus den sogenannten „Königskarten“ (Verlag von Edm. von König, Heidelberg) — Rheinansichten — vorteilhaft aus. An sie reihen sich als ebenbürtige Veröffentlichungen desselben Verlages vierzehn Lichtdruckreproduktionen „Schwarzwaldsagen“ nach den in der Trinkhalle zu Baden-Baden befindlichen Originalgemälden von F. J. Götzenberger, sowie die in farbiger Wiedergabe von der graphischen Kunstanstalt von Meisenbach, Riffarth & Co. in München nach eigner Methode, der sogenannten Chromotypie oder meinetwegen auch der Typochromie, mittels der drei Farbenplatten gelb, blau, rot und der schwarzen Konturplatte wirkungsvoll und fein hergestellten „Bilder aus dem deutschen Studentenleben“ von H. Kley, Karlsruhe; die „Karten von dem Heidelberger Schloß“ — von Hoffmann — und „Neue Schwarzwaldpostkarten“ von Fritz Reiß, von denen eine zweite Sammlung bei Seeger in Stuttgart erschienen ist. Namentlich den von Fritz Reiß in pikanter Technik gezeichneten und leicht und gefällig angetuschten Schwarzwaldkarten, die Land und Leute mit feiner Beobachtung ihrer Eigenart und in liebenswürdiger Auffassung zur Darstellung bringen, ist künstlerische Bedeutung beizumessen.



Marinepostkarte von Hans Bohrdt.
(Verlag von Meißner & Buch in Leipzig.)

Ebenso erfreuliche Erscheinungen wie die bisher angeführten Sammlungen sind auf demselben Gebiete die bei J. Velten

in Karlsruhe erschienenen Künstlerpostkarten, farbenfrische Bilder aus dem Schwarzwald und vom Oberrhein und Ansichten aus München. Den flotten und eigenartigen Entwürfen entspricht die musterhafte, lithographische Ausführung, die alle technischen Feinheiten und Zufälligkeiten der Originalaquarelle so täuschend wiedergibt und jede künstlerische Individualität in einer Weise zu ihrem Rechte kommen läßt, daß in vielen Fällen erst die genaueste Prüfung davon überzeugt, daß man einen Chromodruck vor sich hat. Solche vornehme Publikationen, für die Künstler wie Kley, Mutter, Biese, Daur, Dussault, Hübsch,

Wohl den höchsten künstlerischen Wert von allen Ansichtspostkarten besitzen schließlich die bei Zander in Berlin erschienenen Originalradierungen von Professor Geyer, Thiele und Mitgliedern der Zunft Sankt Lukas, zum Teil treffliche Abdrücke in schwarzen, dunkelblauen und roten Tönen. Mit flotter und sicherer Technik ist auf diesen gediegenen Blättern die Nadel gehandhabt, zuweilen in wirksamer Verbindung mit Aquatintamanier oder mit Anwendung einer Farbenplatte; namentlich auf den stimmungsvollen Nachtbildern sind eine Tiefe des Tones und eine kräftige, malerische Wirkung erreicht, die fast jede der Karten



Postkarte von Hans Herrmann. (Verlag von A. Hildebrandt in Berlin.)

Langhein, Mißfeldt, Naumann und Schleith mit der Nister'schen Anstalt in Nürnberg ihr Bestes gethan haben, dürfen bei ihrem billigen Preise als wirksame Mittel, den Sinn für die Kunst zu wecken und den Geschmack am Geschmacklosen zu verderben, freudig begrüßt werden.

Mit den lobenswerten Eigenschaften der bisher erwähnten, farbigen Künstlerpostkarten verbinden einen köstlichen Humor die „Schweizerpostkarten" von E. Hansen, St. Gallen, indem sie Schweizer Bergriesen ihren Namen entsprechend unter geschickter Benutzung ihrer Formation drollig personifizieren. Eine groteske Laune künstlerischer Phantasie von nahezu elementarer Komik

zu einem kleinen Kunstwerke stempeln, wohl wert, in der Sammelmappe aufbewahrt zu werden. Das Gleiche darf man von den Radierungen von C. Mellin behaupten, mit denen der Kunstverlag von A. Hildebrandt in Berlin eine Reihe von Städteansichten eröffnet hat.

Wenn auch eine photomechanische Wiedergabe mit einer Radierung in rein künstlerischer Hinsicht nicht konkurrieren kann, da durch sie die Eigenart eines Künstlers nicht mehr so unmittelbar wirkt, so muß man den Heliogravurenkarten J. B. Obernetters in München doch zugestehen, daß ihre mit geübter Feder gezeichneten Münchener Ansichten beinahe den Eindruck von Radierungen machen.



Karte von Hugo Vogel. (Verlag von A. Hildebrandt in Berlin.)

Gerade zur rechten Zeit, um den Vorzug der Aktualität für sich zu haben, erschienen bei Meißner & Buch in Leipzig „Marinepostkarten“, duftige Farbendrucke nach Aquarellen unseres trefflichen Marinemalers Professor Hans Bohrdt, dem man sich selbst gewiß zustimmen darf, wenn er auch für das „necesse est navigare!“ als wichtige Lebensbedingung betont.

Endlich sei eine Kollektion von Künstlerpostkarten hervorgehoben, die bei Ackermann in München erschienen —, Karten, auf denen Zeichnungen und Gemälde namhafter Maler wie Grützner, Kaufmann, Kaulbach, Lenbach, Piglhein, Proelß, sowie besonders bekannte Bilder aus verschiedenen Museen in einer eigenartigen, zarten Lichtdruckmanier gewissermaßen als kunstgeschichtliche An-



Postkarte von Ludwig Knaus. Lichtdruck von W. Neumann & Co. in Berlin.

schauungsblätter vervielfältigt sind. Sie bilden neben den vorzüglichen Reproduktionen nach Originalen moderner Berliner Meister, wie Hanns Fechner, Wilh. Feldmann, C. E. Fischer, Ismael Gentz, Hans Hermann, M. Liebermann, Hans Looschen, Max Rabes, F. Skarbina, Hugo Vogel u. a. m., die im Hildebrandtschen Kunstverlage zum Teil auch als individuell gesonderte Einzelserien in Enveloppes erscheinen, den Übergang zu jenen Karten, denen durch ihren bildlichen Schmuck kein bestimmtes lokales Gepräge verliehen ist: den Wagnerkarten mit Illustrationen oder parodistischen Karikaturen zu des Meisters Musikdramen, Sportskarten und humoristischen Postkarten.

Auch Paul Thumanns korrekter Stift ist von dem Leipziger Verleger Adolf Titze für die Herstellung einer Reihe von Postkarten gewonnen worden, auf denen der Künstler an handelnden und leidenden Amoretten Entstehung, Beförderung und Wirkung eines Briefes vor Augen führt.





Karten von Kolo Moser und Leo Kainradl.
(Verlag von Philipp & Kramer in Wien.)

Eine Karte mit einem Bildchen von Meister Knaus, die als ein Blatt der meinem Aufsatze zu Grunde liegenden Korrespondenz diesem auch als Illustration erst zu gefälliger Bedeutung verhilft, muß gleichfalls hier erwähnt werden. Eine andere, die aus dem „gemiatlichen Wean“ bunt und heiter in die Redaktion geflattert

ist, erfreut Auge und Herz durch das hübsche Profil eines jungen Mädchens, das im reichen Haar einen flammenden Mohnkranz trägt. Das anziehende Blatt entstammt wie die kleine, stimmungsvolle Landschaft „Birken am Weiher“ einer Reihe höchst origineller, kapriziöser Bildchen, mit denen die Wiener Künstler Josef Hoffmann, Leo Kainradl, Kolo Moser u. a. m. eine Variante der Ansichtskarte von echt künstlerischem Werte geschaffen haben.

Von den Blüten tollsten Humors, die der Fasching zeitigte, hat Prinz Karneval den Monatsheften auch ein Sträußchen zugesandt, Künstlergrüße aus „Arkadien“, Offenbachiaden von F. A. von Kaulbach, Oberländer Franz Stuck u. s. w.: die „Postkarten des Münchener Künstlerfestes 1898“. Es sind das Blätter echt arkadischen Bierulks! Feuchtfröhlich schlägt der alte Homer im Schlafrock, hinter sich den unentbehrlichen Maßkrug voll bajuvarischer Hippokrene, die Leier; Dionysos mit dem Becher vervollständigt das Programm:



Postkarte von Fritz August von Kaulbach vom Münchener Künstlerfest 1898.
(Verlag von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.)



Karte von Adolph Oberländer vom Münchener Künstlerfest 1898
(Verlag von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.)

In Huldgestalten Schönheitsfülle wogt;
Der Clown gebeut, und Bacchus ist sein Vogt.

Last not least möchte ich noch auf einen liebenswürdigen Künstler hinweisen, der schon manche Postkarte mit Zeichnungen seiner Hand in die Welt hat flattern lassen, auf Hermann Vogel. Die Karte, die wir von H. Vogel bringen, ist ebenfalls ein launiger Gruß an die Monatshefte und illustriert gar köstlich die Wirkung edlen Niederpoyritzers, den Mutter Unger in Loschwitz bei Dresden verzapft, und dem auch ich aus Erfahrung — eine Errungenschaft akademischer Lehr- und Wanderjahre lichen Pachtsumme von zwanzigtausend Mark, die eine Gesellschaft dem Restaurateur im Harzer Brockenhause für das Verkaufsrecht illustrierter Karten zu zahlen bereit war. Der Fall wird dadurch noch eklatanter, daß der Wirt auf den Antrag nicht einging, sondern nach wie vor seine Karten selbst verkaufen wird.

Eine nicht zu unterschätzende Ursache des ungeheueren Aufschwungs, den der Vertrieb illustrierter Postkarten genommen hat, darf gewiß in dem Sammeleifer gesucht werden. Das Liebigbild ist in den Hintergrund gedrängt, Ansichts- und Künstler-



Postkarte von Hermann Vogel.

— gleich den Schimonzechern in Paul Heyses „Letztem Centauren“ nachsingen darf:

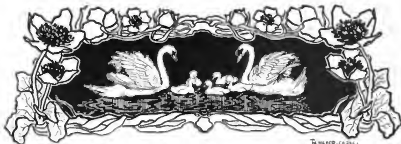
Sed post Ungerense vinum
Malum venit matutinum!

Illustrierte Postkarten aus dem Engeren und Engsten, die wie die Vogelsche Karte gelegentlich zu mehr oder weniger privatem Gebrauche entstanden sind, werden nicht weniger alt sein als die Postkarte überhaupt; sie werden wohl einen spekulativen Kopf erst auf die Idee gebracht haben, Karten mit bildlichem Schmuck in den Handel zu bringen. Ein wie gangbarer Artikel die illustrierte Postkarte gegenwärtig ist, dürfte am drastischsten veranschaulicht werden durch das kaum glaubhafte Anerbieten einer jähr-

karten werden jetzt vorzugsweise als Grüße aus der Ferne, als Reiseerinnerungen und Gedenkblätter an wichtige Ereignisse in eigens dazu eingerichteten, schön ausgestatteten Mappen und Albums aneinandergereiht. Jedenfalls hat die Ansichtspostkarte auf industriellem Gebiete einer Menge reger Kräfte Gelegenheit gegeben, sich zu bethätigen; ganz anders aber wirkt sie noch an sich auf mich ein als wirksames Mittel, auf dem allen zugänglichen Wege des öffentlichen Verkehrs den veredelnden Einfluß der Kunst in das Volk zu tragen. Ich sehe in der That in ihr neben dem Reklamebilde ein Symptom der Kunst der Zukunft, der „Volkskunst“.



Blütezeit. Nach dem Gemalde von E. Riczky.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Singe, wem Gesang gegeben! . .

Als Meister Uhland diesen Vers ersann, auf den sich alle Reimschmiede und Versdrechsler, alle Musenjünglinge und Musenmädchen, alle — man verzeihe den fürchterlichen aber berechtigten Wortscherz — Dilet—tanten und Dilet—onkel wie auf ein Placet, ein königliches Edikt, ein Reichsgerichtsurteil berufen, da war er gewiß in einer Frühlingsstimmung, die nur noch von Licht und keinem Schatten, nur noch von Wohllaut und nichts von Dissonanzen weiß. Vielleicht saß er eben unter einem blühenden Apfelbaum, eine Flasche goldigen Rieslings stand vor ihm, und die Luft war erfüllt mit Sonnenglanz, Blütenduft und Vogelgezwitscher. Und der Dichter, der ihn gerade in dieser Glücksstunde erwischte, um ihm die Erstlinge seines Schaffens zur freundlichen Durchsicht zu bieten, war möglicherweise gar kein Dichter, sondern eine Dichterin, ein junges, holdverschämtes Mägdlein, das errötend und mit sanftbittenden Augen dem verehrten Meister sich nahte. Unter solchen Umständen ist es leicht, in die froh ermunternden Worte auszubrechen: Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald; das ist Freude, das ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt. . . So gut hat es der Kritiker für gewöhnlich nicht. Er muß sich hüten, nicht in jene ganz andere Stimmung zu verfallen, in der man die Welt grau in grau sieht und den klingenden Dichterwald am liebsten, zu Klafterholz zerhackt, in den Kamin schicken möchte. Wer dazu auserkoren ist, innerhalb weniger Wochen fünf Dutzend Bände Lyrik prüfend zu genießen, dem wird es unheimlich klar, daß an dem Gesang, der vom Morgen bis zum Abend im deutschen Dichterhain erschallt, leider nur sehr vereinzelt eine Nachtigall, eine Amsel, ein lustiger Fink, ein kecker Pirol beteiligt ist, daß aber kreischendes und wimmerndes, schnarrendes und quietschendes Geflügel im Waldkonzert weitaus die Dominante spielt. Trotzdem habe ich für meine Person gegen Uhlands Ermunterungsruf nichts einzuwenden. Dazu rührt mich zu sehr die Versicherung, die all unsere Kleindichter, der eine in dieser, der andere in jener Form abzugeben pflegen, und der Marie Richter in einer Ansprache an die Muse die Worte leiht: „Dich, Trösterin, möcht ich nicht lassen für jegliche Schätze der Welt." Wenn eine Dame den Umgang mit der Muse selbst den „Schätzen" vorzieht, wer möchte dann so grausam sein, etwa durch Reichsgesetz zunächst den Befähigungsnachweis fürs Dichten zu fordern? Nur mit einer einzigen Zeile wünschte ich künftig in den Ausgaben der Uhlandschen Gedichte die Strophe des Meisters erweitert zu sehen, mit der Zeile: Singt! Doch gebt kein Lied in Druck. Schließlich ist es ein ebenso natürliches Recht, Verse zu machen, wie Klavier oder Geige zu üben. Aber wem auch nur ein Funke Menschenliebe im Busen glüht, der hält sich, wenn er übt, wenn er dichtet, im stillen Kämmerlein, verschließt Thüren und Fenster und sorgt dafür, daß kein Dritter das traute Beisammensein mit der Muse störe. Jedes Lied ist eine Erquickung, solange es der „Dichter" für sich oder höchstens zusammen mit der bewundernden Schwester und ein paar wohlwollenden Freunden genießt; erst die Druckerschwärze macht ein Verbrechen daraus. Nur der Meister hat das Recht der Öffentlichkeit; die Meisten aber kommen in keiner Kunst über das Üben hinaus.

Marie Richter, sie, die mit solcher Inbrunst die Muse als Trösterin verehrt, ist keineswegs die Unerfreulichste in dem Chor der sechzig Wald- und Wiesensänger, die ich mir in diesen Wochen als geneigter Kritiker anhören mußte. Ihr Bändchen „Prosa und Verse" (Dresden, F. Pierson) verrät allerdings keine große Verskünstlerin, ohne Gewissensbisse beginnt sie ein Lied mit dem lieblichen Auftakt: „Lerche, du die sich". . ., aber es webt darin etwas, was wenigen Frauen eigen ist: Humor. Und zwar ein saftiger, fast derber Humor, der besonders in einigen plattdeutschen Gedichten kräftig hervortritt. Humoristisch wirken auch zum Teil die „Gedichte"

von Johannes Hagen (Müller, Neustadt a. S.), leider jedoch sehr unabsichtlich. Der Verfasser ist ohne Frage ein sehr wackerer Mann, der für alles Schöne, insbesondere für die Anmut holder Mägdlein stark empfänglich zu sein scheint. Und nicht nur empfänglich. Hier und da gelingt es ihm auch, sein Empfinden in ansprechender Weise wiederzugeben und ein schlichtes Lied voll Wohllaut in der Form und sinnvoll im Gehalt zu schaffen. Von dieser Art ist der kleine Cyklus „Mag auch die Liebe weinen“. Nicht arm an gewinnenden Klängen ist ferner der Nachruf an Emanuel Geibel. Aber das sind Ausnahmen. Herr Hagen leidet an einem schweren Übel: er dichtet zu viel, er dichtet meistenteils, ohne die Gunst der Muse abzuwarten, kein Wunder daher, daß er nur zu oft nachdichtet, was ihm andere längst und besser vorgedichtet haben. Das ganze Buch wimmelt von Wendungen, die jedes Schulkind auswendig weiß, aber nicht aus der Lektüre unseres Hagen her, von: „Ich denke dein“, „O wie wohl ist mir am Abend“, „O Jugendzeit, wie weit, wie weit“... und dergleichen mehr. Wie es scheint, rechnet der gedächtnisstarke Poet selbst Goethe zu den bereits vergessenen Dichtern; er würde sonst kaum mit solcher Gelassenheit in seinem „Vergißmeinnicht an Anna“ und anderwärts den Altmeister kopieren. Aber diese Schwäche teilt Hagen mit anderen Epigonen. Eine Eigenart jedoch, in der ihm so leicht kein anderer gleichkommt, ist die Naivetät seines Gefühlsausdrucks; immerfort süßlich, streift sie zuweilen ans Läppische. Was Herr Hagen, der zweifellos kein Jüngling mehr ist, an „Blümelein“ und „Vögelein“ und sonstigen Kindlichkeiten leistet, das übersteigt den Konsum, den die deutsche Jugend an solchen Dingen bedarf, um neunzig Prozent. Es ist kein Wunder, daß der unglückliche Poet beständig über Liebesenttäuschungen klagen muß, ein modernes Mädchen hält diese Art von Girren und Flöten unmöglich aus; dergleichen war nur in der Zeit der Chloen, Daphnen und Amaryllen erträglich. Liebesjammer ohne Ende. Die Mädchen, die der Ärmste mit seiner Neigung beglückt, sind freilich oft seltsame Pflänzchen. Von dem einen versichert er:

Ich hatt' es einst gefunden
Am klaren blauen Bach;
Trieb mit ihr Scherz und Spiele
Gar oft bis in die Nacht.

Daß eine solche Wasserdame nicht sehr beständig sein kann, hätte Hagen von vornherein sich sagen sollen. Er brauchte dann im „Ständchen“ nicht so mitleiderregend zu seufzen:

Ach, ich stehe hier und friere,
Eisig weht der Wind.

Vielleicht ist dieses hartherzige Lieb dasselbe, dem er gelegentlich den Gruß zuruft: „Gute Nacht, du Finnenkind“, und das ihm, als er es einst mit einem Kuß aus dem Schlaf weckt, so schlagfertig dankt:

Darob erwachte sie, und ich mußt' fühlen
Nun auch den scharfen Dorn der süßen Rose.

Darin aber hat der Poet recht, aufs Lieben versteht sich Keiner so wie er. Seine Leidenschaft überwindet selbst die Schrecken der Natur. Jede „Anne“ sollte stolz darauf sein, Empfindungen zu wecken, wie sie „Gewitternacht“ schildert:

Es brüllet und wütet ein gräßlicher Sturm
Und Regen rauscht wild herab;
Vom Turme zittert es eben zwölf,
Die Geister verlassen das Grab!

Mit Flammenpinsel am Wolkensaum,
Dort malen die Blitze so wild,
Und doch so herrlich, so wunderschön,
Dein teures, dein liebliches Bild.

Gefangen, umnebelt ist jetzt mein Aug',
Ich merk' nichts von schaurig und wild,
Ich merk' nicht Regen und auch nicht Sturm:
Ich sehe nur einzig dein Bild.

Einem Dichter, der in den Blitzen porträtmalende Pinsel sieht, steht es denn auch wohl an, einen Wunsch von so unerhörter Kühnheit auszusprechen, wie ihn Seite 87 zum besten gibt:

An den großen Herrn der Welten
Habe ich die eine Bitte,
Daß er mir vom hohen Himmel
Sende aus der Sterne Mitte
Nur die Gruppe der Plejaden;
Daß mein holdes Lieb sich freue,
Wenn ich ihr die goldnen Sterne
In die dunklen Locken streue.

Glücklicherweise hat der Himmel ein Einsehen gehabt, und — wie ich mich eben am Abendhimmel überzeuge — den Wunsch des Dichters zum Besten seines Liebchens und unser aller Köpfe, nicht erfüllt. Bis in die Träume wird Hagen von seiner übermächtigen Phantasie geplagt. So träumt er eines Nachts „in seinem Bette“, sein Lieb sei eine goldene Kette,

Von wunderbarer Arbeit
War Schloß und auch Gelenke;
Ich nahm sie überglücklich
Von jemand zum Geschenke.

Und in seiner liebenswürdigen Befangenheit hält der Gute dies Gleichnis sogar für ein besonders „sinniges“, denn:

Du weißt stets Glück und Liebe
An meinen Fuß zu ketten,
Du zauberst Duft und Lieder
An meine Ruhestätten.

Auf die Dauer hat aber doch die Kette nicht vorgehalten, denn eines Tages ergreift Herrn Hagen eine heiße Sehnsucht, nach — Spanien auszuwandern, „nach dem Land der Liebe, voll Sonnenschein und Duftgestiebe“.

Wo Feuer sprüht aus allen Augen,
Da kann man mehr Begeistrung saugen,
Da muß das Lied elektrisch leuchten; —
Dies kalte Land kann mir nicht taugen.

Wo Spaniens Palmen mich beschatten,
Da muß sich Flamm' der Flamme gatten ...
Am Tajostrande möcht' ich lauschen,
Wo Spaniens Söhne Lieder tauschen,

Die gluterfüllt das Herz durchwühlen,
Wenn drein die mächt'gen Bäume rauschen.

Das ist wundervoll gesagt, wenn ich auch fürchte, daß am Tajo ein lebhafterer Tauschhandel in Käse und Wolle blüht, als in Liedern. Nue ein Wort wie „Duftgestiebe" sollte ein kluger Poet vermeiden; der Deklamator mag noch so deutlich reden, die prosaischen Zuhörer werden doch „duft'ge Stiebel" zu hören glauben.

Die Poetengattung, der Johannes Hagen angehört, zählt unter den sechzig Sängern, die sich zur Prüfung bei mir eingestellt haben, noch einige Dutzend Vertreter mehe. Es wäre grausam gegen die Herren Dichter sowohl wie gegen meine Leser, tiefer in diese Gehege unseres „Dichterwaldes" einzudringen und von dem „Gezwitscher", an dem Meister Uhland solche Freude hat, weitere Proben mitzuteilen. Das eine Mustee genüge für alle. An anderen Mitgliedern der liederfrohen Gemeinde muß ich, in weiser Rücksicht auf den Raum, der mir zu Gebote steht, vorübergehen. „Mosaik" von Marie Pieske, Edmund Kadens „Aus Höhen und Tiefen", „Junges Grün" von Maria de Luhs, besonders aber „Lieder und Worte" von G. von der Elda, „O Menschenfreud, o Menschenleid" von A. Kassau und „Am Lebensdorn" von Franz Poppe, — sie alle dringen neben mancherlei Schwächlichem eine Fülle reizvoller und gedankenreicher Poesie; nur ist die dichterische Eigenart nicht stark genug, um ein näheres Eingehen an dieser Stelle zu rechtfertigen.

Ein Poet aber, der, wenn auch nicht immer, so doch meistenteils etwas ganz Neues zu sagen hat, ein Dichter von bezwingender Liebenswürdigkeit, dem man mit wahrer Herzensfreude lauscht, eine Persönlichkeit, ebenso reich wie reif, ist Gustav Falke. Seine Kunst ist nicht auf das Große und Gewaltige gerichtet, sie hat nichts Ringendes, nichts Wühlendes, alles an ihr ist fein, und wenn man das Wort im weitesten und höchsten Sinne nimmt, graziös; niegendwo aber steht diese Grazie im Gegensatz zur Tiefe. Falke ist vorwiegend Stimmungspoet; gleich gut gelingt es ihm, die Farben und Klänge der Wieklichkeit wiederzugeben, die Seele der Natur in all ihren Erscheinungen zu erfassen, und ein andermal diese Erscheinungen ins Phantastische zu steigern, ideell zu verklären. Auf den ersten Blick scheint das zweite Gebiet, auf dem Falke sich mit Voeliebe bewegt, zu jener Welt voll Stimmungszauber einen Gegensatz zu bilden. Aber es scheint nur so. Der frische, kecke Humor, den der Dichter entfaltet, und der sich in milder Satire, in fröhlichen Vagantenliedern, in übermütigen Kapriolen kundgibt, ist die rechte Ergänzung zu der Innigkeit, mit der sich Falke in die Natur vertieft. Beides zusammen erst macht seine Eigenart aus. Berückend ist die Form seiner Dichtung, der Rhythmus, der Reim, die Sprache. Sie hat oft etwas so Weiches, Schwellendes, Wiegendes, daß man geradezu ein körperliches Empfinden hat, in diesen Rhythmen wie in Blumen zu versinken. Nur hier und da verirrt sich die Form, ebenso wie der Gehalt, ins Gekünstelte; fast immer dort, wo Falke das Bedürfnis fühlt, zu zeigen, daß er zu den waschecht Modernen gehört. Er hat es aber nirgends nötig, mit Lilienkron oder Dehmel zu wetteifern, er ist „selbst Aner". Von all diesen Seiten und Richtungen seines Könnens gibt das Gedichtbuch „Neue Fahrt" (Berlin, Schuster & Löffler) ein deutliches, umfassendes Bild. Da drängt sich Blüte an Blüte, kaum irgendwo ein welkes Blatt, fast alles Vollendung, makellose Reife. Zunächst eine Fülle köstlicher Naturstimmungen, denen ich selbst unter den Dichtungen Storms nur weniges an die Seite zu stellen wüßte. Nicht oft hat die Sehnsucht nach der Freiheit der Natur innigeren Ausdruck gefunden, als im „Frühlingslied des Sklaven". Nur den Schluß will ich hierher setzen:

... Ich sollte alles lassen
Und laufen nur grad hinaus
Aus den dumpfen Werkelgassen
In die grüne Freiheit hinaus.

Ich habe so ein Verlangen,
Ein Sehnen Tag und Nacht.
Wie bald ist der Frühling gegangen
Und hat mir nichts gebracht.

Sommerstille und Sommerglanz ruht übee dem Gedicht: „So still, so schwül die Mittagsstunde", wie über dem vom „rechten Ort":

Es ist ein stiller Pfad
Entlang an Klee und Korn,
Wo Furchen grub das schwere Rad;
Geißblatt wuchert am Rand, und Dorn.

Rings Farben, juliwarm,
Und reifee Roggenduft;
Ein tanzender Mückenschwarm
Und Schwalben in zitternder Luft.

Und um die glühe Mittagszeit
Ein Bett im Heckenkraut,
Und weit
Kein Menschenlaut.

Aus anderen Liedern atmet die Taufrische des Morgens; heimlicher Abendfriede weht durch die Strophen:

Im abendlichen Garten
Stehn die Rosen so still,
Als ob sie wen erwarten,
Der nicht kommen will.

Und durch ihr süßes weiches
Stilles Duften geht
Leise ein erstes bleiches
Mondlicht übers Beet.

Ins Phantastische heben sich die traumhaften Dichtungen „Das göttliche Schweigen", „Die Insel" und das „Thal der Flammen", letzteres eine Art Allegorie, die aber keinen Zug kalter Abstraktion aufweist, sondern ganz in Poesie getaucht ist:

Ein Felsenwall, schwaezklüftig aufgetürmt,
Umschließt ein Thal, das noch kein Fuß betrat ...
— — — — — — — — — — —
Doch blüht ein wundeelichee Garten hiee
Aus nacktem Stein und singt und klingt, ein Garten
Von Flammen.
Cypeessengleich, hoch tempelheilig,

Brennen zwei stille blaue Schwesterflammen,
Fast unbewegt. Nur leise zittern oben
Die schlanken Feuerwipfel jeder Größe
Um sie herum ein Beet von Flammen. Ruhig
In stetem Glanz hier, — flackernd, aufgeregt,
Sturmartig dort, und dort wie müde, schwächlich
Ein letztes Leben nährend. Züngelnd hier,
Ein Schwertertanz von Flammen, dort ein Zucken,
Ein mühsam Ringen, wie das Ringen einer
Sehnsüchtigen, bedrückten armen Seele ...
— — — — — — — — — — — —

Von Zeit zu Zeit erlischt ein müdes Flämmchen
Mit leisem Seufzer, der im Singen hinstirbt,
Im Klagen dieses wunderlichen Gartens.
Und neue Blumen blühen aus dem Stein.
Ihr Duft ist Klang. Ein leises, sanftes Singen,
Nur ab und an zu vollerm Ton geschwellt.
Kaum sichtbar steigt ein feiner Rauch, ihr Atem,
Und sammelt oben sich zu weißen Wölkchen,
Die still, gleich abgeschiednen reinen Seelen,
Im Äther schwinden.

Zwischen diesen Stimmungsdichtungen flattert wie loses Gerank allerlei lyrisches Getändel, das zum Teil ganz rokokohaft anmutet. So die „Verschmähte“: „Komm ich längs der grünen Weide, Wo die kleinen Lämmer grasen, Immer hör ich mir zuleide Eine helle Flöte blasen“ ..., „Die Prinzeßin“ und „Auf dem Maskenball“. Lebensvoller und saftiger, als diese koketten Spielereien, wirken die Lieder, die das ewige Motiv „Ich hab mein Sach' auf nichts gestellt“ variieren. Es ist einerlei, wo man das Buch aufschlägt, immer wird man auf einen Treffer stoßen. Die paar Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Zu diesen Ausnahmen zählt für meinen Geschmack das nach modernstem Stil aufgeputzte „Fräulein im Reisekleid“ und das blutdürstige Lied vom „Haß“:

Ich wollt', ich wär' der Henker, du Hund!
Und hätte dich auf dem Block.
Und deine geöffneten Adern spien
Auf meinen roten Rock.

Ich wollt' ich wär' das blanke Beil
Und mich träfe dein bleicher Blick,
Hei, wollt' ich blitzen vor Luft, du Hund,
Saus' ich nieder auf dein Genick.

Das ist kein wilder Aufschrei mehr, das ist krampfhafte Mache, und nicht erschütternd, sondern einfach widerlich.

Ein Dichter von ganz anderer Art, aber an Können Falke im großen Ganzen gleich, ist **Hans H. Busse**. Sein innerstes Wesen verrät er selbst ziemlich klar im Titel seines jüngsten Buches „**Gedanken-Dämon**“ (München, A. Schüler). Mit der lichten Klarheit Falkes ist Busses Poesie nicht begnadet, sie ist auch weniger erd- und naturwüchsig, mehr ein Kulturgewächs, in Treibhausluft gezüchtet. Wie ein Schwalbenzug um das einsame Licht des Leuchtturms flattert und immer wieder vorstößt, ob auch ein Vogel nach dem anderen sich den Kopf zerschmettert, so kreisen die Empfindungen Hans Busses um die einzige Rätselfrage: Wozu?

Ich höre die Schreie
So Tag und Nacht;
Durch das Lächeln der Glücklichen,
Durch das Schluchzen der Traurigen
Erlausche ich
Die Schreie des Dämons ...
Und wer sie hört,
Der leidet ewig,
Der muß versinken
Langsam und stetig
In wahnsinn-gebärendes Grübeln,
In thatenlos-totes Leben;
Langsam und sicher,
Wie ich.
Wozu? — —

Ein friedloses Ringen und Suchen, ein Wühlen in Erkenntnis und Empfindung, ein beständiger Wechsel von Lebens- und Todesschauer, ein unaufhörliches banges Zweifeln, das sich nur hier und da in wehmütige Resignation löst, — das ist das dichterische Sein und Leben Busses. Aber sein Gedankenringen hat nichts Abstraktes, es ist ganz in poetische Anschauung und Empfindung umgesetzt; auch Hans Busse ist ein Meister der Form, fast immer deckt sich bei ihm der Rhythmus mit dem Gehalt, und seine Sprache, die nur allzu gern in gemachten Wortverbindungen schwelgt, treibt zuweilen wundervolle Blüten. So die schlichte Strophe:

... Zum Himmel gerichtet, fragen
Nach einem Gottesreich
Große blaue Augen —
Glockenblumengleich.

Das Einsamkeitsgefühl, das den Dichter, den Propheten, alle diejenigen erfüllt, die eine große Botschaft zu verkündigen haben, und es will niemand kommen, um zu hören, — ist selten so stimmungsvoll ergreifend wie in dem Gedicht „Es brennen die Kerzen“ zum Ausdruck gelangt.

Es brennen die Kerzen.
Bereitet zum Feste
Bin ich aufs beste
Und harre der Gäste ...
— — — — — —

Die Kerzen brennen.
Mir war so heiter
Als Fest-Bereiter!
Weiter und weiter
Brennen die Kerzen ...
Dem Tage entgegen
Flackert die letzte der Kerzen.
Nun muß ich mit einsamem Herzen
Bei Morgenkühle zur Ruhe mich legen.
Die Gäste mochten nicht kommen;
Und meine Kerzen verglommen.

Es entspricht der Eigenart Busses, daß er mit Vorliebe freie Rhythmen wählt und nur die reinen Empfindungslieder im Reim ausklingen läßt. In seinem herben, aber mehr wehmütigen, als verzweiflungsvollen Pessimismus erinnert der Dichter an Leopardi. Leider ist auch er etwas angekränkelt von der Art der allermodernsten fin de siècle-Lyrik. Gedichte wie „Leben lag mir fern und weit“, in der präraffaelitischen Steifheit des Ausdrucks, sind zweifellos angelernt und nachempfunden.

Verwandt mit Hans H. Busse, was die Tiefe der Weltanschauung angeht, aber künstlerisch fast sein Antipode, ist Georg Edward, der Dichter der „Balladen und Lieder“, die im Verlage von Baumert & Ronge in Großenhain erschienen sind. Edward strebt in der Form nach volksliedartiger Schlichtheit, er hat sein Können vornehmlich an der englischen Ballade geschult. Seine Rhythmen, seine Worte, seine Bilder sind nirgends gesucht und erkünstelt, sie halten sich fast durchweg in dem Rahmen, den die Meister unserer Literatur geschaffen, aber Edward weiß die alten Formen mit so frischem, blühendem Leben zu erfüllen, daß das Alte wie neu erscheint. In dem Schwung seiner Rhythmik gemahnt er an Strachwitz, aber er ist reicher und mannigfaltiger in Stimmung und Gehalt, als der schlesische Poet. Den Balladenton weiß unter den Neueren kaum ein anderer so zu treffen wie er. Davon zeugen die Dichtungen „Ellen-a-Roon“, „Sarah Pollgis“, „Schön Ellen“ und die Ballade, die mit der Strophe beginnt:

Wir sind gewandert her und hin — mir thut's so weh, so weh,
Wenn ich dein blasses Angesicht, dein müdes Auge seh:
Nicht Haus, nicht Hütte ist zu schau'n — und leise fällt der Schnee
Und an die nackten Felsen tost der kalte, kalte See . . .

Aber auch im Liebeslied und in der Naturschilderung zeigt sich überall der reife Könner, der ohne viel Prunk und Aufwand seine Eigenart dennoch bestimmt auszuprägen weiß. Man lese nur das Gedicht „Gras“ oder das andere:

Den langen, langen Sommertag
Rauscht leis das Gras im Winde —
Wir saßen Hand in Hand am Hag
Unter der grünen Linde . . .

und weiterhin das stimmungsvolle:

Hinterm Gitter, wo die Rosen träumen,
Hör ich eine Mädchenstimme singen,
Eine süße Stimme. In den Bäumen
Schweigt der Wind und senkt die müden Schwingen.

Für die geistige Kraft, das ideelle Ringen des Dichters sprechen deutlich die größeren Dichtungen „Das Glück“ und das „Requiem“ mit dem kraftvollen Anfang:

Roll' hin, gewalt'ges Rad der Zeit,
Roll' hin, roll' immerfort!

Nur hier und da stört eine zu prosaische Wendung.

Es bedarf keines gewaltsamen Übergangs, wenn ich von der Gegenwartsdichtung zum Schluß auf eine neue Ausgabe der Goetheschen Gedichte zu sprechen komme. Goethes Lyrik wird eben niemals alt, sie kann sich in ihrer unverwelklichen Frische getrost neben der allerjüngsten sehen lassen. Die neue Ausgabe, die von der Leipziger Verlagsbuchhandlung Adolf Titze veranstaltet worden ist, bringt nicht die sämtlichen Gedichte; daß aber das Beste ausgelesen und in einer ansprechenden Ordnung zusammengestellt ist, dafür bürgt der Name des Herausgebers Karl Heinemann, dem wir eine der trefflichsten Goethebiographien verdanken. Ihren besonderen Wert aber empfängt die Ausgabe durch die Illustrationen Frank Kirchbachs, der den Reichtum seines Könnens in einer verschwenderischen Fülle von Vignetten, Randzeichnungen und Vollbildern entfaltet. Kirchbach hat sich liebevoll in die Goethesche Poesie vertieft, und was sie an Empfindungen und Anschauungen in ihm erregt, mit lebhafter Phantasie und wirkungsvoller zeichnerischer Kraft künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Sein Bestes gibt er in den Heliogravuren, mit denen jedes von den zwölf Heften der Ausgabe geschmückt ist. Sie versinnbildlichen in freier Phantasieauffassung die Scenerie oder den Empfindungsgehalt der Gedichte: „Stirbt der Fuchs“, „Lilis Park“, „Hans Sachs“, „Mignon und der Harfner“, „Alexis und Dora“, „Der neue Pausias“, „Der Gott und die Bajadere“, „Der Rattenfänger“, „Johanna Sebus“, „Suleika und Hatem“ und schließlich „Die Frau des Bramanen“. Unter den kleineren Zeichnungen erscheint mehr als eine in Stimmung oder Ausführung nicht ganz gelungen, aber das ist bei der Menge des Gebotenen fast selbstverständlich. Der Wert derartiger Illustrationswerke ist nicht unbestritten, weil sie geeignet sind, den Leser in seiner eigenen Phantasiethätigkeit zu beeinträchtigen. Gibt man jedoch ihre Berechtigung einmal zu, dann ist ohne weiteres anzuerkennen, daß die Titzesche Ausgabe auf dem Gebiet der Illustration eine der bedeutendsten und anregendsten Erscheinungen bildet.



Zu unseren Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der schöne Lenz mit seinem zarten Grün und seinem Knospenprangen soll auch im künstlerischen Schmucke unseres Maiheftes zum Ausdruck kommen. Die fröhliche Farbe herrscht. Der immer frische Kurt Agthe führt uns mit seinen schmucken, kleinen Landschaften in den Südharz; Albert Richter hat das fein abgestimmte Gedicht „Gartensonate“ mit zierlichen, farbigen Arabesken umrahmt. Auch die Vollbilder tragen der Mehrzahl nach dem Frühjahr Rechnung. Da ist schon das Titelbild: ein braunhäutiger, lustiger Bursch, wie wir ihn vom Hange des Vesuvs oder vom felsigen Anakapri her kennen, Weinlaub um den Pifferarohut — eine flotte Aquarellstudie von Meister Franz Simm in München.



Abb. 1. Das Denkmal Otto I. Von Professor Max Unger.
Abt Sibold von Lehnin. Der Wendenfürst Pribislaw.

Aus dem sonnigen Italien leitet das Gemälde von Marie Laux „Ein Frühlingslied“ in unsere Heimat hinüber; aus dem Birkengezweig schmettern die Finken ihr Lied hinaus in die lauen Lüfte. Taudouze schildert im Rokokogewande ein Plauderstündchen „Am Brunnen“; besonders reizvoll ist der Stadtwinkel, den er sich als malerischen Schauplatz erkoren hat. Dann folgen in der Reihe der Einschaltbilder die kraftvollen Gemälde von Heinrich Zügel, das Gemälde „Schwere Arbeit“ mit den mächtig über das Ackerland ausschreitenden Ochsen, und das große Bild „Halt!“ — die Schafherde vor der Bahnbarriere.

Durch die besondere Freundlichkeit des Besitzers der allerliebsten Aquarelle kamen wir in die Lage, unseren Lesern die berühmte „Maibowle“ von Theodor Mintrop (zwischen S. 280 und 281) vorzuführen; dasselbe Motiv hat der Meister bekanntlich auch in einem im Kölner Museum befindlichen Ölgemälde behandelt. Hier wie dort — im Aquarell und im Ölgemälde — zeigt sich der schier unerschöpfliche Phantasiereichtum und zeigt sich zugleich die liebenswürdige Anmut des großen Künstlers in bewundernswerter Weise. Wie prächtig ist das humorvolle Bildchen komponiert! Wie drängen und schieben sich die lustigen Gesellen auf den schwanken Rebenranken nach dem einen Mittelpunkte zu, der Bowle selbst und den sie füllenden Moselgeisterchen — wie scharf hebt sich aus dem Wirrwarr der vielen Gestalten jede einzelne heraus, wie ungezwungen erscheinen sie alle in ihren mannigfachen Bewegungen. Je länger man das Bild betrachtet, desto mehr gefällt es — es geht von ihm aus wie Waldmeisterduft und wie übermütige Weinlaune. Und wie ernst war das Leben des Mannes, der dies Bild geschaffen — wie knapp die Zeit seiner wirklichen künstlerischen Bethätigung ihm zugewiesen! Ein Bauernkind war Theodor Mintrop (geb. 1814 zu Berkenkofen bei Verden an der Ruhr) und als Bauer arbeitete er bis 1844, bis ihn Eduard Geselschap zufällig kennen lernte und, von den Zeichnungen des schlichten Landmanns entzückt, ihn nach Düsseldorf an die Akademie brachte. Im Jahre 1852 erst trat Mintrop mit seinem ersten großen Bilde „Maria mit dem Jesuskind und Johannes“ (jetzt in der Düsseldorfer Akademie) an die Öffentlichkeit, fand aber nun mit ihm und noch mehr mit seinem nächsten Werke „Madonna mit den Heiligen Ludgerius und Benedictus“ (Kirche zu Verden) sofort reiche Anerkennung. Leider vermachte Mintrop sich nie



Abb. 2. Das Denkmal Otto II. Von Professor Joseph Uphues.
Der Edle Gans zu Putlitz. Der Geschichtschreiber Heinrich von Antwerpen.

ganz an das städtische Leben zu gewöhnen — er kränkelte viel und starb schan 1870 in den Armen seines Freundes Geselschap. Aber graß ist die Zahl der Meisterwerke, die er in den knappen achtzehn Jahren von 1852 bis 1870 geschaffen, graß und bewundernswert sind besanders seine zum Teil noch von ihm selbst als Wandgemälde ausgeführten Kompositionen: die vier Elemente und Handel und Industrie (Schaafhausen in Köln), die vier Gattungen der Musik (Deichmann in Köln), Kinderfries (Asser in Köln); daneben der wundervalle „Weihnachtsbaum“, „die zwölf Monate“, „Christi Einzug“ — nicht zuletzt auch der Cyklus vom „König Heinzelmann“. — Das Original der Aquarelle „Maibowle“ ist übrigens zur Zeit verkäuflich, wie für die vielen Verehrer Mintraps bemerkt sein mag.

Auch aus einem Düsseldorfer Atelier, dessen gastliche Pforten sich aber erst vor etwa Jahresfrist für immer schlossen, stammt das nächste Bild „Im Mai“ des zu früh verstarbenen L. Munthe; das Gemälde ist insofern noch besonders inter-



Abb. 3. Das Denkmal Albrecht II. Von Professor Johannes Böse.
Eicke von Repkow. Hermann von Salza.

essant, als es den Künstler von einer Seite zeigt, nach der sein Schaffen sonst nicht gravitierte. Munthe liebte den Herbst und den Vorfrühling, das Tauwetter, den zerfließenden Schnee. Den deutschen Wald im Blütenschmuck hat er unseres Wissens selten gemalt.

Und nun die übermütige, prächtige „Schadenfreude“ von Altmeister Knaus: auf sanftem Hang ein allerliebstes Mädelchen, das mit lustig spottenden Augen auf die beiden Faunbengels herabsieht, die sich unten mitten in den Frühlingsblumen in den Haaren liegen. Wie es leuchtet in dem Kindergesicht dort oben! Die Faune müssen dem Mädel irgend einen Schabernack gespielt haben, und nun zausen sie sich selbst, und man hört die Kleine rufen: „Gib's ihm tüchtig! Ihr Rackers — ihr!“ Ein Geringerer wäre an dem Motive gescheitert — Knaus aber hat eine solche Fülle von Humor darüber ausgegossen, daß man seine helle Freude daran haben muß.

Dem schönen Blumenstillleben von Marie Nyl, wohl der bedeutendsten unter den vielen gegenwärtig in München schaffenden Blumenmalerinnen, reiht sich noch ein Frühlingsbild „Blütezeit“ von E. Niczky an, ein junges Mädchen in Empirekostüm darstellend, das unter blütenbeladenen Obstbäumen dahinschreitet. —

Auch von den kleineren Bildern und Studien huldigen wieder mehrere den Lenzesfreuden. Sicher thut das, und mit frohem Bewußtsein, das Liebespärchen auf dem Bilde von H. Koch „Einsamkeit zu zweien“ (S. 252), und auch über dem Gemälde „Die Heimkehr“ von Marcus Stone (S. 325) liegt es wie linder Frühlingshauch. Der Liebhaberaufnahme „Frühling im Walde“ von Dr. Blümel (S. 333) sei die Oelstudie „Ein stiller Winkel“ von Marie von Zitzewitz (S. 345), einer Schülerin des bekannten Münchener Landschaftsmalers Peter Paul Müller, gegenübergestellt: es ist recht interessant, Photographie und Studie in bewußter Zusammenstellung zu betrachten. Bei aller Hochschätzung der mit künstlerischem Auge erfaßten, technisch vollendet durchgeführten Aufnahme, drängt sich dabei immer wieder die Überlegenheit, fast möchte ich sagen: die geistige Überlegenheit der Studie auf, aus der die Individualität des Schaffenden doch ungleich schärfer zu uns spricht. Auf S. 348 endlich ist eine reizende Studie von Paul Thumann eingeschoben; fein, anmutig und mit der Treffsicherheit hingestellt, die für Thumann charakteristisch ist.

Unser Heft gibt diesmal auch eine ganze Reihe plastische Werke wieder. Da ist zunächst auf S. 245 die „Kugelspielerin“ von Walter Schott, die auf der letzten Berliner Ausstellung Aufsehen erregte, eine graziöse Arbeit von schönem Linienfluß; wir werden wahrscheinlich schon in unserem nächsten Heft einige weitere Werke des Berliner Meisters bringen, der in erstaunlich schneller Vorwärtsentwickelung begriffen ist. — Die „Brunnennymphe“ von A. Calandrelli (S. 341) hat seit kurzem in den Parkanlagen an der v. d. Heydtstraße in Berlin Aufstellung gefunden, wie sich denn die Hauptstadt neuerdings in schneller Folge mit Werken der plastischen Kunst schmückt. —

Einen ernsten, großen Vorwurf wählte sich Professor Gustav Eberlein in seiner neuesten Arbeit, die soeben erst sein Atelier verließ. Er schuf eine Porträtbüste Goethes mit dem Schädel Schillers in den Händen. Es ist vielleicht nicht allen unseren Lesern bekannt, daß man 1826 den Schädel Schillers von den übrigen Gebeinen trennte und in dem Postamente von Danneckers Kolossalbüste in der Weimarer Bibliothek niederlegte, bis dann ein Jahr später auf Betreiben König Ludwigs I. von Bayern die irdischen Überreste wieder vereinigt und in der Gruft des weimarischen Fürstenhauses beigesetzt wurden. Damals aber, 1826, hat Goethe in die Betrachtung des Schädels seines großen Freundes versunken, die berühmten Strophen gedichtet:

„Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute . . .

. . . Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,

Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich in jenes Meer entrückte,

Das flutend strömt gesteigerte Gestalten
Geheim' Gefäß, Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?

Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“ — —

Im unmittelbaren Anschluß an diese Zeilen finden unsere Leser endlich die Abbildungen der ersten, am 22. März enthüllten, jener zweiunddreißig Denkmalsgruppen, welche als eine Gabe Kaiser Wilhelms II. die Siegesallee schmücken sollen — „Denkmäler von der Begründung der Mark Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des Reichs“. Man braucht mit den Einzelheiten der Anordnung und der Ausführung nicht durchaus einverstanden zu sein; das aber muß man heute schon rückhaltslos anerkennen, daß das Ganze dereinst eine Ruhmesstraße bilden wird, wie es kaum eine zweite gibt; der ihr zu Grunde liegende Gedanke war groß und schön, und der künstlerische Wert der ersten Gruppen, die überraschend belebte Mannigfaltigkeit der Anlage eröffnen eine frohe Aussicht auf die Gesamtheit.

H. v. S.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

